Princeton University Library
32101 045379631

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Print

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

50. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. W. Grunow
1891

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1891. Viertes Vierteljahr

Jubelheft

Fünfzig Jahre! 1. Oktober 1841—1891. S. 1.

Politik, Heerwesen und Volkswirtschaft. Rechtspflege und Unterrichtswesen

Unsre auswärtige Lage. S. 57.
Der Thronwechsel in Württemberg. S. 105.
Die sächsischen Landtagswahlen. S. 184.
Die Sozialdemokraten in Erfurt. S. 249.
Glossen zum deutschen Reichstagswahlrecht. 1. 2. S. 323. — 3. 4. 5. S. 345.
Die europäische Lage. S. 393.
Die Redemptoristen und das Jesuitengesetz. Von J. Norden. S. 397.
Die Umbildung der sozialdemokratischen Partei. S. 441.
Die juristische Seite des Sozialismus. S. 492.

Die letzten Unruhen in China. S. 153.
Charles Stewart Parnell. Von Hugo Bartels. S. 201.
Rußland. S. 489.

Die Eisenbahnwehrkräfte in den europäischen Großstaaten. S. 593.

Rodbertus als Nationalökonom und als Politiker. 1 S. 61.— 2. S. 121.
Heimstätten. Von J. G. Weiß. S. 109.
Die Arbeitseinstellung im Buchdruckereigewerbe. S. 432.
Unser papierner Reichtum. S. 537.
Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Handelsverträge. S. 565.

Das Abzahlungsgeschäft. S. 158.

Die Schule und die Jugendspiele. S. 74.
Der Streit um den Geschichtsunterricht. S. 274.
Die höhere Mädchenschule. S. 297.
Die Kunstwissenschaft an unsern Universitäten. Von Konrad Lange. S. 449.
Die neuen preußischen Lehrpläne. S. 501.

Geschichte

Geschichtsphilosophische Gedanken. 12. Die Teilung des christlichen Erbes. S. 263. 308. — 13. Ist eine Wiedervereinigung der Konfessionen zu erstreben? S. 403. — 14. Wie die Konfessionen einander brauchen. S. 606.
Die athenische Staatsverfassung nach der wiederaufgefundnen Schrift des Aristoteles. Von F. Knoke. S. 169. 229.
Die Kaiserpolitik des Mittelalters. Von Otto Kaemmel. S. 356.
Erinnerungen eines Offiziösen. S. 511.
Neues über Schleswig-Holstein. S. 231.

Litteratur und Theater

Die Mimiamben des Herodas. S. 468.
Ein Versuch zu einem nationalen Epos. Von Julius Schaper. S. 131.
Lenau und Sophie Löwenthal. Von Walther Ribbeck. S. 78.
Aus dem Nachlaß Scheffels und Vischers. S. 520.
Berliner Liebesromane. S. 287.
Geschichten aus Hinterpommern. S. 423.
Rezensentenstücke. S. 475.
Wahrheit? S. 559.

Verschiednes

Malerisch und photographisch. S. 181.
Deutsche Neger. Von Ernst Henrici. S. 222. 255.
Technische Fragen. S. 319.
Der Name Amerika. Von Wilhelm Swoboda. S. 372.
Ein Nachwort zum Trierer Jahrmarkt. S. 380.
Moltkes Charakterbild nach seinen Familienbriefen. Von Ernst Groth. S. 414.
Das Duell und seine Entwicklung in England. Von Eduard Cruesemann (London). S. 542.
Das bürgerliche Wohnhaus. S. 554.
Helbigs Führer durch die römischen Altertumsmuseen. S. 619.

Bilder und Geschichten

Erste Liebe. S. 85. 138.
Aus dänischer Zeit. S. 7. — Übers Wasser. S. 331.
Die Mutter sehnt sich und der Vater wartet. Eine Weihnachtsgeschichte von L. Budde. S. 572. 623.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Recht und Richter. S. 92.
Zum Trunksuchtsgesetz. S. 93.
Geschichte und Kulturgeschichte. S. 95.
Zum Berliner Kaiserdenkmal. S. 98.
Homunculus und Herr Nemo. S. 100.
Chile für die Chilenen. S. 145.
Der Verteidiger im Strafprozeß. S. 146.
Das Grillparzerjahrbuch. S. 147.
Sentimentales Laster fürs deutsche Haus. S. 150.

(RECAP)
0902
407
v 50
1371
619449

Suum cuique. S. 151.
Die Sozialdemokratie in Mannheim. S. 151.
Noch einmal der Kölner Juristentag. S. 186.
Nochmals der Richterstand und die öffentliche Meinung. S. 188.
Rentengüter. S. 189.
Überbürdung und Überfüllung. S. 189.
Zu Moltkes Kriegsgeschichte. S. 191.
Die Beschießung von Paris. S. 192.
Böhmische Topographie. S. 195.
Der Pleinairismus. S. 195.
Zum Trunksuchtsgesetz. S. 242.
Sarreguemines. S. 244.
Zeitungsehrlichkeit. S. 245.
Des Kaisers Bart. S. 295.
Heer und Mode. S. 295.
Eile mit Weile. S. 296.
Das Zuhälterunwesen. S. 338.
Privatstunden und Pensionäre. S. 341.
Nochmals der Richterstand. S. 342.
Eisenbahnlitteratur. S. 342.
Zwei Sprüche. S. 389.
Gymnasialreform. S. 389.
Juristendeutsch und deutsches Deutsch. S. 389.
Werden wir eigentlich gescheiter? S. 390.
Rentengüter. S. 439.
Zum Kaiserdenkmal. S. 482.
Junggesellensteuer. S. 483.
Brotlose Künste. S. 485.
Vom deutschen Unterricht. S. 488.
Des Rätsels Lösung. S. 530.
Eine neue Examensquälerei in Sicht. S. 531.
Das Wesen der Innung. S. 532.
Zum Trunksuchtsgesetz. S. 535.
Die Trichine des armen Mannes. S. 536.
Militärische Bedenken. S. 581
Die Finanzpolitik der Deutschösterreicher. S. 583.
Freiheit oder Knechtschaft? S. 586.
Universitäten und Gymnasien. S. 588.
Die neue Methode des Geschichtsunterrichts. S. 590.
Allerlei aus dem Erzgebirge. S. 591.
Noch einmal Artikel 31 der Reichsverfassung. S. 632.
Der römische Grenzwall und die deutschen Kaiserpfalzen. S. 633.
Eine ungesalbte Predigt. S. 634.

Besprochene Bücher

Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*K. Rodbertus-Jagetzow, Kleine Schriften. S. 61.
*L. A. Frankl, Lenau u. Sophie Löwenthal. S. 78.
D. Schäfer, Geschichte und Kulturgeschichte. S. 97.
O. Effertz, Arbeit und Boden. S. 102.
Der Ruin des Mittelstandes. S. 104.
Eckius dedolatus. S. 104.
*J. Schaper, die Auferstehung des Deutschen Reiches. S. 131.
Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. S. 147.
F. Thudichum, Bismarcks parlamentarische Kämpfe und Siege. S. 152.
F. J. Günthel, das Geheimniß der Phantasie und des Genüts. S. 196.
F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. S. 197.
F. Latendorf, Friedrich Försters Urkundenfälschungen. S. 197.
H. Bischof, Theodor Körners Grüny. S. 198.
R. Baumbach, Thüringer Lieder. S. 199.
*R. Schleiden, Schleswig-Holsteins erste Erhebung. S. 234.
J. Ettlinger, Christian Hofman von Hofmanswaldau. S. 246.
*Stenzler, Lindner und Landwehr, Lehr- und Lesebuch der Geschichte. S. 274.
*H. Tovote, Frühlingssturm. S. 287.
*J. Hermann, Technische Fragen und Probleme der modernen Volkswirtschaft. S. 319.
E. v. Hesse-Wartegg, die Einheitszeit nach Stundenzonen. S. 342.
L. Hofmann, ist der Englische Zonentarif-Vorschlag durchführbar? S. 342.
F. Sander, Briefwechsel Friedrich Lückes mit J. u. W. Grimm. S. 343.
*H. Oeser, Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse. S. 391.
H. v. Moltke, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. 4 Bd. S. 414.
*H. Hoffmann, Geschichten aus Hinterpommern. S. 423.
H. J. Wendt, die Lehre Jesu. S. 440.
*F. G. Kenyon, Classical texts from papyri in the British Museum. S. 468.
*J. Frobel, Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. S. 511.
*J. V. v. Scheffel, Aus Heimat und Fremde. Lieder und Gedichte. S. 522.
*F. Vischer, Allotria. S. 525.
J. Straumer, Allerlei aus dem Erzgebirge. S. 591. — Alte und neue Gedichte in erzgebirgischer Mundart. S. 591.
Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge. S. 594.
von Henk, Zur See. S. 635.

Fünfzig Jahre!

Das erste Heft der Grenzboten trägt das Datum des ersten Oktober 1841; es sind also in diesen Tagen fünfzig Jahre verflossen, seit diese Zeitschrift besteht. Ein langer Zeitraum voll wechselnder Erscheinungen im Leben unsers Volkes, in das fördernd einzugreifen diese Hefte bestimmt waren und auch bis heute bestrebt gewesen sind. Wer die Reihe ihrer Bände durchblättert, dem spiegelt sich in ihnen dies Leben in tausend Bildern, die den Entwicklungsgang unsers Volkes aus verworrenen Zuständen bis zu der Kraft und Lebensfülle unsrer Tage zeigen, aus Kämpfen und Schwankungen bis zu der Klarheit und Stetigkeit der Verhältnisse, die uns umgeben, unsers neubegründeten und gefestigten deutschen Reichs. Aber auch ein langer Zeitraum voll Wechsel, Schwankungen und Kämpfen für diese Zeitschrift selbst. Daß sie sie glücklich überdauert hat, und daß sie nicht bloß als eine verstaubte Chronik vergangner Zeiten in den Schränken der Bibliotheken steht, sondern am Schlusse dieser langen Reihe von Jahren mit frischer Schaffenskraft in weitere Jahrzehnte hinausblicken darf, das haben die jetzigen Herausgeber nächst Gott an diesem Tage ihren Mitarbeitern zu danken, die mit ihnen ausgeharrt haben, zu ihnen gekommen sind und fröhlich mit ihnen weiterstreiten wollen. Ihnen sei dieser Dank mit herzlichem Gruße ausgesprochen.

Wir danken es aber auch denen, die vor uns die Pflugschar in der Hand gehalten haben, mit der wir jetzt ackern. Sie haben dies Werkzeug geschmiedet, und wenn wir es jetzt noch mit Nutzen führen können, so haben wir vor allem auch ihrer zu gedenken, von denen es auf uns gekommen ist. Daß es blank und scharf wie zu ihren Tagen für nützliche Frucht den Boden bereitet, darf uns heute mit Genugthuung erfüllen; wir dürfen dies Heft mit

dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht an ihren Gräbern niederlegen. Ihrem Andenken ist es zunächst gewidmet, und so blicken wir auf die Zeit zurück, in der sie strebten, wirkten und hofften, und lassen ihre Gestalten wieder vor uns auferstehen.

Die vierziger Jahre

Es ist herkömmlich, das Jahr 1848 als den Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands anzusehen, und in gewisser Beziehung hat das unzweifelhaft seine Berechtigung. Blicken wir aber jetzt auf das ganze Jahrhundert zurück, so werden wir geneigt, den Einschnitt, der zwei große Perioden trennt, in etwas frühere Zeit zu verlegen, in das Jahr 1840, weil damals die deutsche Nation zum erstenmale, wenn auch unwillkürlich und vielfach widerwillig, die Überzeugung zu erkennen gab, Preußen habe den Beruf, an die Stelle der Zerrissenheit die ersehnte Einheit zu setzen, Deutschland die ihm gebührende Weltstellung wiederzuverschaffen. Eine Ahnung davon war wohl schon zweimal durch das Volk gegangen, als Friedrich der Große Freund und Feind zur Bewunderung zwang, und als das verstümmelte und ausgesogene Preußen die Losung gab, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Aber die Stimmung war beidemal nicht von Dauer gewesen. Die preußische Politik hielt sich nicht auf gleicher Höhe, sodaß entgegenstehende Empfindungen, Traditionen und Vorurteile immer wieder die Oberhand erhielten. Wer konnte es den Stämmen, die auf eine tausendjährige ruhmreiche Geschichte zurückblickten, verargen, wenn sie nicht einem verhältnismäßig jungen Staate die Führung zugestehen mochten, dessen Stammland erst den Slawen abgerungen werden mußte, als jene schon dem Reiche Kaiser gegeben hatten? Wer konnte erwarten, daß die Erinnerung an das fünfhundertjährige habsburgische Kaisertum plötzlich erlöschen würde? Dazu widerstrebte den Süddeutschen das preußische Wesen im Staatsleben, im Heer, im Verkehr, den Katholiken das protestantische Fürstenhaus, und den Widersachern wurde es nicht schwer, Mißtrauen gegen die „ländergierige" Macht zu säen.

Was war nun geschehen, das jene Strömung wiederbeleben und nachhaltiger machen konnte? Ein König war gestorben, den die Schrecken der Revolution und in deren Folge die eignen schweren Erlebnisse zum beharrlichen Gegner volkstümlicher Einrichtungen, unerbittlich gegen jede freie Regung des Volksbewußtseins gemacht hatten; ihm folgte ein Prinz, von dem man sich einer unbefangneren Auffassung der Bedürfnisse und Wünsche der Zeit versah. Und nicht nur in Preußen wurde der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. hoffnungsvoll als der Beginn eines neuen Tages begrüßt; es zeigte sich, daß die Stimmen der süddeutschen Publizisten, die wie Paul Pfizer für den deutschen Beruf Preußens eingetreten waren, weiter gewirkt hatten, als man glaubte annehmen zu können; selbst die damaligen Republikaner wie

Herwegh wollten es mit diesem Fürsten noch einmal versuchen, und über die chinesische Mauer, die Österreich abschloß, wehte ein Frühlingshauch belebend und aufregend. Dort war der fünf Jahre früher eingetretene Thronwechsel ohne alle Bedeutung für Staat und Volk geblieben, Metternich leitete nach wie vor die auswärtige Politik, und der Polizeiminister Sedlnitzky hielt den „gemütlichen" Despotismus im Innern aufrecht. Um so mehr erwartete man Einwirkung von einem neuen System in Preußen, und bald begann die Auswanderung der jungen Österreicher, denen die heimischen Zustände unerträglich geworden waren, namentlich der Dichter und Schriftsteller, nach Deutschland, wohin sie schon vorher ihre Geisteskinder geflüchtet hatten.

Einer der ersten unter diesen war ein junger Mann von leichtem, gefälligem Schriftstellertalent, Ehrgeiz und lebhaftem Unternehmungsgeist: Ignaz Kuranda aus Prag (geb. 1811), der, als Sohn eines Antiquariatsbuchhändlers, schon als halber Knabe in die Journalistik geraten, als Student in Wien Theaterkritiker geworden war und bald auch ein Trauerspiel verfaßt hatte: „Die letzte weiße Rose." Die Aufführung dieses Stückes in Stuttgart veranlaßte ihn, sich dorthin zu begeben; dann ging er weiter nach Paris und endlich nach Brüssel. Belgien war damals das Ideal der Liberalen, die sich nicht träumen ließen, daß die Musterverfassung auch einer ultramontanen Regierung so gut passen könnte, als wäre sie ihr auf den Leib zugeschnitten. Belgien fühlte sich aber auch damals durch das kriegslustige Ministerium Thiers nicht weniger bedroht als Deutschland, der Zusammenschluß beider Länder schien durch die gemeinsame Gefahr geboten zu sein, und zumal die vlämische Bevölkerung erblickte in der Anlehnung an den östlichen, stammverwandten Nachbar eine Stärkung gegen Franzosen und Francillons. Der Gedanke Kurandas, eine Zeitschrift zur Pflege der beiderseitigen Beziehungen zu gründen, fand daher bei den Nationalen lebhaften Anklang und Unterstützung; der Umstand, daß die Führer der vlämischen Bewegung strenge Katholiken waren, mag das Gerücht erzeugt haben, die Jesuiten hätten ihm die Mittel für das Unternehmen gespendet.

Er bemühte sich, die auf seinen Reisen angeknüpften litterarischen Verbindungen für seinen Plan nutzbar zu machen, sein Vorbild waren die französischen Revuen, und als „Revue" bezeichnete er auch die von ihm ins Leben gerufene Wochenschrift Die Grenzboten, deren erstes Heft am 1. Oktober 1841 ausgegeben wurde. Sie war das erste Unternehmen der gleichzeitig von Kuranda in Verbindung mit seinem Bruder Hermann gegründeten Firma „Deutsches Verlags-Comptoir," die zwar nur kurze Zeit bestand und weiter keine Unternehmungen machte, für dies eine aber doch eines geschäftlichen Vertreters in Leipzig bedurfte. Mit diesem Amte wurde von den Brüdern Kuranda die Buchhandlung von Fr. Ludw. Herbig betraut, die nicht lange vorher (1839) nach dem Tode ihres Begründers an dessen Neffen Friedrich Wilhelm Grunow über-

gegangen war. Dies war die Ursache der spätern engern Verbindung. Am 12. Oktober 1841 wurde das erste Paket mit Grenzbotenheften nach Leipzig gesandt, und dieser Verkehr setzte sich bis in den Sommer des nächsten Jahres fort.

Aber Kurandas Erwartungen erfüllten sich nicht. In Frankreich war Guizot ans Ruder gelangt und war mit Erfolg bestrebt, das Mißtrauen der andern Mächte zu zerstreuen. Die vläminchen Bestrebungen fanden bei dem deutschen Liberalismus nicht die gehoffte Teilnahme; um mit der Entwicklung des öffentlichen Geistes in Deutschland und vor allem in Österreich, das er doch immer vorzugsweise im Auge behielt, Fühlung zu behalten, war Brüssel zu abgelegen, und bei den Regierungen dieser beiden Länder bestand eine sehr entschiedne Abneigung gegen deutsche Bücher und Zeitschriften, die im Auslande zensurfrei gedruckt wurden, sodaß Kuranda bei aller Vorsicht stets in Gefahr war, ein Verbot heraufzubeschwören. Dem Verfasser des „Biographischen Lexikons für das Kaisertum Österreich" hat er später erzählt, der damalige preußische Gesandte in Brüssel, Heinrich von Arnim, hätte die Grenzboten beeinflussen wollen und, um sich für Kurandas Widerstand zu rächen, veranlaßt, daß die Sendungen der Zeitschrift an der preußischen Grenze regelmäßig mit Beschlag belegt wurden. Die Geschichte klingt etwas romantisch, da ohne förmliches Verbot eine solche Maßregel doch nicht möglich gewesen wäre, auch wohl andre Beförderungswege hätten ermittelt werden können. Auf jeden Fall hätten sich dann die preußischen Grenzbeamten als zuverlässiger bewährt, als nachher, wie wir sehen werden, die österreichischen.

Wie dem aber auch sei, Anfang Juni 1842 kam Kuranda nach Leipzig, um sich mit Grunow darüber zu verständigen, daß dieser die Zeitschrift in den Schutz seiner Firma nähme. Er konnte hoffen, daß im Mittelpunkte des deutschen Buchhandels, unter einer verhältnismäßig milden Censur, in der Nachbarschaft Preußens und Österreichs, eine politisch-litterarische Zeitschrift, der er nun die Aufgabe zuwies, zwischen Österreich und Deutschland einen lebhaftern geistigen Verkehr zu vermitteln, mit besserm Erfolge gedeihen würde. Die Vereinigung wurde rasch geschlossen, und der Druck der Hefte des zweiten Semesters alsbald in Leipzig begonnen und fortgesetzt. Die Redaktion besorgte Kuranda zunächst noch von Brüssel aus weiter. Als seinen Vertreter für redaktionelle Geschäfte hatte er einen jungen Landsmann bestellt, der sich in Leipzig eingefunden hatte, um sich hier ein Fortkommen als Litterat zu suchen. Es war Jakob Kaufmann.

Von der damaligen Leipziger Presse kann man sich heutzutage schwer eine Vorstellung machen. Tageszeitungen gab es nur zwei, die amtliche Leipziger Zeitung, in Sachsen damals „der sächsische Kinderfreund" genannt, und die Leipziger Allgemeine Zeitung, die eine Bedeutung für Norddeutschland anstrebte, wie sie die Augsburger Allgemeine Zeitung für Süddeutschland und

Österreich hatte, nach 1840 das Hauptorgan der Opposition in Preußen wurde und nach dem 1842 dort erlassenen Verbote den neuen Titel „Deutsche Allgemeine Zeitung“ und eine vorsichtigere Haltung annahm. Daneben aber erschien eine Unzahl von Blättern ein- oder mehreremal in der Woche, die entweder ausschließlich Politik trieben, wie die zur Zeit des Deutschkatholizismus allgemeiner bekannt gewordenen „Sächsischen Vaterlandsblätter,“ deren Hauptmitarbeiter Robert Blum war, die „Lokomotive“ von Held und die „Staatsbürgerzeitung,“ oder, eigentlich belletristisch, auch Staats- und Theaterangelegenheiten mit gleichem Eifer behandelten: der „Komet,“ der „Planet,“ die „Zeitung für die elegante Welt“ (Gustav Kühne, später Heinrich Laube), die „Rosen“ (Robert Heller) u. v. a. Diesen gegenüber zeichneten sich die Grenzboten sofort durch einen größern Stil, eine bei frischem Zugreifen doch vornehmere Haltung aus. Haftete jenen mehr oder weniger der lokale Charakter an, so wurden die Grenzboten sehr bald das Organ für alle Schmerzen der Deutschösterreicher. Nicht nur die jungen Poeten, von denen, wie man damals sagte, allwöchentlich einer mit einem Bändchen Freiheitsliedern in der Tasche über die böhmisch-sächsische Grenze kam, und die sich meist durch heimliche Lektüre Börnes zu gewaltigen Republikanern herangebildet hatten, schlossen sich ihm an; die ständische Opposition ergriff begierig die Gelegenheit, über Verhandlungen zu berichten, die in Österreich selbst nicht laut werden durften, und bis hoch hinauf in die Staats- und Hofkanzleien redeten sich die mißvergnügten Beamten von der Leber, was sie drückte. Was ihm so auf geheimen Wegen zufloß, unterzog Kuranda mit dem ihm eignen Geschick sozusagen einem Veredlungsverfahren. Er hütete sich sorgfältig, das Regierungssystem als Ganzes anzugreifen, ließ Prinzipienfragen und Programme auf sich beruhen, verarbeitete nur zu schonender und unterhaltender Schilderung die Einzelheiten, die ihm als verschwiegenem Beichtvater anvertraut worden waren. Juckte ein solcher Aufsatz die einen, so kitzelte er die andern nur, und so freuten sich abwechselnd die einen und die andern und im Grunde alle über den Ärger der verhaßten Machthaber.

Diese in absolutistisch regierten Staaten stets thätige Opposition innerhalb des Mandarinentums kam der Zeitschrift auch anderweitig zu gute. Natürlich wurde sie sofort von einem Verbote für den österreichischen Kaiserstaat ereilt, aber trotzdem kannte und las jedermann die „grünen Hefte.“ Zunächst kam es nur darauf an, sie über die Grenze zu bringen, und das geschah auf dieselbe Weise, wie ausländischer Tabak herein und ungarischer Wein hinausgebracht wurde. Den Schwärzern war es einerlei, welchen Inhalt die Pakete hatten, die sie auf Schleichwegen bei Herrnskretschen oder Adersbach um die Zollämter herum beförderten. Und nicht allein die Zeitschrift, sondern gelegentlich auch deren Redakteur wurde „gepascht.“ J. A. Schindler, ein nicht unbegabter Dichter und in den sechziger Jahren Parlamentarier von

zweideutigem Rufe, rühmte sich 1848 in Wien gegen Heinrich Pröhle, daß er einmal als Polizeibeamter Kuranda einen Besuch in seine Heimat ermöglicht hatte, indem er sich mit seinem breiten Oberkörper in das Kutschfenster legend den kleinen Mann gänzlich verbarg. Als später die Eisenbahn von Sachsen nach Böhmen gebaut war, blühte vollends ein originelles Schmuggelsystem. Waren die österreichischen Buchhändler benachrichtigt worden, daß ein Ballen mit gefährlichen Drucksachen von Leipzig abgegangen war, so schickten sie einen von gleichem Gewicht und mit gleichem Zeichen, aber mit unschädlichen Büchern gefüllt, auf den Bahnhof, wo dann beide gegen einander ausgetauscht wurden. Natürlich war das nur möglich, wenn die Unterbeamten durch Bakschisch blindgemacht waren, und die obern ein Auge zudrückten.

Zwischen den drei jungen Leuten — denn jung waren sie damals noch alle drei, Kuranda nur um ein paar Jahre älter als die beiden andern —, die sich zur Herausgabe der Grenzboten vereinigt hatten, Kuranda, Grunow und Kaufmann, entspann sich bald ein enges Freundesverhältnis, das auch andauerte, als das Schicksal sie später wieder aus einander führte. Der jetzige Verleger der Grenzboten hat keine persönliche Erinnerung an die beiden Freunde seines Vaters. Damals, als die Grenzboten ans Licht traten, war er noch nicht geboren, sein Vater noch nicht einmal verheiratet, und der Zufall hat es gefügt, daß er in spätern Jahren keinem der beiden Männer jemals begegnet ist. Was er von ihnen und der ersten Grenzbotenzeit erzählen kann, beruht auf gelegentlichen Äußerungen seiner Eltern, soweit sie ihm im Gedächtnis haften geblieben sind, auf Mitteilungen der wenigen Freunde, die noch an der Wiege der Grenzboten gestanden haben, und auf alten Briefen, die sich erhalten haben. Er hatte gehofft, als er sich im vergangenen Jahre mit dem Gedanken an dies Erinnerungsheft trug, noch manches von seiner Mutter zu erfahren, wenn er an dessen Zusammenstellung ginge. Aber auch sie ist heimgegangen, ehe die Zeit zur Ausführung kam, und so hat er nicht mehr die Genugthuung, dies Heft in ihre Hände legen zu können, für die dieser Tag eine besondre Freude gewesen wäre.

Kaufmann, der noch unter Freytag und Schmidt und auch nach dieser Zeit noch zu den Mitarbeitern der Grenzboten gehörte, wird weitern Kreisen unsrer jetzigen Leser aus dem Aufsatze bekannt sein, den ihm Freytag nach seinem Tode in der Zeitschrift „Im neuen Reich" widmete, und der auch in Freytags gesammelten Schriften abgedruckt ist, vielleicht auch aus dem Nachrufe Julian Schmidts, der in den dritten Band von dessen „Bildern aus dem geistigen Leben" aufgenommen worden ist. Beide Aufsätze sind warme Freundeszeugnisse für den stillen, feinen und liebenswürdigen Mann, dem jeder zugethan war, der ihn kannte. Von ihm selbst liegen nur noch wenige Briefe vor, die aber erkennen lassen, welch warmes und treues Herz in dem Manne schlug. Er war einer der besten Leute, die jemals für die Grenzboten geschrieben haben,

dabei einer der Menschen, die geschaffen zu sein scheinen, in uneigennütziger, rastloser Arbeit für andre ihr Leben hinzubringen. Er fand nie Zeit, an sich selbst zu denken. Und dabei war er einer der besten Mitarbeiter, die die Grenzboten gehabt haben. Leichter Stil und gewinnender Humor zeichnen alles aus, was er schrieb, dabei aber auch der Ernst einer reinen Seele, und für diesen Ernst die Kraft des Ausdruckes, wo er glaubte, daß er angebracht wäre. Noch in spätern Jahren, als er lange von der Heimat fern, und seine Feder der alten Thätigkeit entfremdet gewesen war, als er alternd und krank vergeblich Heilung in Deutschland suchte, gewann er noch jedes Herz durch sein lebhaftes und liebenswürdiges Erzählertalent und seinen feinen und reichen Geist.

Kuranda's glänzende Eigenschaften gingen vielleicht nicht so in die Tiefe, aber auch bei ihm paarten sie sich mit gewinnender Liebenswürdigkeit, wie aus den zahlreichen Briefen hervorgeht, die noch von ihm vorliegen, und aus den Schilderungen derer, die damals mit ihm verkehrten. Er war klein und zierlich, sein Kopf nicht schön, aber ausdrucksvoll, und besonders waren dies seine schönen und großen dunkeln Augen. Während Kaufmann damals in seinem Äußern den armen Schlucker nicht verbergen konnte, war Kuranda elegant und formgewandt, wohl auch, wie man ihm nachsagt, etwas eitel. Aber er war kein lässiger Dandy. Während ihn sein unruhiger Geist beständig hin- und hertrieb und ihn in dem philisterhaften Leipzig nie für längere Zeit zur Rast kommen ließ, war er unausgesetzt und leidenschaftlich an seinen Grenzboten thätig. Bald monatelang in Brüssel, in Paris, Prag, Wien, Berlin, Dresden und Hamburg oder auf längern Reisen in Österreich und in Italien, lebte er nur für sie, sorgte für sie, schrieb für sie, knüpfte Fäden an für sie mit hervorragenden Leuten und machte fast jede Nummer selbst fertig, wo er auch war und während der ganzen Zeit, in der er das Blatt leitete, bis ins Jahr 1848 hinein. Alfred Meißner, der in einem frühern Jahrgange der Grenzboten (1880, Nr. 1) einmal einiges aus der alten Grenzbotenzeit erzählt hat, sagte dort von ihm: „Kuranda war ein geistreicher Mann und liebenswürdiger Redakteur. Seine Artikel schrieb er mit großer Sorgfalt, und sie waren so elegant wie seine Erscheinung. . . . Sein Auge wachte über jeder Nummer mit zärtlicher Sorgfalt, und er sprach am liebsten davon, was das letzte Heft enthalten habe oder das nächste bringen werde. Er war mit ganzer Seele bei der Sache. Man konnte es ihm auf dreißig Schritte ansehen, wenn wieder einmal eine Feder ersten Ranges ihm ein Manuskript eingesandt hatte. Dann trug er sein Haupt mit besonderm Schwunge, die Hand führte noch kecker als sonst das zierliche Stöckchen, die Augen strahlten von siegreichem Feuer.“ Meißner erzählt bei dieser Gelegenheit auch, Kuranda habe damals etwas von einem kleinen Troubadour an sich gehabt; auf seinem Zimmer, ganz allein, habe er Guitarre gespielt und mit angenehmer Tenorstimme dazu gesungen.

Es hat etwas Rührendes für den, der nun selbst eine Reihe von Jahren dabei mitthätig gewesen ist, allwöchentlich ein Grenzbotenheft in die Welt hinauswandern zu lassen, in diesen alten vergilbten Briefen zu blättern und zu sehen, wie dieselben Sorgen, dasselbe Hoffen und Bangen, dieselben Nöte schon damals damit verknüpft waren wie heute. Fünfzig Jahre lang allwöchentlich ein Heft der Grenzboten zu machen, der Leser weiß nicht, was für Arbeit stets und was für Not oft damit verknüpft ist, wenn er am Ende der Woche sein Heft rund und sauber in den Händen hat.

Das Gewölbe der Herbigschen Buchhandlung — Gewölbe nannten die Leipziger Kaufleute ihre Geschäfts- und Lagerräume damals und auch noch später, als die meisten von ihnen schon längst die gewölbten Erdgeschosse der alten Häuser mit modernen Gelassen vertauscht hatten — befand sich in jenen Jahren im Hofe des Paulinums, links vom Kreuzgange, der noch unverändert die Höfe der Universität verbindet, mit den ausgetretenen Bohlenpfaden, von denen man meinen könnte, daß sie schon zur Zeit der Kreuzritter nicht mehr ganz neu waren. Die Thür führte vom Hofe in den hohen Packraum, neben dem rechts und links die Kontore waren, links das der Gehilfen, rechts das kleinere des Prinzipals. Drüben schwang dessen Vertreter das Szepter, anfangs kurze Zeit Herr Kersten, dann Herr Werner, der noch jetzt als Besitzer der Schönfeldschen Verlagsbuchhandlung in Dresden Geschäftsfreund des Hauses ist — beider Namen werden öfter in den Briefen erwähnt. Hier verkehrten die Redakteure und Mitarbeiter der Grenzboten und die ersten Autoren des jungen neben dem Kommissionsgeschäft aufkeimenden Verlags, hier gingen der flotte Kuranda mit elegantem Spazierstöckchen und der bescheidne Korrektor Kaufmann im abgeschabten Röckchen aus und ein.

Die Druckerei war nicht weit davon in einem Hofe des Kupfergäßchens. Es war eine kleine Druckerei; sie erschien dem jungen und bescheidnen Verleger aber offenbar groß genug für die kleinen Grenzboten, und er hielt treu zu ihr, obwohl ihr, wie es Druckereien zu gehen pflegt, oft etwas Menschliches begegnete, was den Redakteur dann in helle Verzweiflung brachte, wenn er fern von Leipzig war und nicht selbst eingreifen konnte. Ich habe heute eine fürchterliche Nacht verlebt! heißt es dann gelegentlich in einem Briefe Kurandas:

Der Teufel und alle bösen Geister sollen dieser niederträchtigen Andräischen Buchdruckerei in den Hals fahren. Alle Stellen, die ich in dem Aufsatze des Dr. Caspar gestrichen habe, sind stehen geblieben. Ich habe nämlich die betreffenden Stellen bloß mit Notstift eingeringelt, wie ich das schon unzählige male gethan, und die Setzer, statt die Stellen wegzulassen, haben sie mit gesetzt, sodaß jetzt die Worte Hurerei u. s. w. und noch dazu mit unzähligen sinnlosen Einschließungszeichen darin vorkommen. Jeder vernünftige Faktor hätte dies erkannt — wahrscheinlich hat Andrä wieder die Setzer gewechselt. Ist dies der Fall, und der Mann nimmt keine Rücksicht auf die Stabilität und das notwendige Einarbeiten der Setzer — so müssen wir dieses Nest, das uns schon so großen Ärger bereitet, meiden.

Ein andermal schreibt er:

Die Korrektur ist unter aller Würde niederträchtig. Ich werde zwar in den ersten Tagen des September persönlich in Leipzig Musterung halten, aber da mittlerweile noch ein oder zwei Hefte vom Stapel laufen, so waschen Sie dem liederlichen oder eselhaften Korrektor den Kopf. In dem kleinen Aufsatz W. A. Gerle läßt er Fraktion gegen die josephinische Zeit statt Reaktion, Johann Rochefort statt Rohan Rochefort stehen; vorige Woche in der Notiz über Schuselkas Briefe Kaiser Josephs wird dieser Kaiser ein gekrönter Humorist statt Humanist genannt. Und welcher Wahnsinn steht erst in den übrigen Aufsätzen, die von etwas undeutlicherer Hand als die meinige geschrieben sind. Die Hälfte dieser Schweinereien fällt allerdings der Buchdruckerei zur Last, die so ungebildete und schlechtbezahlte Setzer hat — aber ich will auch aufräumen!

Oder es heißt:

Daß die Setzer manchmal eine Nachtarbeit machen müssen, ist ganz in der Ordnung, es kommt überall vor. Es mag für die Druckerei unangenehm sein, aber ich liege auch nicht auf Rosen, wenn ich zu expedirеn habe, und einer meiner Mitarbeiter noch nicht fertig ist mit seinem Beitrag. Ich will, daß unsre Hefte, besonders was die französischen Artikel betrifft, frischer und früher als die andern sein sollen — was kümmert uns der Setzer und seine Bequemlichkeit, der Vorteil unsers Journals geht vor allem.

Für ihre Verhältnisse leistete die Druckerei aber alles Mögliche. Des Sonnabends wurden die für Österreich bestimmten Bücherballen gepackt und versandt. Um diesen beigefügt zu werden, mußten die Grenzboten am Freitag nachmittag ausgetragen werden, aber das war oft nicht möglich. War sonst alles glatt gegangen, so war noch schließlich der Herr Censor, ohne dessen Durchsicht kein Bogen gedruckt werden konnte (damals Dr. Marbach), der oft überbürdet oder nicht anzutreffen war, ein Stein im Wege, der den Druck verzögerte, sodaß dieser dann erst in der Freitagsnacht besorgt werden konnte. Dann mußte Sonnabends früh, oft, auch im kalten Winter, vor 6 Uhr schon das gesamte Herbigsche Personal im Geschäft stehen, die Pakete packen und kleben, daß die Hefte noch um 8 Uhr zur rechten Zeit ausgetragen werden konnten, um in die Ballen mit doppeltem Boden verpackt zu werden, die nach Österreich wanderten. Der doppelte Boden war das üblichste Schmuggelmittel. Wenn die strengen Herren Zoll- und Censurbeamten in Österreich pflichtgemäß die Schafe unter den Büchern von den Böcken geschieden und diese zurückbehalten hatten, drückten sie die Augen zu und ließen das Packmaterial samt den doppelten Böden von den Buchhändlern wegtragen. Eingeschmuggelt auf diese oder die früher erwähnte Art wurde aber nur, was nicht durch eine „Scheda“ (erga schedam) freien Eingang erhielt. Dies waren Blankoformulare, die höhergestellte Personen erhielten, um gelegentlich verbotenen Büchern freien Eingang für sich selbst zu sichern, und auf die sie den Titel des gewünschten Buchs zu schreiben hatten. Auf diese „Scheden“ schrieb dann der Buchhändler, dem sie übergeben waren, noch so viele Titel verbotner Früchte, als der Raum

über der Unterschrift des Berechtigten nur irgend zuließ. Schriftvergleicher konnten doch die Kontrolleure nicht sein! Auch der Umstand gab Gelegenheit zu unschuldigem Versteckensspiel, daß die Bücher damals vielfach „roh" ausgeliefert wurden, d. h. in ungefalzten Bogen lagen. Da konnte man denn unerlaubte Bogen zwischen die erlaubten legen — wer hätte alles durchblättern können mit der einen Hand, während die andre gedrückt wurde! Und so sproßten auch die grünen Blätter fröhlich auf dem vom Staate wohlgejäteten Boden auf, jede Woche frisch, und reichlicher von einem Jahre zum andern.

Aber es waren nicht nur äußere Feinde, wie Druckerteufel, Censor und Zöllner, die gelegentlich Not machten, sondern im innersten Redaktionsheiligtume kam es manchmal zu Verdrießlichkeiten, sogar der gute und getreue Kaufmann gab dazu Anlaß. Zunächst war er nur mit dem Titel und Amt eines Korrektors und mit dem Gehalte von zehn Thalern monatlich nebst einer Neujahrsgratifikation angestellt — große Mittel hatten die Grenzboten nicht —, und als solchem wurde ihm noch nicht zuviel anvertraut. So schreibt einmal — am Ende des ersten Leipziger Halbjahres im November 1842 — Kuranda an seinen Verleger:

Nur gegen Eins muß ich Einwendung machen. Sie wollen fortan das Manuskript unserm Freunde Kaufmann mit nach Hause zur Orientirung geben. Sie wissen, welches Zutrauen ich zu unserm Freunde habe, und welchen ehrenvollen Vertrauens sein trefflicher Charakter würdig ist. Dennoch muß ich gegen diese neue Anordnung mich sträuben. Erstens kann durch dieses Hin- und Hertragen leicht ein Blatt, ein Zettel verloren gehen und uns in die peinlichste Verlegenheit bringen. Zweitens kann man nicht wissen, durch welchen Zufall ein ungeweihtes Auge auf ein Manuskript fällt, das nicht für seinen Blick bestimmt ist. Bei einer honetten Zeitung, mein Freund, darf das Manuskript nicht aus der Buchdruckerei kommen. Halten wir diesen Grundsatz fest, schon jetzt, wo ein ehrenwerter Freund die Korrekturen besorgt, so werden wir später, wenn dieser als Millionär dieses Amt aufgiebt, nicht eine neue Ordnung einzuführen brauchen. Ich habe vor Kaufmann keine großen Redaktionsgeheimnisse, er mag alles Manuskript sehen. Aber ich muß darauf bestehen, daß es nicht aus der Buchdruckerei hinauskömmt!

Gelegentlich kommt auch einmal eine Note wie diese:

Waschen Sie doch unserm ehrwürdigen Freunde Kaufmann tüchtig den Kopf. Was ist das für eine Korrektur, worin Klopfstock statt Klopstock mehrmals stehen bleibt;

und auch später noch, als Kaufmann schon nicht mehr in Leipzig war, kommt einmal der Stoßseufzer:

Kaufmann, der Sie grüßen läßt, ist leider der Alte; trotz meines Drängens ist kein Manuskript aus ihm herauszubringen. Keine Energie, kein Fleiß! Nun denken Sie sich aber meine Lage gegenüber einem bedürftigen Freunde, der faul ist!

Kaufmann hing, wie es scheint, bei der Arbeit oft von seinen Stimmungen ab, arbeitete überhaupt nicht rasch, sondern trug, wie auch Freytag

von ihm erzählt, seine Gedanken lange mit sich herum, ehe sie in einem Aufsatze Form gewannen. So mag er manchmal den Freunden lässig erschienen sein; es kommen wiederholt Aufforderungen, ihn anzuspornen, daß er etwas schreibe: „es ist auch für seine jetzige Stellung gut, wenn er arbeitet.“ Es wird sogar erzählt, wenn man von ihm etwas hätte haben wollen, so wäre er mit Tinte, Feder, Cigarren und einer Flasche Wein in eine Stube gesperrt und nicht eher herausgelassen worden, bis er einen feinen Aufsatz zu Papiere gebracht hatte.

Bald wurde er einer der regelmäßigen Mitarbeiter der Grenzboten und eine wertvolle Stütze für Kuranda, wie dieser sie brauchte. Die gleichen Anfangsbuchstaben (J. K.), mit denen sie gelegentlich ihre Beiträge unterzeichneten, hat manchmal nicht unterscheiden lassen, wer von beiden der Verfasser war; daß aber der Löwenanteil Kaufmann zuzusprechen sei, und Kuranda den Ruhm für Kaufmanns Fleiß eingeheimst hätte, wie ihm nachgesagt worden ist, ist schon nach dem bisher erzählten nicht anzunehmen. Dagegen spricht auch die Gewandtheit Kurandas und die Leichtigkeit seiner Feder, und es geht mehrfach aus den Briefen hervor, daß Kuranda unausgesetzt für die Grenzboten schrieb, manchmal die halben Hefte.

Kuranda war Eigentümer des Blattes geblieben, und der Verleger genoß nur einen Gewinnanteil davon, durfte sich auch nicht in Kurandas Redaktionsangelegenheiten mischen. Dabei bestand aber ein fortgesetzter reger Meinungsaustausch, sowohl über innere als über äußere Fragen.

Was dem Blatte frommen, wie ihm immer größeres Gewicht gegeben, wie es vorwärts gebracht werden könnte, beschäftigte Verleger und Herausgeber unausgesetzt. Einen leichten Weg hatte es auch damals nicht, und oft haben die Herausgeber zwischen Hoffen und Bangen geschwebt. — „Herr Kersten,“ heißt es in einem der ersten Briefe Kurandas, „hatte kürzlich geschrieben, es hätten sich nur sechzig Abonnenten eingestellt. Hoffentlich sind sie unterdes auf achtzig angewachsen. Vor Neujahr erwarte ich keinen Wendepunkt, aber einen sehr bedeutenden sodann.“ Er hört von Korrespondenten, daß man in Wien, Prag, Heidelberg u. s. w. die Grenzboten von Neujahr an in den Kasinos verlangt: „Gott gebe es! Ich habe es nötig und Sie auch! — Wir wollen mit vereinten Kräften unser Kindlein zu einem großen, kräftigen Jungen erziehen, an dem wir unsre Freude und unsre Stütze im späten Alter (!!) haben.“ — Dann aber: „Machen wir uns auf wenig gefaßt, damit uns das Viel überraschen kann!“

Das Viel kam erst spät. Anfang 1846 wurden 690 Abonnenten noch als „liebenswürdig“ mit Freuden begrüßt, und Kuranda schreibt seinem Verleger, daß dieser schon an 800 und 1000 denke, sei eines großen Mannes würdig. „Als Napoleon, der als kleiner Korporal begonnen, erster Konsul wurde, ist er nicht stehen geblieben und hat an die Kaiserkrone gedacht. Ich gratulire

Ew. Majestät. Wenn wir erst à la Napoleon diesen liebenswürdigen Kaiserszepter über 1000 Abonnenten zwölf Jahre lang ausgestreckt haben, dann wollen wir uns höchst zufrieden nach Elba in Ruhestand versetzen und auf jede neue Landung verzichten, um kein Waterloo zu erleben, wie noch viel größere Männer als Napoleon es erlebten, z. B. August Lewald."

Aber im Jahre 1847 trat dann ein rascheres Wachstum der Leserzahl ein; da schreibt er erfreut: „Vor allem meine Gratulation zu den 1300! Dies ist über alle Erwartung, und ich bin sogar gefaßt, daß sie von dieser Höhe im Laufe des Jahres um einiges hinabsinken werden." Und als ein Jahr später diese Zahl fast auf das Dreifache gestiegen war, wird dies als ein unnatürlicher Aufschwung bezeichnet, der vorübergehen müsse, wie es denn auch bald geschah. Zunächst war aber noch manche harte Arbeit zu thun und mancher Verdruß auszukosten. Es mußte gespart werden, es war gegen mächtige Konkurrenz anzukämpfen, und es war nicht immer leicht, das nötige Manuskript zusammenzutreiben. Kuranda bestritt anfangs seine Redaktionskosten allein aus dem Erlös einer Anzahl von Exemplaren, die ihm nach Brüssel geliefert wurden, und die er in Belgien vertreiben ließ. Das gab nur eine schwankende und bald sich sehr vermindernde Einnahme, als das Blatt sein besondres Interesse für die Belgier nach und nach verlor. „Sie können nicht glauben, lieber Grunow," schreibt er im Februar 1843, „was mir das Blatt für Mühe und Angst macht. Zudem habe ich durch die Übersiedlung nach Leipzig den größten Teil meiner hiesigen Abonnenten eingebüßt (weil man es nicht mehr als ein belgisches Blatt betrachtet), wie Sie schon daraus merken müssen, daß ich statt der ausbedungenen 125 Exemplare mir kaum die Hälfte jetzt schicken lasse. Ich habe dadurch die traurige Notwendigkeit, das Defizit aus meiner Tasche zu decken, und Sie werden meine Furcht und meine Hoffnung darnach beurteilen können."

Ein etwas späterer Brief spricht sich schön über die Pläne und Hoffnungen aus und zeigt, mit welcher Gesinnung Kuranda sein Blatt führte. Es heißt darin:

Vor allem danke ich Ihnen, lieber Freund, für die Freimütigkeit, mit welcher Sie sich aussprechen. Ich liebe Offenheit, weil ich selbst offen bin, und die Ähnlichkeit unsers Charakters in dieser Beziehung macht mir Sie lieb und wert....

Glauben Sie mir, lieber Freund, kein Mensch weiß besser als ich die Achillesferse und alle Mängel unsrer Grenzboten zu beurteilen. Ein je festeres Bild ich von dem Ideal habe, nach welchem ich eine Zeitschrift herausgeben möchte, umsoweniger kann mir, so wie die unsrige jetzt ist, selbe ganz genügen. Allein Sie dürfen mich nicht mit jenen unpraktischen Sprudelköpfen vermengen, die das Kind mit dem Bade verschütten. Die Hauptsache für die Zukunft eines Journals ist, daß der Redakteur weiß, wohin er gelangen will, und einen bestimmten Plan vor Augen hat. Jede gute Saat muß allmählich aufblühen. Auch die Augsburger Allgemeine Zeitung hat in den ersten Jahren ihre Abonnenten nur nach Hunderten gezählt. Allerdings ist Preußen nicht hinlänglich in dem Blatt bedacht; auch vielleicht mancher Tadel, der hie und da Ihnen gesagt wird,

hat seine Begründung; allein dies beunruhigt mich nicht. Lassen Sie mich nur erst die materiellen Mittel dazu haben, um tüchtige Korrespondenten nach ihrem Werte zahlen zu können, und Sie sollen sehen, welchen Aufschwung wir nehmen wollen. Es ahnt aber von all den Tadlern gewiß keiner, daß ich von 50 bis 60 Abonnenten, die ich hier und in Holland habe, alles Manuskript, meine Redaktion ganz abgerechnet, bestreiten muß. Sie allein wissen, welche Opfer ich bisher in Hoffnung auf unsre Zukunft gebracht, und daher dürfen Sie vor allem überzeugt sein, daß ich diese nicht leichtsinnig auf das Spiel setze.

Es ist von Kuranda gesagt worden, daß er einen ausgesprochnen Geschäftssinn gehabt habe. Die Briefe lassen dies nur in dem einen Sinne erkennen, daß er fortwährend auf Mittel und Wege bedacht war, den Grenzboten neuen Absatz, weitere Verbreitung zu verschaffen; dazu macht er wiederholt Vorschläge. Daß materielle Differenzen in diesen Jahren des Zusammenarbeitens zwischen Herausgeber und Verleger vorgekommen wären, davon findet sich nichts in den Briefen. Sie atmen stets herzliche Freundschaft und Zuneigung.

„Daß wir Hand in Hand gehen wollen," heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1846, „ist mein Wunsch wie der Ihrige. Verstehen und vertragen sich doch wohl selten in Deutschland Schriftsteller und Verleger so innig wie wir beide; unser Verhältnis ist nicht bloß ein Geschäfts- sondern ein Freundschaftsbund und soll immer so bleiben."

Gelegentlich giebt es wohl auch einmal einen Zank, aber um große Dinge handelt es sich nicht, wie folgender Brief Kurandas erkennen läßt:

Ihr Brief ist so spitz und sonderbar, daß ich keine Lust habe, mich schriftlich auf die Beantwortung desselben einzulassen, da das geschriebene Wort schwerer in die Schale fällt als das gesprochene. Ohnehin werde ich bald das Vergnügen haben, mündlich mit Ihnen mich zu unterhalten.

Daß es mir zu Herzen geht, wenn die Zahl unsrer Abonnenten nicht nach Wunsch wächst, davon sind Sie überzeugt. Übersehen Sie aber nicht, daß wir noch mit jedem Jahre um hundert Abonnenten gestiegen sind, daß unser Blatt erst anfängt, bekannt zu werden. Lasse ich es etwa sinken? Gewinnt es nicht mit jedem Monat an Mannichfaltigkeit und Gehalt? Was schmollen Sie mit mir? Was zählen Sie mir die paar Bogen nach, die ich als Gefälligkeit ohne Honorar erhalte? Gilt diese Gefälligkeit nicht ganz meiner Person? Daß ich durch kostspielige Reisen mir Freunde erwerbe, und daß meine persönlichen Bekannten mich dann unterstützen, daß Personen wie Fürst Schwarzenberg u. s. w. gerade kein Honorar von mir verlangen, daß sie aber auch andern Journalen überhaupt keine Arbeiten liefern, das alles bringen Sie nicht in Anschlag. Daß ich Varnhagen für einen Artikel 30 Thaler zahle, Sternberg für $1\frac{1}{2}$ Bogen 20 Thaler u. s. w., darüber gehen Sie weg; machen aber drei Ausrufungszeichen, daß ich Fränkl in Dessau nur 8 Thaler gebe. Was sind das für Klaubereien. Ich habe für 156 Bogen Manuskript und meine Redaktion 1200 Thaler. Wenn ich da jeden Buchstaben zahlen sollte! Sie können dabei mich nicht anklagen, daß ich um Honorar zu sparen (nach dem Beispiele andrer Redaktionen) Schund aufnehme. Was wir bringen, rührt von den besten Federn her. Ob ich dafür

einen Handdruck oder eine Rolle Dukaten zahle, dies, glaube ich, ist meine Sache. Doch wir haben 2½ Jahre in Ruh und Frieden gelebt; wir wollen uns auch heute nicht zanken. . . . So möge es mir selber wohlergehen, wie ich innig und von Herzen auch Ihren Vorteil wünsche. Und für meine herzliche und ehrliche Gesinnung und Bemühungen schmollen Sie mit mir. Ist das recht?

Wegen der Herren Mitarbeiter giebt es öfter einmal einen kleinen Streit oder einen freundschaftlichen Rat, der den jungen Verleger der damaligen Litteratenwelt gegenüber, die Kuranda gut genug kennt, vorsichtig machen soll. Da heißt es:

Wie können Sie, der erfahrene Leipziger Geschäftsmann, Zahlungen machen, ohne von mir beauftragt zu sein. . . . Wenn Sie alle Litteraten, die in Verlegenheit sind, aus der Patsche ziehen wollen, dann wünsche ich Ihnen eine Rente von 100000 Thalern.

Ein andermal:

An W. senden Sie das inliegende Briefchen; ich rate Ihnen jedoch, sich seine Person vom Leibe zu halten. Er ist wie ein Schwamm, der immer saugen will, und einer, der auf jeden schimpft, der nicht seinen Willen thut.

Die Mitarbeiter scheinen öfter nicht gut haben abwarten zu können, bis sie ihr Honorar vom Redakteur erhielten, und deshalb den Verleger bedrängt zu haben, der leichter zu erreichen war als Kuranda, der bald hier bald dort war und oft guten Grund hatte, ganz zu verschwinden, wenn ihm die strenge Hermandad nachspürte. Dann läßt sich der in die Enge getriebene Verleger zu Zahlungen verleiten, die nicht immer den Beifall des Redakteurs haben.

Erkundigen Sie sich, bei welcher Redaktion Sie wollen — schreibt Kuranda einmal —, ob sich eine die Mühe nehmen kann, derlei Zipfelchen zu jeder Stunde auszurechnen. . . . Sie kennen noch nicht die Manieren dieser Herren, besonders der kleinen Leute. Wenn Cotta und Brockhaus alle ihre Mitarbeiter fünf- bis sechsthalerweise bezahlen wollten, hätten sie viel zu thun. Ich gebe lieber Vorschüsse, als daß ich mich so plage und — erniedrige. . . . Fortan ist am 1. Jänner und am 1. Juli Abrechnung mit jedem Autor. Dies antworten Sie jedermann; wer nicht zufrieden ist, soll in Zukunft nichts schicken. Ordnung muß sein! Daß wir im Rufe stehen, schlecht zu zahlen, ist natürlich. Brockhaus steht in demselben Rufe. Die Elegante und die meisten andern Journale auch. Nur die Augsburger macht eine Ausnahme. Wollen Sie, daß ich mit 1200 Thalern jährlich einen Ruf wie die Augsburger haben soll? . . . Und nun habe ich meine Galle ausgegossen und will wieder ein schönes Buberl sein. Wir müssen uns bisweilen recht zanken, lieber Grunow, wegen der Versöhnungsszenen, die bei einem Liebespaar immer die schönsten sind. Gott erhalte Sie, und vertrauen Sie stets auf Ihren K.

Wie dieser Brief, so klingen alle kleinen Zwistigkeiten aus. „Verlassen Sie sich auf Ihren Redakteur, der nicht bloß ein Theoretiker, sondern auch ein Praktiker ist," kann Kuranda seinem Verleger zurufen, und dieser kann ihn ruhig gewähren lassen. Denn zu den Sorgen kommt mancher frohe Ausblick. „Unsre Hefte sind schön und befriedigen immer die Erwartung," schreibt ihm Kuranda. „Ich widme meinen ganzen Fleiß dem Blatte, wie Sie aus Heft . . .

ersehen haben, von dem fast die Hälfte aus meiner Feder ist." Wenn es auf das Ende des Jahres zugeht, schwellt frischer Hoffnungswind die Segel für die Fahrt ins neue. Und bringt dies den gewünschten Fortschritt, dann folgt auf den Ausdruck der Freude über den Erfolg, der „wirklich erstaunlich und über alle Erwartung" ist, gewiß der Nachsatz: „Ich denke mir, es wird nur ein Sporn mehr für unsre eigne Thätigkeit sein." Aber auch ein freundschaftlicher Rat: „Über die Ostermesse hört man hier entsetzliche Klagen; alles ringt die Hände. Sie sind ein glücklicher Mensch, daß Sie so herauskommen. Seien Sie nicht zu verlagslustig, damit Sie im zweiten Jahre nicht verlieren, was Sie im ersten gewannen." — Dies schreibt Kuranda im Juni 1846. Es waren gefährliche Zeiten.

Kaufmann war bis zum Herbst 1845 Kurandas Redaktionsgehilfe geblieben, als sich der Wunsch in ihm regte, etwas mehr von der Welt zu sehen, und er sich mit überraschender Entschiedenheit entschloß, an einer Anstalt in Brüssel die Stelle eines Lehrers für deutsche Sprache und Litteratur anzunehmen. Hierdurch trat einige Not in der Redaktionsführung ein. Zunächst war Ersatz für Kaufmann vorhanden in einem andern Leipziger Mitarbeiter, der aber hinter den Kulissen blieb, Dr. Gustav Julius (der 1847 in Berlin die „Zeitungshalle" gründete und 1852 als Flüchtling in London starb), sodaß Kuranda nicht gezwungen war, dauernd in Leipzig zu bleiben. Statt seiner galt als Kurandas Vertreter Dr. Hermann Jellinek, der 1848 in Wien erschossen wurde, ein Bruder des Leipziger Rabbiners. Er war auch vorübergehend „Korrektor" der Grenzboten. Im November fragt Kuranda von Brüssel aus, wo er wieder für einige Zeit lebte, ob bereits alle Welt wisse, daß Julius die Grenzboten besorge, oder ob das Geheimnis bis jetzt hübsch bewahrt geblieben sei, und er fügt hinzu: „Ich ziehe es vor, daß man glaube, der unbedeutende Jellinek sei mein Faktotum, als daß der radikale Julius dafür gelte — der Ruf der Grenzboten darf kein radikaler sein." Im Frühjahr 1846 trat aber größere Verlegenheit ein. Auch Julius ging von Leipzig weg, Kuranda hielt es aber dort nicht aus, weil er Anregung brauchte und diese in Berlin zu finden hoffte. Es schien ihm überhaupt nötig zu sein, eine Zeit lang in der preußischen Hauptstadt zu leben und dort für die Grenzboten zu wirken und Verbindungen anzuknüpfen. Jellinek war, wie es scheint, zu wenig mehr als zum Korrektor zu gebrauchen, aber Kuranda glaubte auch ohne eigentlichen Redaktionsgehilfen durchzukommen und die Geschäfte von Berlin aus glatt besorgen zu können, wenn der Verleger und dessen rechte Hand, Herr Werner, alles ordentlich überwachten. „Lassen Sie aber B .... nichts davon wissen, daß Julius abreisen will," schreibt er, „sonst drängt er sich auf, und es ist im Interesse unsers Blattes nötig, daß wir uns vom Cliquenwesen fern halten. B. aber hätte gleich Laube und Heller im Schwanze. Auch darf uns nicht jeder in die Karte gucken."

So wurden denn jetzt die Grenzboten durch Kuranda allein von Berlin

aus redigirt, und es scheint auch ganz gut gegangen zu sein, wenn auch anfangs Stoßseufzer ertönen wie: „Wenn nur in der Druckerei keine Böcke geschossen werden. Dies müssen Sie und Herr Werner jetzt strenger als je bewachen, weil ich keinen Kaufmann und keinen Julius mehr an Ort und Stelle habe," und dann auch wirklich Zorn- und Schmerzensschreie wie die schon angeführten über den unglücklichen Andrä loswettern. In dieser Zeit mußte der Verleger aber auch noch andre redaktionelle Dienste leisten als die Überwachung der Korrekturen allein. So mußte er einmal, als Kuranda Sorge hatte, daß eine Wiener Korrespondenz böses Blut machen möchte, einen Brief an Kuranda schreiben, zu dem ihm dieser vorher das Konzept verfaßt hatte, und ihn so einrichten, daß der Leipziger Poststempel auf den Briefbogen selbst kam, damit der Brief für den Notfall als Beweismittel dienen konnte, und darin mußte er bewehmütig um Verzeihung bitten, daß die fatale Korrespondenz, über deren Abdruck ihm Kuranda eine so bittere Strafpredigt gehalten hätte, durch einen unglücklichen Zufall und ohne Schuld der Druckerei, nur durch die des Verlegers allein in das Heft gekommen wäre. Der Brief mit dem Manuskript und den andern für die Druckerei bestimmten Sachen wäre spät am Abend eingelaufen, und Grunow hätte übersehen, daß es mit der Notiz „retour" versehen gewesen wäre, und hätte es in der Eile mit in die Druckerei geschickt. Er bitte Kuranda, künftig die zurückzuweisenden Sachen mit Rotstift als solche zu bezeichnen. „Bin ich nicht ein großer Dichter?" schreibt Kuranda zu dem mit noch allerhand Nebensächlichem geschickt verbrämten Konzept. Die Zeitungen waren damals wie mit Hunden gehetzt. Mehr als einmal war es vorgekommen, daß Kuranda seinen Aufenthaltsort verheimlichen mußte, und in solchen Fällen mußten dann die Korrespondenzen, die in Gefahr schwebten, konfiszirt oder geöffnet zu werden, auf Umwegen durch mehrere Hände befördert werden.

Auch der Aufenthalt in Berlin war nicht ohne Dornen und sollte nicht von Dauer sein. Schon im Juni kommt ein sorgenvoller Bericht, der als Stimmungsbild hier folgen möge:

Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich vorgestern plötzlich die Weisung erhielt, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen. Sie wissen, ich habe in Berlin keinen andern Zweck, als eben in einer großen, geistig bewegten Stadt zu leben, statt in dem langweiligen, krämerischen Leipzig. Es scheint aber, daß man mir der Teufel weiß was für Absichten untergelegt hat. Was mich nun bei dieser plötzlichen Ausweisung am meisten bestürzte, das war die Voraussicht, daß sich jetzt die Presse dieses Skandals bemächtigen wird, und mein Name nun vier Wochen in allen Zeitungen herumgewälzt werden wird, wodurch ich in eine so schiefe Lage und in eine äußerste Spitze der Opposition gekommen wäre, die meinen Gesinnungen und Empfindungen durchaus nicht zusagt. Sie wissen, ich bin ein ehrlicher, freimütiger Kerl — aber ich bin kein Revolutionär und will nicht einmal als ein Radikaler (was man in Deutschland so nennt) ausgeschrieen sein. Von Berlin abzureisen wäre mir ziemlich gleichgiltig, aber eine politische Rolle, nach der ich nicht geize, spielen zu müssen, ist mir fatal. Ich wandte mich daher sogleich an die

belgische Gesandtschaft, und diese nahm sich meiner mit Wärme an. Die Ausweisung wurde vom Ministerium sogleich zurück genommen, und heute Abend bin ich zum Minister Bodelschwingh geladen, um über die Haltung unsrer Grenzboten mich zu verantworten. Diese Verantwortlichkeit kann ich zwar nicht anerkennen, denn ich bin kein Preuße, und unser Blatt erscheint in Sachsen unter Censur. Indessen ist es interessant und wichtig, die Beschwerden kennen zu lernen, die man gegen die Grenzboten hat. Es scheint eine abscheuliche Entstellung der Tendenz unsers Blattes dem Ministerium vorgespiegelt zu sein, und ich freue mich, Gelegenheit zu haben, sie auf ihren wahren Wert zurückzuführen. Ich habe heute Nacht die Grenzboten noch einmal genau überblickt und finde nirgends auch nur die geringsten Anhaltspunkte für die mich treffende Anklage. Ich werde ehrlich und offen mit dem Minister sprechen. Unser Blatt ist ein Blatt des Fortschrittes, aber des ruhigen, gesetzlichen; Schadenfreude, Verhöhnung, Aufstachelung liegt nicht in meiner und seiner Natur. Wäre ich ausgewiesen worden, so hätte der Spektakel unserm Blatte ein hundert Abonnenten mehr gebracht, aber ich weiß, Sie setzen nicht nach einem auf solchem Weg erreichten Vorteil, ebenso wenig als ich nach einer auf solche Weise erlangten Celebrität.

Am andern Tage kommt dann die Nachricht: „Die Unterredung mit dem Minister ist ganz zu Gunsten ausgefallen."

Aber lange hielt der Friede doch nicht an. Im September kommen wieder Hiobsbotschaften. „Ich habe leider abermals Schwierigkeiten wegen meines hiesigen Aufenthaltes, und zwar gefährlichere als früher. Heute Abend wird sichs entscheiden. Leicht möglich, daß ich künftige Woche in Leipzig sitze. Denken Sie meine Aufregung . . .", dann: „Meine Angelegenheit steht etwas besser. Doch bleibe ich keinesfalls in Berlin, und meine Politik ist jetzt nur Rettung der Grenzboten vor Verbot . . ." und zuletzt: „In meiner Sache hat sich nichts gebessert, und ich mache vorläufig alle Anstalten zur Abreise. . . . Ihr sehr betrübter und für die Grenzboten allzusehr eifriger und büßender Freund K."

Kuranda mußte das Feld räumen; er war dann abwechselnd in Leipzig, Dresden, Hamburg und Brüssel, und die Redaktion wurde währenddem in der bisherigen Weise weitergeführt. Da erfuhr sie eine Veränderung, die nachmals von großer Bedeutung für die Grenzboten werden sollte.

Das Patent vom 3. Februar 1847, wodurch Friedrich Wilhelm IV. den Vereinigten Landtag einberief, hatte neue Bewegung in die politische Welt gebracht, und die Grenzboten, deren Berichte aus Deutschland bis dahin an Zahl und in gewissem Sinn auch an Bedeutung gegen die österreichischen Beiträge zurückgestanden hatten, mußten nunmehr den preußischen Angelegenheiten umso größere Aufmerksamkeit widmen. Seit Ende Februar brachten sie damals Schilderungen der Bewegung, die durch jenes Patent in der Provinz Preußen und namentlich unter den Zunächstbeteiligten, den Mitgliedern des dortigen Provinziallandtages, hervorgerufen worden war, Schilderungen, die sich durch sachliche Schärfe und warmen preußischen Patriotismus über die Flut von Zeitungsartikeln und Broschüren des Tages erhoben. Der Verfasser war ein bis dahin unbekannter junger Realschullehrer in Berlin,

Julian Schmidt aus Marienwerder, der mit den Verhältnissen in seiner Heimat völlig vertraut war. Kuranda erkannte bald in ihm eine Kraft, wie er sie seit Kaufmanns Abgang entbehrt hatte, lud ihn sofort ein, probeweise in die Redaktion einzutreten, und Schmidt siedelte in der That nach Leipzig über, wo er am 1. Mai seine Thätigkeit begann und in gleicher Weise wie vormals Kaufmann dauernd Redaktionsgehilfe und lebhafter Mitarbeiter Kurandas wurde. Doch behielt Kuranda auch jetzt das Ruder fest in der Hand.

Zu Anfang des Jahres 1848 war Kuranda wieder in Brüssel, als ein Weltereignis eintrat, das ihn zuerst nach Paris und dann in höchster Eile nach Leipzig zurücktrieb. Ein offenbar in fliegender Eile aus Brüssel geschriebener Brief meldet seinem Freund und Verleger neben einigen schleunigen Dispositionen wegen des nächsten Grenzbotenheftes:

In Paris ist ein fürchterliches Blutbad. Die Revolution ist los an allen Ecken, und man fürchtet für Louis Philipp. Posten und Eisenbahnen sind unterbrochen, gestern und heute kam kein Brief hier an. Mit dem ersten Eisenbahnzug, der wieder nach Paris geht, reise ich dahin, also entweder heute Abend oder morgen früh. Ich bin über mich selbst aufgebracht, daß ich hier so lange gezögert und die wichtigsten zwei Tage nicht in Paris selbst angesehen habe. . . . Ich werde Ihnen von Paris aus mehrere Briefe über die Ereignisse sogleich zusenden, das Heft darf diese Woche vor Freitag nicht geschlossen werden, damit das allerneuste darin Platz findet. Indessen lasse ich Schmidt bitten, er möchte einige kleine Artikel und Korrespondenzen bereit halten, damit das Tagebuch für alle Fälle voll wird. Von der Aufregung, die hier herrscht, haben Sie keinen Begriff.

Entthronung Louis Philipps, Proklamirung der Republik in Frankreich: das war viel mehr als der Vereinigte Landtag, das konnte und mußte ganz andre Nachwirkungen haben, da mußte er auf dem Platze sein. Doch noch vor ihm war in Leipzig aus Brüssel ein Aufsatz Kaufmanns über das große Ereignis eingetroffen, den Schmidt als stellvertretender Redakteur vermöge seiner kritischen und unbefangnen Art zu denken ohne Zaudern aufnahm, obgleich die Leipziger Kreise, in denen er lebte, von der Februarrevolution entzückt und berauscht waren.

Man muß sich eben die Stimmung vergegenwärtigen, in der Deutschland die Kunde von Paris empfing! Seit sieben Jahren wußte die deutsche Nation, daß die Hoffnungen, mit denen sie die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. begrüßt hatte, unerfüllt bleiben würden, daß von ihm keine Änderung ihrer Lage würde herbeigeführt werden. Seitdem hatte sich eine von Tag zu Tag an Umfang und Tiefe zunehmende Spannung erzeugt, die sich, wie jedermann fühlte, in einem Blitz entladen und die Revolution entzünden mußte. Der Blitzstrahl kam aus Paris, und im Laufe weniger Wochen war die ganze deutsche Welt in Revolution. In Leipzig war man eben dabei, die Censur abzuschaffen, die Minister abzusetzen, ein Programm der sächsischen und der deutschen Politik festzustellen, als der Aufsatz in den Grenzboten erschien, der, in Brüssel geschrieben, in knappen Umrissen die Pariser Revolution als ein Erzeugnis jener

Stimmung zeichnete, die zusammengesetzt ist aus Übermut, Leichtsinn und Unsauberkeit, die wir mit einem unübersetzbaren Worte Frivolität nennen — als das gelungene Werk einer Verschwörung von Ränkeschmieden und Schauspielern, ohne jede Spur von Berechtigung. Der Aufsatz erfuhr anfangs in Deutschland die heftigsten Angriffe und wurde nachher ebenso überschätzt. Arnold Ruge, der sich damals in Leipzig als Prophet und Bevollmächtigter der Franzosen gebärdete, sprach davon, daß man Kuranda, den er für den Verfasser hielt, aus der Stadt werfen lassen müßte, begnügte sich aber vorläufig mit einem witzlosen und rohen Angriff in irgend einem Blättchen. Kuranda, der, wie gesagt, erst später eintraf, lehnte zwar die Autorschaft ab, teilte aber Kaufmanns Ansicht und bemerkte nicht unrichtig, es wäre zweierlei, wie Deutschland das Ereignis zu benutzen hätte, und wie dies vom französischen Standpunkt aus zu beurteilen wäre. Aber Kuranda sah alsbald, daß er auch in Leipzig nicht länger verweilen dürfte, sondern daß in Wien allein der rechte Boden für ihn sein würde; deshalb beschied er Kaufmann nach Leipzig, daß dieser als Kenner Österreichs zunächst mit Schmidt die Grenzboten für ihn weiterführe, die nun, wie er hoffte, ihre Mission nach beiden Seiten mit voller Freiheit und Erfolg erfüllen sollten; er selbst eilte weiter nach Wien.

Kaufmann verfocht seine Sache mit ebenso viel Bescheidenheit als unerschütterlicher Überzeugungskraft und schrieb zunächst eine Entgegnung an Ruge, die in einer Sammlung von Meisterstücken deutscher Publizistik nicht fehlen dürfte. Und wer heute den weitern Verlauf der Dinge ohne Voreingenommenheit überblickt, wird seine Charakteristik der Februarrevolution in allen Punkten bis auf einen bestätigt finden. Wenn Kaufmann die dritte französische Revolution gegenüber der kosmopolitischen von 1789 und der europäischen von 1830 nur als eine lokale gelten lassen wollte, so hat sich darin der scharfsichtige Mann getäuscht oder sich wenigstens ungenau ausgedrückt. Der Ideengehalt der Februarrevolution ist allerdings gleich Null, nicht einmal das allgemeine Stimmrecht würde sie behauptet haben, hätte es nicht Louis Napoleon als Mittel für seine Zwecke erkannt. Aber es ist eine alte Wahrheit, daß ein Funke, in eine Pulverkammer geworfen, nicht nur eine Explosion, sondern zugleich weitreichende und nachhaltige Veränderungen bewirken kann. So hat die Revolution den äußern Anstoß zu dem großen Umwandlungsprozesse Deutschlands und Italiens aus zerrissenen Nationen zu politischen Einheiten gegeben, einem Prozeß, dessen Rückwirkungen auf die europäische Staatenwelt sich vor unsern Augen vollziehen und voraussichtlich noch eine lange Zeit zu ihrem Abschlusse brauchen werden.

Kuranda überzeugte sich in Wien bald, daß, wer in den über alles Erwarten rasch eingetretenen Zustand völliger Zersetzung des österreichischen Staatskörpers eingreifen wollte, dauernd an Ort und Stelle sein müßte, daß sich von Leipzig aus nicht mehr einwirken ließe.

Ein paar Briefe von ihm aus jenen hochdramatischen Tagen und aus der folgenden Zeit mögen hier Platz finden, da sie neben der Schilderung der Ereignisse das nächste Schicksal der Grenzboten berühren.

Am 23. März schreibt er aus Prag:

Die österreichische Revolution ist keineswegs am Ende. Hier in Prag, fürchte ich, bereiten sich Dinge vor, welche kaum abzusehen sind. Die Preßfreiheit aber besteht wirklich und im ausgedehntesten Sinne. Wie lange sie dauern wird? Dies weiß ich nicht zu bestimmen; das Preßgesetz wird jeden Tag erwartet.

Nun zu unsern Grenzboten. Es war die höchste Zeit, daß ich nach Österreich ging. Denn von draußen läßt sich jetzt nichts beurteilen. Hören Sie jetzt das bestimmte Urteil über die Stellung unsers Blattes. Die Grenzboten haben, wie ich Ihnen schon vorausgesagt, den Gipfel ihrer österreichischen Wirksamkeit erreicht, auch an der Zahl ihrer Abonnenten. Jetzt müssen sie abwärts gehen, denn die Korrespondenten brauchen sich nicht mehr ins Ausland zu flüchten, und man ist nicht mehr neugierig darauf. Wenn noch in den letzten Tagen eine Menge neue Abonnenten kamen, so ist das nur eine Nachwirkung des alten Rufes, und ich bin fest überzeugt, daß schon im nächsten Semester die Zahl auf 2000 hinabsinken wird. Doch diese Zahl oder doch 1600 werden uns stets gesichert bleiben, wenn wir mit Konsequenz fortfahren. Die gegenwärtige schwindelnde Höhe, wie Sie sich ausdrücken, war krankhaft. Aber 1600 liegen in der natürlichen Kraft des Blattes.

Das Resultat also ist, lassen Sie sich durch die neuen Bestellungen nicht zu sanguinischen Hoffnungen hinreißen. Drucken Sie keine 1000 nach, sondern höchstens 500! Aber lassen Sie sich auch nicht einschüchtern, wenn die Abbestellungen kommen werden.

Der Leipziger Platz wird durch die österreichische Preßfreiheit außerordentlich leiden. Noch weiß man weder in Wien noch in Prag, was man damit anfangen soll. Aber das wird man bald finden.

Am 6. April 48 aus Wien:

Vielleicht sehen wir uns in drei, vier Tagen. Sämtliche hiesige Schriftsteller, Akademiker und viele andre haben zu ihren Deputirten bei dem Frankfurter Parlament vier Männer gewählt, nämlich: Anastasius Grün, Bauernfeld, Schuselka und mich. Heute Abend wählt die Universität gleichfalls vier Abgeordnete, und wahrscheinlich reisen wir morgen insgesamt ab. Wenn es nur nicht zu spät ist.

Die Aufnahme, die ich hier gefunden, war glänzender als in Prag. Die Universität hat mir eine Ehrenwache von zwei Nationalgardisten vor die Thüre gestellt für die Dauer meiner Anwesenheit. Ich habe zu wiederholten malen öffentlich sprechen müssen. Vorgestern sogar in der Aula vor viertausend Menschen. Schuselka genießt gleiche Ehren.

Ein großes Aktienjournal „Die Reform“ mit einem Kapital von 60000 Fl., unterstützt von den Ständen und der gemäßigt liberalen Partei, hat mich zum Redakteur en chef ernannt. Ich habe jedoch refüsirt, da mir das Programm zu gemäßigt erschien, und ich auch keinen Redaktionsrat, den man mir zur Seite stellen wollte, annehmen mochte. Ich wollte freier Herr sein und so weit gehen, als mir gutdünkt; die Herren wollten Grenzen setzen, und so wies ich es zurück.

Am 23. Mai aus Wien:

Freunde! Die Zeit rechnet hier nicht mehr nach Stunden. Vorgestern eine zweite Revolution, und heute — Flucht des Kaisers und seiner ganzen Familie

— ohne Wissen des Ministeriums — nach Innsbruck, andre fürchten nach Prag. Die vorgestrige Revolution hat einen so glänzenden Sieg errungen, daß alle bisher errungene Freiheit dadurch vollständig in Frage gestellt wurde. Theorien, deren Hauptverfechter Hermann Jellinek ist, eine Revolution, die von vier Studenten geführt wird, sind wunderbare Beglückungselemente. Die Sache ist in kurzem die: Wir hatten eine oktroyirte Konstitution — ziemlich liberaler Natur; mit Ausnahme einiger schwachen Punkte konnte man sehr damit zufrieden sein. Diese Punkte zu heben war die Aufgabe. Dagegen machen die Studirenden eine bewaffnete Demonstration, und ihre Deputation verlangt eine konstituirende Versammlung! d. h. sie öffnet der Reaktion die Thore, in der Konstituante auch gegen das zu protestiren und durch die Majorität ihrer Vertreter auch das zu beseitigen, was die oktroyirte Charte bereits bewilligt hat! Eine ordentliche Reichsversammlung hätte bei ihrem Zusammentritt endlich einen geordneten gesetzlichen Zustand herbeigeführt — eine Konstituante verlängert die Krisis auf Monate. Und dieses ward durch eine bewaffnete Petition, zehntausend Mann Studenten und Arbeiter bewerkstelligt — nicht einmal die Chartistendeputation war bewaffnet.

Heute früh hörte Wien mit Erstaunen, der Kaiser sei fort — die Folgen dieses feigen, gewissenlosen Streiches von oben, sowie des kopflosen vorgestrigen von unten sind unabsehbar. Wie man aus Prag hört, will sich dort eine provisorische Regierung unabhängig von dem hiesigen Ministerium bilden! Die deutsche Sache hat den tiefsten Schlag erlitten.

Studenten und Nationalgarde haben einstimmig sich erklärt, das Ministerium, das von der Hofkamarilla ebenso wie das Volk gefoppt wurde — zu unterstützen. Was der Tag noch weiteres bringt, ist nicht abzusehen.

Dann folgt noch die Bemerkung:

Die Wiener Korrespondenzen der Grenzboten sind miserabel, d. h. die ... schen. Ich muß sie im Interesse des Blattes verbieten und habe bereits für andre gesorgt.

Am 28. Mai aus Wien:

Abermals zwei Tage einer neuen Revolution haben wir durchgemacht. Diesmal war alles Recht auf Seiten des Volkes, das sich in der That groß, schwungreich und edel gezeigt hat. Das ganze Volk: Bürger, Studenten und Arbeiter, letztere in ihrer einfachen Kernhaftigkeit, bescheiden und doch so thatkräftig, ganz im Besitz der Stadt und doch so ehrlich und rührend treu — hat die Bewunderung aller Klassen. Wien war mit Barrikaden besetzt — zwei Tage! In vier Stunden waren sie aufgeworfen, und heute Nacht hat das Volk sie wie mit einem Zauberschlage wieder abgetragen. ...

Um die Grenzboten bin ich nicht besorgt. Da wir immer den Aufschwung über 1500 für einen unnatürlichen, vorübergehenden hielten, so wird es uns nicht überraschen, wenn wir allmählich auf diese Zahl herunterkommen. Vor dem neuen Jahre kaum! Aber in dem letzten Quartal läßt sich wieder viel für die Kräftigung des Blattes thun. In diesen Monaten ist alle Anstrengung vergeblich, weil man Stundenblätter herausgeben müßte, um der Zeit zu folgen — ein Wochenblatt kann bloß vegetiren. Wir müssen nur acht geben, daß der Gehalt der Grenzboten nicht geringer wird; mehr läßt sich für jetzt nicht thun. Bis sich die fieberhafte Hast ein wenig legen wird, werden auch wir wieder die Aufmerksamkeit fesseln können. ... Hier werden mir die bedeutendsten Anträge zur Übernahme eines großen Journals à la Allgemeine Zeitung gemacht. Ich habe die Auswahl

unter vielen Vorschlägen. Ich war vorige Woche fast entschlossen, einen dieser Anträge anzunehmen, bin aber durch die neuesten Ereignisse, welche das Schicksal Wiens stark in Frage stellen, wieder schwankend gemacht worden. Dagegen freue ich mich, daß ich einen Antrag, als Ministerialrat ins Ministerium des Innern zu treten, entschieden abgewiesen habe, da ein andrer, der es angenommen hatte, heute bereits kompromittirt ist.

Bis dahin hatte augenscheinlich Kuranda der Gedanke nicht verlassen, auch wenn ihn das Schicksal jetzt dauernd in Österreich festhielte, die Grenzboten von dort aus weiterzuleiten. Alle andern Darstellungen sind falsch. Auch am ersten Juni schreibt Kuranda noch, indem er mit seinem Verleger Abrechnung über die Grenzboten hält, dieser solle sich keine grauen Haare wachsen lassen, die Grenzboten säßen zu fest, um plötzlich zu fallen. Das Neujahr möchte viel nehmen, „aber 1500 werden wir doch behalten." Aber es scheint da von Grunow schon die Frage an ihn gerichtet worden zu sein, ob er zu einer Abtretung der Grenzboten seine Einwilligung geben würde. Es ist nicht ersichtlich, in welcher Form und aus welchen Rücksichten dies geschehen ist; aus den Berichten Freytags über die damalige Zeit und aus der Biographie Julian Schmidts in der Allgemeinen Deutschen Biographie von Rößler läßt sich schließen, daß Schmidt, der inzwischen Gustav Freytag näher getreten war und den Wunsch hegte, die Grenzboten im Dienste seiner eignen Anschauungen und rein deutscher Interessen zu führen, Grunow Anträge gemacht habe, obgleich dort nur gesagt wird, Freytag und Schmidt hätten die Gelegenheit ergriffen, die sich ihnen geboten habe, die Grenzboten zu übernehmen, da Kuranda froh gewesen sei, dieses Gepäcks ledig zu werden. Dies ist eine falsche Auffassung. Kuranda fügte seinem eben erwähnten Briefe die Bemerkung bei, er wäre auch bereit, Grunows Wünschen wegen vollständiger Abtretung des Blattes entgegenzukommen, er sollte ihm Vorschläge machen. Er selbst würde höchst wahrscheinlich ein großes politisches Blatt in Wien gründen, wenn der Reichstag zusammenträte, vielleicht schon vom 1. Juli an. Dann würde wohl Schmidt oder Kaufmann nach Wien kommen und ihm einige Wochen bei der Organisation helfen müssen. Die Grenzboten — deren letzte zwei Hefte ausgezeichnet wären — würde er von Österreich aus noch reichlicher mit Korrespondenzen unterstützen. Auch hierbei handelte sichs also offenbar — das zeigt die Absicht, Schmidt zu sich nach Wien zu nehmen — noch nicht um einen Redaktionswechsel, sondern nur um das Eigentum der Grenzboten. Inzwischen scheint aber von Schmidt und Freytag ein Druck auf den Verleger ausgeübt worden zu sein. Im nächsten Briefe, der vom 10. Juni aus Prag datirt ist, schreibt Kuranda: „Die Schmidt-Freytagsche Konkurrenz schreckt mich nicht im mindesten. Eine Zeitschrift zu begründen ist heute eine schlechte Zeit. Es sind viele Blätter entstanden, seit die Grenzboten existiren — sie haben uns nicht geschadet. Nur die Zeit

und ihre Stürme können die Grenzboten schwächen — gegen jene wollen wir uns waffnen — die Konkurrenz ist Nebensache." „Ich werde am Dienstag oder Mittwoch mit dem ersten Zuge in Leipzig eintreffen und einen Tag bei Ihnen bleiben. Es wird sich alles ordnen."

In Leipzig wird ihm dann der Antrag gestellt worden sein, das Blatt ganz abzutreten, und das Ergebnis der Verhandlungen, die damals stattgefunden haben werden, war das, daß Schmidt und Freytag auf der einen Seite und Grunow auf der andern je die Hälfte des Eigentums an den Grenzboten erwarben, und daß die Redaktion in die Hände jener beiden überging. Ob zum Glück oder zum Unglück für das Blatt, wer kann es sagen? Es wurde in neue Bahnen gelenkt und war bald in der Lage, von neuem um sein Dasein zu kämpfen. In Österreich, wo Kuranda nun die „Ostdeutsche Post" gründete, verlor es schnell allen Boden und damit den größten Teil seiner Abonnenten. Es ging auf etwa achthundert Abonnenten zurück und hat fast zwei Jahrzehnte lang keinen viel höhern Stand wieder erlangt. Ob es unter Kurandas Leitung anders und so, wie er hoffte, noch eine Weile weitergegangen wäre, kann niemand wissen; die spätere Entwicklung der Dinge hätte aber kaum eine dauernde glückliche Fahrt unter der alten Flagge erwarten lassen.

Dies war die Jugendzeit der Grenzboten. Wir glaubten, so lange bei ihr verweilen zu dürfen, nicht nur, weil sich eine bedeutsame Geschichtsentwicklung unsers Volkes darin spiegelt, und wir meinen, daß manche kleine Züge aus dem Leben und Treiben jener Tage auch für unsre Leser interessant sein werden, sondern auch, weil für die gegenwärtigen Herausgeber das eigne Hoffen und Streben einer viel spätern Zeit aus diesen alten Briefen herausklingt. Sie finden so vieles, was sie später selbst erlebten, hier schon einmal durchlebt, daß ihre eigne Thätigkeit ihnen wie ein unmittelbares Anknüpfen an die Arbeit jener frühern Tage erscheint. Vor allem aber haben wir diese vergangenen Tage an uns vorüberziehen lassen, um Kuranda gerecht zu werden, dem bisher kein andres Denkmal in den Grenzboten gesetzt worden ist, als das seiner eignen Arbeit. Es waren andre Leute, die fortan das Blatt machten und ihm eine andre Farbe gaben; sie hatten nichts mehr mit Kuranda gemein. Das Leben riß den einen hierhin, den andern dorthin, und der Zusammenhang ging bald verloren, wenn er nicht absichtlich zerrissen wurde. Das letzte läßt sich daraus schließen, daß Julian Schmidt, der doch länger als ein Jahr Kurandas Gehilfe gewesen war, seiner nie mit einem Worte gedacht hat. Wahrscheinlich hat er sich ihm nie gern untergeordnet; wie beide Männer ganz verschiedenem Boden entwachsen waren, so waren ihre Charaktere und ganz natürlich auch ihre Interessen grundverschieden, und nach der Besitzergreifung mögen die neuen Herausgeber Gründe gehabt haben, die Beziehungen ganz aufzuheben, obgleich sie die österreichischen Angelegenheiten noch längere Zeit so weit in den Vordergrund treten ließen, daß die Grenzboten fast mehr den Anstrich eines österreichischen Blattes

hatten, als den eines deutschen. Es ging später nicht ganz ohne materielle Differenzen bei der Abwicklung der Kaufsverpflichtungen zwischen dem alten Herausgeber und den neuen ab. Aber aus den noch vorhandenen Briefen scheint das mit Sicherheit hervorzugehen, daß Kuranda kein Vorwurf dabei trifft. Zum Verleger blieb das alte herzliche Verhältnis bestehen, und wenn dieser ebenso wenig wie Kaufmann, trotz dessen freundschaftlichem Verhältnis zu Kuranda ebensowohl wie zu Schmidt und Freytag, kein Bindeglied zwischen beiden Teilen wurde, so lag es wohl daran, daß er in der Folge der Redaktion ganz passiv gegenüberstand, auch mit der Zeit nur selten noch mit Kuranda in Berührung kam, später wohl gar nicht mehr. Österreich und Deutschland waren jetzt zwei Staaten, die sich von einander schieden wie Wasser und Öl, und das hatte auch auf die Menschen, die hier und dort wohnten, seinen Einfluß; man war sich fern gerückt und kam allmählich außer Verkehr. Und so kam es denn auch, daß die Jüngern wenig von der Jugend der Ältern wußten. Aus den Bruchstücken seiner eignen Briefe mußte deshalb das Bild Kurandas hier gezeichnet werden, wie es dem gegenwärtigen Verleger aus diesen in alten verstaubten Kisten glücklich bewahrten Zeugnissen hervorgegangen ist. Es ist ihm jetzt schmerzlich, daß er dem Manne nie begegnet ist, durch dessen Thatkraft die Zeitschrift geschaffen und durchgesetzt wurde, der er selbst mit ganzem Herzen gehört.

Ehe wir zur Schilderung der nächsten Zeit übergehen, sei es vergönnt, noch ein paar Stellen aus Kurandas Briefen mitzuteilen, die zeigen mögen, daß die Lösung des geschäftlichen Verhältnisses das freundschaftliche zwischen Herausgeber und Verleger nicht veränderte, und die außerdem auch Kurandas liebenswürdigen Charakter in anziehender Weise erkennen lassen. Im August des ereignisvollen Jahres, das ihn auch noch zum Ehemann gemacht hatte, schreibt er aus Wien:

Bist untreu Wilhelm oder tot? Sind Sie mir böse? Krank? Faul? Das letzte wäre noch das beste. Ein paar Zeilen aber hätten Sie immer schreiben können. Aber es scheint, daß das ganze Haus Herbig mir seine Gnade entzogen hat, denn Herr Werner, dem ich während Ihrer Reise schrieb um Auskunft wegen einer verlorenen und vielleicht wieder angekommenen Reisetasche, hat mir nicht geantwortet. Ihre Markthelfer sogar sind mit mir in Feindschaft, da sie mir meine Effekten und Bücherreste nicht schicken. So wandelbar ist Fürstengunst.... Doch zanke ich mit Ihnen nicht und komme nicht sogleich aus dem Häuschen, wie Sie.... Als persönlicher wie als Geschäftsfreund fordere ich Sie daher auf, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Je ausführlicher Sie sind, desto dankbarer werde ich sein, und melden Sie mir sogar etwas Näheres über das Befinden und Leben Ihrer lieben, verehrten Frau, so will ich Ihnen zehnfach danken. Es ist eine schöne Erfindung, die Ehe, und ich hätte nie gedacht, daß sie so glücklich macht. Ich habe einen Treffer gezogen an meinem Weibchen, und es hätte mich doppelt geschmerzt, wenn die Tschechen mich in Kolin totgeschlagen hätten, wie sie gefälligst beabsichtigten.... Behalten Sie lieb und in alter Freundschaft Ihren anhänglichen Freund K.

Und im folgenden Frühjahr klingt es wehmütig herüber:

Aus einer belagerten Stadt klingen Grüße doppelt sehnsuchtsvoll. Wo sind die schönen Stunden im Hotel de Pologne vom vorigen Jahre? Dieses Jahr tanze ich hier einen andern Tanz. Meine gute, arme Regina weiß wenig von den Freuden des Karnevals. Daß ich an Sie denke, ist daher keine Faschingserinnerung, sondern ein ernster, tiefer Rückblick in eine schöne Vergangenheit. Unsre Freiheitserrungenschaften sind alle beim Teufel. Möge die Errungenschaft Ihrer Freundschaft eine dauernde sein und wie ein guter Engel mir zur Seite bleiben.

Nach 1848

Kuranda hat unzweifelhaft seine Schwächen gehabt, wie jeder Mensch. Nicht lange nach seinem Scheiden von den Grenzboten erfuhr seine Thätigkeit an der „Ostdeutschen Post" in den grünen Heften selbst eine scharfe Kritik, die ihm übrigens, wie aus den Briefen an Grenow hervorgeht, nicht einmal zu Gesicht gekommen ist; die Grenzboten waren in Österreich verboten worden, und er bekam sie nicht mehr zu sehen. Es ist hier nicht der Ort, den Wert oder Unwert seiner spätern Wirksamkeit, seiner politischen Stellung abzuwägen. Was daran auch anfechtbar sein mag, und was auch jetzt an den Jahrgängen der Grenzboten, die er selbst herausgab, anfechtbar und vielleicht auch thöricht erscheinen mag, sicher ist, daß er keine größere Narrenkappe trug, als seine Nebenmenschen auch. Er war ein Kind seiner Zeit, und man muß sich die damaligen Verhältnisse vergegenwärtigen, um den Leuten gerecht zu werden, die zu jener Zeit als Journalisten eine politische Rolle spielten oder zu spielen suchten, das heißt auf das Staats- und Völkerleben einwirken wollten. Mag auch jetzt ihr Handeln und Streben dem prüfenden Auge manche Unsicherheit und Unklarheit zeigen, so darf man nicht vergessen, daß sie durchaus selbständig und schöpferisch auftraten. Es war damals etwas ganz andres, Journalist zu sein, als heutzutage, wo die Parteischablone ein „zielbewußtes" Handeln bequem, der in sich fest begründete Staat „freies Spiel der Kräfte" möglich macht, ohne daß auch der größte Unsinn viel Schaden anstiften kann. Denn es ist alles solid gefügt, und auch bei den erhabensten Gefühlen, die nicht umhin können, sich Luft zu machen, bei den herausforderndsten Worten, die sich Partei und Partei oder die Parteien der Regierung an den Kopf zu werfen pflegen, lebt doch das geheime Gefühl fast in jeder Brust, daß zuviel Änderung nicht angenehm wäre, und man ist wenigstens im Stillen zufrieden, wenn gewaltige Forderungen nur zu dem bescheidnen Maße des Möglichen führen.

Damals gab es keine Regierungen, die durch Erfahrung und Erfolg weise geworden waren, es gab keine festgeschlossenen, um einen festen Kern kreisenden Parteien, sondern in dem vielköpfigen, schwankenden, unsichern, vielfach von schwachen, unfähigen oder brutalen Händen geleiteten deutsch-österreichischen Staatenkonglomerat wogte eine gährende, treibende, suchende

Volksmasse, die erst ihr Bewußtsein und ihre Stimme zu finden strebte. Das war die Zeit der Journalistenpolitik; so leichtgeschürzt sie auch zum Teil war, so sehr sie auch oft den Charakter des Bravotums annahm, so oft sie auch ungestüm nach einer falschen Seite losstürmte, wer will ihr daraus einen Vorwurf machen? Es war eine unklare Zeit voll Sehnens und Drängens; das Mögliche und Erreichbare ist erst später klar geworden, und am Ende der Laufbahn läßt sich der richtige Weg leichter sehen als am Anfang, wo er erst gefunden werden soll. Den Spott über falsches Beginnen verdienen die, die noch später irre liefen, viel mehr als die Schwärmer und Politiker auf eigne Faust jener Tage. In ihnen rang sich doch die Volksseele zuerst zum Bewußtsein durch, sie schritten voran, und ihr Jugendfeuer war damals von ebenso großem Wert, wie für spätere Zeiten die Bedächtigkeit und die Klarheit reifen Alters zur Durchführung der gewonnenen Ideen. Es waren ja lauter junge Leute, die damals an den Grenzboten arbeiteten. Und noch eins geltend zu machen erfordert die Gerechtigkeit. Welche Sache damals ein Journalist verfechten mochte, um diese Sache war es ihm zu thun. Er nahm keine glänzende Stellung ein, wurde nicht aufgesucht, eher gemieden; die Eigentümer sammelten keine Reichtümer von ihren Blättern, das Zeitungswesen war noch keine Großindustrie. Aber ein Blatt verkaufte sich auch nicht an Banken oder andre Geldmächte, um im politischen Teil die Börsengeschäfte zu beeinflussen, und wenn ja ein armer Teufel von Theaterreferent sich ein Urteil bezahlen ließ, so war er im Kreise seiner Standesgenossen geächtet.

Freytag hat in seinen Erinnerungen seine und Schmidts Anfänge bei den Grenzboten sehr ergötzlich geschildert. Sie fielen ans Ende der großen Bewegung der vierziger Jahre. Mit ihrer aufsteigenden Linie fällt die Redaktionsthätigkeit Kuranda zusammen, und wie sie stieg, so stiegen die Verbreitung und der Einfluß des Blattes. Dies darf als Wertmesser für Kurandas Wirksamkeit gelten. Seine Überzeugung von dem, was er vertrat, seine Ausdauer und Gewandtheit trugen ihm größere Erfolge ein, als nachmals den Grenzboten beschieden waren.

Ein Urteil über die alte und die neue Redaktion, gefällt von einer bekannten Mitarbeiterin, die damals aus London Berichte einsandte, in einem Briefe vom 13. April 1849 an den Verleger der Grenzboten, liest sich heute so lustig, daß wir uns nicht versagen können, es mitzuteilen.

Das Blatt ist übrigens nicht mehr dasselbe; es ist entsetzlich langweilig geworden. Hier haben viele nicht mehr darauf subskribirt, und auch in Deutschland hält es sich nur noch so. Herr von Varnhagen schrieb mir, er lese es nicht mehr, wenn ich aber daran fortarbeite, würde er es aus Rücksicht für mich thun, und so hörte ich von mehreren Seiten. Sie hätten in jetziger Zeit keine Herren der romantischen Schule an die Spitze stellen sollen. — Kuranda verstand seine Sache besser, er wußte immer etwas Pikantes hineinzubringen, und der Wechsel machte das Blatt anziehend. — Parteilichkeit kann an diesem Urteil nicht vorherrschen;

denn ich habe in letzter Zeit eben keine Ursache gehabt, besonders für Herrn Kuranda eingenommen zu sein. . . . Wenn Ihre Herren Redakteure aber die alleinigen Arbeiter an dem Blatte sein wollen, so nützt es freilich nichts, fremde Elemente hineinbringen zu wünschen, und bald werden sie dann auch die alleinigen Leser sein.

Wenn hier auch nur das verletzte Schriftstellergemüt spricht, das unter der Rücksichtslosigkeit litt, mit der die neuen Herausgeber in die Zügel griffen, so blieben doch leider die geweissagten Folgen nicht aus. Der Verleger sah rasch das in schnellem Anlauf gewonnene wieder zusammenschmelzen, den Grenzboten ging es wie dem Fischer im Märchen, sie sahen sich von neuem am Anfang, einen mühseligen Weg vor sich.

So viele und vielerlei politische Programme in den Frühlings- und den ersten Sommermonaten in Deutschland ans Tageslicht traten, so ließen sich doch in der Hauptsache zwei große Gruppen unterscheiden. Die eine erkannte wohl an, daß eine Revolution stattgefunden hätte, wollte aber auf Grund der „Errungenschaften" dieser Revolution nur noch Reformarbeit gethan wissen; die andre sah die Revolution nicht als abgeschlossen an. Erst im Hochsommer fand sich eine dritte zusammen, die die Revolution überhaupt bekämpfte und vor allem bestrebt war, den Monarchen begreiflich zu machen, daß sie die Rechte, die sie aus freier Gnade verliehen hätten, auch wieder zurücknehmen könnten. Die Grenzboten schlossen sich unter der neuen Redaktion der ersten Gruppe an und versuchten, aus dieser eine geschlossene Partei zu machen. Das konnte nicht gelingen, weil sich in konkreten Fragen sofort die größte Zersplitterung kundgab, was wieder eine natürliche Folge der Unklarheit der politischen Zustände war. Für das gesamte Deutschland sollte eine Verfassung „vereinbart" werden, gleichzeitig aber auch für jeden selbständigen Bestandteil des deutschen Bundes. Weder die Fürsten noch die Landtage bezeugten große Lust, wesentliche Opfer an Selbständigkeit für die doch von allen herbeigewünschte Reichseinheit zu bringen. Solange sich die Frankfurter Versammlung mit der Feststellung von „Grundrechten" beschäftigte, hatten die Liberalen an ihrer Thätigkeit nichts auszusetzen, aber nachher liefen auch aus ihrem Lager viele zu den Partikularisten über. Akut werden mußte der Gegensatz vor allem zwischen Frankfurt und Berlin, wo das Bewußtsein, einem gefestigten, auf eine ruhmreiche Geschichte zurückblickenden Staatswesen, dem größten reindeutschen Lande anzugehören, um so stärker hervortrat, je unsicherer sich der Boden erwies, auf dem die deutsche Nationalversammlung und die von ihr eingesetzte machtlose Zentralgewalt stand. Alle diese verfassunggebenden Versammlungen übten aber gleichzeitig die Rechte ordentlicher gesetzgebender Versammlungen aus, und die Regierungen erkannten sie als solche durch Bestätigung der von ihnen beschlossenen Gesetze an, bis sie sich stark genug fühlten, die unbequemen, schwer zu befriedigenden Ratgeber nach Hause zu schicken, wobei ihnen das mehrdeutige Wort „Vereinbarung" gute Dienste leistete. Auch diese Verhältnisse müssen in

Betracht gezogen werden, wenn man an die Thätigkeit der parlamentarischen Körperschaften des Jahres 1848 den richtigen Maßstab anlegen will.

Die allgemeine Unklarheit sprach sich auch in der Haltung der Grenzboten aus. Freytag behielt anfangs seinen Wohnsitz in Dresden und siedelte erst im Winter 1848/49 nach Leipzig über; Kaufmann war von Kuranda nach Wien berufen worden. Die Last der Redaktion ruhte also meist auf den Schultern Julian Schmidts, dem sein späterer Biograph Konstantin Rößler als fleißiger Mitarbeiter zur Seite stand. Alle waren Preußen und waren, wie Rößler dies in der „Allgemeinen deutschen Biographie" in dem Aufsatze über Schmidt umständlich dargestellt hat, in dem Sturmjahre vor allem von dem einen Gedanken erfüllt: Erhaltung des preußischen Staates, den die einen als die Hauptstütze des Protestantismus in Deutschland und als natürlichen Rivalen Österreichs, die andern aus kleinstaatlicher Eifersucht und noch andre als Hindernis einer mehr oder weniger republikanisch gedachten Zentralisation bekämpften, während er selbst lange Zeit einem steuerlosen Schiffe glich. Die Erhaltung Preußens aber war zugleich die Erhaltung der Monarchie, nach deren Preisgebung, wie sich die Reformpartei sagen mußte, nicht nur kein Ende der Revolution abzusehen, sondern auch ein Bürgerkrieg mit schließlicher Einmischung des Auslandes unvermeidlich war. Wie wenig aber die Partei, die sich wohl auch die konstitutionelle im Gegensatz zur demokratischen und zur republikanischen nannte, später berechtigt war, sich ihrer unerschütterlichen Prinzipientreue zu rühmen, sagt uns eine Stelle in dem Programm der neuen Redaktion der Grenzboten (Juli 1848): „Wenn die Grenzboten ihr Volk demokratisch organisirt sehen, werden sie wenig darnach fragen, ob die Häupter der Staaten einen grauen Filz oder einen goldnen Reif tragen." Das war die Sprache der Zeit; zehn Jahre später spukte noch derselbe Gedanke hie und da, wenn er auch nicht mehr zu offnem Ausdrucke kam.

Wie Preußen in seiner Machtfülle erhalten und gleichwohl ein Glied des neu zu konstituirenden deutschen Reiches werden sollte, darüber bestand noch wenig Klarheit. Rößler wünschte, daß Preußen, indem es sich der Frankfurter Versammlung unterwürfe, deren Führung übernähme. Aber dieser und verwandte Pläne mußten an der Nationalversammlung in Berlin scheitern, die sich daher eines bis zur Ungerechtigkeit geringen Wohlwollens erfreute. Ihr vor allen wurde der allgemein treffende Vorwurf kopfloser Nachahmung der großen französischen Revolution gemacht, und dabei wurde übersehen, daß trotz vieler Thorheiten und Ausschreitungen, trotz des unseligen Kokettirens der äußersten Linken in Berlin wie in Frankfurt mit der Gassendemagogie die preußische Versammlung Muße und Besonnenheit für eine gesetzgeberische Thätigkeit behielt, die wohl zum Teil nachher verwertet worden ist, zum Teil besser hätte verwertet werden können. Viel Aufsehen machte damals ein offner Brief Freytags an einen oberschlesischen Kleinbauern, den sein Kreis zum Abgeord-

neten gewählt hatte, und der angeblich weder lesen noch schreiben konnte; es war eine gelungne Kritik des souveränen Unverstandes.

Aber Freytag behielt anfangs auch die österreichischen Verhältnisse noch im Auge, für die Schmidt kein Interesse hatte. Zu erwähnen ist namentlich Freytags Sendschreiben an den österreichischen Minister des Innern, Freiherrn v. Pillersdorf, einen jener wohlwollenden, aber den Verhältnissen nicht gewachsenen Politiker, die überall durch die Revolution an die Spitze gebracht worden waren, und die später in den Grenzboten in der Gestalt des rechtschaffenen Bürgermeisters abkonterfeit wurden. In jenem (in seine gesammelten Schriften nicht aufgenommenen) Sendschreiben entwickelte Freytag ein Programm der Einrichtung des österreichischen Staatswesens, wonach Österreich als parlamentarisch regierter Einheitsstaat aufgerichtet werden sollte, aber mit weit gewährter Selbstregierung an seine verschiedenen Völkerschaften, die sämtlich ihre eignen untergeordneten Parlamente haben sollten. Dieser Staat, so führte Freytag aus, könnte nun aber nicht, weder als Ganzes noch mit einigen seiner Teile, wieder unter einem deutschen Bundesstaate stehen; er müßte unbedingt nach außen selbständig sein. So wurde hier der Gedanke des Ausscheidens Österreichs zum erstenmal, wir wollen nicht sagen geäußert, aber staatsmännisch begründet, und zwar begründet vom österreichischen Standpunkte, hergeleitet aus der Natur des österreichischen Staates und dargethan als Österreichs wahrer Vorteil.

Schmidt seinerseits warf sich den sinnlosen Einfällen, die das Nachzittern der Revolution täglich und stündlich emporwarf, mit einer Kraft entgegen, die in der damaligen Publizistik nicht entfernt ihres gleichen hatte. Es war wirklich gesunder Menschenverstand und heiliges Pathos des Herzens. Er schärfte vor allem unermüdlich die Lehre ein, daß es wider alle Möglichkeit, wider alle Natur und Geschichte sei, einen Staat irgendwo nach einer gewaltsamen Zerstörung alles Bestehenden auf einer tabula rasa aufbauen zu wollen. Ferner predigte er allen Deutschen, vor allem aber den Preußen, den unvergleichlichen Wert ihres Staates und ihrer Geschichte. Er bekehrte damit nicht die Massen, aber er bekehrte die selbständigen Köpfe, die damals größtenteils in den Irrgängen unbeschränkter Möglichkeiten und Wünschbarkeiten herumtaumelten.

Die Wiener Oktoberrevolution, über deren Gang Kaufmann vortreffliche Berichte lieferte, die Unterwerfung Wiens, die Auflösung der Berliner Versammlung, die Oktroyirung einer Verfassung für den habsburgischen Gesamtstaat und die natürliche Folge davon, die Ausschließung der österreichischen Länder aus dem Deutschland, für das in Frankfurt eine Verfassung ausgearbeitet wurde — diese Ereignisse schienen endlich der deutschen Politik eine klare und feste Bahn vorzuzeichnen, eine Bahn, auf der ihr die Grenzboten gern gefolgt wären. Im Frühjahr 1849 ging Schmidt als Berichterstatter

nach Berlin, das der anerkannte Mittelpunkt des politischen Lebens geworden war. Das Schicksal Österreichs schien nun in Ungarn entschieden zu werden, und die Grenzboten brachten aus dem dortigen Revolutionskriege sehr lebendige, freilich auch sehr parteiische Schilderungen aus der Feder Max Schlesingers.

Aber der Sommer 1849 brachte nichts als Enttäuschungen, deren schwerste für die konstitutionelle Partei die Ablehnung der Kaiserwürde durch den König Friedrich Wilhelm IV. war. Und die völlige Niederwerfung aller revolutionären Bewegungen bildete nun die Einleitung zu einer Periode der größten Trostlosigkeit.

Das Jahr 1848 ist bekanntlich „das tolle Jahr" getauft worden, in verschiedener Beziehung nicht mit Unrecht. Wollte man aber für die nächstfolgende zehnjährige Periode einen gemeinsamen Namen ersinnen, so würde er kaum viel schmeichelhafter ausfallen. Die wieder zu ihrer Machtfülle gelangten Regierungen zeigten ein gutes Gedächtnis für „Unsinn, Unmaß, Unfug, Unrecht," die damals in Worten und Thaten verübt worden waren, erinnerten sich aber nicht, wieviel sie selbst durch Undank, Untreue, Unbill, Unachtsamkeit auf das Sinnen und Sehnen der Nation, Unkraft und manches weitere Unwesen dazu gethan hatten, aufzureizen und zu verwirren. Über den Ausschreitungen vergaßen sie den tiefen Grund der Bewegung. Vom Fürsten Windischgrätz hatten sie das bündige Verfahren gegen Tumulte gelernt, aber auch den Wahn von der Allmacht der Kanonen und Bajonette. Wenn Deutschland keine Zeit des „weißen Schreckens" erlebte, an dem guten Willen, jene Epoche der französischen Geschichte zu kopiren, fehlte es hie und da nicht. Wenigstens der Einheitsgedanke wurde aufs neue geächtet, nachdem die immer bescheidner werdenden Versuche Preußens, ihm irgend eine Befriedigung zu gewähren, unter dem Drucke Rußlands so kläglich ausgegangen waren, und der Bundestag sich abermals in Frankfurt eingerichtet hatte, geliebt und geachtet wie ehedem. Daß gerade im Schoße dieser Körperschaft Ideen reifen sollten, die dann das deutsche Volk wirklich zur Union und endlich zum Reiche „mit preußischer Spitze" führten, das ahnte freilich niemand.

Dieser Gang der Dinge trieb wieder die patriotischen Elemente, die sich 1848 auf die Seite der Regierungen im Kampfe gegen die Revolution gestellt hatten, in die Opposition, der das Leben freilich durch die nur dem Namen nach bestehende Preßfreiheit herzlich schwer gemacht wurde. In weiten Kreisen griff Hoffnungslosigkeit um sich, man sah mit dumpfer Resignation die Versteigerung der ersten deutschen Kriegsschiffe, die „Pazifikation" der Elbherzogtümer durch österreichische und preußische Truppen, die Zerreißung beschworner Verfassungen mit an. Die vom neuen Napoleon ausgegebne Losung und die erste große Industrieausstellung ermunterten, in der „Pflege der materiellen Interessen" Entschädigung für das Stocken und Versumpfen des politischen Lebens zu suchen. Ein Ereignis auf diesem Gebiete, der Abschluß des soge-

nannten Septembervertrages zwischen dem Zollverein und dem hannöverschen Steuerverein (September 1851), und die Festigkeit Preußens gegen die Versuche der „Darmstädter," den Zollverein zu sprengen, wie gegen das Ansinnen Österreichs, mit seinen sämtlichen Ländern in den Zollverein aufgenommen zu werden, konnten von den Nationalgesinnten um so aufrichtiger begrüßt werden, als die Zolleinigung allein noch ein erwünschtes Band um die deutschen Staaten schloß und in diesem Falle wenigstens die Machenschaften mittel- und kleinstaatlicher, die neu angefachte Eifersucht auf Preußen ausnützender Minister erfolglos blieben. Auf der andern Seite rückten jetzt Angelegenheiten der Litteratur mehr in den Vordergrund, und die Schärfe, mit der Julian Schmidt in den Grenzboten der jungdeutschen Schule zuleibe ging, erregte allgemeines Aufsehen. Er war 1849 nach der Auflösung der zweiten Kammer von Berlin nach Leipzig zurückgekehrt, hatte sich eine Zeit lang der Hoffnung hingegeben, die Regierungen Preußens und der Mittelstaaten würden nun selbst schaffen, was gegen ihren Willen nicht zu schaffen gewesen war, und dabei gänzlich übersehen, daß nur die Furcht vor der Revolution, der sie ohnmächtig gegenüberstanden, Preußen Bundesgenossen zugeführt hatte. In dem Kampfe gegen die Ansicht guter Patrioten, das deutsche Volk möchte sich zunächst der Beteiligung am politischen Leben enthalten und die Regierungen ihren unaufrichtigen Experimenten überlassen, hatte er den dann zum geflügelten Worte gewordenen Satz vorgebracht, der politische Mann dürfte sich niemals in den Schmollwinkel setzen — einen Satz, der in dieser Allgemeinheit gewiß unrichtig ist. Aber auch seine wohlmeinende Opposition wurde unbequem gefunden, er erhielt von Berlin aus einen warnenden Wink und ließ deshalb die Politik schweigen. Bei der allgemeinen Ermüdung und Hoffnungslosigkeit waren seine litterarischen Kritiken und Charakteristiken, die von Deutschland ausgehend nach und nach ganz Europa in den Kreis der Betrachtung zogen, hochwillkommen, die Grenzboten standen wieder „an der Spitze einer Bewegung," und soviel Einseitigkeit man ihm vorwerfen kann, so oft sein Realismus ihn gegen die Eigenart von Dichtern verblendet hat, behaupten sich doch seine aus den Grenzbotenaufsätzen entstandnen Werke über die neuere Litteratur noch immer in der allgemeinen Gunst.

Das Gebiet der Litteratur überließ Freytag, als er nach längerer Kränklichkeit wieder thätig eingreifen konnte, seinem Genossen fast gänzlich. Dafür steuerte er eine Reihe anmutiger, oft humoristischer Aufsätze über Schönheit und Luxus des modernen Lebens bei, hiermit einer Richtung vorarbeitend, die in den letzten Jahrzehnten so viel Boden gewonnen hat. Seiner Anregung folgte u. a. Anton Gubitz (der leider in jungen Jahren gestorbne Sohn des bekannten Holzschneiders) mit scharfer Beleuchtung der Berliner Kunstzustände um die Mitte des Jahrhunderts.

Auch in verschiednen Staatskanzleien glaubte man vertrauensvoll an die

Rückkehr der Friedensjahre vor 1848. Louis Napoleon, der am 2. Dezember 1851 das „rote Gespenst“ verscheucht hatte, wurde damals von den Reaktionären angebetet, wie sich später Revolutionäre zu seinen Werkzeugen hergaben. Daß er, ein Bonaparte, im Widerspruche mit den Beschlüssen des Wiener Kongresses sich die Kaiserkrone aufsetzen, seine Dynastie für erblich erklären ließ und, die Bourbonen nachäffend, den Herzog von Reichstadt als rechtmäßigen Beherrscher Frankreichs mitzählte in der Reihe der Napoleone, behandelte man vorsichtig als eine innere Angelegenheit seines Landes; Einspruch wäre gleichbedeutend gewesen mit Krieg, während doch das neue Kaisertum sich als „der Friede“ ankündigte. Auch konnte man sich nicht gut auf die Wiener Verträge berufen, die ja schon durch die Losreißung Belgiens und durch die Einverleibung des Königreichs Polen und des Freistaates Krakau verletzt worden waren, und schließlich hatte Palmerston dafür gesorgt, daß England durch die eilfertige Anerkennung Napoleons III. bei jedem Unternehmen der andern Mächte außer Rechnung bleiben mußte. So wurde dem Erwählten der französischen Nation allerdings von allen Monarchen mit Ausnahme des Kaisers Nikolaus der brüderliche Gruß gewährt, aber mit ihm in ein Verwandtschaftsverhältnis zu treten, verrieten alle eine so entschiedne Abneigung, daß er sich über ihre wahren Gefühle gegen ihn und sein Haus nicht täuschen konnte. Um so weniger zögerte er, den Kommentar zu seiner Rede von Bordeaux zu liefern.

Der vorgeblich zum Schutze der Türkei unternommene Krieg gegen Rußland berührte Deutschland nicht unmittelbar, brachte jedoch die öffentliche Meinung in große Aufregung und Verwirrung. Es wurde viel Gefühlspolitik getrieben. Wie die Kreuzzeitungspartei für das heilige Rußland, so schwärmten Liberale für die Westmächte; aufrichtiges Interesse für die Osmanen, Haß gegen das Zarentum, die alte sentimentale Vorliebe für die Polen vereinigten sich, um die Augen gegen die wahren Absichten Frankreichs und Englands zu verblenden, und Österreich stieg durch seine verhängnisvolle halbe Teilnahme am Kriege ebenso sehr in der allgemeinen Achtung, wie Preußen durch seine Zurückhaltung an Kredit verlor. Für eine Reihe von Jahren war nun Paris wieder der Punkt, um den sich die europäische Welt bewegte. Alle befürchteten alles Schlimme von dort, und jeder Staat suchte sich gut mit der „Sphinx,“ mit dem unheimlichen Gewalthaber zu stellen, den die Finanznot, die wachsende Unzufriedenheit im eignen Lande und der Wunsch, durch förmliche Aufhebung der Wiener Verträge seine Dynastie zu sichern, gleichmäßig antrieben, sich in alle fremden Angelegenheiten zu mischen, die Franzosen zu beschäftigen und durch Ruhm zu sättigen. In Deutschland mußte man die beschämende Erfahrung machen, daß rheinbündlerische Gelüste keineswegs völlig erloschen waren, und daß Männer, die einst unter die Fahnen des ersten Napoleon gezwungen worden waren, ohne Scham die von seinem

Erben zum Hohn für die Sieger von 1813—1815 gestiftete Helenamedaille annahmen. Aber gerade er sollte durch den Krieg von 1859 das deutsche Nationalgefühl neu anfachen.

Zunächst geriet man wieder in den alten Zwiespalt: großdeutsch oder kleindeutsch? Das auf der Frankfurter Reichsverfassung fußende Programm des Nationalvereins stieß namentlich in den südlichen Ländern auf entschiedenen Widerstand, auch andre Deutsche konnten sich mit seinem Reformplan nicht befreunden, der das deutsche Österreich vom Bunde ausschloß, und der Partikularismus verfehlte nicht, den Brand zu schüren. Preußen sollte wohl die deutschen Grenzen schützen, doch „keinen Dank dafür haben"; nicht einmal abwechselndes Präsidium im Bundesrate glaubte Österreich zugestehen zu dürfen. Und der doktrinäre Liberalismus in Preußen suchte mit allen Mitteln die Erhöhung der Macht des Staates zu verhindern. Welchen Anspruch auf Berücksichtigung hatte auch dieses Preußen mit seiner „budgetlosen Regierung," mit einem von allen Edeldenkenden verabscheuten Volksfeinde wie Bismarck an der Spitze? Die Leitung der Bewegung hatte wieder „das Volk" in die Hand genommen, Schützen-, Turner- und Sängerfeste gestalteten sich zu wilden Parlamenten, und geschmeidige Staatsmänner, die ein Jahrzehnt lang die liberalen und die Einheitsbestrebungen mit allen Mitteln niederzuhalten versucht hatten, sahen den Augenblick gekommen, nach dem Beispiele eines regierenden Fürsten mit den „Volksmännern" fraternisiren zu müssen. Welche Pläne damals für die Gestaltung Deutschlands gesponnen wurden, das wird wohl niemals ganz ans Tageslicht kommen.

Der Wirrwarr der Meinungen und Bestrebungen, der sich in Staatsschriften, Kammerreden, Volksversammlungsbeschlüssen und Zeitungsartikeln abspiegelte, hatte seinen Höhepunkt erreicht, als im Jahre 1863 zwei Ereignisse Klärung brachten. Der von Österreich nicht ohne einen Schimmer von Romantik in Szene gesetzte Fürstentag hatte als einziges Ergebnis die Überzeugung, daß sich Preußen nicht mehr majorisiren lassen wollte, aber auch nicht übergangen werden könnte, und das Einschreiten für das Recht Holsteins belehrte die Welt, daß die beiden deutschen Großmächte vereint sich weder durch das verdrießliche Gesicht Louis Napoleons, noch durch das Toben der englischen Presse, noch durch die Großmannssucht kleiner deutscher Minister einschüchtern zu lassen brauchten. Und wenn auch neue Zwistigkeiten, Verstimmungen und endlich ein blutiger Krieg daraus erwuchsen, wenn Eigensinn und Unverstand in der preußischen zweiten Kammer auch dieses Ereignis benutzten, der Welt ein jämmerliches Schauspiel zu bereiten, der Feldzug gegen Dänemark wirkte auf die Nation befreiend. Sie sah wieder Thaten, sie fühlte sich wieder, sie wagte wieder hoffend in die Zukunft zu blicken, sie begann die Wahrheit der in der denkwürdigen Sitzung vom 29. September 1862 vom Ministerpräsidenten v. Bismarck gesprochenen Worte zu begreifen: „Nicht auf

Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut." Wohl gab sich der doktrinäre Liberalismus nicht so rasch überwunden, und der Gedanke eines neuen deutschen Krieges, das Bündnis mit Italien gegen einen Bundesgenossen erfüllte viele gut deutsch gesinnte mit Schmerz und Bangen. Wie nun, wenn der Konkordatsstaat Österreich den Sieg davontrug? Wenn den Mittelstaaten endlich doch der Wunsch erfüllt wurde, Preußen zu sich, unter sich herabzuziehen, der Traum Schwarzenbergs zur Wahrheit wurde: Österreich gebietend vom Adriatischen Meer bis zur Nord- und Ostsee und von den siebenbürgischen Alpen bis zur Eifel? Es stand zuviel auf dem Spiele, als daß man sich der schweren Sorge hätte entschlagen können.

Um so vollständiger war der Umschlag in der öffentlichen Meinung nach dem über alles Erwarten raschen und glänzenden Verlaufe des Krieges von 1866. Es wäre unbillig gewesen, zu verlangen, daß die im Kampfe unterlegnen sich sofort mit den Thatsachen versöhnen sollten. Auch die Rechthaberei in der preußischen Volksvertretung konnte sich nicht gleich fügen. Ihre Niederlage ließ sich nicht verheimlichen, und die Regierung war großmütig genug, für den Rückzug goldne Brücken zu bauen. Nun nörgelten die Herren an dem Siegespreise, fanden ihn nicht groß genug, verlangten ein radikaleres Vorgehen gegen den Partikularismus und mußten sich vom Grafen Bismarck sagen lassen, daß die, die Preußen gehindert hätten, mehr zu erreichen, zu solcher Kritik nicht berechtigt wären. Kaum war der Norddeutsche Bund notdürftig unter Dach gebracht, so wurde schon gedrängt, auch die süddeutschen Staaten aufzunehmen, obwohl jedermann imstande war, zu beurteilen, daß das vorzeitige Aufwerfen dieser Frage die ohnehin so schwere Arbeit der Konsolidirung nur noch erschweren konnte. Aber die große Mehrheit des Volkes bewies volles Vertrauen zu den verbündeten Fürsten und dem großen Staatsmanne, der die deutschen Angelegenheiten leitete, war dankbar für das Errungene und beklagte es nicht, daß die Verhandlungen im Norddeutschen Reichstage und im Zollparlament weniger „interessant" und aufregend waren, als die parlamentarischen Kämpfe vor dem Kriege.

In der That hatte man seit langem keine so ruhige Zeit erlebt, und nichts schien die Sommerstille stören zu wollen, als der Reichstag nach Erledigung seiner Geschäfte am 25. Mai 1870 geschlossen wurde. Doch vor Ablauf von zwei Monaten mußte er wieder zusammentreten, um zu vernehmen, daß Frankreich Preußen den Krieg erklärt hätte. In diesem Augenblicke gab es keine Parteien im Hause, geschweige im Lande. Nicht „leichten Herzens," wie Emile Ollivier den Handschuh hingeworfen hatte, hob man ihn auf. Aber was von jedem Kenner des deutschen Volkscharakters vorausgesehen worden war, dieser über alle Beschreibung frivole Friedensbruch, dieser neue Anfall

des Feindes, von dem Deutschland seit länger als zwei Jahrhunderten nur das Schlimmste erfahren hatte, brachte die Einigung zwischen Norden und Süden zustande. Es begann eine Zeit, die miterlebt zu haben sich jeder Deutsche zum unvergänglichen Gewinn rechnet. Mit einhelliger Begeisterung verfolgte die Nation den unvergleichlichen Siegeslauf ihrer Heere, und als der 18. Januar 1871 ihr auch gebracht hatte, wonach sie sich gesehnt, wovon sie geträumt hatte sechs Jahrzehnte lang, da durfte man sich dem Glauben hingeben, das deutsche Volk werde, wie die Worte der ersten kaiserlichen Proklamation lauteten, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden genießen — Frieden nach außen und im Innern.

Was wollte ein Häuflein bis zur Unzurechnungsfähigkeit „konsequenter" Oppositionsmänner bedeuten, die alles Gefühl für Deutschtum — wenn sie es je besaßen — im Parteikampfe verloren hatten, unter den Millionen, die voll Dank aufblickten zu dem greisen Kaiser und seinen Räten und Heerführern!

Die Grenzboten hatten in der Zeit des „Konflikts" zwischen Krone und Landtag in Preußen auf Seiten der damals ja auch oppositionellen „Altliberalen" gestanden. Schmidt war, wie Rößler a. a. O. sagt, „auf sehr unrichtige Pfade geraten, sah eine ungeheure Gefahr in dem Kriege von 1859, lamentirte über die Militärreorganisation u. s. w." 1861 erging an ihn der Ruf, die Redaktion einer von Georg v. Vincke gegründeten „Berliner Allgem. Zeitung" zu übernehmen; er verließ Leipzig und wandte, als die neue Zeitung nach zwei Jahren wieder eingegangen war, der Politik überhaupt den Rücken, während die Grenzboten, deren Teilhaber 1865 an Stelle Schmidts Dr. Max Jordan wurde, weiter im Sinne der gegen Bismarck in Waffen stehenden Parteien wirkten. Ihr Glaube war, die liberalen Strömungen würden, eine kurze Zeit unterdrückt, die Dämme sprengen, und die Zukunft wäre denen sicher, die fest am Prinzip hielten; ihnen aber drohe das Schicksal, in den Papierkorb geworfen zu werden beim Siege des Liberalismus, wenn sie schweigend allem Unheil zusähen, das von frevler Hand angerichtet wurde.

Sehr anschaulich sind die Vorgänge jener Jahre und der Umschwung der Meinung, der sich in den klarern Köpfen allmählich vollzog, in den „Neuen Tagebuchsblättern" des Verfassers von „Graf Bismarck und seine Leute" geschildert. Moritz Busch, der als gesinnungstüchtiger junger Republikaner während der Reaktion, die alle schönen Träume zerstört hatte, nach Amerika gezogen war, um dort die Freiheit, die er meinte, zu finden, aber sehr bald kurirt zurückgekommen war, hatte durch gut geschriebene Schilderungen die Aufmerksamkeit Freytags auf sich gezogen, war von ihm zur Mitarbeit an den Grenzboten veranlaßt und später von den beiden Herausgebern, in deren Ideenkreis er sich eingelebt hatte, zum Redakteur bestellt worden. Die Thätigkeit an den Grenzboten war eine Schule für ihn, die ihn die Welt mit klarern und nüchternern Augen anschauen lehrte, und insbesondre Schmidts Einfluß trug

dazu bei, ihn zu der Erkenntnis gelangen zu lassen, daß die nationale Frage der nach den Freiheiten, die die liberalen Parteien auf ihre Fahnen geschrieben hatten, vorgehen müßte, und daß das Heil für Deutschland nur von Preußen kommen könnte. Aber ein liberales Preußen sollte es sein, und auch Busch haßte damals den Ministerpräsidenten Bismarck, den Hauptfeind des Liberalismus, wie alle, die ihre Hoffnung auf Preußen gesetzt hatten und Erfüllung ihrer Hoffnungen von dem Sturze des reaktionären Systems erwarteten.

Die Aufzeichnungen der neuen Tagebuchblätter — die sich mit dem spätern Buche Buschs „Unser Reichskanzler" zu einer höchst lehrreichen Geschichte der Neugestaltung Deutschlands ergänzen — sind ebenso interessant wie ergötzlich. Busch erzählt, indem er sein Tagebuch die Unmittelbarkeit der Erlebnisse und Beobachtungen ungeschminkt und offen wiedergeben läßt, wie ihm allmählich, während die Grenzboten wacker gegen den gehaßten Junker Bismarck zu kämpfen bestrebt sind, das wahre Licht über die Bedeutung dieses Mannes aufgeht, und er von seinem Genius gefangen genommen wird; wie er selbst zuerst im Begeisterungsrausche der Schützen- und Turnerfeste von dem Wachsen der in ihnen sich kundgebenden Bewegung und von diesen Volksdemonstrationen die deutsche Einheit erwartet, bis er zu der Einsicht kommt, daß nicht Siege feiern, sondern Siege gewinnen die Parole sein müsse; wie er das ränkevolle Spiel durchschaut, das zur Schwächung Preußens im Bunde einen neuen Kleinstaat aus Schleswig-Holstein schaffen, ja mehr noch, eine kleinstaatische Hegemonie an Stelle der preußischen setzen will mit der Kaiserkrone über dem Haupte eines Volksgesalbten, bis dann, als das gewaltige und klärende Wetter von 1866 herannaht und vorüberrauscht, aus den anfänglichen Zweifeln die Sonne der Gewißheit hervorbricht, und das Herz mit Jubel und Begeisterung dem Herold der neuen Zeit entgegenfliegen kann. Man muß diese Tagebuchblätter lesen, um zu erkennen oder sich wieder zu vergegenwärtigen, wie die Pracht dieses neuen Sonnenaufgangs nach langem Hoffen und Bangen auf die Herzen wirken mußte.

Solche Gefühle hatten aber auch den Bruch mit den bisherigen Freunden zur Folge, die eben andern Göttern dienten und bis zum letzten Augenblick noch erwartet hatten, das frivole Kriegspielen würde Herrn von Bismarck und dem „System" den Hals kosten und dazu führen — gleichgiltig ob durch Sieg oder Niederlage —, dem Liberalismus die gebührende Führung einzutragen, nun aber betreten beiseite stehen und zusehen mußten, wie die Weltgeschichte an ihnen vorüberschritt. Busch mußte sich von den Grenzboten trennen, die in dieser Zeit einen kuriosen Eiertanz tanzten. Die Aufsätze, die ihn zeigen, hat Freytag nicht in seine Werke aufgenommen.

Man kann denen, die damals im Banne veraltender Ideen standen und nicht alsbald imstande waren, sich in die Wirklichkeit zu finden und Verbrauchtes hinter sich zu werfen, denen eben die alte Haut zu fest angewachsen

war, manches zu gute halten; man kann jetzt lächelnd auf manche Wunderlichkeit zurückblicken, zu der sich der alte, außer Kurs gesetzte Liberalismus auch in der Folge noch hinreißen ließ; man kann sogar mit Achselzucken an denen vorübergehen, die voll Haß nie vergessen können, daß ein Größerer ihnen in den Weg trat und glänzend durchführte, was sie auf anderm Wege zu erreichen trachteten, aber nie zustande gebracht hätten, oder was ihre eignen Pläne durchkreuzte — sie alle gehören einer immer mehr zurücktretenden Vergangenheit an, ihre Reihen haben sich gelichtet, und sie werden bald alle von der Bühne abgetreten sein. Von ihnen kann man mit Ruhe Habeant sibi! sagen. Aber vor einer andern Erscheinung können die, die mit Bewußtsein die letzten Jahrzehnte mit erlebt haben, nicht ohne tiefe Trauer und ohne Zorn stehen, das ist die Gleichgiltigkeit und der Undank, womit dem Manne von der unbekümmert in den Tag hineinlebenden Gegenwart gelohnt wird, dem sie alles verdankt.

Wie schnell hat dies lebende Geschlecht vergessen, daß dem Tage, in dem es sich sonnt, eine Nacht vorausgegangen ist, der kein Morgengrauen dämmern zu wollen schien, und daß der Morgen, der uns endlich aufging, flammenden Blutschein vor sich herwarf. Wir Jüngern, deren Väter noch jenseits der Grenze wurzelten, die die neue Zeit von dem Lande der Geschichte trennt, die wir jetzt selbst allmählich in die Reihe der Alten aufrücken, wie haben wir als Kinder noch sehnsüchtig in die Ferne geblickt, wenn uns unsre Großeltern von den Tagen der ersten Erhebung unsers Volkes erzählten, von den Wundertagen des alten Fritz, dessen Gestalt noch durch ihre Jugend geschritten war, und dann von dem Gewittersturm der Völkerschlachten, in denen sich die alte deutsche Kraft wieder aufgebäumt hatte, um dann doch, wie es schien, wieder zum ewigen Schlaf in den Kyffhäuser hinabzusteigen. Wie haben wir Knaben grübelnd vor unsern Schulatlanten gesessen und die Grenzen gezogen, die das geträumte deutsche Reich haben müßte, von dem nur die Lieder wußten. Wir haben noch gefühlt, wie Otto Ludwigs Schmerzensfang:

> Wie bist du doch verachtet, mein deutsches Vaterland!
> Daß mir die Seele schmachtet, mein Herz ist mir entbrannt,
> Seh ich dich, das so prächtig vor andern könnte stehn,
> So ärmlich, so unmächtig und so verspottet gehn —

und unsre jungen Herzen haben es mit Ingrimm empfunden, daß die deutsche Nation das Aschenbrödel unter den Völkern war, geringgeschätzt und ausgenützt dazu von allen andern. Wir haben aber auch den Jubel mitempfunden, der aus allen Herzen hervorbrach, das befreiende Aufatmen gespürt, das jede Brust hob, als der Held aufstand, der fühl und siegessicher über das Gewirr und Gestrüpp der alten Zustände und Meinungen herauswachsend seine ganze Zeit unter seinen Geist zwang und, ein getreuer Eckart, seinem Volke den Weg zu Freiheit und Größe bahnte. Denen, die das Errungene als etwas Selbst-

verständliches und Gegebenes hinnehmen, scheint es leicht zu werden, ihm den Rücken zu wenden und ihn zu vergessen, unter dessen Schritten die ganze Erde gezittert hat; sie haben ja auch das schöne Beispiel derer, die sich ihm nur widerwillig gebeugt hatten, solange er in Übereinstimmung mit seinem kaiserlichen Herrn die Macht besaß, seinen Willen durchzusetzen, dann aber, als sein Rücktritt erfolgen mußte, emporschnellten und aus ihrem Haß kein Hehl mehr machten, dem Haß des Kleinern, der den Größern nicht ertragen oder nicht begreifen kann; und das schöne Beispiel derer, die es eilig hatten, ihn zu verlassen, wie die Ratten das sinkende Schiff, um sich von neuen Gestirnen Glanz zu borgen. Wir aber, die wir ihn im Kampfe haben vor uns herschreiten sehen, nie rastend, keinen Ansturm scheuend, wir wollen ihm unsern Dank dadurch beweisen, daß wir in seinem Geiste, da wir es in seiner Heeresfolge nicht mehr können, für das weiterzuarbeiten suchen, was notthut, so gut wir es vermögen und so lange wir es können — als „seine Leute."

Nach 1870

Während sich draußen die großen Begebenheiten der Weltgeschichte folgten, und auch im Leben der Grenzboten mehrfach Änderungen durch den Wechsel der Personen, die auf ihre Leitung Einfluß hatten, eingetreten waren — an Buschs Stelle kam später Dr. Julius Eckart —, hatte das Blatt mit seiner im ganzen gleichbleibenden Physiognomie auch den gleichen Schritt beibehalten. Erst während der politisch stark bewegten Zeit zwischen den Kriegen von 1864 und 1870, die allen Blättern Aufschwung brachte, fing ihr Leserkreis an zu wachsen, und ihre Abonnentenzahl stieg erheblich höher, als sie die langen Jahre seit 1848 her gewesen war.

Aber in denselben Tagen, die die größte Wandlung im Geschick unsers Volkes bringen sollten, trat auch für sie eine Änderung ein, die tief in ihr Schicksal einschnitt.

Wie schon früher erwähnt worden ist, war der Verleger nur Miteigentümer der Grenzboten geworden. Als solcher hatte er nur in den materiellen Fragen eine Stimme, die Leitung des Blattes, der Charakter, der ihm gegeben wurde, war Angelegenheit der Redakteure allein, wie es auch zu Kurandas Zeiten gewesen war. Ein solches Verhältnis ist nur möglich, wenn der Verleger sachlich dem Unternehmen ganz indifferent gegenübersteht, oder wenn nahe Freundschaft beide Parteien verbindet, und in der Hauptsache gleiche Anschauungen bei beiden vorhanden sind. Fehlt dies und tritt ein Gegensatz hervor, so muß das Verhältnis als eine Last empfunden werden.

Ein freundschaftliches Verhältnis hatte auch nach Kurandas Zeit zwischen Verleger und Herausgebern lange Zeit bestanden, aber es hatte keine Dauer

für alle Zeit; aus äußern und innern Gründen trat eine Entfremdung ein, die schließlich auf beiden Seiten den Wunsch nach einer Trennung oder das Gefühl der Notwendigkeit einer solchen entstehen lassen mußte. Die Möglichkeit einer Lösung des Verhältnisses war vorgesehen; der Kontrakt, der von Zeit zu Zeit erneuert wurde, verpflichtete jede der beiden Parteien für den Fall des Ausscheidens der einen aus der Teilhaberschaft, kein neues Unternehmen zu gründen oder zu redigiren, das durch den Titel oder sonst irgendwie den Anspruch erheben könnte, die Fortsetzung des alten zu sein — eine frühere wohl nicht auf Veranlassung des Verlegers geänderte Fassung hatte noch bestimmter gesagt, der ausscheidende Teil sollte nicht berechtigt sein, die Grenzboten fortzuführen oder eine andre gleichartige oder ähnliche Zeitschrift zu begründen.

Der Kreis, der sich um Freytag geschlossen hatte, hatte seinen Schwerpunkt im Hirzelschen Verlage gefunden. Der Wunsch konnte deshalb gehegt werden und wäre durchaus berechtigt und erklärlich gewesen, auch die Grenzboten mit dem nahestehenden Verlage zu verbinden. Ob Grunow absichtlich dahin gedrängt wurde, die Möglichkeit zur Erfüllung eines solchen Wunsches zu bieten, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wurden die Grenzboten in einem Sinne redigirt, der seinen persönlichen Anschauungen nicht entsprach. Dies bedrückte ihn tief, so sehr, daß er das Blatt zuletzt gar nicht mehr las, und als seine Bitten fruchtlos waren, solche Dinge zu vermeiden, die ihm Gewissensnöte machten — es handelte sich insbesondre um konfessionelle Anschauungen —, ergriff er eine Gelegenheit zur Lösung des Verhältnisses, die sich im Frühling 1870 bot, und die von der andern Seite gleich bereitwillig ergriffen wurde. Er machte die Gehaltszulage, die, als auch Dr. Eckart wieder aus seinem Amt an den Grenzboten geschieden war, für einen neuanzustellenden Redakteur verlangt wurde, davon abhängig, daß dieser Bürgschaften gäbe, die religiöse Richtung zu schonen, die ihm am Herzen lag. Diese Bürgschaften konnte oder wollte man nicht geben, und so wurde seine Erklärung als Kündigung des Kontrakts angenommen und beantwortet, und das Blatt kam im Herbst zur Versteigerung unter den Parteien.

Es ist durchaus nicht zu bestreiten, daß die Erfüllung von Grunows Verlangen ein Verhältnis hätte schaffen können, das ebenso drückend und peinlich für die Herausgeber hätte werden können, wie das bestehende für den Verleger war; die Wandlung in den Anschauungen, die zum Bruche führte, hatte sich bei diesem vollzogen, die Herausgeber konnten aber das Blatt nur in der ihren Überzeugungen entsprechenden Richtung leiten. Es ist nur die Frage, ob es notwendig war, diese religiösen Konflikte zum Trennungsgrunde zu erheben, oder ob es bloß willkommen war. Die Wahrscheinlichkeit spricht für die letzte Annahme.

Grunow war entschlossen, die Grenzboten für sich zu erwerben und weiterzuführen, obgleich ein Redaktionswechsel nicht ohne Gefahr war, und Freytag

zudem alsbald nach der Kündigung erklärt hatte, daß er, wenn er von den Grenzboten zurückzutreten genötigt würde, sofort für die Partei und die Sache, der er diente, ein neues Blatt gründen müßte. Dies nahm Grunow nicht ernst, da nach seiner Auslegung des Vertrages ihm das Gleiche zu thun sein Gewissen verboten hätte. Aber die Drohung — als solche mußte die Erklärung aufgefaßt werden — war ausgesprochen, ihre Ausführung möglich — Freytag selbst hatte den Weg angedeutet, indem er gesagt hatte, er würde es mit sorgfältiger Beachtung der durch den Kontrakt aufgelegten Beschränkungen thun und einem jüngern Freunde die Repräsentation überweisen. Also lag doppelte Gefahr vor, aber Grunow war bereit, ihr zu begegnen; es wäre ihm schwer geworden, sich von dem Blatte zu trennen, das nun schon ein Menschenalter lang einen Bestandteil seines Verlages gebildet hatte und ihm ans Herz gewachsen war. Er konnte hoffen, mit Hilfe eines tüchtigen Redakteurs und tüchtiger Mitarbeiter das Blatt aufrecht zu erhalten und es wieder mit Freuden seine Firma tragen zu sehen.

Der Zuschlag wurde ihm erteilt, und alsbald nach dem Verkaufe — kündigte Hirzel die Zeitschrift „Im neuen Reich" an. Die erste Notiz über das neue Blatt brachte bei Gelegenheit einer in der gleichen Nummer gemeldeten Anwesenheit Freytags in Hamburg der dortige „Korrespondent" in folgenden ergötzlichen Zeilen:

Leipzig, den 18. Oktober. Es wird Ihnen von Interesse sein, daß Gustav Freytag zufolge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Verleger der Grenzboten am 1. Januar 1871 von der Leitung dieser seit dreiundzwanzig Jahren von ihm redigirten Zeitschrift zurücktritt. Der Eigentümer der F. L. Herbigschen Buchhandlung hat den kühnen Entschluß gefaßt, die Grenzboten unter einem neuen Redakteur, der noch gefunden werden soll, ohne den Mann fortzusetzen, dessen Name bisher den Haupthebel für die Bedeutung dieser Zeitschrift ausmachte, die zudem dem Namen Freytag aufs engste verbunden war. Diese Absicht erscheint um so gewagter, als der vieljährige Verleger und Freund Freytags, der als Verleger und Goethekenner gleich bekannte Dr. S. Hirzel den Verfasser von „Soll und Haben" vermocht hat, eine neue politisch-litterarische Wochenschrift zu begründen und in seinem Verlage erscheinen zu lassen. Dieselbe wird mit dem 1. Januar 1871 zu erscheinen beginnen.

Noch geschmackvoller war eine weitere Notiz, die verbreitet wurde, der Verleger der Grenzboten wollte ein frommes Blatt aus ihnen machen.

Grunow war zu Hirzel gegangen und hatte ihm gesagt, er könnte es nicht glauben, daß dieser die Hand zu einer solchen Konkurrenz bieten würde. Die kühle Antwort war gewesen, das ginge ihn nichts an, es wäre Freytags Sache.

Anders dachte Julian Schmidt, der von Freytag zur Mitarbeiterschaft aufgefordert worden war; er hatte abgelehnt und „ihm gerade heraus gesagt, daß er ihn nicht für berechtigt hielte, ein solches Konkurrenzunternehmen zu machen." Aber darüber konnte man ja wohl verschiedner Meinung sein.

So hatte denn der Grenzbotenverleger eine Hülle in der Hand, aus der die Seele entflohen war, um sich „Im neuen Reich" einen neuen Körper zu bilden. Die Grenzboten waren aus den Grenzboten ausgewandert — wir dürfen jetzt sagen zum Glück, denn die alten Grünen wären wohl an derselben Langenweile zu Grunde gegangen, die „Im neuen Reich" nach dem ersten Anlauf, den es genommen, und der es sofort auf eine bedeutend höhere Abonnentenzahl gebracht hatte, als den Grenzboten seit Kurandas Zeit jemals zu teil geworden war, allmählich wieder eindorren ließ. Von den Grenzboten hatte es sich wesentlich nur dadurch unterschieden, daß es gleich von vornherein nicht grüne, sondern gelbe Blätter trieb. Die Folge hat gezeigt, daß die religiösen Gegensätze nicht notwendig zum Bruche führen mußten. Weder sind die Grenzboten, so lange ihr erster Verleger lebte, ein „frommes" Blatt geworden, noch hat „Im neuen Reich" sich durch große Kämpfe auf theologischem Gebiete hervorgethan.

Der neue Redakteur, dem die Grenzboten in die Hände gelegt worden waren, Dr. Hans Blum, ging mit Eifer und Hingebung ans Werk, aber die Hoffnungen des Verlegers sollten sich nicht erfüllen. „Also Sie wollen die armen kleinen Grünen zu Grabe tragen," hatte Freytag zu Blum gesagt, als dieser die Leitung des Blattes übernahm, und es schien freilich bald nur noch eine Frage der Zeit zu sein, wie schnell oder wie langsam sich der Zersetzungsprozeß vollziehen würde, dessen Anzeichen bald nicht mehr zu verkennen waren. Gering war dabei der Trost, daß auch bald in Frage zu kommen schien, wer früher das Zeitliche segnen würde, die alten Grünen oder „Im neuen Reich," das im neuen Reiche nicht mehr angebracht war und seine Mission mit seiner Geburt erfüllt hatte. Die Konkurrenz, die es den Grenzboten bereitete, hatte diesen doch eine Wunde beigebracht, an der sie zu verbluten drohten. Jahr für Jahr sahen sie ihren Leserkreis mehr zusammenschwinden, und als im Jahre 1878 der Tod ihrem Verleger, der sie durch sein ganzes Leben treu gehütet hatte, die Augen schloß, schienen auch ihre Tage gezählt zu sein. Der jetzige Verleger hatte keine Hoffnung mehr, daß ihre Kraft ausreichen würde, sie noch einmal über die Klippe einer Jahreswende hinwegzuheben. Da trat im Herbste des Jahres eine Wendung ein, die einen neuen Frühling für das Blatt mit sich bringen sollte.

Moritz Busch, der alte Freund der Grenzboten und ihres Verlegers, schrieb damals an seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute," das bald darauf so großes Aufsehen erregte. Bei einer gelegentlichen Zusammenkunft erzählte er dem Verleger dieser Blätter, bei dem auch das Buch erscheinen sollte, er hätte die Absicht, in Berlin eine neue Wochenschrift zu gründen, die für die Politik des Reichskanzlers eintreten sollte, der im Begriff stünde, mit den Nationalliberalen zu brechen, weil sie nicht bereit wären, in seiner Wirtschafts- und Sozialpolitik mit ihm zu gehen. Dem Verleger erschien es selbstver-

ständlich, daß diese Aufgabe von den Grenzboten übernommen würde, und er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, nicht nur dem Manne zu dienen, den er für den größten Wohlthäter unsers Volkes hielt, sondern auch die Grenzboten wieder vorwärtszubringen, indem er ihnen die Möglichkeit bot, im Kampfe für weittragende Ideen frische Kraft zu gewinnen. Ein Übereinkommen war rasch geschlossen. Aber es war auch alsbald klar, daß damit eine Neuerung von Grund aus nötig war, daß wieder ganz von vorn begonnen werden mußte, und dazu gehörte auch, daß das bisherige Redaktionsverhältnis gelöst wurde, dessen Aufhören für Ende des Jahres schon in Aussicht genommen war, denn Blum stand auf nationalliberaler Seite, und die Schwenkung mitzumachen, die der Verleger vorhatte, konnte ihm dieser nicht zumuten. Er entschloß sich deshalb, vom neuen Jahre an das Blatt unter eigner Verantwortung herauszugeben, und hierfür war ihm vor allem die Einsicht maßgebend, daß er bei dem neuen Kampf ums Leben das Blatt überhaupt nicht wieder ganz aus der Hand geben dürfte. Er hatte gesehen, welche Krisen es herbeiführen kann, wenn der Verleger keinen bestimmenden Einfluß auf sein Blatt ausübt und auszuüben imstande ist, nur in einem äußerlichen Verhältnis zu ihm steht; sollte es diesmal gelingen und zu seiner eignen Befriedigung ausschlagen, so mußte er sich auch selbst mitten in die Sache hineinstellen. Zur Mitwirkung bei der Redaktion bot ein Mitarbeiter, den sich der Verleger dazu ausersehen hatte, gern und wohlgemut die Hand: Dr. Gustav Wustmann, und beide haben seitdem in herzlicher Freundschaft und Eintracht die Grenzboten zusammen herausgegeben.

Der Verleger möchte es an dieser Stelle aussprechen, wieviel Dank er selbst und die Grünen seinem lieben Freunde und Mitarbeiter schuldig sind. Seiner Tüchtigkeit, seinen vielseitigen Kenntnissen und seinem klaren und verständigen Urteil verdanken diese Blätter vor allem die Geltung, deren sie sich heute wieder erfreuen. Und wenn sie sich auch durch Reinheit der Sprache und Klarheit der Darstellung vor allen andern Zeitschriften auszeichnen, so ist das sein besondres Verdienst; darin haben alle von ihm gelernt, die an unsern Heften mit arbeiten, und alle werden es ihm mit dem Verleger danken.

Wir zogen damals mit wenigen Mitarbeitern zu Felde, als wir mit dem neuen Jahre frisch ans Werk gingen. Leider war auch diesmal der Redaktionswechsel nicht ohne Verdruß vor sich gegangen, und mit dem grollenden Leiter hatten sich auch die Mitarbeiter zurückgezogen, die ihm näher gestanden hatten.

Buschs Buch war unterdes erschienen und hatte gewaltigen Lärm verursacht; es konnte als politische Windfahne für die künftigen Grenzboten gelten und wurde auch so aufgefaßt. Aber es war auch die Veranlassung, daß sich manche der bisherigen Freunde von den Grenzboten lossagten oder sich doch die Sache erst einmal eine Weile mit ansehen wollten. Wir mußten sie

eben gehen lassen. Bei einigen that es uns leid, aber wie es uns von vornherein klar gewesen war, daß wir von Grund auf würden neu bauen müssen, so mußten wir uns auch darauf verlassen, daß die Haltung, die wir dem Blatte geben wollten, ihm neue Freunde für die verlornen zuführen würde. Die trefflichen Mitarbeiter, die uns geblieben waren und die alsbald hinzutraten, genügten, dem Blatt die Farbe zu geben; es entsprach unsrer Absicht, daß die Grenzboten von einem möglichst kleinen Kreise geschrieben wurden, damit sie ein möglichst geschlossenes Äußere erhielten — sie sollten wieder eine Person werden. Manchmal kamen wir allerdings in große Not; so fruchtbar, wie es nötig gewesen wäre, konnten die uns zunächststehenden nicht immer sein, und wir haben oft Mühe genug gehabt, allwöchentlich unser Heft zustande zu bringen. So ist auch in den ersten Jahren manch wunderlicher Kram hineingekommen, bis sich der Mitarbeiterkreis allmählich erweiterte. Daran, wer zu uns kam, erkannten wir zuerst den Erfolg unsrer Mühe und unsrer Richtung. Wir hatten im Anfang einige Anknüpfungsversuche gemacht und waren über die Achsel weg abgefertigt worden. Dies hatte dazu geführt, daß wir uns künftighin hüteten, wieder jemand aufzufordern, und in der Folge ruhig abgewartet haben, wer von selbst käme, und dies hat sich als gutgethan erwiesen; wir haben uns dabei unsre völlige Freiheit und Unabhängigkeit gewahrt.

Daß uns nicht nur Rosen blühen würden bei unserm Unternehmen, darüber gaben wir uns keiner Täuschung hin. Wir wandten uns denn auch um Rat und Hilfe an alte Freunde, deren Erfahrung uns nützen konnte. So auch an Julian Schmidt. Er antwortete lakonisch: „Lieber Hans ... über geschehene Dinge ist nichts zu sagen; aber — seien Sie vorsichtig, Sie treten auf eine heikle Bahn. ... Warum mußten Freytag und Ihr Vater auch auf den verrückten Einfall kommen, sich zu trennen!“ Mit solchem Rate mußten wir zufrieden sein; es galt jetzt eben, sich selbst helfen. Den verrückten Einfall segneten wir, da wir uns durch ihn vor eine schöne Aufgabe gestellt sahen; die heikle Bahn aber hatte ebensowohl ein Aufwärts, wie ein Abwärts, und wir waren entschlossen, sie nicht hinabzugleiten, sondern sie, so sauer es uns werden mochte, emporzuklimmen.

Wie wir sie gegangen sind, zeigen die Bände, die wir herausgegeben haben. Über die Schwierigkeiten, die sich uns entgegenstellten, hat uns unser Glaube an den Nutzen unsrer Arbeit hinweggeholfen. Lange Zeit war freilich der Weg mühselig genug; wir vermochten nur Schritt für Schritt und unter mancherlei Widerwärtigkeiten, die oft die Geduld auf harte Proben stellten, vorwärts zu kommen.

Vor allem erweckten uns, wie vorauszusehen gewesen war, unsre politischen Aufsätze, deren Quelle ohne gleichen die Grenzboten der achtziger Jahre für alle Zeit merkwürdig und für die Geschichtschreibung wichtig macht, zunächst den Widerspruch aller Welt. Ihre Bedeutung wurde nicht

erkannt oder blieb geflissentlich unbeachtet; oft fanden sie erst dann Wiederhall in den deutschen Zeitungen, wenn sie längst von der gesamten großen ausländischen Presse besprochen worden waren, und auch dann begegneten sie oft nur solchen Bemerkungen wie: die kleinen Grenzboten, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschienen, suchten ihren gesunkenen Ruf durch Skandalartikel wieder aufzufrischen. Auch als man sah, daß doch wieder mit ihnen zu rechnen wäre, wurden sie noch lange kaum anders als mit Schmähungen genannt. Bezahlt, Reptil und dergleichen zarte Anzüglichkeiten flogen wie spitze Pfeile auf sie ein; daß jemand uneigennützig, mit Überzeugung und Begeisterung für Bismarck eintreten könnte, während sich fast alle Federn auf dem Preßgeflügelhofe, bezahlte und unbezahlte, gegen ihn sträubten, erschien undenkbar, und was die Grenzboten zunächst ernteten, war Haß und Hohn.

Da war es kein Wunder, daß es ihnen schwer wurde, Freunde und Leser zu gewinnen. Jahre bedurfte es für jedes hundert Abonnenten Zuwachs; immer wieder schien es ganz aussichtslos, gewisse Grenzen zu überspringen, immer wieder fielen fast ebensoviel schon gewonnene Abonnenten wieder ab, als neue hinzukamen. Der Buchhandel verhielt sich zum großen Teil ganz ablehnend. Wie viel Versuche hat der Verleger gemacht, ihn in weiterm Umfange für das Blatt zu erwärmen, wie wenig wollte es gelingen, und wie oft ist ihm sogar die Antwort gegeben worden: sollen wir uns für ein Blatt verwenden, das uns alle gangbaren Bücher herunterreißt? Das kam ja dazu, daß die Grenzboten auch auf allen andern Gebieten Ärgernis bereiteten, nicht auf dem politischen allein; sie faßten eben die Leute ganz im allgemeinen da an, wo sie am empfindlichsten sind, bei ihren Thorheiten.

Es ist überflüssig, hier die Geschichte der letzten zwanzig Jahre im einzelnen weiter zu verfolgen; sie ist in jedermanns Erinnerung. Es genügt, zu sagen, daß die Grenzboten bismarckisch waren, für die Politik des Fürsten, die nun die Aufgabe hatte, das Gewonnene auszubauen und zu sichern, aber auch dabei manches Hindernis zu überwinden, gegen Vorurteile, Unverstand und Übelwollen oft schwer genug zu kämpfen hatte — daß sie für diese Politik — im Anfang fast ganz allein — eintraten und zu wirken suchten, und daß es ihnen möglich war, dies mit Nutzen zu thun. Die Fäden der großen Politik wurden von der Wilhelmsstraße aus mit Meisterschaft geleitet — in welcher Weise, ist in neuerer Zeit für jedermann erkenntlich dargelegt worden; das Vaterland konnte ruhig sein und sich seiner innern Entwicklung hingeben. Auch die Bewegungen dieses innern Lebens, das sich in dem neugeschaffnen großen Rahmen reich entwickelte, des politischen wie des gesellschaftlichen nach allen Richtungen hin, stellte den Grenzboten neue Aufgaben genug, bei denen es nicht minder zu lustigem Streiten für die gesunde Vernunft Anlaß gab. Denn mit gesunder Vernunft ging es durchaus nicht immer bei dem zu, was sich im lieben Vaterland in den Vordergrund drängte.

Man wird noch mit Verwunderung auf die Blüten zurückblicken, die es in der ersten Zeit trieb, nachdem sich ihm alle alten Märchenträume erfüllt hatten. Das wachgeküßte Dornröschen benahm sich nicht wie eine Prinzessin, sondern wie eine thörichte Jungfrau, die kein Öl auf die Lampe gethan hatte und nun im Dunkeln statt dem rechten Bräutigam einem Ritter von der traurigen Gestalt nach dem andern an die Brust sank.

Der mächtige materielle Aufschwung, der dem Kriege folgte, brachte fast alles aus dem Gleichgewicht. Während er auf der einen Seite Übermut erzeugte, waren auf der andern Begehrlichkeit, Unzufriedenheit und Neid in seinem Gefolge. Während sich Wohlstand und äußere Macht in nie geahnter Weise einstellten und mehrten, die Städte anfingen, ins Unermeßliche zu wachsen und sich mit Pracht anzutun, jammerte man über schlechte Zeiten und trank sich voll Schopenhauerei. Je mehr man bekam, desto mehr brauchte man und wollte man haben; aber man verlangte nicht nach dem Wasser des Lebens und nicht einmal mehr nach der blauen Blume der Romantik, sondern nach dem Steine der Weisen, um alles zu vergolden, und jedes Ding sollte ein Esel streck dich werden. Macht, Ehre, Einfluß, Reichtum, äußerer Glanz, leichtes Wohlleben, Tagesruhm fingen an, die einzig begehrenswerten Güter zu scheinen; Unzufriedenheit und Ruhelosigkeit waren die natürliche Frucht, Verflachung und Verrohung der Gemüter weiter Kreise die unausbleibliche Folge dieser Jagd nach Glück und Genuß, bei der die Seele verkümmern und die Sinne stumpf werden mußten. Das Behagen und die Poesie altväterischen deutschen Wesens — des deutschen genügsamen Wesens unsrer Väter, das Befreiende und Befriedigende deutscher Zucht, Sitte und Ehrbarkeit wurde vergessen und verachtet; auch wer mit dem Herzen noch daran hing, wagte kaum, es zu bekennen, aus Furcht vor dem Spott der Herolde des Zeitgeistes. In immer rascherm Wechsel, immer gröberm und immer gepfefferterm Reiz der Genüsse wurde Befriedigung gesucht; nichts konnte klobig und flach genug kommen, es wurde mit Begierde ergriffen und verschlungen, wenn es nur neu und aufregend war. Und was neu war, wurde Mode, nur weil es neu war. Das Ewige und Erhabne, das Schöne und Würdige war überwundner „fauler Zauber.“ Massenwirkung mit Wirkung auf die Massen und Massenerfolg, sie zeigten sich einträglich, reizten und blendeten. Wo der wahre schöpferische Geist mangelte, und man keinen innern Gehalt zu geben vermochte, die Seele fehlte, die die Seele suchte, mußten äußere Mittel herhalten, die Sinne zu reizen und zu berauschen. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß die Musik als Führerin den andern Künsten vorantrat und sich, wie sie mit raffinirten Blecheffekten zwischen Sordinen- und Harfenbrei ihre Wirkung auf die Nerven zu erhöhen suchte, mit üppigem Schaugepränge umgab; denn nirgends vermag sich die Gedankenarmut leichter hinter der Phrase zu verbergen, als in der Musik; sie ist ganz besonders die Kunst des großen Haufens.

Aber nicht nur bei ihr, in allen Künsten und auf allen Gebieten wurde die Phrase zur Herrscherin, das äußere Pathos und der Pomp der Äußerlichkeit, die Ersatz für die innere Leere geben müssen oder dem weichlichen Gefühlsdusel dienen, dem mit den klaren Gedanken der klare und einfache Ausdruck fehlt. Es war die Zeit der Wagnerei mit Venusberg und Gral und, in schöner Abwechslung mit der Höhe ihrer Gefühle, der Rührseligkeit des Trompeters von Säkkingen und der Tingeltangelopern, die sich mit beiden vertrugen. Es war die Zeit der Bilder, bei deren Farben man sich die Nase zuhielt oder auf die Vermutung kam, sie wären mit der Rückseite nach vorn gehängt; der schönen Litteratur, die allen Schmutz des Auslandes zusammenfegte, um sich damit reizvoll zu machen, der Cameliendamen, die das Drama auf seine Höhe hoben, bis man in schöner Entwicklung herab zum Unflat des jüngsten Deutschlands gelangte. Ach, es war eben die Zeit, wo Buddha Lieber Gott wurde — das heißt, der liebe Gott wurde unbequem bei diesen Liebhabereien, und man bereitete sich lieber eine Philosophie durch Aufguß von warmem Wasser auf indische Weisheit, die zugleich erlaubte, sich mit Naturalismus zu vergnügen und sich mit dem Nirwana zu trösten, wenn es mit der Genußfähigkeit aus war, das heißt, sich damit zu trösten, daß es nichts wäre mit Verantwortlichkeit, Himmel und Hölle und womit man sonst den Menschen bange gemacht und sie davon abgeschreckt hatte, sich ein kleines Vergnügen zu gönnen in diesem irdischen Jammerthale.

Der Zusammenhang all dieser Tollheiten liegt klar zu Tage. Die Wurzel aller Ausläufer des Lebens liegt stets in den philosophischen Grundanschauungen einer Zeit. Es läßt sich aber deutlich verfolgen, wie der liberale Gedanke, der sich in natürlicher Reaktion gegen elende und verrottete Zustände entzündet hatte und zur Sprengung drückender und unwürdiger Fesseln führte, auf der andern Seite notwendig Unheil stiften mußte, als er seine Grenzen überschritt. Das Freiheitsbedürfnis der Mannesseelen, die keinen politischen Zwang mehr ertragen konnten, trieb dahin, daß diese auch keinen höhern Willen hinter den Dingen und über sich anerkennen zu dürfen meinten. Die Naturwissenschaften, die auf dem mißverstandenen Kant sich aufbauenden philosophischen Trugsysteme legten den bequemen Grund für die Emanzipation der Geister, und materialistische Weltanschauung wurde selbstverständlich für alle, die auf der Höhe moderner Bildung stehen wollten. Aus der Studirstube der Gelehrten, die ja das Amt haben, über das Wesen der Dinge zu grübeln, und die Erlaubnis, in freier Forschung auf Verrücktheiten zu kommen, trat die materialistische Weltanschauung auf den Markt und vertrug sich herrlich mit dem nur auf äußeres Wohlleben gerichteten Sinn der Mittelmäßigkeit und mit der Ruhmsucht der Streber in Litteratur und Kunst — auf jedem Gebiet, die von der breiten Mittelmäßigkeit getragen ihre Triumphe feierten und sich dem gläubigen Haufen als die Vollender alles dessen anpriesen, was eine nur

taſtende Vorwelt vergeblich angeſtrebt hätte. Was waren Raphael und Dürer, Mozart und Beethoven, Luther und Goethe gegen die Reklameheldeu der „Neuzeit“? Und neben dem Materialismus ſchritt langhaarig und mit intereſſanter Bläſſe der Weltſchmerz einher, der Sentimentalität und Laſter ſo wohlthuend vereinigt. Materialismus und Peſſimismus, die ſchönen Zwillingskinder der Afterfreiheit! Welches Unheil ſie auch in beſſern Köpfen anrichten können, hat die letzte Zeit zur Genüge gezeigt.

Was half es denen, die tadelten und warnten? Sie waren böswillige und ärgerliche Störenfriede, vor deren Stimme man ſich die Ohren zuhielt, und denen man den Rücken wandte. Was wollten dieſe läſtigen und beſchränkten „Schulmeiſter“? War man nicht in der „Majorität,“ und hat nicht die Mehrheit ſtets Recht? Alle Welt machte doch einmütig alle Thorheiten mit, und wer nicht zu aller Welt gehörte, war mindeſtens ein Narr oder Phantaſt.

Wir glauben, wir dürfen dieſe Zeit als Vergangenheit betrachten, und damit auch die Zeit, wo es den Grenzboten ſchwer wurde, Gleichgeſinnte zu finden und zu Gleichgeſinnten durchzudringen.

Es geht wieder ein ernſterer Zug durch unſer Volk, wir beginnen wieder Einkehr bei uns ſelbſt zu halten. Das ſchale Leben nach außen, worin man ſich zu verlieren drohte, iſt bis zum Überdruß genoſſen worden; ernſte Fragen ſind an uns herangetreten, die auch weitern Kreiſen in dem ſorgloſen und oberflächlichen Sichgehenlaſſen Halt geboten und ſie dahin geführt haben, ſich zu beſinnen.

Die große Zeit des nationalen Aufſchwunges liegt hinter uns und fängt an zu verdämmern und zu verblaſſen. Die mächtige Hand, die das Geſchick unſers Volkes gelenkt und zu ſo ſchöner Erfüllung gebracht hatte, ruht in unfreiwilliger Muße; die Heldengeſtalten, die es bei ſeinem Siegesgange geführt hatten, ſind faſt alle eine nach der andern ins Grab geſtiegen. Ein neues Geſchlecht iſt an ihre Stelle getreten, und während jedermann, ſolange jene das Steuer in der Hand hielten, das Gefühl einer gewiſſen Sicherheit hatte und unbekümmert ſein Steckenpferd reiten konnte, ſieht man ſich jetzt einer ungewiſſen Zukunft gegenüber; man fragt: was wird nun werden, und oft wohl auch: was will das werden! Und wenn es auch ſcheint, daß die Gefahren, die für jene, die das deutſche Reich in den Sattel gehoben hatten, noch oft heraufzogen und ihr Werk wieder zu zertrümmern drohten, jetzt nicht mehr zu befürchten ſind, wenn ſich auch keine der Hände, die an dem jungen Bau zu rütteln geneigt waren, zu erheben wagt, ſo erweckt doch der Ausblick in die noch leer und verſchleiert vor uns liegende Zukunft ein Gefühl der Bedrückung. Das größte Ziel, die Erfüllung der Träume von Jahrhunderten und zuletzt der leidenſchaftlichen Erregung der Tage, wo dieſe Blätter ihren erſten Anlauf nahmen, war erreicht; nach dem Rauſche, der

diesen Erfolg begleitete und begleiten mußte, ist eine Abspannung und Ernüchterung eingetreten, die sich bewußt wird, daß man auf dem Wege war, sich in Kleinlichem und Äußerlichem, in Byzantinismus und Chinesentum zu verlieren. Man fragt sich: sind wir an dem für uns erreichbaren Ziele angelangt, und wird nun ein neuer Abweg zu neuen Leiden führen; giebt es noch Ziele, und stehen uns noch Aufgaben bevor? Und diese Fragen und Zweifel lenken den Blick wieder nach innen. Sie lassen die großen Fragen nach dem Woher und Wohin nicht nur des ganzen Volkes, sondern jedes einzelnen Menschen wieder deutlicher zum Bewußtsein kommen und führen nach der Zeitspanne, wo man ganz in dem Streben nach äußerm Erfolg und materiellen Genüssen aufging, zu neuer Vertiefung des ganzen Lebens. Die Flegeljahre des neuen deutschen Reiches sind überwunden, und der gereiftere Blick sucht nach neuen Aufgaben, an denen sich die Kraft erproben kann.

Denn, Gott sei Dank, wir stehen noch nicht in einem greisenhaften Zeitalter, wie das cäsarische Rom oder das versteinerte Reich der Mitte. Noch pulst kräftiges Leben in den Adern unsers Volkes, noch hat es nicht die Fähigkeit verloren, sich auf seine Pflichten zu besinnen. Schlacken werden sich überall ansetzen, wo feuriges Leben rinnt, aber sie stoßen sich auch wieder ab und sinken zu Boden; wenn ein Baum nur in seinem Kerne gesund ist, so wird er immer neue kräftige Arme zum Lichte emportreiben, mögen auch einzelne Zweige absterben und sich von ihm lösen.

Was das Leben unsrer Zeit am tiefsten aufrührt und bewegt, sind die sozialen Mißverhältnisse, die während und nach dem Werdeprozeß unsers Staates immer fühlbarer hervortraten. Sein äußerer Bau ist festgefügt und steht, darüber können wir beruhigt sein, auf sicherm Boden. Aber es sind innere Kräfte in Aufruhr und Spannung geraten und drohen ihn von innen heraus zu zersprengen. Einen Augenblick schien es, als müßten sie Verderben und Vernichtung bringen, wenn sie zur Übergewalt kämen, als müßte Gewalt gegen Gewalt gesetzt und ein Kampf ums Leben geführt werden, der nur durch Vernichtung des Gegners beendigt werden könnte, wenn nicht alles Gewonnene in Frage gestellt werden sollte. Denn verbrecherische Unternehmungen stiegen aus dieser Gährung auf, die einen Abgrund von Verworfenheit enthüllten, und dabei ließ die Billigung oder die doch nur gewundene Verurteilung der frevelhaftesten Thaten erkennen, wie weite Kreise von Verwilderung und vaterlandsloser Gesinnung ergriffen waren. Aber dem ruhigern Blick und der gerechtern Erwägung zeigt sich, daß das Aufwallen dieser Kräfte die Folge unerträglichen Druckes war, der beseitigt werden muß, um ein Gleichgewicht zu schaffen, das friedliches Spiel der Kräfte zuläßt, jedem die Gewähr giebt, daß ihm das mögliche Maß von Lebens- und Leibesbefriedigung erreichbar ist.

Die Gotteswelt bietet Früchte genug für jedermann, genug, daß keiner darben sollte, keiner so schwer um die Befriedigung der nötigsten Lebensbedürf-

nisse ringen müßte, daß es ihm nicht möglich wäre, auch an seine Seele zu denken. Und doch sehen wir, daß tausende und tausende, die weit überwiegende Mehrzahl des Volkes in mehr als beschränkten, oft in den elendesten und kümmerlichsten Verhältnissen lebt. Während das Meer unerschöpfliche Nahrung bietet, während die Erde Frucht genug hervorbringt, um eine zehnmal so große Menschenzahl zu ernähren, als auf ihr lebt, während die Verkehrsmittel in ihrer Leistungsfähigkeit auf eine Höhe steigen, die jedem Bedarf sofortige Befriedigung verschaffen kann, kämpfen tausende von Menschen mit Verzweiflung um den Bissen Brot, der sie und die Ihrigen vor dem Verhungern schützt, verlieren Gott und ihre unsterbliche Seele in dem jammervollsten und ödesten Kampfe ums nackte freudlose Dasein. Während eine gewaltige, sich immer mehr vervollkommnende, sich immer weiter entwickelnde Industrie die Lager und die Märkte mit nützlichen Stoffen und Geräten überschüttet und verstopft, kann sich die Mehrzahl der Menschen nur das Dürftigste gönnen, tausende gehen in Lumpen und suchen sich wurmstichigen Kram für ihre Bedürfnisse beim Trödler zusammen. Während die Städte von Palästen und Museen prangen, die alten schmucklosen Häuser unsrer Väter himmelhohen glänzenden und üppigen Prachtbauten Platz machen, lebt die Mehrzahl der Menschen von Licht und Luft, Wald und Feld abgeschlossen in Löchern und Winkeln zusammengepfercht, in Wohnstätten, die kein „rationeller" Landwirt als Viehstall benutzen möchte, in denen die Gesundheit der Erwachsenen untergraben wird, und die Kinder leiblich und sittlich verkommen und verderben. Ist es da ein Wunder, wenn sich das Volk von Gott und den Menschen verlassen glaubt? wenn es, abgelöst von der Scholle, besitz- und hoffnungslos nichts mehr von Vaterlandsliebe weiß? wenn es verwildert und verroht und revolutionäre Massen gebiert? Es ist pharisäisch, zu sagen: die Bande hat ihr Auskommen, wenn sie will und sich bescheidet, aber sie säuft und hurt und treibt sich auf den Tanzböden herum, statt sich in Gottesfurcht für ein besseres Jenseits zu bereiten. Wer hat es dazu kommen lassen, daß „das Volk" soweit gesunken ist? Ist es wirklich nur der gemeine Genuß, nach dem diese Leute streben, werden sie ihm nicht vielleicht nur zugetrieben, weil ihr Frohndienst ihnen die Beschäftigung mit Höherm verbaut, nach dem sie lechzen? Hat sich niemand an die Brust zu schlagen? Hat niemand seine lässig vergeudete Kraft daran zu setzen, daß es anders und besser werde? Sind wir Menschen zweierlei Art, von der die eine vom natürlichen Boden wegstreben darf in ein Märchenleben und über die Wolken hinaus, während die andre im Sumpf erstickt, in den sie von jener hineingetreten wird?

Es ist gewiß, daß es immer Reich und Arm geben wird, es kann das nicht anders sein und soll auch nicht anders sein; wir sind am wenigsten geneigt, dem thörichten Glauben Vorschub zu leisten, daß es anders gemacht werden könnte. Reichtum in guter Hand wird immer eine Segensquelle für seinen Besitzer werden

und für die, die von ihm abhängen, wenn er ihn weise benutzt und ein offnes Herz hat. Dann braucht sein Reichtum kein Gegenstand des Neides zu sein und wird es nicht sein. Auf der andern Seite ist aber das Bestreben, aus der Armut empor zu bessern Verhältnissen zu gelangen, nur natürlich, berechtigt und sogar notwendig für die Erhaltung eines frischen und kräftigen Volkslebens. Nichts ist gefährlicher, als wenn große Schichten des Volkes in dumpfes, hoffnungsloses Beharren versinken. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß das Emporstreben in gesunden Bahnen bleibt und nicht zu Umsturzbestrebungen groß gezogen wird, wie sie der Neid gebiert. Und dazu braucht es nur ein wenig guten Willen, denn das Volk, unser deutsches Volk, ist im Kern selbstlos und genügsam, es zeigt sich zufrieden, wenn ihm sein Los erträglich gemacht ist, wenn es hoffen kann, für seine Kinder zu erarbeiten, was ihm versagt ist, oder daß es diesen einst erreichbar sein werde. Armut ist dem Deutschen kein fremder Gast und kein Feind, sie geht neben ihm her bis in die höchsten Kreise der geistig besitzenden und hat einen andern Begleiter, den uns Gott gegeben hat, und der ihr die Bitterkeit nimmt, das ist die Fähigkeit, sich selbst zu bescheiden und sich genügen zu lassen, die Quelle der Lebensfreude in sich selbst und in der schönen Gotteswelt zu finden.

Wir könnten alle froh und zufrieden in ihr leben; statt dessen finden wir Unruhe, Unzufriedenheit, Umwälzungsdrang um uns überall, in allen Schichten, nicht nur bei den gährenden untersten Massen. Unter dem Druck des Elends, das diese quält, seufzt fast die gesamte Gesellschaft durch alle Stände bis zu den höchsten hinauf. Überall soll das Leben auf einen größern Rahmen gespannt werden, als auf den es zugeschnitten ist, und es ist vor allem auch der Zwang zum „standesgemäßen Leben," der die Sorge um die äußern Dinge nicht zur Ruhe kommen läßt. Die meisten vermögen sich nur mit rastloser Arbeit und Anstrengung unter Entsagungen und Entbehrungen auf der Stufe zu erhalten, auf die sie gestellt oder emporgeklommen sind; das Glück ihrer Position ist nur Schein, und oft sucht man mit Aufbietung aller Kraft nur den Schein zu wahren. Wie sich einmal das ganze Gesellschaftsleben gestaltet hat, ist es gar nicht immer in die Hand des Einzelnen gelegt, durch freien Verzicht eine Stufe weiter hinunter zu steigen und dort leichteres Dasein zu suchen. Nicht jedem ist es möglich, wie Diogenes in einem Fasse zu leben und der Welt den Rücken zu kehren, und manchem legen Amt und Beruf den Zwang eines äußern Auftretens auf, dem er gern für sich selbst entsagte, dem er sich aber um des Fortkommens seiner Kinder willen nicht entziehen darf. Und dazu kommt, daß ihn Umwälzungen bedrängen, auf die er keinen Einfluß hat. Das auf frühere Verhältnisse ausreichend bemessene Einkommen wird durch den verminderten Tauschwert des Geldes und durch das Sinken des Zinsfußes geschmälert; er muß zusehen — und es ist kein Wunder, wenn er es mit Ingrimm thut —, wie der Staat,

in dessen Dienst er steht und für den er arbeitet oder dem er seine Steuern zahlt, versäumt, ihn zu sichern und ihm beizustehen. Hier kann sich der Einzelne nicht selbst helfen, hier muß es die Gesamtheit thun, der Staat, der alles umschließt, Regierung und Volksvertretung zugleich. Denn auch hier ist es für das gedeihliche Leben des Staates ebenso verderblich, wenn Hoffnungslosigkeit zu dumpfer Trägheit führt, wie wenn Unzufriedenheit, berechtigte oder unberechtigte, dazu verleitet, von einem gewaltsamen Umsturze des Bestehenden Besserung zu hoffen. Das eben sollte die Augen derer öffnen, die die Verantwortung für die Formen des Bestehenden tragen, daß mit der alle Kreise zerfressenden Unzufriedenheit die Sozialdemokratie schon längst weit über den vierten Stand hinausgegriffen hat, und daß sie von einer ganz andern Bewegung getragen wird, als eine Kohorte radaumachender anarchistischer Streber oder Schwärmer zustande zu bringen vermöchte. Das Volk, unser deutsches Volk, ist nicht anarchisch gesinnt; wo es den Schreiern und Schwätzern nachläuft, folgt es blind in einem berechtigten Drange oder steht unter dem Zwange von Elementen, die zwar mit ihm eins zu sein scheinen, die aber nur seine Schlacke sind. Gebe man ihm natürlichen Fluß, so wird es diese Schlacke abstoßen und gesund darüber hinwegströmen. Dann wird auch der Idealismus, selbst in den untern Volksschichten, wieder augenfälliger wirken. Denn auf die idealen Güter geht der unbewußte Drang des ganzen Volkes. Die Deutschen haben sich nie ganz in den Außendingen der Welt verloren, und der Idealismus wird ihnen nicht erst auf den höhern Gesellschaftsstufen in die Brust gepflanzt, sondern lebt in ihnen allen als die Gottesgabe, die sie über die Geschicke von Jahrtausenden hinweggeführt hat und weiterführen wird.

Die Heilung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände unsers Volkes, das Zurücklenken seines Blickes auf die höchsten Güter sind die Aufgaben, die uns Lebenden gestellt sind. Und daran weiterbauen zu helfen bleibt auch die Aufgabe der Grenzboten.

Wir sagen nicht ist, sondern bleibt, denn die Grenzboten haben dafür gewirkt, so lange wir sie in den Händen haben. Freilich nie mit Einseitigkeit. Wir haben in den sozialpolitischen Fragen auch die Anschauung, die die Hilfe von der Zwangsgewalt des Staates erhofft, zu Worte kommen lassen und werden das auch in Zukunft thun; denn der Zwang bleibt eben ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung, und es fragt sich in jedem einzelnen Falle nur, wo, wie weit und wie er geübt werden soll. Aber wir wollen vor allem daran denken, daß ohne Anbinden, Beschneiden und Versetzen zwar kein Garten imstande gehalten werden kann, daß aber alle Scheren und Messer, Stöcke und Bindfaden der Welt auch nicht einen einzigen lebendigen Pflanzenkeim erzeugen oder herbeischaffen könnten, wenn es daran fehlen sollte; wir meinen, daß die Pflege der vorhandnen guten geistigen Keime unendlich wichtiger sei, als alle ordnende, einschränkende

und unterdrückende Thätigkeit, und wir werden darauf bedacht sein, auf solche Keime der Selbsthilfe, der thätigen Nächstenliebe, der körperschaftlichen und Vereinsthätigkeit, die Schutz, Pflege und Förderung verdienen, hinzuweisen und Vorschläge darüber zu bringen, wie die guten Kräfte unsers Volkes durch zweckmäßige Gesetze und Staatseinrichtungen zu fröhlichem Schaffen und Zusammenwirken entbunden und darauf hingeleitet werden können. Frohen Herzens haben wir daher unsern jungen Kaiser im Sinne der denkwürdigen Botschaft unsers alten Kaisers an den Reichstag entschlossen selbst da Hand anlegen sehen, wo es Mißstände zu beseitigen giebt; von seinem energischen Eingreifen dürfen wir auf Besserung in vielen Dingen hoffen — möge es gelingen, die Widerstände zu überwinden, die ihm entgegentreten; die Grenzboten werden sich freudig in seinen Dienst stellen, wo es gilt, mit Veraltetem, Unvernünftigem und Schädlichem aufzuräumen.

Wir wollen aber die Politik nicht einseitig in den Vordergrund stellen. Fällt ihr, die in unsern Tagen, und zwar nicht bloß im deutschen Reich, sondern in allen Kulturstaaten, zunächst Sozialpolitik zu sein gezwungen ist, die Aufgabe zu, dem Menschen die äußern Bedingungen eines echt menschlichen Daseins zu sichern und dessen Grundlagen, wo sie zerstört oder abhanden gekommen sind, wiederherzustellen, so bilden Kunst und Wissenschaft einen wesentlichen Teil des Inhalts dieses echt menschlichen Daseins, und über dem Schicksal derer, für die die Grundlagen des höhern Lebens erst zu erobern sind, oder denen sie unter den Füßen wanken, wollen wir derer nicht vergessen, die sich seiner in Gesundheit erfreuen. In der Pflege der schönen Künste und der Wissenschaften, die nach wie vor zu ihren Hauptaufgaben gehören wird, sollen die Grenzboten aber nicht die Wirklichkeit auf der Nachtseite des Lebens suchen, sondern auf seiner Tagesseite, und sie werden immer der Überzeugung bleiben, daß die Welt, in der wir leben, nicht die schlechteste ist, sondern die beste, daß aber das, was an ihr unvollkommen ist oder erscheint, durch unsre Arbeit zur Vollkommenheit geführt werden kann und soll. Denn schließlich hat das Unzulängliche, das Ungesunde und Traurige, an dem wir leiden und das uns bedrückt, doch seinen Grund allein in uns selbst; dann aber kann uns die rechte Arbeit an uns selbst auch über das Schwere, das dies Leben nun einmal jedem aufbürdet, zu Genügen und Lebensfreudigkeit hinweghelfen. Kunst und Wissenschaft sind die Mitgaben, die dahin führen können, wenn sie keusch dem wahrhaft Schönen, der schönen Wahrheit dienen; die Freude an ihnen, die unser Herz zu empfinden vermag, ist aber der beste Beweis, daß unser Erdenwallen auch freudig sein soll. Jeder Pessimismus beruht auf Krankheit, Thorheit, Mutlosigkeit oder Zweifel — ihnen wollen wir entgegentreten, soweit es in unsern Kräften steht.

Zum Beschluß

Die Grenzboten sind bei der Haltung, die sie einnahmen, lange Zeit allerlei Mißverständnissen, Anzweiflungen und offner Feindschaft ausgesetzt gewesen und haben gegen sie für ihr eignes Leben kämpfen müssen, aber nach und nach haben sich doch die Anschauungen Bahn gebrochen, für die sie eintraten, und sie selbst sind fest auf den Füßen geblieben. Damit sind sie zufrieden, und es liegt ihnen fern, am heutigen Tage Groll gegen die zu hegen, von denen sie gelegentlich Unbill zu erdulden gehabt haben. Gegen Angriffe haben sie sich allezeit kräftig gewehrt, und für die Hiebe, die sie reichlich einzuheimsen hatten, haben sie auch reichliche ausgeteilt. Heute freuen sie sich nur ihrer gesunden Kraft, und daß sie ihre Arme zu weitern fröhlichen Waffengängen gebrauchen können, wo es willkommen ist oder angebracht erscheint. Aber während sie jederzeit zu lustigem und ernstem Streiten bereit sind, möchten sie heute, am Schlusse dieses Rückblicks doch vor allem ein Wort zum Frieden sprechen. Sie sind der Meinung, daß der alte Parteihader und das alte Parteigezänk, die sich manches Jahr her zum Überdruß breit gemacht haben, den ernsten Aufgaben gegenüber, die uns obliegen, endlich verstummen müßten. Es ist an der Zeit, daß die Vernünftigen aller Parteien die Sonderinteressen beiseite setzen und sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, die nur ohne Feindschaft, ohne Haß und Voreingenommenheit gefördert werden kann.

Es hat vieles aufgegeben werden müssen, was nicht aufrecht zu erhalten war und nicht wiedergewonnen werden kann. Das muß man vergessen. Die alten patriarchalischen deutschen Verhältnisse sind verschwunden vor den Lebensverhältnissen der modernen Welt; klagen wir nicht über ihren Verlust, sondern arbeiten wir wohlgemut an dem Bau andrer Dächer, unter denen sich wohnen läßt. Das Freiheitsideal, das jedem Einzelnen unbeschränkte Bewegung versprach, hat sich als ein Traum erwiesen, der hienieden nicht Wirklichkeit werden kann, Ellbogen stößt an Ellbogen, und jeder hat sich in den andern, alle haben sich ins Ganze zu schicken und Opfer an der eignen Freiheit zu bringen; geben wir den alten Traum auf und suchen wir uns die Lasten dadurch leichter zu machen, daß wir sie einander tragen helfen. Es geht auf den idealen Gebieten, es geht auf den materiellen nicht anders, als daß man sich entgegenkommt und Unhaltbares oder was nur zum Schaden des andern festzuhalten ist, freiwillig aufgiebt, wenn man Gesundes und Fruchtbringendes erreichen will.

So bieten wir selbst zum Frieden die Hand und bitten um Frieden. Aber wir wollen keinen lässigen Frieden, der die Augen davor zudrückt, was besser sein könnte und anders gemacht werden müßte; wir wollen einen Frieden, der sich darauf gründet, daß jeder hart gegen sich selbst ist. Gegen alles, was wir als falsch und verderblich, unrecht oder thöricht erkennen,

auf allen Gebieten der Politik, der Litteratur und der Kunst, werden wir so scharf und so offen kämpfen, wie bisher, ohne Menschenfurcht, und wir hoffen, daß wir dabei die Zustimmung und die Hilfe der Rechtgesinnten für uns haben werden — wie bisher!

Das vor allem ist es ja, was uns heute das Herz froh erhebt und uns mit Zuversicht erfüllt, daß wir uns eins wissen mit allen, die ernst denken und ernst streben. Die Grenzboten haben lange gebraucht, zu ihnen durchzudringen; aber wie ihre Mitarbeiter unaufgesucht zu ihnen gekommen sind, als sie sahen, daß hier deutsch geredet würde und auch das eine Stätte fände, wofür sich andre Thüren verschlossen, so haben sie auch die Leser gefunden, die sie sich wünschten, um ihren Samen ausstreuen zu können; mehr aber als ihr wachsender äußerer Erfolg und Einfluß erfreut ihre Herausgeber, daß die Leser und Mitarbeiter, die sich um die Grenzboten sammeln, Freunde des Blattes geworden sind und es als ihr Blatt betrachten. Das ist uns der schönste Lohn unsrer Arbeit.

Der Rückblick auf die Vergangenheit der Grenzboten zeigt, wie dornenvoll ihr Weg war. Auf jeden hoffnungsvollen Anlauf folgte ein Rückschlag, der ihnen wieder neues, oft fast aussichtsloses Ringen auferlegte. Auch unser Glaube an das endliche Gelingen hat seine schwachen Stunden gehabt, und wir sind mehr als einmal in Versuchung gewesen, die Hände müde sinken zu lassen. Aber immer wieder feuerte uns die Überzeugung an, daß wir eines Amtes walteten, das zwar viel von uns forderte, aber auch Segen bringen mußte. Wir standen lange Zeit und in vielen Dingen fast ganz allein und hatten fast alle Welt gegen uns; aber gerade das ließ es uns als unsre Pflicht erscheinen, auszuharren, denn wir sahen niemand in die Lücke springen, der besser, als wir es vermochten, für die Aufgaben gekämpft hätte, die wir uns gestellt hatten.

Heute dürfen wir die Zeit, in der es uns schwer wurde durchzukommen, als überwunden betrachten. Wir haben es erlangt, daß die Grenzboten wieder voranstehen in der Reihe der deutschen Zeitschriften — wir dürfen das sagen, ohne uns dem Verdachte der Überhebung auszusetzen, denn wir nehmen kein andres Verdienst für uns in Anspruch, als daß wir zur rechten Zeit die rechten Leute haben sprechen lassen; aber darauf dürfen wir stolz sein, daß die rechten Leute zu uns gekommen sind und zu uns kommen. Unser Grundsatz, für das Auftreten und Eingreifen der Grenzboten keine andern Rücksichten walten zu lassen als sachliche, hat allen denen den Weg zu uns geöffnet, die den Drang haben oder die Pflicht fühlen, den Finger auf eine Wunde im öffentlichen Leben zu legen, auf Mißstände aufmerksam zu machen und heilsame Anregung zu geben — wir haben den Grenzboten die Unabhängigkeit gewahrt, die ihnen möglich macht, offen zu reden und dadurch der Wahrheit zu dienen. Oft sind es ja unbequeme oder auch bittere Wahrheiten, die wir den Leuten

sagen; dann sind sie wohl mit dem Vorwurf der Schulmeisterei bei der Hand. Wir haben ihn oft gehört aber ruhig hingenommen; unser Amt war uns selbst eine Schule des Lebens, und wir haben jetzt die Befriedigung, daß man gern zu den Grenzboten in die Schule geht — gerade die, die sich im Augenblick an ihnen geärgert haben, kommen schließlich doch zu uns, wenn sie nur sehen, daß die Schulmeisterei vernünftig war, und wenn sie selbst vernünftig sind. Wir haben uns aber auch jederzeit ebenso gern belehren lassen, wie wir zu belehren suchen — uns auf Prinzipien zu steifen oder eine vorgefaßte Meinung hartnäckig festzuhalten, liegt uns fern. Wir lassen in den praktischen Fragen des Lebens gern jeder Meinung das Wort, die auf guter Überzeugung, klarer Einsicht und Sachkenntnis beruht; aber in den großen ethischen Fragen halten wir an dem fest, was unsre eigne Überzeugung ist, und dies wird nach wie vor den Grundton für unsre Hefte geben.

Das Land der Zukunft liegt verschlossen vor uns; wir wissen nicht, welche Schicksale sich für uns und unsre Grünen hinter dem Nebelstreifen verbergen, der es uns umhüllt, aber wir schicken uns mit froher Hoffnung zur Fahrt in das neue Jahrzehnt hinaus an, denn wir fühlen uns von der freundlichen Gesinnung vieler getragen. Meeresstille befürchten wir nicht; das Leben schlägt seine Wogen ohne Unterlaß, wir dürfen uns Arbeit genug versprechen, auch wenn es keine schweren Stürme, die Gott verhüten mag, zu bestehen giebt. Kräftiges Handanlegen der Mitarbeiter, derer, die es sind, und derer, die Lust haben, es zu werden, die Gunst unsrer Leser, sie werden uns bringen, worauf wir hoffen:

Glückliche Fahrt!

Mit Beiträgen von Freunden herausgegeben von J. Grunow in Leipzig
Druck von Carl Marquart in Leipzig

EN! VIRIDI·PRATO·
CONSEDIT·PHOEBVS APOLLO·

Unſre auswärtige Lage

Die urſprünglich engliſche Gepflogenheit, daß leitende Staatsmänner bei feſtlicher Gelegenheit das Wort ergreifen, um ihre Anſichten über große und kleine Politik zu entwickeln, hat, wenn wir von Rußland abſehen, allmählich in ganz Europa Nachahmung gefunden. So wird denn auch die gegenwärtige Lage beherrſcht durch ähnliche Kundgebungen, die von franzöſiſcher wie von deutſcher Seite gekommen ſind. In Bapaume wie in Osnabrück iſt dem Frieden ein Loblied geſungen worden, wobei Herr Ribot, der Ziviliſt, die militäriſche Seite dieſes Friedens ſtark hervorkehrte, während General von Caprivi ſeine Zuhörer mit beſonderm Nachdruck auf die großen ſozialen und wirtſchaftlichen Aufgaben hinwies, die die nächſten Jahrzehnte zu löſen hätten. Die nächſten Jahrzehnte! Die nervöſe Spannung, in der uns die Gegenwart hält, erlaubte kaum von Frühjahr zu Frühjahr vorauszudenken. Wenn der Reichskanzler mit ſolcher Entſchiedenheit, wie er es gethan hat, für den Frieden einſteht, wird man wohl mit Recht annehmen, daß er von ſeiner größern Kenntnis der Verhältniſſe aus Dinge ſieht, die für uns noch unſichtbar ſind. Wenn kein Wölkchen am politiſchen Horizont für ihn ſichtbar iſt, ſo muß ſein Horizont eben ein weiterer ſein. Wer am Boden ſteht, kann ſich allerdings der Thatſache nicht verſchließen, daß ſein eigner engerer Horizont rings von Wolken umkränzt iſt. Die erſte politiſche Wolke, die uns als die drohendſte erſcheint, iſt das zur Thatſache gewordne und mit aller wünſchenswerten Offenheit verkündete ruſſiſch-franzöſiſche Bündnis. Der Reichskanzler hat dieſem neuen Verhältnis dadurch den Stachel zu nehmen verſucht, daß er erklärte, es ſei dadurch gewiſſermaßen eine Gleichgewichtsſtellung in Europa herbeigeführt worden. Ruſſen und Franzoſen ſehen in dieſer Erklärung die Anerkennung,

daß bisher der Dreibund das europäische Gleichgewicht gestört habe, eine Ansicht, die selbstverständlich nicht die des Reichskanzlers gewesen sein kann! Der Reichskanzler hat ferner gesagt, daß alle Regierungen den Frieden wünschten. Wenn das wahr ist, meint ein russisches Blatt höhnisch, so verstehen wir nicht, was die Engländer mit ihren Anfragen über unser Vorgehen in Zentralasien bezwecken. Auf diplomatische Anfragen werden sie eine diplomatische Zurückweisung erhalten, da wir ja im voraus wissen, daß sie zu weitern Maßregeln nicht schreiten wollen.

Wir führen diese Dinge an, um zu zeigen, wie wenig Verständnis der in Osnabrück angeschlagne Ton bei unsern Nachbarn in Ost und West gefunden hat, und glauben daher als positives Ergebnis dieser Rede die Thatsache hinstellen zu müssen, daß Deutschland mit seinen Verbündeten den Frieden wirklich und wahrhaftig will, und daß der Reichskanzler diesen Friedensbund für stark genug hält, die feindseligen Tendenzen der russisch-französischen Herzensfreunde im Zügel zu halten.

Nicht ausgeschlossen sind trotz alledem die sich jeder Berechnung entziehenden Plötzlichkeiten, die so häufig im politischen Leben wohlberechnete Aktionen in ihr Gegenteil verkehren. Das Neue in der gegenwärtigen Stellung Frankreichs aber finden wir darin, daß dieser Staat seine Politik in Abhängigkeit von der russischen gesetzt hat, ein Verhältnis, wie es freiwillig von Staat zu Staat wohl noch nie bestanden hat, und das sich nur dadurch erklären läßt, daß Frankreich, für das die Notwendigkeit jener Verbindung keineswegs vorlag, durch sie Vorteile zu erlangen hofft, die ihm sonst versagt blieben. Der letzte Erklärungsgrund dieser Freundschaft ist doch nur in dem Umstande zu finden, daß es keine französische Regierung wagen darf, sich klipp und klar auf den Boden des Frankfurter Friedens zu stellen. Sobald das geschähe, wäre in Wirklichkeit jede Wolke vom politischen Horizont beseitigt und der Boden zu einer fruchtbaren gemeinsamen Arbeit der abendländischen Völker gefunden. Eine andre Erklärung der russisch-französischen Freundschaft aber giebt es nicht; vielmehr macht nur diese schlecht verhehlte Hoffnung auf eine dereinst kommende Beseitigung dieses Friedens es begreiflich, daß Frankreich auch in orientalischen Dingen einer Politik beitritt, die allem widerspricht, was bis zur Stunde Überlieferung der französischen Staatskunst gewesen ist. Frankreich hat dem Phantom, dem es nachjagt, bereits seine Stellung in Ägypten geopfert. Im Augenblick verleugnet es seine Aufgaben in Syrien und am Goldenen Horn, ja es scheint, als ob es überhaupt keinen Preis gäbe, den zu zahlen es nicht bereit wäre. Das hat auch buchstäblich genommen seine Berechtigung. Das tolle Spiel, durch das der russische Finanzminister ein durch nichts gerechtfertigtes Übergewicht auf dem europäischen Geldmarkte behauptet, wäre undenkbar gewesen, wenn nicht Frankreich ihm seine Ersparnisse zur Verfügung gestellt hätte. Die jüngste dreiprozentige Goldanleihe, die dem

russischen Schatz 500 Millionen Franks zuführen soll, wie es heißt, zu Bauten und zur Linderung des schrecklichen Notstandes, hat einen neuen Beleg dafür geboten. Es knüpft sich hieran die sehr erfreuliche Erscheinung, daß ein Versuch deutscher Kapitalisten, zu dieser Anleihe auch den deutschen Markt heranzuziehen, von der öffentlichen Meinung mit einer Entschiedenheit zurückgewiesen worden ist, die die Herren Mendelssohn und Warschauer genötigt hat, von dem bereits in aller Form abgeschlossenen Geschäft wieder zurückzutreten. Man wird in Frankreich und Rußland daraus den sehr nützlichen Schluß ziehen können, daß, wenn es in Deutschland auch nichts giebt, was sich mit dem französischen Chauvinismus und dem russischen Deutschenhaß vergleichen ließe, wir doch in allen nationalen Fragen als ein in sich geschlossenes und fest zusammenstehendes Ganze uns eins wissen. Gerade die letzten Monate hatten so viel partikularistische Blüten zu Tage gefördert, daß das Ausland allerdings zu einer falschen Vorstellung gelangen konnte. Der großartige Erfolg der Kaisermanöver in Baiern, der Protest des Zentrums und all seiner Organe gegen die dem Dreibund feindliche Politik gewisser vatikanischer Kreise, die im Osservatore Romano ihr Organ gefunden hatten, das Scheitern des russischen Finanzministers endlich, bei seinem Bestreben sich von Deutschland die Mittel zur Durchführung einer uns feindseligen Politik liefern zu lassen — das alles hat in seiner Summe jenen Wahn gründlich zerstört.

Suchen wir den Gedanken weiter nachzugehen, die die Friedenszuversicht des Reichskanzlers wohl hervorgerufen haben mögen, so spielt dabei gewiß der Umstand mit, daß, wie die österreichischen Manöver bewiesen haben, der mächtigste unsrer Verbündeten in rastloser Arbeit erfolgreich bemüht gewesen ist, seine militärische Ausrüstung den militärischen Forderungen der Gegenwart anzupassen. Österreich und Deutschland neben einander stellen eine so ungeheure Macht dar, daß auch selbstbewußte Gegner sichs wohl mehr als einmal überlegen werden, ehe sie diese Bundesgenossen herausfordern. Nimmt man noch die ebenfalls vortreffliche italienische Armee hinzu und die von England mit Sicherheit zu erwartende Unterstützung bei jedem Versuch, die Verhältnisse im Mittelmeer gewaltsam umzumodeln, so wird die Stellung der drei Friedenswächter noch imposanter.

Trotzdem wäre die Zuversicht nicht fest, wenn nicht Rußland zur Zeit von einem Notstande heimgesucht wäre, der weit größern Umfang angenommen hat, als anfänglich geglaubt wurde. Sechzehn Gouvernements, die eine Bevölkerung von dreiunddreißig Millionen Seelen umfassen, sind von der Mißernte betroffen worden, und die Ernteergebnisse in den übrigen Gouvernements waren ebenfalls nicht glänzend. Schon jetzt ist die Not, namentlich im Kasanschen und Ssamaraschen ganz entsetzlich, und doch läßt sich voraussehen, daß sie ihren Höhepunkt erst im Frühjahr erreichen wird. Die Versuche der Regierung und des Publikums, das Elend zu lindern, scheitern

teils an der Unzulänglichkeit der vorhandnen Mittel, teils an der Gewissenlosigkeit des russischen Beamtentums und an der Habsucht der Kornwucherer, die — die einen so schlimm wie die andern — das Elend ausnutzen, um sich selbst zu bereichern. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß die bereits hie und da aufflackernden Bauernaufstände einen größern Umfang annehmen werden, zumal da die russische Regierung unbegreiflicherweise gerade den jetzigen Zeitpunkt für geeignet hält, mit Bekehrungs- und Verfolgungsmaßregeln gegen die zahlreichen Sektirer aufzutreten. Auch an Anzeichen, daß sich der Nihilismus wieder zu regen beginnt, fehlt es nicht. Nimmt man hinzu, daß die Unzufriedenheit in Polen im Steigen ist, daß in Finnland und in den Ostseeprovinzen durch Russifizirung und Rechtsbrüche die künstlich hervorgerufne Gährung lebendig erhalten wird, daß endlich ein beispielloser Zusammenbruch des russischen Großgrundbesitzes erfolgt ist, so scheinen all diese Dinge wohl dahin zu führen, daß Rußland sich auf sich selbst zurückzieht. Aber wer kann dafür bürgen, und welche Erklärung läßt sich dafür finden, daß Rußland eben jetzt die ohnehin ungeheure Truppenansammlung an seiner Westgrenze noch weiter verstärkt?

So zeigt sich uns der scheinbare Horizont keineswegs wolkenlos — der wirkliche Horizont entzieht sich unsrer Beobachtung.

Mit einigen Worten sei noch des Schlages gedacht, der unsre junge ostafrikanische Kolonie betroffen hat. So sehr der Untergang der Expedition Zelewskis in den Urwäldern von Uhehe zu bedauern ist, tragisch können wir diesen Verlust nicht nehmen. Koloniegründungen sind nun einmal ohne Opfer nicht ins Leben zu rufen, und auch ohne Mißgriffe pflegen derartige Unternehmungen nicht zu Ende geführt zu werden. Deutschland ist mächtig genug, die Lücken zu füllen und den verlornen Boden wiederzugewinnen. Die Erfahrung mit dieser Expedition wird dahin führen, daß eine andre Taktik bei Unterwerfung der Eingebornen zur Anwendung kommt. Verloren ist noch nichts, und wenn ein freisinniges Blatt aus diesem Unglücksfall den Schluß zieht, daß es an der Zeit sei, unsre afrikanischen Kolonien an die Engländer zu verkaufen, so ist das nur ein Beweis, wie wenig Fühlung jene Partei mit dem Pulsschlag des wirklichen Lebens hat. An unsern Kolonien haftet ein Stück deutscher Ehre. Es giebt keine Verhältnisse, die uns nötigen könnten, sie preiszugeben.

Rodbertus als Nationalökonom und als Politiker

1

Vor kurzem ist eine Anzahl kleinerer Schriften von Rodbertus zu einem Bande vereinigt erschienen.*) Man möchte lachen und weinen zugleich, wenn man nach Durchschreitung des großartigen Gedankenbaues, den diese Aufsätze bilden, die paar Worte liest, mit denen Meyers Konversationslexikon in den Artikeln „Rodbertus“ und „Sozialismus“ den Mann abfertigt. Bei andrer Gelegenheit ist er in diesen Heften der deutsche Klassiker des Sozialismus genannt worden. Den Namen eines Klassikers verdient er vollauf. Nicht daß sein Stil als Muster zu empfehlen wäre; dieser kann, als Erzeugnis eines ganz originellen Denkers, gar nicht nachgeahmt werden, auch gehören des Rodbertus Schriften nicht zu denen, die sich leicht und angenehm lesen. Aber auch in dem vorliegenden Bande haben wir, wie in seinen früher bekannt gewordnen Schriften, nicht einen einzigen logischen Fehler und nicht eine einzige Phrase gefunden, und das allein beweist schon die Bedeutung des Mannes. Und über den Wert des Gedankengehaltes dieser Arbeiten sagt der Herausgeber: „Es wird überraschen, hier von dem Theoretiker, Utopisten und antiquarischen Gelehrten auf einmal eine fortlaufende Reihe von Vorschlägen und Forderungen gesetzgeberischer Maßnahmen, von Voraussagungen neuer Formen, Kräfte und Ziele der wirtschaftlichen Entwicklung ausgehen zu sehen. [Überraschen nur darum, weil es bisher kein volkswirtschaftlicher Schriftsteller der Mühe wert gehalten hat, diese Schriften, die ja alle schon gedruckt waren, zu beachten und das deutsche Volk mit ihrem Inhalt bekannt zu machen.] Aber noch mehr wird man vielleicht überrascht sein, zu finden, daß verschiedne der von Rodbertus geforderten Einrichtungen, nachdem sein Eintreten für sie längst wieder vergessen war, sich schließlich doch durchgesetzt haben und heute einen gar nicht zu missenden Bestandteil unsers wirtschaftlichen Lebens bilden; daß die Verwirklichung andrer Forderungen auf der Tagesordnung unsrer äußern

*) Kleine Schriften von Dr. Karl Rodbertus-Jagetzow. Mit einem Anhange: Aufruf an die Deutschen von Josef Mazzini. Herausgegeben von Moritz Wirth. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1890.

und innern Politik steht; daß die wichtigsten seiner Vorherverkündigungen sich erfüllt haben oder im vollen Zuge sind, es zu werden." Eine kurze Inhaltsübersicht der volkswirtschaftlichen und in einem zweiten Artikel der politischen Aufsätze dieser Sammlung wird die Leser einigermaßen in den Stand setzen, zu beurteilen, ob der Herausgeber übertreibt.

Der im Jahre 1845 erschienene erste Aufsatz ist überschrieben: „Die preußische Geldkrisis." Rodbertus charakterisirt die damalige Lage des Geldmarktes mit den Worten: „Sinkende Preise, wenn nicht zufällig das Ausland sie hebt, steigender Zinsfuß, Mangel an Kapital auf die sichersten Hypotheken und in allen Gewerben, nur nicht beim Eisenbahnbau und beim Aktienhandel." Die Krisis war eben durch die beginnenden Bahnbauten verursacht worden, die wie alle im Aufschwung begriffenen großartigen Unternehmungen eine lebhafte Spekulation und ein tolles Börsenspiel hervorriefen. Im Volke verbreitete sich die Ansicht, das werde ein schlimmes Ende nehmen; der Schwindel müsse mit einem großen Krach endigen, weil ganz Preußen nicht so viel Geld habe, die geplanten Bahnen zu bezahlen, und weil die vielen soliden Unternehmungen, denen das Geld entzogen werde, zu Grunde gehen müßten. Man verglich die Bewegung mit dem Schwindel des Schotten Law in Frankreich. Rodbertus erzählt die Geschichte dieses Schwindels, den er höchst anschaulich schildert, und zeigt dann, daß die Vorgänge in Preußen nur eine rein äußerliche Ähnlichkeit, aber nicht die geringste innere Verwandtschaft damit hätten. Die augenblickliche Notlage in Preußen habe den gerade entgegengesetzten Ursprung wie die damalige französische. Während das Unglück in Frankreich von der Überflutung des Landes mit Zetteln herrührte, denen kein Wert innewohnte, und für die auch nachträglich keiner geschaffen werden konnte — denn die Kolonien in Louisiana, auf die ein großer Teil der Aktien lautete, würden im günstigsten Fall erst nach Jahrzehnten gedeihlicher Arbeit einen Ertrag abgeworfen haben —, bestehe, meint Rodbertus, in Preußen die Verlegenheit gerade darin, daß es an nichts als an einem Zettelgelde fehle, um das Volksvermögen wirklich in einem beträchtlichen Maße zu vergrößern.

Das Hemmnis dieser Vergrößerung, die der Fortschritt der Technik ermögliche und nach der unsre überquellende Volkskraft hindränge, liege im Metallgelde. „Die Ware, die man heute zum Zirkulationsmittel gebraucht [Gold und Silber], ist bekanntlich eine sehr teure Ware, mit andern Worten, diejenige Quantität Arbeit, die nötig ist, eine Nation mit Metallgeld zu versehen, würde hinreichen, um ihre unmittelbar auf ihre Lebensannehmlichkeiten gerichteten Bedürfnisse in einem weit reichlichern Maße zu befriedigen. Darum verursacht die Anschaffung des hinreichenden Metallgeldes an sich schon immer große Kosten. Diese Kosten aber werden dann oft am bedeutendsten und fühlbarsten, wenn die Nation gerade besonders große Anstrengungen zu machen hat, wenn sie also alle ihre Kräfte gerade besonders hierzu zusammenzunehmen

hätte: nämlich in Zeiten rasch wachsenden Verkehrs und Verbrauchs und großer industrieller Unternehmungen. Während sie dann aller ihrer Mittel, aller ihrer Arbeit am bedürftigsten wäre, um jenen Anstrengungen nicht zu erliegen, muß sie dann gerade mehr wie je noch einen Teil dieser Mittel und Arbeit verwenden, um auch den steigenden Bedarf an Zirkulationsmitteln zu decken, ist sie mehr als je in Gefahr, daß der nationale Aufschwung diesem steigenden Bedürfnis an Zirkulationsmitteln zum Opfer fällt. Entspräche die vermehrte Ausbeute der edeln Metalle — gleichviel, wo auf der Erde — stets dem vermehrten Bedürfnis an Geld, wäre dabei der internationale Verkehr frei und nicht durch Schutzzölle gehemmt, so könnte ein Mangel an Zirkulationsmitteln bei keiner Nation von verderblicher Dauer sein." Es wird dann weiter ausgeführt, daß bekanntlich keines von beiden der Fall sei. In dieser Verlegenheit gebe es kein andres Auskunftsmittel, als daß in größerm Umfange als bisher vom Papiergeld Gebrauch gemacht werde, das, so lange Metallgeld das anerkannte Tauschmittel sei, die Natur eines Kreditgeldes habe.

Dann wird das Wesen des Kredits erörtert. „Früher sagte man, der Kredit schafft Kapitalien, heute sagt man, der Kredit schafft keine Kapitalien. Früher nahm man die Metallgeldsumme des sogenannten Kapitalisten für das Kapital, und wenn der Kredit nun in Bankbillets neue Summen schuf, mit denen Unternehmer ebensogut wie mit jenem wirken konnten, so glaubte man folgerecht sagen zu können, der Kredit schaffe oder ersetze doch das Kapital. Heute nimmt man die naturalen Gegenstände, die der Unternehmer zur Produktion bedarf, für das Kapital, und da diese Gegenstände schlechterdings dazu nötig, aber noch nicht deshalb gerade vorhanden sind, weil die Geldsumme eines Kapitalisten dazu vorhanden ist oder Bankbillets dazu kreirt sind, so glaubt man ebenso folgerecht sagen zu können, der Kredit schaffe oder ersetze keine Kapitalien. Beide Auffassungen sind einseitig. Weder die Geldsumme ist schon das Kapital, noch sind es schon die naturalen Kapitalgegenstände. Jene ist vorläufig nichts als der Kapitalanspruch oder das Kapitalvermögen; diese bleiben eben nur die naturalen Kapitalgegenstände. Erst die Einheit beider, erst die durch den Kapitalanspruch bewegten Kapitalgegenstände bilden das Kapital, das nationalwirtschaftlich in Betracht kommen kann. Ebenso einseitig ist auch die Folgerung, daß keine Art des Kredits zur Erschaffung von Kapitalien beitrüge." Zwei Arten von Kredit thun dies allerdings nicht: das gewöhnliche Geldleihen und das Entnehmen von Waren zum Verbrauch gegen Schuldscheine. Wohl aber thut es, nach Rodbertus, die dritte Art, der Produktivkredit. Das gelte allerdings nur für die heutigen Eigentumsverhältnisse. Ein großer Grundbesitzer, der selbst alle erforderlichen Kapitalgegenstände samt den Arbeitern beisammen hätte, würde zum Bau einer Eisenbahn weder Geld noch Kredit nötig haben; ein König des alten Perserreichs würde einfach das Eisen seiner Bergwerke und das Holz seiner Wälder genommen und von seinen

Sklaven die einen als Ingenieure, die andern als Werkmeister und eine weit größere Zahl als Arbeiter verwendet haben. Jene Verbindung aber zwischen den verschiednen Gegenständen, „die jede Unternehmung schon infolge einer Kombination und eines Entschlusses des Gesamteigentümers entstehen lassen konnte, ist zerrissen; eine andre Art der Verbindung, die durch Geld und den heutigen Verkehr vermittelt wird, ist an deren Stelle getreten, und diese bringt es mit sich, daß den zu jeder Unternehmung nötigen naturalen Gegenständen, dem Kapital in der neuern Auffassung, noch die Metallgeldsumme oder ein Kapitalanspruch, das Kapital in der ältern Auffassung, gegenübertreten muß. Möglicherweise kann sich der Unternehmer dies Kapital in der ältern Auffassung leihen. Heute ist also zur wirklichen Kapitalentstehung und -Vermehrung, zu jeder neuen Unternehmung, jedem Fortschritt der Nationalproduktion und des Nationalreichtums zweierlei gleich notwendig: die nationalen Kapitalgegenstände und der in einer Geldsumme aufgesparte Kapitalanspruch. Würde man nun nicht von dem Kredit, der diesen Kapitalanspruch zu fingiren oder zu ersetzen verstünde, mit Recht sagen können, er trüge zur Erschaffung neuer Kapitalien bei? In der That thut dies eine dritte Art des Kredits. Wenn nämlich die Besitzer der verschiednen naturalen Kapitalgegenstände diese einem Manne, der nichts als den Ruf der Einsicht und Redlichkeit, als Vertrauen besitzt, leihen, d. h. vorläufig ohne vollen Entgelt zum Gebrauch verstatten wollten, so würde das neue Kapital auch ohne einen vorhandnen Kapitalanspruch [d. h. ohne eine vom Unternehmer oder von einem Geldverleiher aufgesparte Geldsumme] ins Leben treten können. Diese Art des Kredits, die von seinen andern beiden oben berührten Arten, deren eine den Kapitalanspruch nicht ersetzt, sondern nur den bereits aufgesparten von einem zum andern überträgt, und deren andre einen Streifen Papier den Dienst von Gold und Silber verrichten läßt, wesentlich verschieden ist, wird auch jetzt schon in dieser ursprünglichen Form aller Tage und Orten auf sehr nützliche Weise geübt. Sie ist derjenige Kredit, den jeder Großhändler und Fabrikant auf mehr oder weniger Monate dem Detaillisten giebt. Allein diese ursprüngliche Form kann begreiflicherweise auch nur beim Handel vorkommen, während sie bei der Anlage einer im strengsten Sinne produktiven Unternehmung in keinem einzigen Falle ausreichen würde. Wenn sich nämlich ein Detaillist seinen Kramladen von einem oder auch mehreren Großhändlern zusammenleiht, so ist doch dies Kreditverhältnis sehr einfacher Art; wenn aber der Unternehmer irgend einer produktiven Anlage sich alle großen und kleinen Gegenstände dazu zusammenleihen wollte, so würde dies eine solche Reihe von Verwicklungen geben, daß die Ausführung daran scheitern müßte." Hierfür müsse eine andre Form ausfindig gemacht werden; oder vielmehr, sie sei schon gefunden und branche nur in Preußen angewendet zu werden. Es sei die Zettelbank, die als Vermittlerin zwischen die Unternehmer und die Besitzer von Kapitalgegenständen trete, als alleinige Glän-

bigerin jener und alleinige Schuldnerin dieser, und es so ermögliche, daß die bei vielen verschiednen Besitzern zerstreut liegenden Kapitalgegenstände zur Erzeugung neuer Kapitalgegenstände, also zur Vermehrung des Volksvermögens, vereinigt werden können, auch wenn keiner der Unternehmer Geldkapital besitzt.

Natürlich „können auch Zettelbanken nicht ins Unendliche neue Kapitalien schaffen helfen, sondern nur die in der ganzen Nation zur Zeit schaffbaren Kapitalien ins Leben rufen.“ Aber so weit solche, d. h. also Rohstoffe und die zu ihrer Benutzung erforderliche Kraft, Einsicht und Kunstfertigkeit vorhanden sind, thun sie es bei richtiger Leitung, sodaß der Kredit, den sie gewähren, nichts andres ist als das Vertrauen der Nation zu sich selbst. „Wenn Frankreich einmal diesen Fehler begangen hatte [mit einem sehr unbegründeten Vertrauen das Maß zu überschreiten], konnte es nur dadurch auf den richtigen Weg zurückkehren, daß es das Kreuz unumgänglicher Leiden auf sich nahm; wir, die wir den Fehler begangen haben, hinter dem richtigen Maße zurückzubleiben, sind in der glücklichen Lage, unsre Reue mit Vorteilen erkaufen zu können. Dort mußte jeder Schritt der Rückkehr zum richtigen Maß das schmerzliche Schwinden einer neuen Täuschung bezeichnen; bei uns wird jeder Schritt zu demselben Ziel von erhöhtem Segen begleitet sein. Wir brauchen dazu nur etwas von dem, wovon Frankreich zu viel hatte. Wir brauchen nur etwas Kredit, um unsre Nationalproduktion aus der Klemme zu befreien, in der sie sich augenblicklich befindet, ihr einen neuen Aufschwung zu geben, und ohne sie zu belästigen, daneben noch alle Eisenbahnen zu bauen, die unser Verkehr bedarf. [Die Zettelbanken würden eben den Vorteil gewähren, daß das zum Bahnbau nötige Geld weder den übrigen industriellen Unternehmungen noch dem Grundbesitz entzogen zu werden brauchte.] Wir brauchen dazu nicht einmal den Kredit, den der eine Private dem andern, die eine Nation der andern gewährt — die Anleihe; wir brauchen nur den Kredit, der im Grunde nichts als Vertrauen zu uns selbst ist, wir brauchen nur Maßregeln, die auf solchem Vertrauen zu uns selbst gegründet sind.“ Anstatt unsern Brotbedarf einzuschränken, um mit Kornsendungen ins Ausland die zur Deckung unsers erhöhten Bedarfs von Tauschmitteln erforderlichen Massen von Edelmetall zu bezahlen, würden wir „selbst noch einen Teil unsers jetzigen Metallgeldes gegen brauchbare Produkte, z. B. Eisenschienen, vertauschen können. Was wir von jener [bisher zum Ankauf von Gold und Silber verwendeten] Produktenmenge sparten, würde die Lebensgenüsse der Nation erhöhen, könnte dem Mangel der arbeitenden Klassen abhelfen. Dazu würde der Nationalproduktion der Anreiz gegeben, den ungedrückte Preise auf sie üben. [Mit der Vermehrung der Tauschmittel steigen bekanntlich die Preise, während Mangel daran sie drückt. Für das richtige Maß der Tauschmittelmenge stellt Rodbertus sehr klare Grundsätze auf, die wir, wie vieles andre, übergehen müssen.] Indem wir mehr zu produziren aufgefordert würden, lernten wir besser und vorteilhafter produziren, könnten

wir die Konkurrenz fremder Nationen besser bestehen. Indem wir bei gehobenen Gewinnen produzirten, ginge die wirkliche Kapitalaufsparung rascher. Unsre Arbeiter fänden volle Beschäftigung, und die Steigerung ihres Geldlohns würde nicht vollständig durch die Steigerung der Produktenpreise aufgewogen werden. Es giebt aber keine sichrere Grundlage einer großartigen und blühenden Produktion als einen gut bezahlten Arbeiterstand."

Die von Rodbertus aufgestellte Forderung wurde schon im nächsten Jahre durch Gründung der preußischen Staatsbank erfüllt, wenn auch nicht ganz in seinem Sinne. Aus Gründen, die man bei ihm selbst nachlesen mag, war er kein Freund von Staatsbanken. Seit 1848 hat sich dann auch ein deutsches Privatbankwesen immer großartiger entwickelt, schließlich aber wieder in der Reichsbank einen beherrschenden Mittelpunkt gefunden. In den drei Aufsätzen: „Für den Kredit der Grundbesitzer" (1847), „Die neuesten Grundtaxen des Herrn von Bülow" (1847) und „Die Handelskrisen und die Hypothekennot der Grundbesitzer" (1858) stellt Rodbertus den Grundsatz auf, daß die ganz verschiedene Natur der industriellen Gewerbe und der Landwirtschaft ganz verschiedene Kreditformen fordere. Der Kaufmann und der Fabrikant brauchten Zettelbanken und allgemeine Wechselfähigkeit, die Grundschulden aber müßten unkündbar sein; die Hypothenschuld dürfe nicht, wie das in unsrer Gesetzgebung geschieht, als kündbare Kapitalanleihe, sondern müsse als unkündbarer Rentenkauf behandelt werden. Das dem Hypothekengläubiger zugestandene Kündigungsrecht sei weiter nichts als gesetzlich erlaubter Wucher. Denn es lege dem Grundbesitzer eine Verpflichtung auf, die er niemals erfüllen könne, weil er nicht, wie der Industrielle und der Kaufmann, Kapitalien umsetze, sondern nur Rente beziehe, daher auch nur Zinsen entrichten, für gewöhnlich aber keine Kapitalien zurückzahlen könne. Die Kündbarkeit der Hypotheken räume dem Gläubiger die Gewalt ein, jede unverschuldete Notlage des Grundbesitzers zur Vertreibung dieses von seinem Gute auszunützen. Dem Anspruche des Darleihers, daß er nach Wunsch oder Bedarf jederzeit sein Kapital wieder einziehen können müsse, lasse sich auf die einfachste Weise von der Welt und weit vollkommner als durch die schwerfällige Hypothekenkündigung genügen. Man brauche nur an die Stelle der Hypothek Inhaberpapiere zu setzen, die von Rentenbanken ausgegeben werden. Die mancherlei Vorschläge, die Rodbertus außerdem noch macht, wie die Ansetzung von festen Kapitals- und Zinsterminen für ganze Provinzen, gewissermaßen Markttagen für den Markt der Hypothekenkapitalien, damit Angebot und Nachfrage einander leichter finden, die Aufstellung neuer Grundsätze für die Güterabschätzung u. a. sind für die Landwirte und Grundbesitzer heute noch von der größten Bedeutung, handelt es sich doch dabei um lauter Fragen, die noch lange nicht aufgehört haben, zu brennen. Man solle aber, sagt Rodbertus gelegentlich, aus diesem Bemühen, den Grundbesitzer gegen die Vertreibung durch ungerechtfertigte Kün-

digung zu sichern, nicht etwa „einen Schluß gegen die Freiheit des Grundeigentums ziehen. Eigentum, hat man neuerlich gesagt, ist Amt. Und in der That, Grundbesitzer, Fabrikanten und Kaufleute sind im wesentlichen volkswirtschaftliche Beamte. Aber sie sind infolge des Eigentums unabsetzbar, und darum bleibt die Verkäuflichkeit des Grundbesitzes das einzige Mittel, in der Landwirtschaft schlechte Beamte durch gute zu ersetzen. Kehrte man zu einer den modernen Verhältnissen angepaßten Form des Rentenkaufs zurück, so könnte man sich auch den Segen dieser Freiheit ohne deren Nachteile sichern." Nicht minder beachtenswert ist das von ihm entwickelte Gesetz, nach dem sich Kapitalzins und Grundrente gewöhnlich in entgegengesetzter Richtung auf- und abwärts bewegen.

Der dritte der genannten Aufsätze enthält in seinem ersten Teile die Darlegung jenes Kerns der Sozialpolitik des Verfassers, der dem Kerne der sozialen Frage entspricht, soweit diese eine rein wirtschaftliche ist. Die Leser kennen ihn schon aus frühern Grenzbotenaufsätzen, aber sein Verständnis ist noch so wenig in weitere Kreise gedrungen, daß eine kurze Wiederholung nach dieser neuen (eigentlich ältesten) Darstellung nicht bloß erlaubt, sondern geboten erscheint. Die Krisis von 1858, um die sichs hier handelt, war himmelweit verschieden von der vorhin besprochenen Geldklemme des Jahres 1845. Sie war auch, wie Rodbertus zeigt, keine jener Geld- und Kreditkrisen, wie sie schon das Altertum gekannt hatte, rührte auch nicht, wie die Hamburger Krisis von 1799, von Überspekulation her, sondern sie war schon eine jener Produktions- und Warenkrisen, die seitdem ein chronisches Leiden aller Kulturvölker geworden sind. Keiner, der sich für diese Erscheinung interessirt — und wer wäre heutzutage nicht gezwungen, sich ein wenig dafür zu interessiren! —, sollte die meisterhafte Schilderung des Verlaufs einer solchen Krisis (S. 213 bis 216) zu lesen unterlassen. Say und Ricardo hatten gerade in der Zeit, wo Millionen Menschen anfingen, die Wirkungen dieser Krisen zu empfinden, gegen Malthus und Sismondi bewiesen — was vermöchte die Wissenschaft nicht zu beweisen! —, daß das, was sich in sinnfälligster Weise ereignete, gar nicht vorkommen könne. „Es kann zwar, sagten sie, von dieser oder jener Ware zu viel produzirt werden, aber nur, weil von andern Waren zu wenig produzirt worden ist. Denn Produkte werden mit Produkten gekauft. Eine Zuvielproduktion ist vielmehr eine Zuwenigproduktion. Auch die Steigerung der Produktivität macht darin keinen Unterschied. Wenn A Brot, B Röcke, C Schuhe, D Tische herstellte und jeder plötzlich auch doppelt so viel von seiner Ware wie bisher produzirte, infolge davon jede Ware um die Hälfte im Preise fiele, so würde doch nicht die Kaufkraft irgend eines Teilnehmers dieses Tauschverkehrs abgenommen haben, denn A hätte ja doppelt so viel Brot wie bisher zu vertauschen, und wie A jeder andre von seinen Produkten auch. Jeder würde also auch doppelt so viel eintauschen und verzehren können.

Daß aber alle von allem genug haben sollten, kommt doch schwerlich sobald vor, und gesetzt, die Nationalproduktion stiege einmal so hoch, so würde sich das menschliche Begehrungsvermögen neue Bedürfnisse schaffen, und ein Teil des zuviel in der Produktion von Brot, Röcken u. s. w. angelegten Kapitals würde sich zur Herstellung von Luxusartikeln wenden. Jede Steigerung der Produktion — schließt daraus die Theorie — konsumirt sich also auch immer selbst, denn in geradem Verhältnis mit der Produktion steigt auch die Kaufkraft."

Der Fehler dieser Theorie steckt in den angenommnen Personen A, B, C und D, die gar nicht vorhanden sind. „So einheitliche Produzenten, deren jeder die vollständige Produktion eines einzelnen Gutes übernommen hätte und deshalb auch das ganze Produkt [oder seinen Wert] erhielte, giebt es nicht. Unter jeder dieser imaginären Persönlichkeiten bergen sich vielmehr in Wirklichkeit mehrere sehr verschiedenartige Teilnehmer der Produktion und des Produkts: nämlich der Unternehmer, der Grundbesitzer, der Kapitalist, der Arbeiter. Teilten sich diese nach einem für immer feststehenden Verhältnis in das gemeinschaftlich hergestellte Produkt, so wäre jene Abstraktion noch richtig, so könnten diese vier unter einen und denselben Typus als A, B, C u. s. w. zusammengefaßt werden, denn auch dann stiege noch die Kaufkraft jedes einzelnen dieser Produktionsteilnehmer zugleich mit der Steigerung der Produktion. In welchem Verhältnis das Produkt geteilt würde, bliebe dabei gleichgiltig, wenn sich nur die Quote keines Teilnehmers verringerte. Der Arbeiter z. B. könnte $^1/_4$ oder $^1/_{10}$ erhalten, die steigende Produktivität würde auch das Zehntel nach und nach mit mehr Inhalt ausfüllen. Allein eine solche Teilung findet nicht statt. Sie ist ganz andrer Art. Ich übergehe das Teilungsverhältnis zwischen Unternehmer einer- und Grund- oder Kapitalbesitzer andrerseits, um allein das zwischen Arbeiter und Unternehmer ins Auge zu fassen."

„Die Wertgröße, die der Unternehmer mit dem Arbeiter vereinbart, oder der Lohn, wird niemals mit Rücksicht auf die Größe oder eine Quote des Produkts verabredet. Er gravitirt vielmehr lediglich und wird bei freiem Verkehr immerdar gravitiren nach dem Betrage des notwendigen Unterhalts. Das hat die ältere Freihandelsschule selbst am besten bewiesen. Freilich kommen auch hier bei den Fluktuationen des freien Verkehrs mitunter Steigerungen vor. Auch hier muß das Zeitalter und selbst die Mode beim Begriff des notwendigen Unterhalts berücksichtigt und nicht etwa, wie von Ricardo, die Eichelnahrung in den deutschen Urwäldern darunter verstanden werden. Aber alle solche Lohnsteigerungen sind temporär und werden immer bald wieder auf ihren unabänderlichen Ausgangspunkt, den notwendigen Unterhalt, zurückgedrängt." Rodbertus erkennt also das eherne Lohngesetz an, wendet sich aber bei einer spätern Gelegenheit in seinem offnen Briefe an das Komitee des deutschen Arbeitervereins zu Leipzig mit Entrüstung gegen eine

bekannte nichtswürdige Deutung dieses Gesetzes. „Sie würden — schreibt er dort — den großen Männern, die an der Gründung und Ausbildung der Nationalökonomie gearbeitet haben, unrecht thun, wenn Sie meinten, diese hätten jenes »natürliche« Gesetz des Arbeitslohnes anders aufgedeckt, als daß es die notwendige Wirkung von Ursachen bezeichnet, die unter den heutigen Eigentumsverhältnissen in einem sich selbst überlassenen Verkehr gegeben sind. Die meisten jener Männer standen in unsrer Wissenschaft erst auf dem Punkte, wo es darauf ankam, alle Erscheinungen eines solchen Verkehrs genau zu beobachten und zu registriren. In diesem Sinne also, versteht sich, waren alle regelmäßigen Erscheinungen dieses Verkehrs »natürliche« Wirkungen des losgelassenen Spieles der bestehenden industriellen Kräfte. Erst die kleinen Nachfolger jener großen Männer haben es sich zu Schulden kommen lassen, diese »Natürlichkeit« in einem andern Sinne zu nehmen. Ihnen war es vorbehalten, das durch jenes Gesetz bedingte Los der Arbeiter als ein Naturgesetz im eigentlichen Sinne des Wortes aufzufassen; verstehen Sie wohl, nicht mehr als bloße natürliche Wirkung von Ursachen, gegen die man sich zu wenden hat, wenn die Wirkung nicht taugt, sondern als ein Gesetz, gegen das sich aufzulehnen naturwidrig, mit Erfolg sich aufzulehnen unmöglich sei.“ Wenn gegenwärtig die Sozialdemokraten nicht mehr recht wissen, ob oder wie weit sie das Gesetz gelten lassen sollen, so ist das nur ein Beweis mehr für die Verwirrung, in der sich ihre Köpfe befinden. Das Gesetz gilt, und zwar genau in dem Sinne, wie Rodbertus es versteht; die Thatsachen beweisen es täglich.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur Erklärung der Handelskrisen zurück. Rodbertus fährt an der abgebrochnen Stelle fort: „Wenn aber der Lohn der Arbeit so wenig mit Rücksicht auf eine Quote des Produkts verabredet wird, daß er vielmehr einem ganz andern Moment, das mit dem Ertrage der Produktion gar nichts zu thun hat, nämlich dem Betrage des notwendigen Unterhaltes folgt, so kann er bei steigender Produktivität, als Anteil am Produkt betrachtet, so wenig eine gleiche Quote desselben bleiben, daß er vielmehr eine immer geringere davon wird. Ich weiß nun zwar, daß Ricardo das Gegenteil behauptet, daß er meint, dieser sogenannte verhältnismäßige Arbeitslohn, dieser Lohn als Anteil am Produkt betrachtet stiege. Ich weiß auch, daß Bastiat sein bekanntes Werk mit der Behauptung einer allgemeinen Hebung der wirtschaftlichen Lage aller Klassen schließt. Allein man wird sich erinnern, daß Ricardo zu jener Behauptung nur infolge seiner [offenbar falschen] Ansicht von der zunehmenden Unproduktivität der Landwirtschaft gelangt. Bastiat aber ist die Begründung jener allgemeinen Behauptung mit dem ungeschrieben gebliebnen zweiten Teile seines Werkes schuldig geblieben, und so bequem jene Behauptung auch für manche Anschauung der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse sein mag, ist sie doch jeden-

falls bis heute noch unerwiesen. In der That, das Umgekehrte findet statt. Die Arbeiter verkaufen in der heutigen Verteilung des Nationaleinkommens immerfort gleichsam ihre Ernte auf dem Halm. Freilich, dasselbe thun auch die Grundbesitzer, die verpachten, und die Kapitalisten, die ausleihen. Aber diese beiden wie reiche Spekulanten, die die Chancen der Zukunft ertragen können, die Arbeiter wie arme Winzer, die in Not und Schulden stecken. Selbst angesichts des größten Segens der Natur schließen diese den Kauf aus dem einzigen Motiv ab, aus dieser augenblicklichen Not herauszukommen, und ihre eigne Preisforderung und das ihnen gemachte Gebot richten sich nach nichts anderm als dieser Not, d. h. hier nach dem notwendigen Unterhalt. Deshalb ist auch die reichere Ernte, die heute Dampf- und Spinnmaschinen hervorbringen, für sie so gut wie nicht vorhanden. Tausend Arbeiter z. B., die früher rohe Werkzeuge herstellten und damit wenig produzirten, haben, den Lohn an sich betrachtet, damals nicht wesentlich weniger, wohl aber, denselben als Quote des Produkts betrachtet, sehr viel mehr erhalten als heute. Aber dieselben tausend Arbeiter, wenn sie heute Dampf- und Spinnmaschinen herstellen und damit viel produziren, erhalten, wieder den Lohn an sich betrachtet, heute nicht wesentlich mehr, wohl aber, ihn im Verhältnis zum Produkt betrachtet, sehr viel weniger als damals. Das soll nicht in sentimentaler Absicht gesagt sein. Noch viel weniger gegen das Grund- und Kapitaleigentum. Es ist vielmehr lediglich der Wahrheit wegen gesagt, um an deren Hand eine richtige Einsicht in das letzte Getriebe des heutigen Verkehrs zu gewinnen. In der That, so gewiß der Arbeitslohn nicht in dem Maße gestiegen ist, als der Dampf die Produktivkraft gesteigert hat, so gewiß wird unter den heutigen Verhältnissen bei steigender Produktivität der Arbeitslohn eine immer kleinere Quote des Produkts. Damit stürzt aber die ganze Abstraktion der Theorie über den Haufen. Die heutigen Teilnehmer des wirklichen Verkehrs sind nicht mehr unter A oder B zu bringen, denn sie teilen sich das Produkt nicht nach einem und demselben für immer feststehenden Verhältnis. Die Kaufkraft steigt also auch in dem heutigen Verkehr, wenigstens bei einer und zwar der zahlreichsten Klasse von Teilnehmern, nicht mit der Steigerung der Produktion. Die Theorie der Freihandelsschule behauptete, Überproduktionen könnten nicht eintreten, die Wirklichkeit aber und eine aus ihr abstrahirte Theorie beweisen, daß Überproduktionen eintreten müssen."

Der Mehrverbrauch derer, denen der steigende Anteil des Produkts zufällt, vermag natürlich den Ausfall nicht zu ersetzen, weil ihrer zu wenig sind. Um nicht ganz stecken zu bleiben, muß sich die Produktion auf Luxusartikel werfen, und während die Reichen dem raffinirtesten und ausschweifendsten Luxus huldigen, für den unter den jetzigen Umständen die Mittel stets vorhanden sind, fehlen die für die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse der untern Klassen. „Man baut glanzvolle Passagen — schreibt Rodbertus 1871 —, aber keine ge-

funden Arbeiterwohnungen. Und das herrschende System hat hierin Recht, denn es bringt nur zu Markt, was seine Bezahlung findet. Nun können zwar reiche Flaneurs das Schauen luxuriöser Passagen bezahlen, aber Arbeiter, die nur den notwendigen Unterhalt bekommen, nicht das Bauen gesunder Arbeiterwohnungen." Weil aber auch die Masse der Luxusartikel bald zum lästigen Ballast anschwillt, so überfüllt die mit Dampf arbeitende Industrie sehr bald den Markt. Und erst nachdem die feiernden oder auf halben Lohn gesetzten Arbeiter ein paar Jahre gehungert, nachdem einige hundert oder tausend Unternehmer Bankerott gemacht haben und die Lager geräumt sind, kann das Spiel von neuem beginnen, um in immer kürzern Fristen immer wieder dieselbe Stockung zu erleiden. Durch Erschließung neuer Absatzgebiete in Kolonien, die aber über kurz oder lang ein Ende haben wird, gelingt es vorläufig noch, die große Endkrisis, den Zusammenbruch des herrschenden Systems, hinauszuschieben.

Auf die Abhandlung über den Normalarbeitstag (1871) können wir nicht eingehen, weil sie so gedrungen geschrieben ist, daß ein Auszug unverständlich bleiben würde. Nur soviel sagen wir, daß es sich weniger um den Arbeitstag als um das auch in dem vierten sozialen Briefe an Kirchmann beschriebne Arbeitsgeld handelt, wodurch eine gerechtere und zweckmäßigere Verteilung des Nationalprodukts, ein Steigen des Anteils der Arbeiter im Verhältnis zur steigenden Produktivität ermöglicht werden soll. An die Verwirklichung dieser Idee ist allerdings vor der Hand nicht zu denken, und es wäre schon ein großes, wenn recht viele Unternehmer durch die von einem Mitarbeiter der Grenzboten (drittes Vierteljahr S. 583 ff.) vorgeschlagne Art der Gewinnbeteiligung einen Schritt zur Annäherung an das Ziel wagten; bei dem großen durch den Erfolg bewiesenen praktischen Verständnis, das die übrigen Vorschläge des Denkers von Jagetzow bekunden, wäre es jedoch anmaßend, wenn man jenen Plan einfach mit der Bezeichnung utopisch abthun wollte.

Rodbertus hat mit den Sozialisten den Grundgedanken gemeinsam, wo Naturschätze und Menschenkräfte in ausreichendem Maße vorhanden sind, da könne jedem, der gutes Willens ist, und den nicht ein absonderlicher Unstern verfolgt, mit Leichtigkeit ein behagliches Dasein gesichert werden, und wenn das nicht geschehe, so seien lediglich die ungeschickten Einrichtungen der Gesellschaft daran schuld. Dadurch jedoch unterscheidet er sich von den Sozialisten im engern Sinne, daß er nicht plötzlich aus dem Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung eine neue hervorgehen lassen, sondern sie durch Verbesserungen, die nach ihren eignen Gesetzen ausgeführt werden können und seitdem zum Teil wirklich schon ausgeführt worden sind, allmählich umgestalten will. Besonders hervorheben möchten wir noch, daß er von der anderwärts so hoch gepriesenen Vortrefflichkeit des Metallgeldes, wie wir gesehen haben, eine sehr geringe Meinung hegt. Außer der Kostspieligkeit, bemerkt er an andrer Stelle,

haste ihm auch noch der Fehler an, daß sein eigner Kaufpreis schwankt, wodurch die Unsicherheit der zwischen Über- und Unterproduktion schwankenden Lage des Marktes vermehrt und die Zahl der Verwicklungen ins Unendliche gesteigert werde. Hat sich doch, was Rodbertus nicht voraussehen konnte, in unsern Tagen eine förmliche Schule, die der Bimetallisten gebildet, die alles Unheil in der Welt aus der Goldwährung ableitet. Auch in diesem Punkte scheint Rodbertus Recht behalten zu sollen. Die Engländer, das wirtschaftlich fortgeschrittenste Volk, haben bereits herausgefunden, daß es vorteilhaft sei, im Verkehr so wenig wie möglich Hartgeld zu verwenden, und auch bei uns erwarten verständige Männer von der allgemeinen Durchführung des Checkverkehrs, die sie anstreben, eine wesentliche Besserung der wirtschaftlichen Lage. Für Deutschland ist nun noch dazu eine fatale Wendung eingetreten, die Rodbertus nicht mehr erlebt hat. Zu seiner Zeit konnten wir das Münzmetall noch mit unserm überschüssigen Getreide bezahlen; heute müssen wir selbst Getreide im Auslande kaufen; die „natural en Kapitalgegenstände“ fangen an knapp zu werden.

Zum Schluß noch ein paar Worte über das schon erwähnte Schreiben an den Leipziger Arbeiterverein vom Jahre 1863, das wir als Übergang zu den politischen Schriften betrachten können. Der Verein wünschte zu wissen, wie Rodbertus über seine Bestrebungen denke. Der Gefragte formulirt sie in seiner Antwort folgendermaßen: „1. Sie wollen die Interessen des Arbeiterstandes noch in andrer Weise vertreten haben, als dies durch die Schulzeschen Assoziationen geschieht und nach den Prinzipien der sogenannten Freihandelsschule geschehen kann. 2. Sie haben sich deshalb von der Fortschrittspartei getrennt, die sich mit jener Schule identifizirt hat. 3. Sie haben vorläufig nur das allgemeine gleiche Wahlrecht als Ihr Panier aufgesteckt und wollen die eigentlichen Maßregeln zur Verbesserung Ihrer gegenwärtigen Lage der Zeit nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts vorbehalten.“ Die ersten beiden Punkte billigt er unbedingt, den dritten mißbilligt er mit gleicher Entschiedenheit. Aus der Begründung seines Urteils wollen wir nur etwas von dem anführen, was er zum dritten Punkte zu sagen hat. „Mißverstehen Sie mich nicht! Mag das allgemeine Stimmrecht eine Rechtsfrage oder eine Kulturfrage sein — von dem Augenblicke an, wo ein einfacher Arbeiter, wenn auch nur auf ein paar Wochen, Mitglied der provisorischen Regierung des gebildetsten und mächtigsten Reiches der Welt geworden war, von dem Augenblicke an war auch entschieden, daß — nicht über kurz oder lang, sondern über sehr kurz — das allgemeine Stimmrecht das gemeine politische Recht Europas werden würde. Es scheint mir auch selbstverständlich, daß jeder von Ihnen, wo er dazu berufen ist, das allgemeine Stimmrecht vertreten wird. Aber hier habe ich Ihnen nicht als Politiker oder Demokrat, sondern, immerhin, als »Sozialist« zu raten. Aber ist denn zur Lösung der

sozialen Frage das allgemeine Stimmrecht eine unumgängliche Vorbedingung? Erinnern Sie sich — und man hat Sie ja, wie ich finde mutwillig, daran erinnert —, daß das allgemeine gleiche Stimmrecht von den »blauen Republikanern« gegeben ward, die dennoch nicht zögerten, die Junischlacht gegen Sie zu schlagen. Es kann doch auch nicht zweifelhaft sein, daß solche Freunde des allgemeinen Stimmrechts sich in der heutigen Fortschrittspartei finden, sowie in deren Anhange, der Freihandelsschule. Endlich mag auch der Hinweis auf Napoleon genügen, daß das allgemeine Stimmrecht nicht notwendig dem Arbeiterstande die Staatsgewalt in die Hände spielt. Auf Grund dieses Rechts könnten sich also Ihre erbittertsten sozialen Gegner mit Ihnen verbünden. Glauben Sie aber, daß man stärker wird, wenn man den Feind ins eigne Lager läßt? Sie trennen sich von einer politischen Partei, weil diese, wie Sie mit Recht glauben, nicht Ihre sozialen Interessen genügend vertritt; aber ist es nun nicht ein Widerspruch, selbst wieder nur eine politische Partei zu stiften, die Sie nimmer davor sichern wird, daß nicht abermals die antisozialen Elemente die Oberhand darin erlangen? Wenn es also im Hinblick auf Ihren sozialen Endzweck auf der einen Seite durchaus ungewiß ist, ob Sie durch Proklamirung des allgemeinen Stimmrechts gewinnen, ist es auf der andern durchaus gewiß, daß Sie dadurch verlieren. Denn so unzweifelhaft Sie unter den Freunden des allgemeinen Stimmrechts soziale Gegner haben, so unzweifelhaft haben Sie unter den Gegnern desselben soziale Freunde. Warum wollen Sie also sichere Freunde zurückstoßen, um mögliche Feinde an sich zu ziehen?" Wie sehr hat ihm der Lauf der Dinge auch hierin Recht gegeben! „Seien Sie also — fährt er fort — die soziale Partei, die Sie nun doch einmal sind, auch offen und unumwunden! Keinen politischen Umweg, sondern geradeaus! Verlangen Sie mit dürren Worten eine bessere Stellung in der Gesellschaft — materiell, geistig und sittlich besser —, als der sich selbst überlassene Verkehr und Ihre ununterstützten Anstrengungen in diesem Verkehr Ihnen je zu gewähren vermögen. Und wenn man Sie fragt, wie denn das geschehen solle, so erwidern Sie, daß man in Deutschland noch gar nicht den Versuch dazu gemacht, ja nicht einmal die Absicht gezeigt habe, auf dies Verlangen einzugehen, und daß die Ermittlung, wie dies am besten geschehen könne, gerade zu den Aufgaben Ihres Vereins gehören werde."

Die Schule und die Jugendspiele

Es ist schon hundertmal gesagt worden und kann nicht oft genug wiederholt werden, daß unsre Jugend geistig überfüttert wird, ohne daß hinreichend Gelegenheit geboten wäre, die übermäßige, einseitige Betonung geistiger Bildung durch größere Pflege des Körpers und vor allem durch kräftigere Bildung des Charakters auszugleichen. Wie häufig trifft man leider auf unsern Schulen, besonders in größern Städten, jenen Typus einer bücherwälzenden, brillen- oder klemmertragenden schlaffen, blaßwangigen Jugend, die es nicht mehr versteht und oft unter ihrer Würde glaubt, fröhlich zu spielen, dafür unzeitigen Genüssen nachtrachtet und im Kartenspiel und übermäßigen Biergenuß ihre Stärke sucht!

Alle sogenannte Überbürdung hat meist ihren Grund darin, daß der in den Unterrichtsstunden und durch häusliche Arbeiten ermattete Geist für die Dauer nicht Stand hält und ihn bald das Gefühl überschleicht, daß ihm zu viel zugemutet werde. Für kräftige, geistig frische Schüler giebt es keine „Überbürdung," viele Eltern wollen auch nichts von dieser Zeitklage wissen. Sicher, wäre den Jungen Gelegenheit geboten, sich jeden Tag eine Zeit lang gehörig auf einem frischen, grünen Rasenplatze zu tummeln, so würden derartige Klagen bald verstummen.

Leider verkennt man noch vielfach den Wert der Bewegungsspiele in freier Luft, und ganze Lehrerkollegien weisen die Zumutung, sich mit solchen Dingen zu befassen, entschieden ab. Man meint, es komme der Schule nicht zu, auch auf die körperliche Ausbildung der Jugend Rücksicht zu nehmen. Dazu genügten allenfalls zwei bis drei Turnstunden wöchentlich, das übrige sei Sache der Familie.

Auf die Vorzüge und den Wert der Bewegungsspiele in Bezug auf Erlangung von körperlicher Gewandtheit, Entschlossenheit, Geistesgegenwart, geistige Frische, Sicherheit des Auges u. dgl. ist schon so oft hingewiesen worden, daß wir uns ersparen können, hier näher darauf einzugehen. Eine andre, wichtigere Frage ist, wie diese Vorteile der Schule zu gute kommen können, ohne daß die Ausbildung des Geistes vernachlässigt wird.

Zunächst müßte, wenn die Bewegungsspiele in den Schulen eingeführt werden sollen, eine Bedingung erfüllt sein, ohne die sie nicht denkbar sind. Jede Schule müßte einen schönen, großen, mit Rasen und schattigen Bäumen bewachsenen, möglichst in der Nähe gelegenen Spielplatz haben. Freilich wird das, besonders in großen Städten, bedeutende Kosten verursachen; aber wenn sich einmal die Überzeugung von dem Werte der Bewegungsspiele für die Schule allgemein Bahn gebrochen hat, werden sie uns doch wohl nicht erspart bleiben können.

In England, wo man freilich zu weit geht und thatsächlich über den zum Sport gewordnen Spielen die geistige Ausbildung der Jugend hintansetzt, kann man sich keine Schule, auch nicht die unbedeutendste, ohne ausgedehnten schattigen Spielplatz denken. So sollte es auch bei uns sein, ohne daß wir deshalb in jenen Fehler zu verfallen brauchten. Bei uns sind praktische Maßregeln in dieser Beziehung so gut wie noch gar nicht getroffen worden, wie aus dem Buche von H. Raydt: „Die deutschen Städte und das Jugendspiel“ hervorgeht. Die Mitteilungen aus 239 Städten geben uns ein anschauliches Bild über den Stand der Bewegung. Manche Städte haben zwar große Spielplätze geschaffen, die für alle Schulen bestimmt sind, doch entsprechen diese Plätze oft nicht im geringsten ihrer Bestimmung. Was nützt es, wenn sich jede Schule einer großen Stadt etwa aller drei Wochen einmal auf einem unebenen, staubigen, schattenlosen Platze im Spiel abmühen darf!

Wenn Deutschland in jeder Hinsicht den guten Ruf seiner Schulen gewahrt wissen will, so muß das anders werden; die Regierungen und die andern zuständigen Behörden müssen zu den Opfern, die für die Jugenderziehung gebracht werden, noch ein weiteres hinzufügen und allmählich schöne Plätze in der Nähe der Schulanstalten ankaufen. Es muß nur ein Anfang gemacht werden.

Ist einmal ein passender Platz vorhanden, so findet sich das übrige von selbst, wenn man einigen guten Willen hat, und wenn die obersten Schulbehörden einige Bestimmungen treffen, die unbedingt zu einer erfolgreichen Einführung der Jugendspiele erforderlich sind. Zunächst wäre es nötig, die Ausübung der Spiele, wenigstens für den Anfang, obligatorisch zu machen, um zu verhüten, daß sich ein größerer Teil, besonders der ältern Schüler einfach nicht daran beteiligt. Wenn unsre Schüler in höhere Klassen aufrücken, sehen sie vielfach mit einem gewissen geckenhaften Dünkel auf derartige „kindliche Beschäftigungen“ herab.

Wie kann man sich auch für Fußball u. dgl. erwärmen, wenn man gewandt Skat zu spielen und kommentmäßig Bier zu trinken versteht! Unsre Jugend muß eben wieder lernen, am frischen, fröhlichen Spiel Gefallen zu finden.

Freilich werden manche sagen: woher die Zeit nehmen, um so schöne Pläne auszuführen, ohne die Schüler noch mehr zu belasten? Aber auch hierzu

könnte Rat werden, wenn man sich dazu verstehen wollte, die häuslichen Arbeiten auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Fort mit den zeitraubenden zwecklosen Übersetzungen aus dem Deutschen in die fremde Sprache, die nur das Sprachgefühl verderben! Fort mit den schriftlichen Arbeiten, die zu Hause mit dem Beistand von Vater, Mutter, Schwester oder Tante, oft unter Thränen, angefertigt werden! Wie häufig muß sich ein Lehrer sagen, daß er nicht die Arbeit eines Schülers, sondern irgend eines Familienmitgliedes korrigirt! Und wie vielen Unredlichkeiten könnte vorgebeugt werden, wenn alle schriftlichen Arbeiten, teilweise auch in den obersten Klassen, während der Unterrichtsstunden gefertigt würden!

Wir sind der Überzeugung, daß z. B. eine kurze, in ein oder zwei Stunden angefertigte schriftliche Aussprache über ein Thema ebenso gut einen klaren und gut deutschen Ausdruck der Gedanken erkennen läßt, als ein mühsam zusammengestoppelter Aufsatz von fünfzehn und mehr Seiten. Mancher einsichtsvolle Lehrer würde schon längst den Ballast der häuslichen schriftlichen Arbeiten hinausgeworfen haben, wenn er nicht durch gesetzliche Vorschriften gebunden wäre.

Die Arbeit während der Unterrichtsstunden wird dann freilich noch mehr alle Kräfte des Geistes anspannen müssen, als bisher. Dafür sollen aber die täglich regelrecht ausgeführten Bewegungsspiele in freier Luft eine wirksame Ausgleichung bilden. Jeden Tag müßte nach Schluß des Unterrichtes, entweder früh nach elf Uhr oder nachmittags nach vier oder fünf Uhr der erschlaffte Geist mindestens eine Stunde lang im geordneten Spiel wieder erfrischt werden; auch die großen Pausen zwischen den Unterrichtsstunden könnten, statt zu müßigem Auf- und Ablaufen im Schulhofe, dazu verwandt werden. Für die erste Zeit würde allerdings Anleitung unbedingt nötig sein und zwar durch Lehrer, die sich für die Sache besonders interessiren, oder die an einem der Spielkurse in Görlitz teilgenommen haben. Diese Kurse zur Einübung der Jugendspiele, die dank der Rührigkeit des für die Bewegung kräftig eintretenden Gymnasialdirektors Dr. Eitner in Görlitz eingerichtet worden sind, sollten jedes Jahr wiederholt werden, um möglichst vielen Gelegenheit zu geben, sich nach dieser Seite hin auszubilden.

Eine richtige Anleitung ist vor allem nötig wegen der Auswahl der einzuübenden Spiele. Hier muß das multum, non multa berücksichtigt werden. Denn es kommt darauf an, das Interesse an einigen bewährten Spielen zu wecken, wenn man nicht Gefahr laufen will, aus einem ins andre zu jagen, um Langeweile zu verhüten. In dem vortrefflichen Buche Dr. Eitners „Die Jugendspiele," das schon in siebenter Auflage erschienen ist, und worin auch Bezugsquellen und Preise der verschiednen Spielgeräte angegeben sind, steht eine reiche Auswahl zu Gebote. Für Schüler bis zu vierzehn Jahren mag man die Wahl unter den allbekannten leichtern deutschen Spielen treffen; sie

werden ihre alte Anziehungskraft nie verlieren. Für ältere Schüler möchten wir den deutschen Barlauf und den in England zur Vollkommenheit ausgebildeten Fußball und Thorball (Cricket) in Vorschlag bringen.

Besonders die beiden letzten können der deutschen Jugend wegen des spannenden Interesses, das sie erwecken, und ihres innern Wertes halber nicht warm genug empfohlen werden. Der Fußball, der in den kühlern Jahreszeiten, auch im Winter bei nicht allzutiefem Schnee gespielt werden kann, ist ein außerordentlich kräftigendes Spiel, dessen oberstes Prinzip die Unterordnung von Sonderbestrebungen unter das allgemeine Interesse der Partei ist; es ist ein Spiel, bei dem man beobachten kann, was eine in guter Zucht gehaltene Partei über eine andre noch so starke vermag, deren Vertreter sich vielleicht weniger einer einheitlichen Leitung unterordnen wollen. Das Cricketspiel paßt mehr für die wärmern Jahreszeiten, da es nicht alle Teilnehmer zu gleicher Zeit in so beständiger Bewegung hält, wie der Fußball. Es erfordert vor allem fortwährende Aufmerksamkeit, Geistesgegenwart und Gewandtheit. Keiner der Mitspielenden darf nur einen Augenblick die Gedanken oder die Augen abschweifen lassen, denn durch ein einziges Versehen würde er seiner Partei einen Verlust zufügen, der den Ausgang des ganzen Spieles beeinflussen könnte. Freilich sind Ausdauer, Übung und tüchtige Anleitung nötig, um diese Spiele ihrer mannichfachen Feinheiten wegen einigermaßen geschickt ausführen zu können.

Wir bezweifeln nicht, daß manche der jüngern Lehrer, wenn die ersten Schwierigkeiten einmal überwunden sind, gern an diesen fesselnden und kräftigenden Spielen teilnehmen werden. Frische des Geistes, die im Lehrerberuf so leicht verloren geht, wird die angenehme Folge der anhaltenden körperlichen Übung sein; auch werden sie sich durch Teilnahme am Spiel ganz besonders die Liebe ihrer Schüler erwerben. Nirgends ist auch bessere Gelegenheit als beim Spiel geboten, Eigentümlichkeiten und besondre Fähigkeiten einzelner Schüler zu beobachten, ein Umstand, der zu ihrer gerechtern Beurteilung viel beitragen dürfte.

Wenn einmal die Zeit gekommen ist, wo sich die Schüler täglich — auch bei ungünstigem Wetter, denn das härtet ab — eine Stunde im frohen Spiel in freier Luft herumtummeln, oder wo Mittwochs oder Sonnabends nachmittags Wettkämpfe im Fußball oder Thorball zwischen zwei Parallelklassen oder gar zwischen Schülern zweier Schulen derselben Stadt ausgefochten werden, kurz, wenn die Jugend einmal soweit angeregt ist, daß sie sich von selbst zum Spielplatz begiebt und hier ihre Erholung sucht, dann wird man seltner blasse Gesichter und schwache Augen sehen; der Geist wird im gekräftigten Körper kräftiger, selbständiger und widerstandsfähiger werden, und die Klagen über Überbürdung werden bald verstummen.

Denen, die an derartigen Erfolgen zweifeln, können wir als Beweis die Schulen Englands anführen, wo seit mehr als hundert Jahren die Jugend-

spiele eifrig betrieben werden, und wo man nie Klagen über Überbürdung, Kurzsichtigkeit, Nervenschwäche u. dergl. hört. Die kräftige, frische Jugend Englands mit ihrem offnen, wenn auch oft derben Wesen könnte, wenigstens in dieser Hinsicht, unsrer deutschen als Vorbild dienen.

Unsre Zeit stellt immer größere Anforderungen an die geistige Kraft des Einzelnen und verlangt gebieterisch die Heranbildung einer charaktervollen, entschlossenen, selbständigen Jugend, die den Aufgaben, die ihrer in Zukunft harren, gewachsen ist. Durch Bücherweisheit allein wird das nicht erreicht. Möge daher der Schule etwas mehr Freiheit und Gelegenheit gegeben werden, ein Erziehungsmittel in ihren Lehrplan aufzunehmen, das bisher vielfach noch mit Unrecht gering geachtet worden ist und doch für unsre Jugend, die Hoffnung unsers Staates, von unschätzbarem Werte ist.

Lenau und Sophie Löwenthal

Von Walther Ribbeck

Mag man auch das Wort Freiligraths, daß das Mal der Dichtung ein Kainsstempel sei, als Übertreibung belächeln, so kann man sich doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß es sich in so manchem Falle als zutreffend erwiesen hat. Wie die Thätigkeit des Künstlers überhaupt, so hat insbesondre die des Dichters eine Gemüts- und Seelenbeschaffenheit zur Voraussetzung, durch die er mehr als andre für den Eintritt abnormer Geisteszustände disponirt erscheint. Wenn es wahr ist, daß den Dichter ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz macht, so ist das andre nicht weniger wahr, daß diese eine Empfindung häufig eine nur zu verhängnisvolle Macht über ihn selber gewinnt. Und am meisten scheint diese Gefahr dem lyrischen Dichter zu drohen, der es weniger als seine Brüder, der Epiker und der Dramatiker, vermag, seine Empfindungen vollständig von sich abzulösen, sie gegenständlich vor sich hinzustellen und sich auf diese Weise von ihnen zu befreien. Aus eignen Erfahrungen hat der größte der Lyriker geschöpft, als er uns zweimal ein warnendes Beispiel jener übermäßigen Hingebung an die Empfindung vor Augen stellte: in dem unglücklichen Jüngling, den nicht sowohl seine unselige Leidenschaft als die Schwäche und Weichheit seines Herzens in den Tod treibt, und in dem Dichter, dem sein Fürst die mahnenden Worte zuruft:

Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir selbst,
Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.

Wovor Goethen die Gesundheit und Schaffenskraft seiner Natur glücklich bewahrte, dem hat sich so mancher seiner minder begünstigten Nachfolger nicht zu entziehen vermocht. Nicht ohne Wehmut vermag man an das Dreigestirn deutscher Dichtung zu denken, das durch die Namen Hölderlin, Lenau, Leuthold bezeichnet wird. Gerade die köstlichen Gaben des Geistes, die jenen Männern nur dazu gegeben schienen, den Mitmenschen Freude zu bereiten, haben sie schließlich in die grausige Nacht des Wahnsinns geführt.

Nicht sowohl seine unglückliche Liebe, nicht der Tod seiner Diotima hat, wie wir aus der vor kurzem erschienenen Biographie des Dichters erfahren haben, Hölderlin den geistigen Untergang bereitet, als vielmehr physische und geistige Anlage und wohl auch die eigentümliche Richtung seines Talents, die ihm nicht gestattete, eine stärkere Einwirkung auf seine Zeitgenossen auszuüben, die ihn antrieb, sich in unfruchtbarer Sehnsucht nach den längstentschwundnen Tagen der Hellenen zu verzehren, ohne daß ihm die Kraft innewohnte, sie leibhaftig vor unsern Augen wiedererstehen zu lassen. Daß ihm selber von dieser Schwäche seines Talents, die zu der Stärke und Glut seiner Begeisterung in einem gewissen Mißverhältnis stand, eine Ahnung innewohnte, zeigt jenes rührende Gebet an die Parzen, worin er sie anfleht, ihm Zeit zu gönnen zu reifem Gesange. Ähnlich begehrte sein Schicksalsgenosse Leuthold erst dann zu sterben, wenn er ein schönes Werk vollendet hätte.

Mit seinen beiden Unglücksgefährten teilt Lenau, der sie an Vielseitigkeit des Talents und Stärke der Gestaltungskraft bei weitem überragt, die abnorme physische und geistige Anlage. Die geistige offenbart sich außer in manchen unmittelbaren Vorboten seines Wahnsinns, die dem wirklichen Ausbruche zu verschiednen Zeiten seines Lebens vorangingen, vor allem in jener tiefen Melancholie, womit er die Welt und die Dinge betrachtete. Diese Melancholie ist himmelweit verschieden von jenem rein theoretischen Pessimismus, der sich heutzutage breit macht und mit gleichmütigstem, ja leichtfertigstem Lebensgenuß so gut verträglich ist; sie verdankte auch nicht etwa besonders schweren Schicksalsschlägen, die ihn getroffen hätten, ihre Entstehung, sondern sie war ihm von der Natur mit auf den Weg gegeben. Er nennt sich selbst einen Melancholiker, bei dem der Kompaß der Seele immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens zittere. Und charakteristisch genug, war diese Schwermut mit seinem Herzen zugleich erwacht, als er noch ein Knabe einsam im Orczigarten in Pest wandelte. Wir möchten diese Melancholie, die über

Lenaus Gedichten ausgegossen liegt und uns die Dinge nie anders als von den grauen Schatten der Dämmerung oder dem silbernen Scheine des Mondes umflossen zeigt, nicht missen, weil sie das Charakteristische an ihm ist und den eigentümlichen Reiz seiner Schöpfungen ausmacht, aber wir können nicht leugnen, daß die Versenkung in sie etwas Gefährliches haben mußte.

Nur ein Ausdruck jenes melancholischen Temperaments, infolgedessen er innere und äußere Erfahrungen schwerer nahm als andre, ist seine Stellung zu den religiösen und philosophischen Fragen, die ihn bewegten. Wie mancher hat dem Glauben seiner Kindheit kalt und entschlossen den Rücken gekehrt und ist seines Weges fürbaß geschritten, resignirt vielleicht, aber nicht hoffnungslos und ohne sein Haupt zurückzuwenden. Bei Lenau dagegen gewahren wir einen beständigen Kampf zwischen einem Geiste, der die Unhaltbarkeit der überlieferten religiösen Vorstellungen erkannt hat, und einem Herzen, das sich nach dem Glauben an eben diese Vorstellungen zurücksehnt. Diese Zweifel und Skrupel haben das ihrige dazu beigetragen, seinen Geist zu beunruhigen und in beständiger Aufregung zu erhalten. Hierzu kommt noch ein Zug seines Wesens, der dem Dichter so natürlich ist, und den doch Lenau selber einmal als einen Fehler an sich rügt: daß er die Sphäre der Poesie und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinanderhielt, sondern sich durchkreuzen ließ.

Immerhin kann es fraglich erscheinen, ob alle diese Umstände hingereicht hätten, den Eintritt einer Katastrophe unabwendbar zu machen, wenn nicht jenes selig unselige Verhältnis dazu gekommen wäre, worin Lenau seine geistige Kraft verzehrte. Wir meinen seine Liebe zu Sophie von Löwenthal, über die die kürzlich von Frankl herausgegebnen Briefe und Tagebuchblätter des Dichters manches neue Licht verbreiten.*)

Sophie, die Tochter des Hofrats Kleyle, war im Herbst 1833, als Lenau sie kennen lernte, bereits seit einigen Jahren die Gattin seines Freundes Max Löwenthal, der eine der höchsten Stellen im österreichischen Postdienst bekleidete und später vom Kaiser den Freiherrntitel erhielt. Mit einem Vetter Sophiens, Fritz Kleyle, hatte den Dichter eine innige Jugendfreundschaft verbunden, von der seine Briefe und Gedichte an ihn ein schönes Zeugnis ablegen. Diese hatte ihm aber nicht Gelegenheit gegeben, Sophie kennen zu lernen. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte vielleicht sein Leben eine andre Wendung genommen. Gab doch Sophie selbst einmal dem Freunde gegenüber ihrem Zweifel Ausdruck, ob er sie heiraten würde, wenn sie ihm frei gegenüberstünde. Jedenfalls war sie, als Lenau sie kennen lernte, durch die Verbindung mit einem ehrenwerten, wenn auch wohl nicht besonders geliebten Manne, dem

*) Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle, herausgegeben von Ludwig August Frankl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

sie drei Kinder geschenkt hatte, unlösbar gefesselt. Max selber, der sich als Dichter unter dem Namen Leo Walther bereits mehrfach versucht hatte, war es, der Lenau in sein Haus einführte und dessen Verkehr mit seiner schönen und geistvollen Frau begünstigte. Daß er dies auch dann noch that, als das Verhältnis beider einen leidenschaftlichen Charakter angenommen hatte, entsprang wohl der Furcht, daß ein entgegengesetztes Verhalten kleinlich erscheinen möchte. Zuweilen freilich, wenn ihm Lenaus Leidenschaftlichkeit gar zu bedenklich wurde, scheint er sich bemüht zu haben, auf eine zeitweilige Trennung beider hinzuwirken, aber einen völligen Abbruch des Verkehrs herbeizuführen, konnte er sich aus einem vielleicht zu weit getriebnen Edelmute nicht entschließen. Der Ehrenhaftigkeit beider konnte er freilich hinlänglich vertrauen, aber er hatte vielleicht nicht bedacht, daß die Flamme, der der Weg nach außen versperrt war, das Herz seines unglücklichen Freundes um so sicherer verzehren mußte.

Von der Glut dieser Leidenschaft geben die von Frankl veröffentlichten Briefe Lenaus, die den Jahren 1836 bis 1843 angehören,*) beredte Kunde. Es sind flüchtige Zettel, in denen er in den ersten Jahren fast täglich, wo er auch sein mochte, ob zu Hause, ob auf der Reise, ob in Gesellschaft der Freunde, dem einen Gefühl, das ihn ganz und gar beherrschte, Ausdruck lieh. „Wenn ich einmal tot bin, und du liest meine Zettel — schreibt er einmal — so wird dir das Herz weh thun, diese Zettel sind mir das liebste, was ich geschrieben habe. So unüberlegt sind mir dabei die Worte aus dem Herzen aufs Papier gesprungen, wie ein Vogel aus dem Nest fliegt; wer mich kennen will, muß diese Zettel lesen." Und in der That, indem sich Sophie entschloß, diese Bekenntnisse einer Leidenschaft, die so lange ihr Glück und ihr Stolz gewesen waren, zu veröffentlichen, hat sie unsrer Kenntnis von dem Wesen des Menschen und des Dichters Lenau eine wesentliche Bereicherung verschafft. Es sind verhaltene lyrische Gedichte, von wirklichen Gedichten nur durch die Form unterschieden, wie denn aus mehreren von ihnen später mit geringen Veränderungen wirkliche Gedichte geworden sind. Wie solche ergreifen sie den Leser, ob Lenau nun in einfachen Worten seiner tiefen Neigung Ausdruck giebt oder in reichen, kunstvollen Bildern seinen Seelenzustand schildert. In jeder Zeile erzählen sie, daß diese Liebe das Glück, aber auch das Unglück seines Lebens war, sein ein und alles, wohinter ihm alles andre, selbst sein Dichten zurücktrat. So unvollkommen das Glück war, das ihm aus diesem Verhältnis entsprang, so hat er doch laut bekannt, daß es ein hohes, ein einziges Glück gewesen sei. „Tragen wir bescheiden unser Glück — schreibt er —, das, wenn es auch nicht voll ist und werden soll, doch als Bruchstück eines Himmels voll Freuden mehr wert ist, als das Glück von Tausenden in seiner kümmerlichen Voll-

*) Freilich sind nicht alle aufgenommen, namentlich nicht die der allerletzten Zeit entstammenden, deren Inhalt, nach Sophiens Beschreibung, schrecklich gewesen sein muß.

ständigkeit. Wie mancher muß von dieser Welt scheiden und hat nicht einen solchen Augenblick gekostet, wie ich doch schon viele mit dir gelebt." „Hatte ich auch nicht alles — heißt es ein andermal —, so hatte ich doch mehr, als ich je auf dieser Erde zu erringen gehofft, mehr als die Welt ahnt, das man von einem Weibe haben könne." Öfter begegnen wir dem tröstenden Gedanken, daß, was ihm an seinem Glücke noch zu wünschen übrig bleibe, ihm in einem jenseitigen Leben werde vergütet werden. Dieses Trostes bedurfte er freilich, denn auf die Tage seliger Vereinigung folgten nur zu viele der Trennung, wo ihn die glühende Sehnsucht nach der Freundin zu keinem ruhigen Genusse kommen ließ, wo ihm das Leben, weil er es ohne sie führen mußte, als ein „Unleben" erschien. Und selbst wenn er in ihrer Nähe weilen durfte, nagte doch immer wieder und wieder der Gedanke an ihm, daß sein Besitz doch kein vollständiger sei, daß sie nicht sein Weib und ihre Kinder nicht seine Kinder seien. Es war nur ein Sophisma, wenn er sich einzureden suchte, daß es fast eine Versündigung an ihrer Seele sein würde, wenn ihm auch ihr körperlicher Besitz unentbehrlich wäre; unmittelbar darauf erwuchs wieder riesengroß in ihm die Begierde nach voller Vereinigung mit ihr. Dann meinte er wohl, sie wären glücklicher, wenn sie unten im sichern Thale ihr Feld bestellen und ihre Kinder pflegen könnten. „Jetzt ist unser Leben und unsre Liebe ein unstetes Jagen im Gebirg auf rauhen Felsen, wir müssen den guten Augenblick suchen wie eine flüchtige Gemse, unter beständiger Gefahr, in einen Abgrund zu stürzen."

Solchen Stimmungen, die ihn häufig überfielen, entsprangen dann Verse, wie die tieftraurigen, in denen er das Leid seiner Seele zusammenfaßt:

Ach wärst du mein, es wär ein schönes Leben,
So aber ists Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern,
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank ihn! wohl und jedes Leid der Erde;
Ja, meine Freund' in Särgen, Leich an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ichs vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Wohl hat man Lenau öfter der Weichlichkeit beschuldigt, weil er dieses unhaltbare Verhältnis nicht entschlossen von sich abgeschüttelt hat, und auch in ihm selber ist wohl zuweilen der Gedanke aufgestiegen: entschlage dich dieser Abhängigkeit und gestatte diesem Weibe keinen so mächtigen Einfluß auf deine Stimmungen. Besonders dann wurde dieser Gedanke in ihm rege, wenn sich Sophie, wie es oft der Fall gewesen zu sein scheint, kalt und launenhaft gegen ihn zeigte. Aber jeder Versuch, ein Verhältnis, das ihm so unentbehrlich geworden war, zu lösen, belehrte ihn, daß es unmöglich sei. Und wer möchte

wagen, deshalb einen Stein gegen ihn aufzuheben? War nicht ein weit stärkerer Genius als er, war nicht auch Goethe jahrelang in ähnlichen unlöslichen Banden gefangen? Auch Frau von Stein war die Gattin eines Mannes, den sie nicht verlassen wollte, die Mutter blühender Kinder, deren Namen sie durch die Hingebung an den Geliebten ihrer Seele nicht beflecken durfte. All das schmerzliche Gefühl, das die Seele eines Mannes bewegt, dem das einzige Weib begegnet, das ihn ganz versteht und sein ganzes Glück ausmachen könnte, und dem doch dieses Weib niemals angehören darf, hat schon Goethe Ausdruck gegeben in jenem wunderbaren Gedichte, in welchem die zartesten, geheimsten Regungen der Seele zu Worte gelangen: „Warum gabst du uns die tiefen Blicke u. s. w." Freilich Goethe fand nach jahrelangem Langen und Bangen den Entschluß, nach Italien zu fliehen und das aussichtslose Verhältnis zu dem geliebten Weibe zu lösen; aber die Art dieser Lösung, bei der es nicht ohne einen herben Mißklang abging und nach dem Charakter der beteiligten Personen auch nicht abgehen konnte, hat doch nachträglich einen Schatten auf dieses so schöne Verhältnis geworfen. Wer wollte darum Lenau tadeln, daß er zu einer solchen Lösung, die ihn mit Sophien entzweit hätte, nicht den Mut und die Kraft fand, ja daß er darin eine Unwürdigkeit erblickte, die ihm unmöglich schien? Und wer will sagen, ob er nicht ohne diese Liebe schon früher dem finstern Dämon anheimgefallen wäre? Er selbst bekennt es dankbar, daß diese Liebe versöhnend und wahrhaft rettend auf ihn gewirkt habe. Mochte auch das Unglück, das untrennbar damit verknüpft war, schließlich dem Menschen Lenau den Untergang bereiten, dem Dichter hat es Gedanken und Worte in die Seele gegeben, die wir nicht missen möchten, wenn sie auch mit seinem Herzblut genetzt sind.

Etwas anders steht es mit Sophie. Das ganze Verhältnis hat, wie manches andre, so auch das mit dem Goethes zu Frau von Stein gemein, daß uns Sophiens Briefe an den Geliebten größtenteils nicht erhalten sind — Lenau hat sie wahrscheinlich unmittelbar nach dem ersten Ausbruche seines Wahnsinns in einer Nacht voll fürchterlicher Aufregung vernichtet. Daher steht ihre Gestalt bei weitem nicht in so hellem Lichte vor uns wie die seine. In den wenigen Briefen und Aufzeichnungen, die sich von ihr erhalten haben, erscheint sie als eine bedeutende, des sprachlichen, selbst des poetischen Ausdrucks mächtige Frau, die für die Natur und die Bestrebungen Lenaus das eingehendste Verständnis zeigt, sodaß es wohl erklärlich erscheint, wenn er in ihrem Umgang das Glück seines Lebens zu finden glaubte und dankbar von ihr bekannte:

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat niemand mich wie du verstanden.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist nur ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Wie es der Hausfrau und Mutter geziemt, ist sie seiner stürmischen Leidenschaft gegenüber die Zurückhaltende und Mäßigende; während er immer die traute Anrede Du gebraucht und sich in liebkosenden Bezeichnungen wie Sopherl, Herzerl und dergleichen nicht genug thun kann, nennt sie ihn nie anders als Sie und lieber Niembsch. Ja zu Zeiten scheint sich ihre Zurückhaltung im Verkehr wie in ihren Briefen zu einer Kälte gesteigert zu haben, die den äußerst empfindlichen Mann immer aufs tiefste verstimmte und zu heftigen Vorwürfen Anlaß gab. Daneben müssen dann freilich wieder Augenblicke gestanden haben, wo sie dem Freunde ihre schöne Seele rückhaltlos hingab, Augenblicke, wo er einen Vorgeschmack des Himmels zu verspüren glaubte. Wie gefahrdrohend ihr auch seine Leidenschaft zu Zeiten erschienen sein mag, lieber wollte sie diese Leidenschaft ertragen als den Gedanken, ihn möglicherweise einmal ganz zu verlieren. Wohl bittet sie ihn einmal, er möge es ihr gleich sagen, wenn eine andre Eindruck auf ihn mache, sie werde sich dann trösten mit der Erinnerung an ihr gestorbenes Glück; es könne doch einmal der Wunsch in ihm erwachen, seinen eignen Herd zu haben und seine eigne Familie und ihn empfänglich stimmen für die Liebenswürdigkeit andrer. Aber sollte sie dabei seine Antwort nicht vorausgewußt haben? „Was den Herd betrifft, den mag ich nicht, wenn nicht du meine liebe Hausfrau bist, und was die Kinder betrifft, die mag ich nicht, wenn nicht du sie mir geboren hast.“ Geschah es aber einmal, daß er eine neue Bekanntschaft gemacht hatte, so war sie gleich bei der Hand mit dem klagenden Vorwurfe, daß er sie darüber vergäße, und er hatte dann Mühe, die Eifersüchtige zu beschwichtigen. Das war ja das Verhängnisvolle in dem ganzen Verhältnis, daß sie sich nicht entschließen konnte und nach göttlichem und menschlichem Recht auch nicht entschließen durfte, ihm anzugehören, und es doch nicht über sich gewann, ihn frei zu geben; das letzte selbst dann nicht, als sich dem rastlos umhergetriebenen an der Seite der jungen und liebenswürdigen Marie Behrend noch ein wirkliches Lebensglück zu bieten schien. Was nach dieser Verlobung Lenaus zwischen ihm und Sophie vorgegangen ist, darüber wird wohl niemals volle Klarheit zu gewinnen sein. Sicher scheint nur, daß sie es selbst in dieser Lage nicht über sich gewonnen hat, ihre Ansprüche an ihn aufzugeben, und daß von ihren Lippen das entsetzliche Wort fiel: „Eines von uns muß wahnsinnig werden.“ Nur zu bald sollte es sich in fürchterlicher Weise an dem Unglücklichen bewahrheiten. Der Abscheu aber, womit den wahnsinnig gewordenen jeder Gedanke an die einst so heiß Geliebte erfüllte, deutet darauf hin, daß er sie dunkel als den bösen Dämon seines Lebens empfand.

Aber nicht mit einem Mißklang wollen wir von dem Anblick dieſer Liebe ſcheiden. Wer ſagt uns auch, ob Sophiens Stimme, die Lenau allgewaltig zu ſich zurückrief, nicht zugleich die ſeines eignen Herzens geweſen iſt, die ihm ſagte, daß ihm dieſe Frau von keiner andern erſetzt werden könne? Was auch dieſe Liebe an ihm verſchuldet haben mag, dem Dichter hat ſie eine Fülle der ſüßeſten, wenn auch ſchmerzlichſten Anregungen gegeben, und dem Menſchen hat ſie ein Glück gewährt, wie es nur wenigen Sterblichen zu teil wird. „Hätte ich dich nicht gefunden — ſagt er ſelbſt —, ſo hätte ich auch nie erfahren, was es heißt, von einem Weibe geliebt zu werden, die es wert iſt, daß mir mein Unglück das Liebſte iſt, was ich habe. Ich habe mir nie ein Glück geträumt, wogegen ich dieſes Unglück vertauſchen möchte.“ An dieſem Bekenntnis können ſich wohl die Außenſtehenden genügen laſſen und verzeihend einen Kranz auf das Grab der Frau legen, die das Verhängnis, aber auch das Glück des armen Lenau geweſen iſt.

Erſte Liebe

Weißt du eigentlich, was Liebe iſt? So fragte mich meine Freundin, als wir an einem warmen Sommerabend Arm in Arm in unſerm kleinen Garten ſaßen. Schon fing Dämmerung an, ſich leiſe über alles zu legen; eine Amſel ſang aus der Eſche hernieder, und die Pflanzen dufteten ſtärker in der Abendluft. Wir waren beide vierzehn Jahre alt, ſaßen in der Schule neben einander und teilten alle unſre kleinen Freuden und Leiden zuſammen.

Liebe? fragte ich und ſah erſtaunt in Lenchens große ſchwarze Kirſchenaugen. Natürlich, wenn man jemand lieb hat.

Das hab ich bisher auch gemeint, antwortete ſie, aber es muß doch noch etwas andres ſein, und dabei ſteckte ſie nachdenklich ihr Stumpfnäschen in den Kelch einer weißen Lilie, die neben unſrer Bank ſtand. Weißt du, ich habe bei der Tante in einem Buche darüber geleſen; ich glaube, wenn man jemand ſo lieb hat, daß man eher ſterben könnte, als ohne ihn leben —

Das iſt doch wohl ein bischen ſtark ausgedrückt, ſagte ich und kam mir in dieſem Augenblick unendlich mäßig vor, da ich mich ſonſt in Extremen zu bewegen liebte.

Es wurde ſtiller um uns her, und wir ſprachen nicht weiter. Im Nachbarsgarten wurde der Raſen geſpritzt, und der Wind fing an, in den Blättern über uns zu liſpeln. Eine ſelige Ruhe erfüllte meine Bruſt. Mir war, als könnte

mich nie wieder etwas traurig machen; ich hätte die ganze Welt umarmen mögen. Es schien mir plötzlich so leicht, immer nur gut und voll Liebe für alle Menschen zu sein.

Ich mußte den Arm um Lenchens Hals schlingen und sagte leise: Ach Lenchen, ich glaube doch, ich könnte auch für jemand sterben, um ihn recht glücklich zu machen.

Sie lehnte ihr rundes, weiches Gesichtchen an meines, und unbewußt flossen unsre Thränen zusammen.

Wochen und Monate gingen hin, Tage des sorglosesten Glückes. Ach welche Nächte, da ich an meinem Fenster saß und voll unbestimmten Sehnens zum funkelnden Sommerhimmel hinaufsah, während unten die Bäume im Abendwinde rauschten, und der Fluß leise, wie verschlafen, über seine Steine dahinglitt, warmer Heuduft durch die Luft gezogen kam, und die Grillen durch die Stille zirpten! Voll großer Wunder lag damals die Welt vor mir verschlossen. Oft streckte ich meine Arme in die Luft hinaus, als müßte ich da etwas suchen — umfassen, und erst ein fern herüberschallender Glockenton mahnte mich, daß es spät in der Nacht und daß morgen früh um acht Uhr Schule sei. Dann schloß ich leise mein Fenster, damit die Eltern nebenan nichts hörten. Denn um nichts in der Welt hätte ich jemand etwas von diesen unbestimmten seligen Gefühlen sagen mögen.

Und golden leuchtend brach immer wieder der Morgen an. Durch die geschlossenen Läden hörte ich, noch halb im Traume, das Glockenläuten der vorüberziehenden Kuhherden, die aus den Bergen zur Stadt getrieben wurden. Dann sprang ich auf, und eine Stunde später gings den altgewohnten Schulweg entlang, vorbei an der kleinen Schmiede, deren Hämmern an heißen, stillen Nachmittagen oft bis zu uns in den Garten herüberklang.

Eines Vormittags kam ich in etwas gedrückter Stimmung nach Hause, da mich ein fürchterlicher Riß in meinem Kleid angähnte, und die Mutter solche Beweise von Kraftäußerungen nicht sehr liebte. Wie ich mich nun gerade heimlich in mein Zimmer schleiche, um zu sehen, was in der Sache zu machen sei, höre ich fröhliche Stimmen im Wohnzimmer, ein Lachen, Fragen, Antworten, wie man sich im ersten Überschwall der Freude mit lange nicht gesehenen Freunden zu überstürzen pflegt. Verwundert horche ich einen Augenblick — das mußten ja ganz nahe Freunde sein, denn meine Eltern duzten sich mit ihnen. Deutlich unterschied ich zwei mir völlig fremde Stimmen, deren eine einen besonders weichen Klang hatte. Ich bückte mich ans Schlüsselloch und sah gerade in das Gesicht eines Herrn, das mich so gefangen nahm, daß ich es unverwandt ansehen mußte. Und es war mir, als richteten sich auch seine braunen Augen mit ihrem sinnenden, melancholischen Ausdruck mir gerade ins Gesicht. Erschrocken fuhr ich in die Höhe und lief in mein Zimmer.

Es wird doch gut ſein, wenn du dich umziehſt, dachte ich, und bürſtete mit Gewalt einen dicken Tintenfleck vom Zeigefinger. Wer es nur ſein mag?

In demſelben Augenblick ging die Thür auf, Vater ſah herein und ſagte: Rat einmal, wer uns überraſcht hat! Denke dir: Hanſens! Du weißt doch, der Rechtsanwalt aus Schleswig, von dem die hübſchen Gedichte ſind, mit ſeiner Frau. Du kommſt doch gleich herüber — ſie ſind ſehr geſpannt, dich nach zehn Jahren wiederzuſehen. Ich umarmte meinen Vater, dem die Freude aus den Augen ſtrahlte, und machte mich dann eiligſt zurecht. Zuletzt ſteckte ich noch eine Roſe ins Knopfloch, die ich aber noch raſch wieder abnahm, ehe ich die Thür öffnete.

Vom Sofa ſtand eine Dame auf mit ſanftem, freundlichem Geſicht und ſchloß mich zärtlich in ihre Arme. Kennſt du die Tante Marie noch? fragte ſie lächelnd, während ich wie ein Stock daſtand und nur verlegen meine Hände auf ihrem Rücken zuſammenſchloß.

Das alſo iſt Lisbeth! ſagte ihr Mann und nahm meine beiden Hände, während er mich prüfend anblickte. Sie hat ſich allerdings etwas verändert, ſeit ich ſie zuletzt auf den Armen trug!

Ja, ich glaube, ſtotterte ich, um doch endlich auch etwas zu ſagen.

Alle hatten ſich wieder geſetzt. Mir war ſelig ums Herz. Der Gedanke, daß Hanſens gar keine meiner Schattenſeiten kannten, that mir unendlich wohl. Ich wollte alles thun, daß ſie mich nur im allerbeſten Lichte kennen lernen ſollten. Wie lange bleibt ihr? fragte ich den Onkel Hanſen, um auch etwas zur Unterhaltung beizutragen.

So lange uns deine lieben Eltern wollen! ſagte er und ſah mir voll und herzlich in die Augen.

Ich fühlte, daß ich feuerrot wurde. Zum erſtenmale fiel mir auf, daß die Augen im menſchlichen Geſicht eigentlich die Hauptſache wären. Und ſolche Augen wie Onkel Hanſens hatte ich noch nie geſehen. Eine ganze Welt voll Glück, Ausgelaſſenheit und Schwermut ſchien mir darin zu liegen! Als vollends ein leiſes Lächeln über ſein Geſicht ging, machte mich das noch viel verwirrter; immer heißer ſtieg mir das Blut zu Kopfe, ſodaß ich wie erlöſt war, als mir die Mutter einen Auftrag an die Köchin gab. Ich wollte aufſtehen, blieb aber mit einem Loch in der Sohle am Teppich hängen und ſtürzte zu Onkel Hanſens Füßen. Was ich in dem Augenblicke fühlte, läßt ſich nicht beſchreiben! Ich mußte mit Gewalt die Thränen zurückdrängen, ſo lächerlich kam ich mir vor. Onkel Hanſen beugte ſich zu mir nieder, ſodaß ſein weicher Bart meine Stirn berührte, ſtrich mir mit der Hand übers Haar und hob mich auf. Haſt du dir weh gethan? fragte er.

Dieſe liebevolle Teilnahme ließ mich im Nu alles vergeſſen. O nein, im Gegenteil, ſtammelte ich. Alle lachten. Mutter drohte mir ſcherzhaft mit dem Finger, und während ich zur Thür hinausging, hörte ich ſie noch ſagen: Lisbeth iſt noch ein rechtes Schulkind.

Ein Schulkind! Das Wort empörte mich. Drei Stufen auf einmal sprang ich in die Küche, dann die Treppe hinunter, zur Hausthür hinaus in den Garten. Meine jüngere Schwester kam mir entgegen, ich drehte sie jubelnd im Kreise herum, sodaß sie mich verwundert ansah und fragte: Dürfen wir in den Flohzirkus?

Ich mußte allein sein. Das Herz war mir zu voll. Ein ganz fremdes Gefühl durchströmte mich. Ich steckte mein Gesicht tief in die duftenden Phloxdolden, sodaß sie über mir zusammenschlugen. Dann umschlang ich eine weißstämmige Birke mit beiden Armen und sah träumend durch ihre flimmernden Blättchen in den Himmel hinauf.

Da klinkte die Gartenthür, und gleich darauf blickte ein brauner Lockenkopf durch die Büsche. Die übermütigen schwarzen Augen Lenchens sahen mich an, und ihre Stimme fragte: Hast du die Kirschflecke aus deinem Kleide herausgebracht? Ich aber fiel ihr lautlos um den Hals und konnte nur hervorstoßen: Lenchen! — Lenchen! — ich liebe —

Gegen Abend machten wir mit Hansens eine stille Wagenfahrt. Nach dem ersten Überschwall der Freude war die Stimmung ernster geworden. Der Tod hatte in den langen Jahren, seit man sich zuletzt gesehen hatte, so manchen gemeinschaftlichen lieben Freund hinweggenommen, der sich, wie wir alle, einst des Lebens gefreut hatte. Mit ernenter Wehmut wurde von ihnen gesprochen.

So fuhren wir durch die Felder, die schon in leiser Dämmerung lagen. Wachteln schlüpften entlang und duckten sich erschreckt in die hohen Schilfgräben. Der Himmel schimmerte wie flüssiges Gold durch die verdunkelnden Stämme, und aus ihrem Schatten blickte uns ein Reh mit großen Augen an. Alles stand lautlos, kein Blättchen bewegte sich. Ein Hauch der Wehmut schien mir über der Welt zu liegen, daß mir auf einmal die Thränen in die Augen traten. Ich wußte nicht weshalb, aber plötzlich griff ich nach meines Vaters Hand und hielt sie krampfhaft fest, und als er mir leise über die Wange strich, brach ich in Thränen aus.

Wir stiegen aus und setzten uns ins Gras. Leise nickten die Halme im Abendwind um uns her. Die Mondsichel stand am Himmel, und Stern um Stern blinkte auf. In lautlosen silbernen Schlingen zog der Fluß unter uns vorüber, und die blauen Bergspitzen sanken leise in verdämmerndes Dunkel. Ein Hirtenknabe sang von den Matten hernieder in die stille Nacht hinaus. Die Wipfel der Bäume rauschten und flüsterten. Bald neigten sie sich zu einander, als erzählten sie sich etwas; bald wieder ging ein Schauer durch ihre Zweige, als schüttelten sie ernsthaft die Köpfe.

Ich kannte ihre Sprache und nickte ihnen stumm zu, dann zogs mir den Kopf zu Onkel Hansen herum. Sein Gesicht hob sich scharf vom Nachthimmel ab. Er hatte den Hut abgenommen, sodaß der Wind in seinen weichen Haaren

spielte, und sah sehr ernst aus; es schien mir, als drängte er eine innere Bewegung zurück. Was ihm nur sein mag? dachte ich bei mir — ob ihm irgend etwas weh thut? Und die Dunkelheit und Stille gab mir plötzlich Mut. Ich legte meine Hand auf die seine ins Gras und fragte leise: Fehlt dir was? Er wandte sich um — ich erschrak fast vor dem ernsten Ausdruck in seinem Gesicht. Und doch wurde er mir in diesem Augenblicke noch viel, viel lieber. Du siehst so ernst aus, sagte ich leise. Ein schwermütiges Lächeln lag auf seinem Munde. Du gutes Kind! sagte er. Mir war, als sähe ich dort unten im Fluß unser ganzes Leben vorüberziehen — ebenso unaufhaltsam gleitet es dahin —

Ja, den könnte wohl niemand aufhalten, antwortete ich, um ihm zu zeigen, daß ich ihn verstanden hätte. Wer da hineinfiele, der würde mit fortgerissen, ohne daß er sich wehren könnte.

Bis er irgendwo an einem stillen Ufer zur Ruhe käme, sagte Onkel Hansen ernst.

Ich begriff nicht, wie ihn das so traurig machen konnte. Es war doch niemand von uns hineingefallen, und ich fand die Welt schöner als je. Thymianduft, noch von der Sonne durchglüht, drang aus dem trocknen Boden neben uns empor. Rieche nur, wie das duftet, sagte ich, und riß eine Staude heraus.

Mit geschlossenen Augen that er es. Wie mich das weit fortträgt! sagte er leise, und seine Augen gingen in die verdämmernde Ferne.

Ihn trägt der Duft fort, dachte ich traurig, und mich wird er von nun an immer, immer nur an diese Stunde erinnern!

Ein kühler Windhauch drang aus dem Thale herauf. Weiße Wolken zogen durch den blauschwarzen Äther, in dem des Mondes silberner Kahn dahinglitt. Wir stiegen langsam den Hügel hinunter. Am Fuße wartete unser Wagen, die Pferde wieherten uns durch die kühle Nachtluft entgegen. Dann fuhren wir heim, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Wie flogen die Tage dahin! Zum erstenmale schien mir die Zeit Flügel zu haben. Sonst war sie immer geschlichen. Das Leben sollte ja noch so vieles, vieles Herrliche bringen, es konnte ja gar nicht enden! Täglich, wenn ich aus der Schule kam, fiel mein erster Blick auf den Kleiderhaken. Sobald ich dort den braunen Überzieher und den weichen Filzhut hängen sah, fühlte ich mein Herz höher schlagen. Einmal drückte ich mein Gesicht fest hinein und knüpfte die Ärmel um meinen Hals. Ich hörte nicht, daß Schritte kamen, und erst als eine wohlbekannte Stimme hinter mir fragte: Frierst du, Lisbeth? fuhr ich, zu Tode erschrocken, herum. Ach, du bists? stammelte ich, kaum der Worte fähig, ich — ich wußte gar nicht, daß du hier wärst. Er sah mich lächelnd an. Zeigst du mir einmal euern Garten? fragte er dann. Dein Vater hat mich bis zu Tisch vor die Thür gesetzt, weil er einen notwendigen

Brief zu schreiben hat; da bin ich froh, so liebe Gesellschaft bis dahin zu haben.

O furchtbar gern! stieß ich hervor und riß meinen Strohhut vom Haken, daß das Gummiband knallend absprang. Dann traten wir in den Garten.

Mir war, als hätten die Blumen nie so verzaubert in der zitternden Sonne dagestanden! Eintagsfliegen schossen durch die Luft; sonst lautlose Mittagsstille. Auch ich wagte nicht zu sprechen; ich sah nur die goldnen Laufkäfer, die geschäftig die Wege kreuzten. Leise schwankten unsre Schatten neben einander, und unwillkürlich bewegte ich den Kopf, um den Zwischenraum zu verringern. Plötzlich streifte mein Gesicht seine Schulter — wie ein Verbrecher fuhr ich in die Höhe und stotterte: O verzeih, ich glaube, ich — ich habe dich gestoßen.

Das wäre ja furchtbar gewesen! sagte er mit komisch ernsthaftem Gesicht und legte die Hand auf meine Schulter. Ich hatte die Arme an die Seiten gedrückt, mein Herz klopfte laut. Wenn er es nur nicht hört! dachte ich, denn dann weiß er alles.

So kamen wir in den schattigen Rosengang, in den gleich neugierigen weißen Gesichtchen die Rosen von allen Seiten hereinschauten. Ich fühlte, daß eine Ranke an mir hängen blieb; aber vor lauter Angst, daß er den Arm von meiner Schulter nehmen könnte, ging ich weiter, sodaß es erst durch ein lautes „Raatz" zur Trennung kam.

O weh! sagte Onkel Hansen.

Ach, das thut gar nichts, suchte ich leichthin zu antworten, obgleich mir plötzlich war, als schauten mich statt der Rosen von allen Seiten Mutters Augen fragend an.

Sind die Pflaumen schon reif? — Ich weiß es wirklich nicht! antwortete ich, obgleich ich noch mehrere Spuren meiner Finger an denen, die am niedrigsten hingen, zu bemerken glaubte. Er pflückte eine vom Baum und biß hinein, warf sie aber gleich lachend wieder weg. Ich folgte aufmerksam mit den Augen und merkte mir genau die Stelle, wo sie im Grase niederfiel. Wie bezaubernd sah er in diesem Augenblick aus! wie ein übermütiger Schuljunge! Ein Seufzer entfuhr mir. Er sah mich an. Ist dir was? fragte er. — O nein, nur ein bischen heiß. Und während er sich in den Anblick einer Blume vertiefte, bückte ich mich rasch nach der angebissenen Pflaume und steckte sie in die Tasche.

Nun kam die Essenszeit, und gerade heute war Onkel Hansens Geburtstag. Auf Wunsch des Vaters hatte ich unten an dem blühenden Uferabhang der Dreisam einen großen Strauß Feldblumen gepflückt. Ach, seliger war wohl nie jemand beim Pflücken eines Straußes gewesen! Ich konnte es nicht stumm in mir behalten. Ich mußte den Bläulingen und den vorüberknarrenden Cikaden wenigstens seinen Namen sagen. Onkel Hansen — lieber Onkel Hansen!

flüsterte ich und drückte mein Gesicht tief in die duftenden Blüten und Kräuter. Dann stürzte ich nach Hause mit nassen Stiefeln, das Kleid voll Grasflecke, ohne Haarband und mit glühenden Backen und Händen. Hastig ordnete ich den Strauß in einer Vase und bog die schönsten Blüten alle nach Onkel Hansens Platz hinüber; daß sich Tante Marie mit ein paar magern braunen Sauerampferrispen begnügen mußte, die an der Rückseite des Straußes emporragten, merkte ich gar nicht. Schnell vertauschte ich noch meiner Schwester Serviette, die neben Onkel Hansens Platz lag, mit der meinen, um sicher neben ihm zu sitzen; dann lief ich auf mein Zimmer. Ich wußte nicht, was ich vor Übermut anfangen sollte! Wie toll tanzte ich im Kreise herum, gab der kleinen Büste Mozarts einen Nasenstüber und gleich darauf der Büste Beethovens einen Kuß. Dann, weil ich einmal gehört hatte, die Liebe verändere Menschen oft auffällig, betrachtete ich mich im Spiegel. So also sah man aus, wenn man liebte! Schöner konnte ich mich gerade nicht finden, aber anders! Wie merkwürdig! dachte ich und fuhr mit dem Kopfe hastig noch weiter vor, um mir in die Augen zu sehen. Da — ein fürchterlicher Krach — ein Geklirr — und rasselnd fielen die Scherben zu Boden. Meine Schwester stürzte aus dem Nebenzimmer: Gott! Lisbeth! was machst du? Ich stand wie betäubt. Der Spiegel ist mir — auf den Kopf gefallen!

Wir sammelten die Scherben. Er hätte mich gerade so gut totschlagen können! sagte ich, obgleich mir der Vorwurf nicht recht gelingen wollte. Ich blutete etwas am Stirnrande, sonst war ich wie durch ein Wunder vor weitern Verletzungen bewahrt geblieben. Sag lieber noch nichts davon! flüsterte ich, ehe wir ins Eßzimmer traten, die Mutter könnte sich ängstigen. Das war eigentlich nicht mehr zu befürchten, da ich ja so gut davongekommen war.

Wir setzten uns. Ich hatte gemeint, jeder müßte es meiner Serviette sofort ansehen, daß sie nicht an ihrem ursprünglichen Platze lag. Aber niemand schien etwas bemerkt zu haben. Fröhlich klangen die Stimmen durchs Zimmer; aller Augen strahlten vor Freude. Ich fühlte meine Backen glühen. So feierlich war mir nicht einmal an meinem eignen Geburtstage zu Mute gewesen. Nun wandte sich Onkel Hansen mit seinem Glase zu mir. Auf dein Wohl, Lisbeth! sagte er und sah mir gerade in die Augen. O, du auch — danke — gleichfalls! stotterte ich und nahm aus Verwirrung einen so großen Schluck, daß mir der Wein in die Nase stieg und ich vom Tisch aufstehen mußte.

Reich den Lachs noch einmal herum, Lisbeth! sagte die Mutter, als ich noch stand. Sofort wollte ich mich mit der Platte an Onkel Hansens Seite stürzen. Erst der Tante Marie! flüsterte es neben mir. Ich wandte mich mit einer raschen, ungeschickten Bewegung um und traf mit dem breiten, nassen Fischschwanz, der ein wenig über den Rand der Platte ragte, gerade Onkel Hansen ins Gesicht. Bei einem Haare hätte ich vor Schrecken die Schüssel fallen lassen!

Ich stand wie versteinert. Erst als sich Onkel Hansen vor Lachen schüttelte, kam mir das Bewußtsein wieder, und nur um etwas zu thun, griff ich rasch nach der Kompottschale und reichte sie ihm. Aber Lisbeth! doch nicht zum Fisch! Nun setz dich nur lieber! und Mutters Stimme klang wirklich etwas unwillig.

Was für herrliche Blumen! Hast du sie gepflückt? fragte mich Onkel Hansen freundlich, als ich, dem Weinen nahe, wieder auf meinem Platze saß. Das fiel mir wie ein Sonnenstrahl ins Herz. Ja, für dich — für euch! und glücklich, daß er den Fischschwanz schon vergessen zu haben schien, fing ich an, ihm von den Dreisamufern zu erzählen. Von denen hier steht alles voll! sagte ich und zog an einer großen, schwankenden Glockenblume. Langsam neigte sich die Vase, da ihr Übergewicht schon so wie so nach unsrer Seite zog, dann schlug sie dumpf auf den Tisch nieder. Gläser, Salzfässer, alles flog, mit den Herumsitzenden zugleich, in die Höhe. Mir wurde schwarz vor den Augen. Ich sah nur noch Onkel Hansen zurückfahren, ehe ihn der Strom erreichte, dann hörte ich das Wasser auf den Boden klatschen.

Nun ist es aber genug für heute, Lisbeth! sagte der Vater sehr ernst. Das arme Kind! hörte ich Onkel Hansens Stimme noch sagen, dann mußte ich hinausgehen, da ich die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Recht und Richter. In Nr. 38 der Grenzboten ist ein Aufsatz erschienen, der sich unter dem Titel „Der Richterstand und die öffentliche Meinung" mit der Frage beschäftigt, welchen Umständen der Rückgang der Achtung zuzuschreiben sei, der sich hinsichtlich des Richterstandes in der öffentlichen Meinung kundgebe. Der Aufsatz enthält eine Reihe nicht zu beanstandender Wahrheiten und beherzigenswerter Fingerzeige für die Justizverwaltung. Einer Thatsache aber ist bei der Erörterung dieser Frage wohl nicht die gebührende Bedeutung beigelegt worden, einer Thatsache, die gewiß mit zu der von dem Verfasser beklagten Erscheinung beiträgt. Es ist das die schon wiederholt auch in diesen Blättern gerügte Neigung so mancher Gerichte zu ganz ungerechtfertigter Milde bei Beurteilung der ihnen zur Entscheidung vorliegenden Vergehen. Es soll gewiß keinem Richter ein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn er die Verschuldung des Angeklagten gewissenhaft prüft und die zu seinen Gunsten sprechenden Umstände in Erwägung zieht; wenn aber die Bedenklichkeit soweit geht, daß die offenbarsten Lügen zu Gunsten der

Angeklagten ohne Einwendung hingenommen werden, daß auch bei den rohesten Handlungen immer noch Gründe zu milderer Beurteilung gefunden werden, so wird dadurch nicht nur das Rechtsbewußtsein des Geschädigten aufs empfindlichste verletzt, sondern es wird dadurch auch die Thätigkeit der Organe, die zur Verfolgung der Verbrechen und zur Sammlung der erforderlichen Beweise berufen sind, gelähmt, ihre Thätigkeit diskreditirt und in der Bevölkerung der Zweifel an genügendem Rechtsschutze hervorgerufen.

Daß ein solches Verhalten nicht geeignet ist, die Achtung vor dem Richterstande zu erhöhen, daß es vielmehr dazu beitragen muß, sein Ansehen zu untergraben, liegt auf der Hand, und es ist in hohem Grade wünschenswert, daß jeder Richter nach Kräften dazu beitrage, das Vertrauen zu stärken, es sei der Schutz der Gesellschaft und des Einzelnen nicht preisgegeben, wenn sie der Anrufung der Gerichte bedürfen. Man kann häufig den Ausspruch anführen hören, es sei besser, zehn Schuldige freizusprechen, als einen Unschuldigen zu verurteilen, und es mag dieser Satz ja manchem zum bequemen Troste dienen, wenn er dazu beigetragen hat, einen Schuldigen der verdienten Strafe zu entziehen; aber der pflichtbewußte Richter wird sich sagen, daß der Schade, der der Gesamtheit durch Nichtahndung eines Vergehens zugefügt wird, ebenso groß ist, wie der, der durch eine unrichtige Verurteilung herbeigeführt wird, daß durch jede ungerechte Freisprechung das Recht, das fundamentum regnorum, denselben Stoß erleidet, wie durch eine unrichtige Verurteilung. Jedes Vergehen ist ein Angriff auf die bestehende Rechtsordnung; ihr Schutz darf in keinen schwachen Händen liegen, wenn sie nicht aufhören soll zu bestehen. Sorge jeder an seinem Teile, daß dieser Schutz kräftig sei.

Zum Trunksuchtsgesetz. Als die Göttinger dem Fürsten Bismarck unter Berufung auf seine Studentenzeit einen Ehrenbürgerbrief überreichten, hatten sie es für notwendig oder für außerordentlich zweckentsprechend gehalten, den Kopf dieser Urkunde mit den Insignien des Katzenjammers, mit Heringen, sauern Gurken, Zwiebeln u. dergl. für deutsches Studentenleben charakteristischen Symbolen und allegorischen Magenverstimmungsbildern stilvoll zu verzieren.

Einem englischen oder französischen Staatsmanne hätte man mit einer solchen Geschmacklosigkeit und offenbaren Roheit nicht kommen dürfen; denn dort gelten die Trunkenheit und ihre Folgen als etwas Unwürdiges, Unedles, Entehrendes, und jede noch so zarte Andeutung würde daher auch als Beleidigung, mindestens als grobe Taktlosigkeit aufgenommen werden. In Deutschland ist das anders: betrunken sein gilt schon unter unsern Gymnasiasten und Studenten als etwas Forsches, Männliches, echt Nationaldeutsches; das Horazische Nunc est bibendum halten die meisten für den Inbegriff klassischer Schönheit und Weisheit. Schon unsre Tertianer schauen zu dem Kameraden, der das Bier kübelweise vertilgen kann, mit stiller Bewunderung empor; und dieser Held, der gewöhnlich über andre imponirende Fähigkeiten nicht verfügt, weiß seine Macht so geschickt auszunutzen, daß er schon auf der Schulbank der Führer und Gesetzgeber seiner Genossen wird. Je mehr man in Deutschland nach Osten und Norden kommt, desto maßloser und widerwärtiger wird das Biersaufen unter unsern Gymnasiasten. Wer die Gymnasien in den kleinen Städten Ost- und Westpreußens kennt, der wird Belege dafür in Hülle und Fülle liefern können. Den großthuerischen Verbindungsschwindel auf unsern Schulen hat man ja so ziemlich beseitigt, aber die Zechgelage blühen fast überall im Geheimen lustig weiter und werden später als gutes Recht auf unsern

Universitäten mit rührender Ausdauer und wachsendem Stumpfsinn fortgesetzt. Der dritte Teil unsrer Studenten wird durch dieses Unwesen thatsächlich zu Trunkenbolden erzogen. Es ist im höchsten Grade bezeichnend, daß auf der Schulkonferenz nicht eine einzige Stimme auf diesen unheilvollen Krebsschaden in der Erziehung unsrer Jugend aufmerksam gemacht hat; und doch erkennt ihn jeder Ausländer sofort und unterläßt nicht, wenn er über Deutschland schreibt, darauf mit Spott und Hohn hinzuweisen. So sagt ein Franzose: Les séances des „vereins" d'étudiants n'ont pas d'autre but que de boire de la bière. On n'y a point d'autre plaisir, et la bière y est encore la seule forme de punition, tout délit entraînant l'obligation de vider un certain nombre de chopes supplémentaires.

Der betrunkene Arbeiter ist ein Gegenstand des Ärgernisses; der besoffene Student ist ein Gegenstand des Humors. Bei jenem ist die Trunkenheit selbstverständlich die Folge viehischer Roheit, bei diesem natürlich lediglich die Folge eines frisch-fröhlichen jugendlichen Übermuts; man vergleiche hierzu die „Fliegenden Blätter." Leider verliert dieser sowohl wie jener, je mehr das Trinken zu einer Gewohnheit wird, allmählich jedes Gefühl und Verständnis für das Unsittliche und Verwerfliche, das in dem maßlosen Schnaps- oder Biersaufen liegt. Aus der Studentenzeit nehmen dann die „führenden und regierenden Geister des Volkes" diese Verständnislosigkeit gewöhnlich in das bürgerliche Leben mit, halten sich namentlich in den kleinern Städten für verpflichtet, den Frühschoppen und den Abendschoppen recht kräftig auszunutzen und außerdem der Natur noch durch irgend ein besondres Zweckgelage hin und wieder einen energischen Stoß zu geben, weil es ihnen notwendig erscheint, den Schwerpunkt ihres Lebens, der sonst in ihrem Magen liegt, auch einmal nach dem Kopfe zu verlegen. Diese Sucht, sich künstlich urteils- und willenlos zu machen, hat den Deutschen von jeher innerlich viel geschadet und sie in der Entwicklung ihrer Kultur immer hinter andern Nationen zurückgehalten. Es ist doch ein Skandal, daß sich die Rechtsvertreter Deutschlands, die zu einem Juristentag in Köln vor kurzem zusammengekommen waren, um unter anderm über ein Trunksuchtsgesetz zu beraten, dabei in so großer Zahl betranken, daß ein solches Gesetz, wie ein Redner hervorhob, gleich an Ort und Stelle hätte angewandt werden müssen. Allein der Redner schloß aus dieser unglaublichen Thatsache nicht etwa, daß sich die Betreffenden ein Vergehen gegen die Würde, die Sitte und den Anstand der Gesellschaft hätten zu schulden kommen lassen, sondern daß ein Trunksuchtsgesetz in Deutschland überhaupt nicht am Platze sei, da es dem Volksbewußtsein nicht entspreche. Der Kölner Juristentag kam denn auch zu dem kulturgeschichtlich merkwürdigen Beschluß: „Besondre strafgesetzliche Bestimmungen gegen Trunksucht und Trunkenheit sind nicht geboten."

Es zeigt sich hier wieder einmal in der verblüffendsten Weise, wie wenig Fühlung unsre juristisch gebildeten Beamten in der großen Mehrzahl mit dem Volke haben, wie wenig sie sich darüber klar sind, was unserm Volke nach seiner Anlage und seinem Charakter frommt. Hätten sich die Herren in ihrem Leben auch nur einmal acht Tage auf einem westpreußischen Dorfe oder überhaupt in einem Dorfe aufgehalten, so würden sie wissen, daß zwei Gewohnheitssäufer, besonders wenn ein jüdischer Krugwirt dahinter steckt, vollständig ausreichen, um ein ganzes fleißiges, sparsames und glückliches Dorf in eine verpestete Brutstätte fauler, sittenloser, verlumpter Bewohner zu verwandeln. Das Familienleben gerät aus Rand und Band, die Kinder verwahrlosen aufs entsetzlichste, Unzucht, Diebstahl, Mord und Todschlag ziehen ein, sobald die Nüchternheit dahingeht und die Branntweinpest um sich greift. Und das alles muß man ruhig geschehen lassen, weil man nicht das Recht hat,

gegen Trunkenbolde mit Strafgewalt vorzugehen und den verderblichen Einfluß des Alkoholismus, der für unser Volksleben viel gefährlicher ist als die gesamte vielgefürchtete Sozialdemokratie, von den Gemeinden fernzuhalten. Eine der ersten Aufgaben des Staates ist es, die Familie zu schützen, denn auf ihr beruht im Grunde doch seine Kraft, Sicherheit und Zukunft. Der größte Feind der Familie aber ist neben der Prostitution die Trunksucht. Sie wirkt auf den körperlichen und geistigen Zustand des Volkes und auf die Gesundheit der Nachkommenschaft ebenso vergiftend wie die Syphilis und muß daher auch vom Staate mit denselben Gewaltmaßregeln unterdrückt werden.

Es ist wirklich rührend, mit welcher Menschenliebe und Selbstverleugnung sich der Kölner Juristentag bei dieser Frage des armen kleinen Mannes angenommen hat: ein Trunksuchtsgesetz sei ungerecht, denn es würde immer nur den Armen und nicht den Reichen treffen. Hierbei vergißt man erstens, daß es ein Unterschied ist, ob jemand Gelegenheitstrinker oder Gewohnheitssäufer ist; zweitens, daß der Staat in der That besser für den kleinen Mann, für seine Gesundheit, seine Familie, seine Kinder und seine Zufriedenheit sorgt, wenn er ihn von der Trunksucht mit allen Mitteln, und sei es durch Strafgewalt, fernhält, als wenn ers ihm überläßt, unbehindert eine liederliche Saufwirtschaft anzufangen; drittens, daß bei einem reichen Trunkenbolde die Gefahr der Verarmung und Verlumpung nicht so nahe liegt; viertens, daß Strafgesetze nicht nur Übertretungen sühnen, sondern auch von Übertretungen abschrecken sollen, und daß der unangenehme Gedanke, durch Trunkenheit vor den Strafrichter zu kommen, besonders die schwachen und dem Dämon um so leichter verfallenden Personen auf dem Pfade der Mäßigkeit halten wird. Zum mindesten mußte offen und klar ausgesprochen werden, daß kein Mensch in einem geordneten Staatswesen das Recht habe, sich mit Wissen und Willen unzurechnungsfähig zu machen. Auch der juristische Grundsatz: Jeder hat das Recht, alles das zu thun, wodurch er keinen verletzt oder schädigt, spricht nicht gegen, sondern für das Trunksuchtsgesetz, denn der Trunkenbold schadet der Familie, der Gemeinde und dem Staate und müßte mindestens wie der Verschwender unter Kuratel gestellt werden.

Heutzutage, wo der wohlthätige Einfluß religiöser Vorschriften in schreckenerregender Weise dahinschwindet und eine heillose Verwirrung aller sittlichen Begriffe immermehr um sich greift, thut es wahrhaftig not, dem haltlosen Menschen durch bürgerliche Gesetze einzuschärfen, daß es nicht nur unsittlich, sondern für die Wohlfahrt des Ganzen gefährlich sei, sich zu betrinken, und daß im Staate Gewohnheitssäufer ebenso wenig zu dulden seien wie Glücksspieler, Arbeitsscheue, Volksaufwiegler, Mädchenschänder u. s. w. Der Kölner Juristentag ist bei der Beratung über diese volkswirtschaftlich und kulturgeschichtlich außerordentlich ernsthafte Frage von dem feuchtfröhlichen Trinkerstandpunkt ausgegangen und zum Teil witzelnd und tändelnd darüber hinweggeschritten, ohne auch nur zu ahnen, welch ein entsetzliches Elend, welche geistige Verrohung und sittliche Verwahrlosung den Hintergrund dieser Frage bilden.

Geschichte und Kulturgeschichte. Jeder Zweig der Wissenschaft bedarf nach Verlauf gewisser Zeiträume eingehender Prüfung seines Zieles und seiner Methode, wenn die Forschung nicht auf Abwege geraten soll. Ganz besonders notwendig wird diese Besinnung für wissenschaftliche Gebiete, die ihrem Wesen nach nicht durch scharfe Grenzen von andern Forschungsgebieten getrennt werden können.

Ausdehnung und Weg der Forschungen auf dem weiten Arbeitsfelde der Geschichte sind in letzter Zeit wiederholt zum Gegenstande sorgfältiger Untersuchungen gemacht worden. Neben den eingehenden Erörterungen Bernheims und den geistreichen Ausführungen, die O. Lorenz in dem zweiten Teile seines epochemachenden Werkes „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben" giebt, verdient besondre Beachtung Dietrich Schäfers am 25. Oktober 1888 in Tübingen gehaltene akademische Antrittsrede „Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte," worin er nachgewiesen hat, daß das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichtschreibung in der Betrachtung staatlicher Entwicklung zu suchen sei, und daß, wie er in einem historiographischen Überblick zeigt, die Geschichtsforschung immer und überall „auf dem Boden einer ausgebildeten Nationalität und eines bestimmt ausgeprägten staatlichen Bewußtseins" ansetze, ja daß insbesondre in Deutschland die Geschichtschreibung so sehr von dem Gange unsrer Geschichte selbst beeinflußt worden sei, daß sie ihren Wandlungen getreulich gefolgt sei und sich mit ihnen emporgehoben habe zu wichtiger, ja beherrschender Stellung im geistigen Leben unsers Volkes oder hinabgesunken sei zu bedeutungsloser Scheinexistenz. Wie jahrtausende lang der Staat der alles übrige beherrschende Gegenstand geschichtlicher Forschung gewesen sei, so werde auch fernerhin die Aufgabe des Historikers darin bestehen, den Staat zum Verständnis zu bringen. Damit solle natürlich nicht gesagt werden, daß der Historiker nur das Reinpolitische im Auge zu behalten habe. „Er soll keine Seite menschlicher Kultur übersehen; er würde seines Amtes schlecht walten, wenn er dieser vielseitigen und früchtereichen Thätigkeit (die die Forscher auf dem Gebiete der Kirchen-, Rechts-, Sprach-, Litteratur- und Kunstgeschichte, der Philosophie u. s. w. entwickeln) teilnahmlos gegenüberstehen wollte."

Es ist selbstverständlich, daß kein Historiker unsrer Tage gegen diese Forderung etwas einzuwenden hat. Das Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitung drückte dies auch aus, indem es diese Forderung „ein von keinem Verständigen bezweifeltes Ziel" nannte. Der Wert der Rede liegt vor allem darin: erstens, daß die Grenzen des Arbeitsgebiets der Geschichte hier in klarer und überzeugender Weise zum erstenmal in knappster Form und gedrängtester Kürze gezogen, und zweitens, daß gewisse Auswüchse beschnitten werden.

Schäfer hatte sich besonders gegen die unter dem schwer definirbaren Begriff „Kulturgeschichte" gehenden Bestrebungen erklärt, die der Geschichtschreibung neue Aufgaben stellen zu müssen glauben, indem sie von ihr „Kenntnis der Gebräuche und Bedürfnisse des tagtäglichen Lebens" fordern. Dieser Art der „Kulturgeschichte" hatte Schäfer die Berechtigung abgesprochen, soweit sie in die Geschichtschreibung eingedrungen sei; denn sie bedeute eine Verrückung ihres Zieles und trage zur Verflachung bei. Wie schon aus den oben angeführten Worten erhellt, hatte Schäfer natürlich die Forschung, die „der Entwicklung menschlicher Gesittung und Bildung zu folgen sucht," sofern sie ihren Blick auf das Verhältnis des Menschen zum Staat gerichtet hält, nicht bekämpfen wollen, ja er hatte klar und bestimmt erklärt, „daß ein Gegensatz, wie man ihn zwischen Geschichte und Kulturgeschichte zu finden versucht, in Wirklichkeit nicht bestehe."

Trotzdem hat man ihn auf der Seite, die die „Kulturgeschichte" als eigentliches Arbeitsgebiet der Geschichtsforschung hinstellen möchte, mißverstehen wollen. E. Gothein hat sich zum Wortführer der „Kulturhistoriker" gemacht; G. Schmoller und L. Geiger haben ihm sekundirt und sich dabei zu Angriffen fortreißen lassen, die Schäfer zu einer Erwiderung veranlaßt haben.

Man kann Gothein dankbar sein, daß er somit Schäfer Gelegenheit gegeben

hat, eingehender, als es in dem engen Rahmen einer Antrittsrede geschehen konnte, seinen Standpunkt, der der aller Historiker sein dürfte, zu kennzeichnen in der kürzlich veröffentlichten Schrift „Geschichte und Kulturgeschichte".*)

Schäfer weist zunächst die Auslegung, die seine Rede durch Gothein erfahren hat, durch einfache Gegenüberstellung seiner Urteile und der Angaben Gotheins zurück. Das Ganze ist eigentlich ein Streit um Worte. Man könnte sagen, was Schäfer Geschichte nennt, will Gothein Kulturgeschichte nennen. Thatsächlich hat Schäfer in seiner Rede nirgends die einseitig politische Geschichte betont, hat der Geschichtschreibung vielmehr dieselben Aufgaben gestellt, die Gothein nun eben der Kulturgeschichte zuweisen möchte. Allerdings soll der Staat als das Gebiet menschlicher Bethätigung, das alle übrigen Zweige menschlicher Thätigkeit nicht nur umschließt, sondern erst ermöglicht, das Leitmotiv für die Geschichtschreibung sein; wie aber der Staat die Blüte der gesamten Kulturentwicklung eines Volkes ist, so muß auch die Geschichtschreibung die verschiedensten Seiten der Kulturarbeit, soweit sie auf die Entwicklung des Staates bestimmenden Einfluß ausüben, berücksichtigen, wie es ja, um nur zwei Namen zu nennen, Ranke und Treitschke in glänzender Weise gethan haben.

Ein wirklicher Gegensatz aber besteht zwischen Schäfer und Gothein hinsichtlich der Methode der Forschung. Gothein verlangt, daß der Historiker auf allen Gebieten menschlicher Kulturarbeit eigne Forschungen anstelle, um nicht abgeleitete Quellen, d. h. hier die Ergebnisse der Forschungen der in Frage kommenden Einzelfächer benutzen zu müssen. Schäfer hält hingegen eine Teilung der Arbeit für notwendig, da eine Bewältigung der von Gothein geforderten Arbeiten die Kräfte eines Menschen übersteige, fordert aber, daß der Historiker „Vorarbeiten zu benutzen verstehe und ihre wissenschaftliche Verwendbarkeit oder ihre Unbrauchbarkeit sicher zu erkennen vermöge." „Unbedingtes Erfordernis ist, daß er in allem, was äußere und innere Politik des Staates betrifft, völlig kompetent sei. Verfügt er darüber hinaus noch über ein selbständiges Urteil auf den zunächst verwandten Gebieten der Kirchen-, der Rechts-, der Wirtschaftsgeschichte, besitzt er litterarische Belesenheit und ein entwickeltes ästhetisches und sprachliches Gefühl, vermag er auf all diesen oder gar noch auf mehr Gebieten als unabhängiger Forscher einzugreifen, auf die letzten Quellen zurückzugehen, so erhebt er sich wesentlich über den Durchschnitt der Fachgenossen, so sind Leistungen ersten Ranges, echt historische Arbeiten von ihm zu erwarten."

Während diese Erörterungen wesentlich der Abwehr dienen, so tritt nun Schäfer weiter auch der Frage näher, ob der Staat wirklich im Vordergrunde menschlicher Kultur stehe, einer Frage, die Gothein verneint hatte. Dies ist der interessanteste Teil der Arbeit. Schäfer stellt als Ergebnis seiner langjährigen Forschungen auf dem Gebiete der Hansegeschichte, die doch Gothein so recht als Kulturgeschichte bezeichnen müßte, den Satz auf, „daß die Entfaltung staatlicher Macht die Grundbedingung jeder höhern Kultur ist." Andre Kulturgebiete können zeitweilig im Vordergrunde stehen, auf die Entwicklung der Menschheit gestaltend einwirken können sie aber nur, wenn sie auf den Staat, „die vornehmste Gliederungsform, die menschliches Dasein überhaupt kennt," Einfluß gewinnen. Indem Schäfer Gotheins Einwürfen folgt, beweist er den Satz in einem vortrefflichen Überblick über die Entwicklung der europäischen Kulturvölker von dem Eindringen

*) Geschichte und Kulturgeschichte. Eine Erwiderung von Dietrich Schäfer. Jena, Gustav Fischer, 1891.

des Christentums und des Germanentums in den Kreis der Kulturländer an. Was Schäfer in diesem Überblick sagt, ist so klar, zwingend, unanfechtbar, daß jeder Satz eine Widerlegung der Ansichten Gotheins bildet.

In einem weitern Abschnitt zeigt Schäfer nochmals, daß die Geschichtschreibung von jeher dem politischen Leben gefolgt ist und sich den Staat zum Hauptgegenstande der Forschung gesetzt hat. Gothein hatte auch dies bestritten und hatte bezeichnenderweise die zeitgenössische Berichterstattung einfach ausgeschlossen. Schäfer sucht also Gothein auch in diesem Punkte eines bessern zu belehren. Trat in dem vorigen Abschnitt eine klare, echt wissenschaftliche Charakteristik Urteilen gegenüber, die Kompendien entlehnt waren, so widerlegt hier Schäfer die schiefen Behauptungen, in denen Gothein feststehende Thatsachen seiner Theorie zuliebe (Otto von Freising, Sleidan, Schiller, J. Möser) vergewaltigt.

In dem letzten Abschnitt sucht Schäfer den Begriff „Kulturgeschichte“ zu definiren. Wie er schon in seiner Rede betont, ist die „Geschichte, richtig aufgefaßt, Kulturgeschichte, und Kulturgeschichte, wenn sie anders überhaupt noch Geschichte ist, theoretisch betrachtet — die Praxis giebt zahlreichen Übungen Raum — nichts andres als die richtig aufgefaßte Geschichte.“ Gothein hatte Kulturgeschichte als „Ideengeschichte“ bezeichnet und die analytische Methode verlangt. Schäfer betont dem gegenüber, daß der Historiker selbstverständlich die Entwicklung und Wirkung der in der Geschichte sich bethätigenden Ideen zu verfolgen habe, daß aber nur Ideen aneinanderzureihen nicht weniger philosophische als historische Arbeit, daß eine solche Geschichte der Ideen die einzig mögliche Philosophie der Geschichte sein würde.

Schäfers „Geschichte und Kulturgeschichte“ ist ein Zeugnis für den Ernst, mit dem unsre Geschichtsforscher ihres Amtes walten, für den Mut und die Wahrheitsliebe, mit denen sie unklaren Behauptungen und Einflüssen, die die Wissenschaft schädigen, entgegentreten. Jeder, der es ernst mit seiner Wissenschaft nimmt, wird dem Verfasser danken für die klaren, alles Schiefe und Halbe zurückweisenden Ausführungen.

Die Broschüre enthält aber auch Sätze, die von einem durch und durch gebildeten Geist ausgehend die Beachtung jedes Gebildeten gerade in unsern Tagen verdienen. So neben den das National- und Staatsgefühl betreffenden Worten S. 68 f. den Satz (S. 33): „Darüber kann ja ein Streit nicht sein, daß die Renaissance Früchte gezeitigt hat, die für alle Zeiten ein Gemeingut menschlicher Kultur sein werden — obgleich, wie mir scheint, unsre Zeit Anlaß hätte, sich vor einer Überschätzung zu hüten.“ Ebenso S. 64 f.: „Seit dem Erscheinen von Burkhardts »Kultur der Renaissance« ist es fast zum Glaubensbekenntnis geworden, daß der moderne Mensch aus der Renaissance geboren sei. Nun ich gehöre nicht zu diesem Bekennerkreise. Ich bin der Überzeugung — soweit ich die historischen Thatsachen überblicke, erscheint mir keine andre möglich —, daß die Reformation weit mehr, unendlich viel mehr für die »moderne Kultur« geleistet hat als die Renaissance. Ich kann es allenfalls zugeben, daß »die Triebkraft dieser Kultur im Gegensatze zur mittelalterlichen der Individualismus« ist — obgleich es zweifellos sehr viel Individualität gab längst vor der Renaissance —, aber mir erscheint als der entscheidende Schritt die Befreiung des Individuums aus dem Bann der Kirche, die Befreiung des Individuums und zugleich des Staates, und die ist eine That der Reformation, für die hatte die Renaissance kaum ein Verständnis.“

Zum Berliner Kaiserdenkmal. Das ist nun der zweite Versuch, dem königlichen Begründer des Reiches in der Stadt, die er zur Reichshauptstadt gemacht

hat, ein Denkmal zu schaffen. Das Ergebnis ist kaum erfreulicher, als beim ersten. Unter den vier neuen Entwürfen spricht nur einer einigermaßen zum Herzen: Schillings Entwurf, wie schon bei der ersten Konkurrenz Schillings Kaisergestalt fast die einzige menschlich berührende war. Der Künstler hat wohl daran gethan, sie im wesentlichen festzuhalten. Im schlichten Mantel, mit dem buschlosen Lederhelm, leise geneigten Hauptes, die Hände über einander gelegt, bescheiden und demütig seinen unvergleichlichen Erfolgen nachsinnend, so sitzt der Kaiser auf seinem Hengst. An dem Pferdekörper mag im einzelnen auch diesmal allerlei zu tadeln sein: die ganze Reitergestalt ist ein Wurf, kein großer vielleicht, doch sicherlich ein edler, des Meisters und des Gegenstandes würdig. Schilling ist auch der einzige diesmal, der ohne Architektur ausgekommen ist, was bei dem wie es scheint endgiltig festgestellten Standort des Denkmals zwischen Schloßkuppel und Spree unbedingt gutzuheißen ist.

Leider ist von den übrigen Teilen des Schillingischen Entwurfes nicht viel gutes zu sagen. Der Sockel, diesmal beträchtlich höher, wird an den vier Seiten durch vier Gestalten geschmückt, zwei schwebende Frauen und zwei kräftig schreitende Männer. Anmutig ist die Viktoria auf der Vorderseite, mit froher, zierlicher Geberde hält sie vor sich die Kaiserkrone — vielleicht liegt es am Beschauer, wenn er dabei an einen Napfkuchen denkt. Auch die andre schwebende ist nicht reizlos; aber das große Füllhorn, das sie vor sich her trägt, ist doch wohl unhaltbar. Links der Krieger, rechts der Matrose, die Gestalten stammen vom Niederwald, dort bedeuten sie aber etwas andres. Die Brüstung der Terrasse, auf der das Denkmal in die Spree hineinragt, krönen zwei unsäglich nichtssagende Frauen, symmetrisch gelagert, Lorbeerkranz und Palmzweig in den Händen, und zwei höchst gutmütige Löwen.

Ohne Löwen scheinen sich auch die andern Künstler den Kaiser Wilhelm nicht vorstellen zu können, bei Begas sind sie sogar die Hauptsache. Enger an Schilling lehnen sich Hilgers und Nikolaus Geiger an. Hilgers hat jedoch ein altbewährtes Renaissanceroß gewählt, Geiger einen starknochigen Karrengaul, mit seltsam verkümmertem Schwanze. Hilgers hat den Charakter des Kaisers mehr ins rein soldatische getrieben; zu dem schlichten Mantel hat er Helmbusch und Marschallsstab gefügt, die straffe, fast steife Haltung scheint mehr auf den König als auf den Kaiser Wilhelm zu deuten. Geiger bietet uns dagegen einen müden, fast stumpfen Greis. Die Architektur scheint bei beiden dazu bestimmt, den Kaiser unsern Blicken, zum Beispiel von der Schloßbrücke aus, möglichst zu entziehen. Hilgers war besonders übel beraten, als er seine zehn „Schlachtjungfrauen“ aufmarschiren ließ, jede eine Tafel mit dem Namen einer Schlacht vor sich haltend. Geiger hat seine Säulenhalle von Bruno Schmitz entwerfen und zeichnen lassen, und es ist, wie man sich denken kann, ein prächtiges Bild geworden, wenn nur die Gestalt des Kaisers selber nicht so gar trostlos wäre.

Nun zu Begassens Löwen! Über je einem Aufbau von Fahnen, Waffen und Kanonen an den vier Ecken des Sockels, doch etwas vorgeschoben, kauern sie, brüllen sie, jeder vom andern verschieden, doch alle gleich furchtbar, an sich großartig gedacht und gestaltet, aber mehr für Dschingis-Khan oder den großen Napoleon passend, als für Kaiser Wilhelm, und schwerlich den Wünschen des deutschen Volkes entsprechend. Auf den vordern Stufen des Sockels lagert die nackte Gestalt eines starken Mannes mit Helm und Schild und kurzem Schwert, das Kinn ist auf die Brust gesunken, er scheint zu schlafen; auf den hinteren eine erstaunlich lange Klio. Rechts und links fahren aus dem Sockel heraus, auf antiken Viergespannen, der

Kronprinz und Friedrich Karl. Kerzengerade stehen sie in dem Wagen, hinter ihnen quillt es vielköpfig nach, voran in ganzer Gestalt sichtbar hier Moltke und Bismarck, dort Blumenthal und Mantenffel. An den vier Kanten des Sockels tänzeln, kleiner als die Klio und größer als die Helden auf und neben den Viergespannen, vier langbeinige Viktorien mit Kränzen, zwei von ihnen je mit einem Kranze, für die Prinzen scheint es, die andern beiden mit mehreren. Alle Bedenken gegen dies überkühne Ineinander von Statue und Relief, gegen die jetzt allgemein verworfene, hier gar ins märchenhafte getriebene Verschiedenheit des Maßstabes halten wir zurück; denn man wird nach dem Kaiser fragen. Die Antwort auf die Frage ist nicht leicht. Zunächst sieht man wieder eine langbeinige Viktoria, diesmal im großen Theaterschritt, die Spitze des einen Fußes nachschleifend; in der Linken trägt sie einen Palmzweig, die Rechte zügelt ein wild bäumendes Roß. Das Haupt hat sie jubelnd in den Nacken geworfen, was von hinten recht gut aussieht, vorn aber zu einer häßlichen, bei der Langbeinigkeit doppelt häßlichen Verkürzung führt. Aber wo bleibt der Kaiser? Ich wünschte, man erließe mir die Antwort. Da, zwischen dem Pferdekopf und der Viktoria, das ist er, das soll er sein, niemand wird es glauben, nicht ein Zug, nicht ein Schatten von ihm ist es. Unköniglich, unmännlich, unthätig, hilflos hängt da eine Gestalt im Sattel, eine — ungewollt natürlich — eine plastische Majestätsbeleidigung.

Was ist also das Ergebnis? Trauer und Schweigen und Geduld: vielleicht errichten unsre Enkel dereinst dem ersten Hohenzollernkaiser in Berlin ein würdiges Denkmal.

Homunculus und Herr Nemo. Dieses philosophische Märchen in Heft 36 und 37 hat so manchem unsrer Leser Kopfzerbrechen verursacht. Einer davon schreibt uns: „Die Sache hat einen Haken. Vom Homunculus als einer Vorstufe zu Nemo können wir ganz absehen; was ist nun das Eigentümliche an letzterm? Ich glaube, nichts weiter als die besondre Art der Einkleidung. Denn es ist klar, daß es dem Herrn Verfasser ganz ebenso leicht gewesen wäre, statt des organischen Gebildes einen über unsern jetzigen Begriff hinaus sinnreichen Mechanismus »aus Hebeln und Schrauben« und dergleichen herstellen zu lassen, der die Einwirkungen, die ihm von außen in wohlberechneter Weise zugeführt werden, in menschliche Sprache umbildet. Denn so ist es doch: nach einem wohlerwognen Plane werden diesem Mechanismus Einwirkungen beigebracht, die mit Notwendigkeit bestimmte, also auch vorauszuberechnende Folgen haben, also ein Automat!“ Worauf dann auseinandergesetzt wird, daß für die Erkenntnis von Raum, Zeit und Materie mit dieser Geschichte nichts gewonnen sei.

Natürlich ist Nemo ein Automat, der nicht mehr Bewußtsein hat, als der berüchtigte King Fu. Aber Homunculus ist nicht die Vorstufe zu ihm, sondern wenn er möglich und wirklich wäre, so würde er die Krone aller faustischen Schöpfungen sein; denn ein Gebilde, das nicht bloß wie ein Mensch aussieht, sondern auch ißt, trinkt, raucht und spricht wie ein Mensch, mit jeder beliebigen Person frei und ungezwungen über jeden beliebigen Gegenstand spricht, das ist ein wirklicher, lebendiger, bewußter und fühlender Mensch. Was nun den Sinn des Märchens anlangt, so erlauben wir uns darüber folgende Mutmaßung. Der Verfasser ist ein Schalk, und sein Märchen ist gar kein Märchen, sondern eine wahre Geschichte, die aber nicht Anno 2091, sondern 1891 gespielt und deren Schluß er unterschlagen hat. Dieser Schluß lautet wie folgt:

Da brach Wirklich in ein schallendes Gelächter aus, dem ein etwas weniger

unhöflich klingender gedämpfter Heiterkeitsausbruch von oben antwortete. Dr. Sinner wurde ersucht, sich noch einmal hinaufzubemühen, und nachdem er Platz genommen hatte, hielt ihm Dr. Faust folgende kleine Standrede:

Werden Sie uns jemals im Leben verzeihen, verehrter Herr Doktor, wenn ich Ihnen bekenne, daß wir, Wirklich und ich, uns einen Scherz mit Ihnen erlaubt haben? Gewiß werden Sie es, haben wir uns doch nur im Vertrauen auf Ihre bekannte Herzensgüte und Ihren über persönliche Empfindlichkeit erhabnen Gelehrtensinn in das Wagnis eingelassen. Wir wollten durch ein drastisches Experiment beweisen, daß heutzutage die Philosophie ohne Naturwissenschaft nicht mehr erfolgreich betrieben werden kann, und daß selbst ein so scharfsinniger Philosoph wie Sie, wenn er es verschmäht, sich mit den Anfangsgründen der Naturwissenschaften bekannt zu machen und ihren Fortschritt zu verfolgen, dem gröbsten Schwindel zum Opfer fallen und an seinem eignen Standpunkt irre gemacht werden kann.

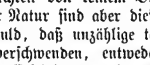
Ginge Ihnen, lieber Doktor, nicht jede Einsicht in die Natur der organischen Vorgänge ab, so würden Sie sich nicht haben bei Lutter uzen lassen. Sie würden dann wissen, daß es unserm Häckel noch nicht einmal gelungen ist, eines jener Schleimklümpchen anzufertigen, denen Huxley ihm zu Ehren den zoologischen Namen Bathybius Haeckelii beigelegt hat, obwohl beide große Gelehrte noch daran zweifeln, ob man diesen Wesen überhaupt den Rang von Organismen zugestehen dürfe. Sie würden dann wissen, daß es zweierlei ist, einige organische Kohlenstoffverbindungen künstlich herzustellen, was die Chemiker allerdings zustande gebracht haben, und ein organisches Gebilde, eine Zelle oder Zellengruppe zu schaffen. Sie würden laut aufgelacht haben bei der Geschichte von den künstlichen Eiern, und Sie würden bemerkt haben, mit wie krampfhaften Anstrengungen Dr. Wirtlich das Lachen unterdrücken mußte, als er Ihnen aufband, ich hätte künstliches Blut und künstliche Nervenmasse fabrizirt, und daß fertiges Blut in fertige Adern wie Bier in Flaschen gefüllt werden könne, denn Sie würden wissen, daß organische Gebilde ohne die Organismen, in denen sie entstehen, gar nicht denkbar sind, und daß nicht der organische Teil, sondern der Organismus das erste ist. Sie würden sofort bemerkt haben, daß Homunculus, nebenbei bemerkt, ein Neffe von mir, der Müller heißt, ein ganz wirklicher Mensch ist, den wir ins Geheimnis gezogen haben, und daß die Bluteinfüllung und die Heilung der Wunde am Halse nur Hokuspokus war. Daß dieses Gehirn hier ein gewöhnliches anatomisches Präparat und ganz unschuldig an den Worten ist, die Ihnen ein hinter jenem Vorhang versteckter Phonograph vorgeleiert hat, brauche ich Ihnen jetzt wohl kaum noch zu sagen.

Und nicht allein haben Sie sich einen Bären nach dem andern aufbinden lassen, Sie haben dann auch noch die Offenbarung, die Sie empfangen zu haben glaubten, dazu benützt, sich selber ganz gemütlich ad absurdum zu führen. Sie haben ganz richtig bemerkt, daß es mit der Materie, mit Raum und Zeit nichts sei, wenn sich dieses Ding auf dem Teller da einbilden könne, in einem menschlichen Kopfe zu stecken, Augen und Ohren, Arme und Beine zu haben, Berge zu besteigen, die nicht da sind, und in nicht vorhandnen Restaurationen nicht vorhandne Speisen zu genießen. Sie hatten, wenn Sie an den Homunculus glaubten, vollkommen Recht mit Ihrer Besorgnis, Sie könnten am Ende selbst mein Geschöpf und im Augenblick erst entstanden sein. Aber Sie sind zu schüchtern, wenn Sie fragen: Sollte es nicht einen Standpunkt geben, von dem wir selbst und unsre Welt ebenso nichtig aussehen, wie Herr Nemo und seine Welt? Gewiß ist dieser Stand-

punkt vorhanden, und es war bis zu Ihrer Entzauberung der ihrige! Sie konnten nicht bloß, Sie mußten die ganze Welt und sich für einen Humbug, für einen schlechten Scherz ansehen, und nachdem Sie sich einen Augenblick für ein Geschöpf von mir gehalten hatten, mußten Sie dann mich, Wirklich, Müller, Ihre ganze Umgebung, Ihren eignen Leib für eine leere Einbildung ansehen und da ein Wesen, das nur noch mit lauter Unwirklichkeiten zu thun zu haben glaubt, in die wirkliche Welt nicht mehr paßt, sich zur Aufnahme ins Irrenhaus melden.

Indem Sie es versäumten, sich aus zuverlässigen Quellen über den Fortgang der naturwissenschaftlichen Forschung zu unterrichten und Ihre Belehrung aus populären Werken dritter Hand schöpften, haben Sie nicht bemerkt, daß der Materialismus von der Naturwissenschaft selbst längst überwunden und aufgegeben ist und nur noch in Büchern und Zeitschriften untergeordneten Ranges spukt. Kein Naturforscher denkt mehr daran, die Seele leugnen oder ihre Lebensäußerungen für das Erzeugnis eines körperlichen Mechanismus erklären zu wollen. Möge nun auch jene sogenannte idealistische Schule vollends aussterben, die sich einbildet, die Körperwelt aus dem Ich herausspinnen zu können oder herausgesponnen zu haben! Es lohnt kaum, diese beiden Auswüchse, wo sie etwa noch vorkommen, mit wissenschaftlicher Beweisführung zu bekämpfen; die alten volkstümlichen Hausmittel genügen. Nennen Sie einen Materialisten vor einer großen Gesellschaft einen Schurken, so werden Sie ihn durch den Zorn, in den Sie ihn versetzen, am besten überzeugen, daß etwas in ihm steckt, was sich durch keine Gruppirung seiner Gehirnatome erklären läßt. Und erwidert er die Beschimpfung mit einer Ohrfeige, so werden Sie sich in diesem fatalen Augenblick seine und Ihre Körperlichkeit, Zeitlichkeit und Räumlichkeit von keinem Bruder in Kant und Fichte abstreiten lassen. Ganz harmloser Natur sind aber diese Verirrungen schon deswegen nicht, weil sie daran schuld schuld, daß unzählige talentvolle Männer ihre Kräfte an die unlösbaren Aufgaben verschwenden, entweder das Seelenleben aus dem leiblichen Organismus oder die Erscheinungen der Körperwelt aus dem geistigen Bewußtsein abzuleiten. Wissenschaft ist diese Sisyphusarbeit nicht. Die Wissenschaft hat beide Gebiete als gegeben anzuerkennen, die Gesetze zu erforschen, nach denen sich der Inhalt eines jeden verändert, und nach denen das eine auf das andre einwirkt.

So der Geheimrat. Dr. Sinner aber versprach, sich zu bessern und sich sofort auf das Studium der Naturwissenschaften zu werfen.



Litteratur

Arbeit und Boden. Grundlinien einer Ponophysiokratie von Otto Effertz. Zweite, vermehrte Auflage. Band I, allgemeiner Teil, Band II, Analyse der bürgerlichen Gesellschaft. Berlin, Puttkamer und Mühlbrecht, 1891

Der dritte Band dieses lustigsten aller Lehrbücher der Volkswirtschaft wird die „Analyse der sozialistischen Gesellschaft" enthalten. In einem Vorwort wäscht der Verfasser mit dem ihm eignen guten Humor den Kritikern der ersten Auflage den Kopf, zu denen wir ebenfalls gehören (Grenzboten 1890, 1. Vierteljahr, S. 243).

Gegen alle insgesamt erhebt er den Vorwurf, daß kein einziger den „Nerv des Buches“ erfaßt habe. Dieser Nerv sei das Gesetz, „daß sich das Arbeitseinkommen zum Bodeneinkommen verhält wie das Kulturmitteleinkommen zum Nahrungsmitteleinkommen, wie die Beherrschungskämpfe zu den Vernichtungskämpfen.“ Daß dieses der „Nerv“ des Buches sei, hatten wir allerdings nicht gemerkt, aber verstanden haben wir es schon, ja wir glauben es unabhängig von Effertz gewußt und auch in den Grenzboten schon manchmal gesagt zu haben, wenn auch nicht in dieser Form. Wir gestehen gern, daß uns die Sache durch die scharfsinnigen Untersuchungen des Verfassers noch klarer geworden ist, und werden, wenn wir von dem, was wir ihm verdanken, bei spätern Darstellungen Gebrauch machen sollten, nicht verfehlen, ihn zu nennen. Für heute aber wollen wir nur zwei Dinge herausgreifen, die nicht nationalökonomischer Natur sind. Einmal empfehlen wir den Gymnasiasten durch Vermittlung ihrer grenzbotenlesenden Väter Herrn Effertz als ein Vorbild verständiger und fruchtreicher Klassikerlektüre. Schon als Schüler hat er in seinem Horaz die fruchtbarsten volkswirtschaftlichen Grundwahrheiten gefunden, z. B. daß jeder Genießende den Schweiß und den Boden seiner Mitmenschen verzehre. Ob es den Herren Direktoren besonders angenehm wäre, wenn sich ihre Sekundaner und Primaner sämtlich zu solchem denkenden Lesen bekehrten, ist allerdings die Frage. Nicht ohne ein gelindes Entsetzen würden sie bei Effertz erfahren, welche Umsturzgedanken sich sogar aus dem guten Vater Homer herauslesen lassen. Die Streikrede des Achilleus (Ilias I, 149) wird da folgendermaßen umschrieben: „Wenn wir auszogen zu Kampf und Beute, da hieltst du, Agamemnon, dich immer hübsch zurück, während meine Hände den größten Teil der thränenreichen Arbeit verrichteten. Wenn es aber zur Verteilung der Beute kam, da nahmst du dir immer den größten Gewinn, ich aber ging, vom Kampfe ermattet, mit einem kleinen, aber teuern Lohn in mein Zelt. Jetzt aber werde ich streiken, und dann möchte ich sehen, wo du deine Produkte her rentirst, nachdem ich sie nicht mehr produzire.“ Zum andern empfehlen wir die hübsche Erklärung der Thatsache, daß die heutigen Sozialisten Darwinianer und Atheisten sind, allgemeiner Beachtung. In dieser Thatsache liegt nämlich ein Widerspruch. Der Darwinismus ist nämlich die Philosophie der Stärkern; demnach müßten alle Kapitalisten Darwinianer und alle Sozialisten Feinde dieser Lehre und zugleich gute Christen sein, da ja das Christentum die Religion der Armen und Schwachen ist, wie sich denn auch die Kommunisten früherer Zeiten gewöhnlich auf die Bibel berufen haben. Effertz erklärt die Erscheinung folgendermaßen. Der Atheismus wird von den Gelehrten ganz allgemein als die notwendige logische Folge des angeblich unwiderleglich bewiesenen Darwinismus dargestellt. Der Spießbürger heutiger Zeit, und der Sozialdemokrat ist vor allem Spießbürger, fürchtet nun nichts so sehr, als für unwissenschaftlich gehalten zu werden, darum ist er erklärter Atheist und nimmt den Darwinismus mit in Kauf, indem er vor den Schlußfolgerungen, die in sozialer Beziehung aus dieser Lehre gezogen werden müssen, die Augen verschließt. Dazu kommt, „daß es eine viel einfachere Sache ist, Gott und Kirche zu kritisiren, als die Wirtschaft. Zu letzterm gehört unendlich viel mehr Scharfsinn. Der geistlose Mensch, dessen wirtschaftliche Deduktionen den Stempel der Albernheit an sich tragen würden, kann immer noch mäßig geistreich Gott, Religion, Kirche und andre außerwirtschaftliche Dinge kritisiren. Es ist zum Teil die Armut von wirtschaftlichen Ideen, was die sozialistischen Schriftsteller immer wieder treibt,“ sich mit außerwirtschaftlichen Dingen zu beschäftigen. Die Kirche zur Zielscheibe zu erwählen, lag aber deswegen nahe, weil gewisse Leute unsern Herrgott nur noch

„als Vogelscheuche“ benützen, „um ihren Besitz vor der Plünderung durch die Besitzlosen zu schützen.“ Das hat natürlich bei den Armen Abneigung gegen die Religion erzeugt. Andre Vertreter der obern Stände hingegen haben den Atheismus im Volke geflissentlich groß gezogen. „Wir machen täglich die Erfahrung, daß Kritiker, die am außerwirtschaftlichen Leben kein gutes Haar lassen, in wirtschaftlicher Beziehung die zahmsten Lobredner des Bestehenden sind. Alle Dogmen werden kritisirt, vor den wirtschaftlichen Dogmen wird mit Ehrfurcht Halt gemacht. Alte überkommene Begriffe sollen sich vor der Vernunft legitimiren, der Begriff des Eigentums und seine Konsequenzen gelten als ratio scripta per se. Die größten außerwirtschaftlichen Revolutionäre sind wirtschaftlich die größten Reaktionäre. Diesen Leuten ist die Vorliebe der Sozialisten für den Atheismus sehr angenehm; sie suchen sie in jeder Weise zu fördern, sie dient gewissermaßen als Blitzableiter. Während Michel über die Thorheit des Gottesbegriffes nachdenkt, kann er nicht über Zins und Lohn nachdenken.“

Der Ruin des Mittelstandes. Von einem Mann aus dem Volke. Dresden, Glöß, 1891

Der „Mann aus dem Volke“ ist ein konservativer, aber nicht reaktionärer Handwerksmeister, ein guter Patriot und entschiedner Gegner der Sozialdemokratie. Sein Schriftchen hat in der Tagespresse vielfach Beachtung gefunden und verdient es auch. Er trifft zwar nicht überall den Kern der Sache, lenkt aber die Aufmerksamkeit auf einige Beschwerden des Kleingewerbes, von denen bisher in der Öffentlichkeit kaum die Rede war, wie die hohen Gerichtskosten und den übermäßigen Verdienst der Apotheken an den Krankenkassen und macht einige beherzigenswerte Vorschläge.

Eckius dedolatus. Herausgegeben von Siegfried Szamatólski. Mit einer phototypischen Nachbildung. (Heft 2 der von Max Hermann und Siegfried Szamatólski herausgegebnen Lateinischen Litteraturdenkmäler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts.) Berlin, Speyer und Peters, 1891

Ein Unternehmen, bei dem Bernays, Kluckhohn, Kawerau, Erich Schmidt, Zarncke und der päpstliche Bibliothekar P. Denifle friedlich zusammenwirken, ist gewiß eine Merkwürdigkeit ersten Ranges; wir trauten unsern Augen nicht, als wir das Verzeichnis der fünfundvierzig Mitarbeiter durchflogen. Geschichtsforschern, Litteraturfreunden und Bücherliebhabern werden diese „litterar-historisch eingeleiteten und kritisch bearbeiteten Ausgaben“ gleich willkommen sein, und an dem grausam gehobelten, geschundenen und operirten Dr. Eck werden sich außerdem noch die Verehrer der aristophanischen Muse erbauen. Das vorliegende Bändchen enthält außerdem die wahrscheinlich von Pirkheimer verfaßte Eckii dedolati ad caesaream majestatem magistralis oratio, die so selten geworden war, daß der Herausgeber nur noch ein einziges Exemplar aufzufinden vermochte. Unter den Werken, deren Bearbeitung in Aussicht genommen ist, befinden sich unter andern Campanellas Sonnenstadt, des Thomas Morus Utopia, die Dunkelmännerbriefe und einzelne Sachen von Melanchthon, Celtes, Erasmus und Murner.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Thronwechſel in Württemberg

Am 6. Oktober iſt König Karl I. von Württemberg, gerade 68½ Jahre alt, an einem langwierigen, aber erſt in letzter Zeit akut gewordnen Blaſenleiden in ſeinem Reſidenzſchloſſe zu Stuttgart verſchieden. Eine ſiebenundzwanzigjährige Periode württembergiſcher Geſchichte hat damit ihren Abſchluß erreicht.

König Karl I. wurde am 6. März 1823 in Stuttgart als der Sohn König Wilhelms und der Königin Pauline (einer Prinzeſſin von Württemberg) geboren. Die Geſchichtskundigen merkten an, daß ſeit hundertfünfundzwanzig Jahren zum erſtenmale wieder einem regierenden württembergiſchen Fürſten ein Sohn geſchenkt worden war. Der Prinz wuchs in der Mitte von drei, ſeit 1826 von vier Schweſtern heran, genoß mit ſechzehn ausgewählten Altersgenoſſen den Unterricht tüchtiger Stuttgarter Lehrer, beſuchte ſpäter die Hochſchulen in Tübingen und Berlin, wo er Rankes Schüler war, und lernte auf Reiſen einen Teil Europas, namentlich Norddeutſchland, England und Italien kennen. Am 13. Juli 1846 heiratete er dreiundzwanzigjährig die ein halbes Jahr ältere Tochter des Kaiſers Nikolaus von Rußland, die Großfürſtin Olga Nikolajewna, die Enkelin der Königin Luiſe; mit ihr verknüpfte ihn das Band einer aufrichtigen Liebe, das erſt der Tod zerreißen ſollte. Das Verhältnis zum Vater dagegen trübte ſich früh. König Wilhelm war eine ſtramme militäriſche Natur, und daß der Sohn wenig Gefallen am Kriegsweſen hatte, ſich weit eher für Kunſt und Wiſſenſchaft erwärmte, war dem Vater nicht nach ſeinem Sinne. Daß auch das häusliche Leben des Königspaares mit den Jahren zu wünſchen übrig ließ, erſchwerte die Stellung des Sohnes, da dieſer die Partei der Mutter ergriff, noch mehr. So ſtanden ſich Vater und Sohn ohne rechte Zuneigung gegenüber, und König Wilhelm

hielt den Thronfolger in einer Weise von sich und von den Geschäften fern, die im Lande lebhaft mißbilligt wurde. Die Stellung eines Kronprinzen ist stets dornenvoll; in diesem Fall war sie es doppelt. Dem Prinzen blieb nichts übrig, als sich mit seiner edeln Gemahlin der Beförderung wohlthätiger Anstalten zu widmen, was die Kraft eines Mannes von dreißig bis vierzig Jahren nicht genügend in Anspruch nahm.

Am 25. Juni 1864 starb König Wilhelm, und Karl I. bestieg den Thron in einer Zeit schwerer Entscheidungen. Vier Tage nach seinem Regierungsantritt erstürmten die Preußen die Insel Alsen, und die schleswig-holsteinische Frage brachte auch die deutsche Frage in Fluß. Es entsprach der Zunahme der liberalen Strömung im Volke, daß der König das reaktionäre Ministerium des Grafen Linden durch ein gemäßigt konservatives Kabinett unter dem Freiherrn v. Varnbüler ersetzte (1864 bis 1870) und noch im Dezember 1864 die bisherigen Beschränkungen der Vereins- und Preßthätigkeit aufhob. In demselben Jahr erfolgte die Emanzipation der Juden, mit denselben Folgen wie überall. Als der böhmische Krieg losbrach, stand der König im österreichischen Lager; und etwas andres war gar nicht zu erwarten. Er betrachtete selbst das preußische Vorgehen als Vergewaltigung Deutschlands, und wenn er auch anders geurteilt hätte, so würde er doch durch die Stimmung des Landes, die so preußenfeindlich als möglich war, mit fortgerissen worden sein, wie das Beispiel Badens deutlich zeigt. Nachdem aber die eisernen Würfel gefallen waren, entsagte der König Hoffnungen, die sich ohne eine allgemeine Katastrophe Deutschlands nicht hätten verwirklichen lassen, und gab seine Zustimmung, daß das Ministerium Varnbüler mit Preußen den geheimen Bundesvertrag abschloß und 1868 die allgemeine Wehrpflicht durchführte; die Folge der Neugründung des Zollvereins mit dem Zollparlament war die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts für die zweite württembergische Kammer. In politischer Hinsicht schwankte die Regierung zwischen dem positiven und dem negativen Pol hin und her; sie wollte weder dem Nordbund beitreten, was die 1866 begründete „deutsche Partei" verlangte, noch mit Preußen brechen, was der Wunsch der radikalen „Volkspartei" war, und so lehnte sie sich bald an die eine, bald an die andre Partei. Man wird ihr heute mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als damals in begreiflicher patriotischer Erregung geschah; Varnbüler hielt dafür, daß eine verfrühte Einigung wahrscheinlich mißglücken würde, war auch von seinen österreichischen Sympathien noch nicht ganz zurückgekommen, und Bismarck selbst sagte ihm in Nikolsburg: „Man muß keinen Funken eines Staatsmannes haben, wenn man nicht erkennt, daß wir jetzt von Berlin aus München und Stuttgart nicht verdauen können. Der Elefantenrüssel Baden hilft uns dazu nicht." Das Ereignis, das die deutsche Einheit auf einen Schlag reifen ließ, war der französische Angriff vom Jahre 1870; wenn der König nach dem Tagebuche des Kronprinzen Friedrich Wilhelm dessen Meldung

am 28. Juli „in steifer, dienstlicher Stellung" annahm, so war das vielleicht ein Rest von noch unüberwundenem Souveränitätsgefühl — was am Ende doch nur begreiflich wäre —, vielleicht auch eine Folge der unangenehmen Empfindung, daß die Verhältnisse den König zwangen, selbst daheim zu bleiben und auf die Führung seines Heeres in weltgeschichtlicher Stunde zu verzichten. Die Württemberger schlugen sich dann brav bei Wörth, noch braver, ja unübertrefflich bei Champigny; der König trat ohne allzu viele Vorbehalte dem deutschen Reiche bei und besuchte Ende Februar 1871 seine Soldaten vor Paris und auch das kaiserliche Hauptquartier. „Der König von Württemberg — meldet das Tagebuch vom 27. Februar — abends bei mir rauchend, überaus höflich mit allen, die ich ihm vorstelle."

Von da ab war die Haltung des Königs und Landes fest gegeben. Württemberg ist stets eine Stütze der Reichspolitik gewesen, und einmal hat seine Stellung eine nicht ungefährliche Lage verhütet: als 1882 das Tabaksmonopol von Bismarck vorgeschlagen wurde, drohte bei der ablehnenden Haltung Baierns und Sachsens ein Gegensatz Preußens gegen die sämtlichen Königreiche zu entstehen; Württemberg aber warf, dem Spruche seines Landtags gemäß, seine Stimme entschlossen für das Monopol in die Wagschale, sodaß nicht ein Königreich gegen drei, sondern zwei gegen zwei standen. Der gesunden Politik in Reichssachen entsprach eine zweckmäßige Leitung der Landesangelegenheiten. Alle Anstalten des öffentlichen Wohles erfuhren durch den König, das seit 1870 bestehende Ministerium Mittnacht und die Stände eine weise und thatkräftige Pflege, und namentlich ist ein segensreiches Werk recht eigentlich das Werk der Regierung Karls I.: die Versorgung der rauhen Alp mit Trinkwasser durch eine Reihe von großartigen Leitungssystemen, die das Wasser der Flüsse aus den Thälern wieder in die Höhen emporheben, aus denen es durch allerlei unterirdische Rinnsale entweicht. So war die trotz mancher offiziellen Macherei wirklich ungekünstelte und herzliche Freude wohl berechtigt, mit der das gesamte Land im Juni 1889 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Königs feierte.

Die Zeit, in der dies alles geleistet wurde, ist nun um; wie 1890 für das Reich eine neue Entwicklung anhob, so 1891 für das Land Württemberg. Wie viel an allen einzelnen Maßnahmen auf Rechnung des Königs selbst kommt, wird sich zur Zeit schwer entscheiden lassen. Er war keine energische Natur und ließ sich von Personen, denen er vertraute, gern leiten; und es ist merkwürdig, daß, während Preußen und das Reich ein beinahe dreißigjähriges Ministerium Bismarck erlebte, Württemberg fast gleichzeitig ein über zwanzigjähriges Ministerium Mittnacht aufweisen konnte. Aber es ist auch ein Verdienst des Monarchen, einen tüchtigen Mann herauszufinden und ihn gewähren zu lassen, und weder Reich noch Land haben sich darüber zu beklagen gehabt. Der König war kein Freund von öffentlichem Auftreten; Reden

zu halten war dem schüchternen Herrn mehr Last als Vergnügen. So spann er sich gern in seine behaglichen Kreise ein, und es ist ihm das von solchen verdacht worden, die sich einen thätigeren Herrscher wünschten. Aber er folgte doch allem mit Interesse, was sein Land anging, und manchmal hat er auch in sachlichen wie in Personalfragen von sich aus nicht ohne Nachdruck eingegriffen; er that sich wohl auch etwas darauf zu gute, daß Württembergs Stimme in Berlin stets beachtet wurde, und fand mit der Zeit, daß der Verlust der doch nur scheinbaren vollen Souveränität durch den Gewinn wirklichen Einflusses mehr als aufgewogen war. Man würde sich sehr täuschen, wenn man seine geistigen Anlagen unterschätzen wollte. Er besaß große Menschenkenntnis und ein oft treffendes Urteil; er las viel und gern, französische wie deutsche Werke, und interessirte sich namentlich für württembergische und deutsche Geschichte. Als Ranke den vierten Band seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation schrieb und die Ulmer Urkunden zu benutzen wünschte, da vermittelte Karl I. als Kronprinz die Übersendung von vier starken Aktenbündeln nach Berlin, und als der große Historiker seinen neunzigsten Geburtstag feierte, da fehlte unter den Glückwünschenden der König von Württemberg nicht. So wenig er die Pose liebte, so leutselig war er; wo im Lande öffentlich oder privatim Leid oder Freud einkehrten, da fehlte der König mit seiner Teilnahme niemals, und es that nicht bloß den Demokraten wohl, als er das Schmerzenslager des Volksparteiführers Karl Mayer im Sommer 1889 durch freundliche Anfrage nach dem Befinden des vielfach unheilvollen und vielfach verdienten Mannes erleichterte. Wenn der König allsommerlich im Schloß Friedrichshafen am Bodensee Hof hielt, wo er freudig den schönsten Schmuck des Gartens, seine zweitausend wundervollen Rosen, zu beschauen liebte, so lud er fast täglich alle irgend hervorragenden Männer zu Gaste, die das liebliche Städtchen streiften, und mancher nahm treffende Worte des huldreichen und gesprächigen Fürsten mit hinaus. In der Liebebedürftigkeit seines gütigen Herzens, dem es schwer fiel, eine Bitte abzuschlagen, wurzelte es auch, wenn er sich gern außerhalb der Hofkreise Freunde suchte, die in ihm nicht bloß den Herrscher sehen sollten. Daß er aber, als einmal im Herbst 1888 daraus weitverbreitete Verstimmungen und Befürchtungen erwuchsen, sich zu bescheiden wußte und die amerikanischen Freunde entließ, gereicht seinem Pflichtgefühl zu umso größerer Ehre, je härter ihm das Opfer fiel.

Nun ist er dahin, und da seiner Ehe keine Kinder beschieden waren, so folgt auf ihn der Sohn seines Vetters Friedrich und seiner Schwester Katharina, Wilhelm II., geboren am 25. Februar 1848. Der neue König hat seit elf Jahren oft genug den krankheitshalber in Nizza und Florenz abwesenden Oheim an der Spitze der Regierung vertreten, um den Geschäften mit Umsicht und Erfahrung vorstehen zu können, und von den Tagen her, wo er in Berlin seine kriegerische Ausbildung genoß und im Hauptquartier der dritten Armee

den französischen Krieg mitmachte, hat er warmen deutschen Patriotismus in sich gesogen. Die Eingeweihten hatten davon schon früher Beweise; ein erneutes Zeugnis davon legt aber seine Proklamation an sein Volk ab, worin er dreimal mit Schwung und Nachdruck des Reiches gedenkt. Auch außerhalb Deutschlands wird man dieses Königswort nicht mißverstehen und nicht übersehen können. Wie er an jenem denkwürdigen 24. Juni 1888 neben dem Kaiser stand, als Vertreter seines Königs und seines Landes, so wird er seine Pflichten nach allen Seiten auch künftig mit schwäbischer und deutscher Treue erfüllen. So klingt heute durch Württembergs Gaue neben dem Rufe der Trauer: Der König ist tot! auch der Ruf der Freude und des Vertrauens: Es lebe der König!

Heimstätten

Von J. G. Weiß

Die landwirtschaftlichen Zentralstellen des deutschen Reiches veranstalten zur Zeit auf Anregung des deutschen Landwirtschaftsrates Erhebungen über die Beurteilung, die der Bewegung für den Erlaß eines „Heimstättengesetzes“ in landwirtschaftlichen Kreisen zu Teil wird.

Das Heimstättenrecht, um dessen Übertragung auf Deutschland es sich handelt, ist bekanntlich eine amerikanische Einrichtung, die im wesentlichen darin besteht, daß ein als Heim und Arbeitsstätte dienendes Anwesen von gewissem Umfange dem Besitzer nicht durch Zwangsvollstreckung verkauft werden darf. In den verschiednen Staaten der nordamerikanischen Union ist das Heimstättenrecht nach Form und Inhalt verschieden ausgebildet worden, doch kommt das hier nicht weiter in Betracht, da nur die Rede davon ist, den Gedanken an sich von den Amerikanern zu übernehmen, während die Richtschnur für die Einzelheiten und die Form der Durchführung aus den landwirtschaftlichen Verhältnissen und Rechtsgewohnheiten unsers Vaterlandes zu entnehmen sein wird.

In Fluß gekommen ist in Deutschland die Heimstättenbewegung durch einen von Mitgliedern verschiedner Parteien im Reichstage eingebrachten Antrag, dem ein von dem Kammerherrn v. Riepenhausen-Crangen ausgearbeiteter förmlicher Gesetzentwurf zu Grunde lag. Auch als sich der deutsche Landwirtschaftsrat in seiner letzten (19.) Plenarversammlung der Frage zuwendete,

geschah es an der Hand dieses Entwurfes. Er wird dem Leser vielleicht aus der Tagespresse einigermaßen in der Erinnerung sein, doch ist es wohl nicht ganz überflüssig, den Inhalt hier nochmals in gedrängtester Kürze wiederzugeben.

§ 1. Jeder Angehörige des deutschen Reiches hat nach vollendetem einundzwanzigsten Lebensjahre das Recht zur Errichtung einer Heimstätte.

§ 2. Die Größe der Heimstätte soll die eines Bauernhofes nicht überschreiten und umfaßt (außer dem Grund und Boden) genügende Wohnung für eine Familie, die nötigen Wirtschaftsgebäude und das notwendige Inventar (einschließlich der Erzeugnisse, die zur Fortsetzung der Wirtschaft bis zur nächsten Ernte erforderlich sind).

§ 3. Die Heimstätte darf nicht über 50 Prozent des Ertragswertes und nur mit solchen Schulden belastet werden, die unkündbar und mit sogenannten Tilgungszinsen abzutragen sind. Ausnahmsweise kann unter gewissen Bedingungen auch höher verschuldeter Besitz zur Heimstätte erklärt werden.

§ 4. Die errichtete Heimstätte darf nur bei einer Mißernte, zu notwendigen Meliorationen oder zur Abfindung von Miterben belastet werden, und zwar nur bis zu 50 Prozent des Ertragswertes, nur mit amortisirbaren Schulden und nur mit Genehmigung der zu schaffenden „Heimstättenbehörde."

§ 5. Vollstreckung in den zur Heimstätte erklärten Besitz ist nur gestattet wegen Schulden, die vor oder zur Errichtung der Heimstätte eingegangen worden sind, oder wegen rückständiger Renten und Steuern. Wegen der vor Errichtung der Heimstätte eingetragnen Schulden kann Zwangsverkauf stattfinden, doch nur innerhalb der ersten drei Jahre. Im übrigen ist die Vollstreckung nur in Form der von der Heimstättenbehörde zu vollziehenden Zwangsverwaltung zulässig.

§ 6. Die Heimstätte ist unteilbar (wenn nicht etwa die Heimstättenbehörde den Umtausch einzelner Grundstücke zur Zusammenlegung gestattet) und, vorbehältlich des Nutznießungsrechtes der Witwe, durch Erbgang nur auf einen Erben übertragbar.

§ 7. Der Besitzer kann die Heimstätte nur mit Zustimmung seiner Ehefrau verkaufen. Niemand darf mehr als eine Heimstätte erwerben.

§ 8. Die Landesgesetzgebung bestimmt alles Nähere, besonders die zulässige Größe der Heimstätten, die Abgrenzung der Steuerfreiheit der kleinsten Heimstätten, die Regelung des Nießbrauchsrechts der Witwe des Besitzers, die Errichtung der Heimstättenbehörde und der zu schaffenden Heimstättenrentenbanken, sowie die nähere Ordnung des Heimstättenerbrechtes.

Es mag hier gleich bemerkt werden, daß in den Verhandlungen des deutschen Landwirtschaftsrates noch ein zweiter Gesetzentwurf mit berücksichtigt wurde, dessen Verfasser der Amtsrichter Schneider in Nienburg ist.*)

Von der der Willkür anheimgegebnen dauernden Festlegung eines Besitzes als „Heimstätte" im Riepenhausenschen Sinne sieht dieser Entwurf gänzlich ab; er sucht der Frage dadurch beizukommen, daß er allgemeine Vorschriften

*) Der Schneidersche Entwurf ist von seinem Verfasser in einer sehr lesenswerten Broschüre „Die Bewegung für Errichtung von Heimstätten" (Hamburg, 1891) ausführlich mitgeteilt und näher begründet worden.

über die Beleihung von landwirtschaftlich benutzten Liegenschaften und über die Zwangsvollstreckung in solche aufstellt. Die Beleihung aller solchen Liegenschaften soll nach ihm nur bei öffentlichen Leihanstalten und nur bis zu solcher Höhe stattfinden dürfen, daß die Zinsen und höchstbedungnen Abzahlungen in jedem Jahre einen ortsangemessenen mäßigen Pachtzins des Gutes nicht übersteigen. Jährliche Schuldabtragungen sollen nicht geboten, aber zulässig sein. Wegen Nichtzahlung der Zinsen oder der bedungenen Jahresabträge wie auch wegen rückständiger dinglich belastender Steuern soll in erster Linie nur Zwangsverwaltung verhängt werden dürfen, und erst, wo diese nicht zum Ziele geführt hat, nach richterlichem Ermessen auch der Zwangsverkauf. Solange dieser letzte Fall nicht eintritt, soll auch das notwendige Inventar u. s. w. (ganz wie bei der Riepenhausenschen Heimstätte) unpfändbar sein. Übrigens soll es nicht ganz ausgeschlossen sein, daß der Gutswert auch über die vorgeschriebne Verschuldungsgrenze hinaus dem Besitzer als Kreditstütze diene. Es soll das dadurch ermöglicht werden, daß weitere Schulden aller Art freiwillig oder auf dem Zwangswege auf das Gut eingetragen werden dürfen, doch mit der Maßgabe, daß das Gut nicht für deren Verzinsung haftet, und daß sie überhaupt nicht einziehbar sind, so lange der Besitzer am Leben bleibt und das Gut nicht ohnehin verkauft wird (d. h. freiwillig oder zwangsweise wegen vollberechtigter Hypotheken und nach erwiesener Erfolglosigkeit der Zwangsverwaltung). Erst beim Verkaufe des Gutes oder beim Tode des Besitzers soll eine „Generalabrechnung“ stattfinden, bei der auch die minderberechtigten, über die eigentlich zulässige Verschuldungsgrenze hinausgehenden Schuldbeträge flüssig gemacht werden können.

Die Referenten des deutschen Landwirtschaftsrates konnten sich mit dem Riepenhausenschen Entwurfe nicht befreunden. Die Punkte, die ihnen besonders zu Bedenken Anlaß gaben, waren folgende: 1. Die dauernde Aufrechterhaltung der Heimstätteneigenschaft nach einmal erfolgter Anmeldung, eine Maßregel, von der befürchtet wurde, daß sie in vielen Fällen zum Nachteil statt zum Vorteil des Besitzers gereichen würde, nämlich da, wo etwa veränderte Lebenslage des Heimstättenbesitzers oder seiner Familie, oder veränderte allgemeine oder örtliche oder wirtschaftliche Verhältnisse die Bedingungen beseitigt hätte, unter denen es ursprünglich dem Besitzer wünschenswert erschienen war, eine Heimstätte zu errichten. 2. Die allgemein vorgeschriebene Unteilbarkeit, der ebenso „die Rechtsanschauungen und Gewohnheiten der Landbewohner wie die wirtschaftlichen und natürlichen Verhältnisse vielleicht in dem größten Teile Deutschlands widerstrebten,“ und die deshalb in den meisten Gegenden die Bauern abhalten würde, von dem Heimstättenrecht Gebrauch zu machen. 3. Die unbegrenzte Dauer der an sich annehmbaren Zwangsvollstreckung in Form der Zwangsverwaltung, die nicht nur in vielen Fällen undurchführbar sein, sondern auch, wo sie durchführbar ist, oft nur den Erfolg haben würde, den

Besitzer auch dann noch auf der Scholle zu erhalten, wenn er nicht mehr als ein nützliches Glied des wirtschaftlichen Körpers zu betrachten wäre, sodaß also weder ihm selbst noch seinen Gläubigern noch der Allgemeinheit mit der Maßregel gedient wäre. 4. Das vorgeschriebene Anerbenrecht, das nicht an sich, aber in Verbindung mit der niedern Verschuldungsgrenze die Miterben in eine gar zu ungünstige Lage bringen würde. 5. Die schematische Festlegung der Verschuldungsgrenze auf 50 Prozent des Ertragswertes, die angesichts der Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse ungerecht genannt werden müsse, da sie in vielen Fällen als Kreditsperre wirken würde, wo vernünftiger- und zweckmäßigerweise der Kredit noch weiter ausgenutzt werden könnte.

Die Referenten sprachen sich hiernach dahin aus, „daß ein Heimstättenrecht nur dann Aussicht auf Einbürgerung und ersprießliche Thätigkeit habe, wenn es die Verfügungsfreiheit des Grundbesitzers nicht mehr, als unbedingt nötig sei, einenge, innerhalb der dem Grundbesitz zu ziehenden Kreditschranken Raum für die Befriedigung des nötigen Kreditbedürfnisses lasse und durch die Art des Schutzes gegen die Zwangsvollstreckung das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit des Grundbesitzers jederzeit wach erhalte."

Von diesen Gesichtspunkten aus machten die Referenten nun folgende Vorschläge, die den Gedanken der förmlichen Errichtung von Heimstätten aus dem Riepenhausenschen Entwurfe zu Grunde legen, dabei aber die wesentlichsten Vorschläge des Schneiderschen Entwurfes aufnehmen: 1. Ein Besitz von gewissem Umfang kann auf Verlangen des Eigentümers für eine Heimstätte erklärt werden. Löschung der Heimstätteneigenschaft auf Antrag und triftige Begründung des Eigentümers unter Zustimmung der Ehefrau oder der Vormundschaftsbehörde ist zulässig, ebenso Veräußerung. 2. Die Vererbung geschieht nach Anerbenrecht. Gesetzliche Unteilbarkeit ist, wo wünschenswert, durch die Landesgesetzgebung vorzuschreiben. 3. Schulden innerhalb der ersten Hälfte des Ertragswertes sind nur bei öffentlichen oder diesen gleichstehenden Kreditanstalten aufzunehmen, müssen unkündbar sein und mindestens mit 1 Prozent jährlich abgetragen werden. Für Rechte aus diesen Eintragungen, sowie für rückständige Steuern findet Zwangsvollstreckung, womöglich in der Form der Zwangsverwaltung statt. 4. Sonstige Forderungen können zwar eingetragen werden, berechtigen aber zur Vollstreckung nur im Falle des freihändigen Verkaufes der Heimstätten oder einzelner Teile und im Falle des Erbganges. 5. Der Heimstättenbesitzer ist gesetzlich verpflichtet, gegen elementare Schäden (Feuer, Hagel) sowie gegen Verluste im Stall zu versichern. 6. Die Errichtung geeigneter Kreditanstalten hätte der Einführung eines Heimstättengesetzes voranzugehen (wo solche nicht schon bestehen).

Der deutsche Landwirtschaftsrat kam über die Fragen zu keinem endgiltigen Beschluß. Es machte sich zwar im allgemeinen die Ansicht geltend, daß der Grundgedanke des Riepenhausenschen Entwurfes nicht zu verwerfen sei, während man die Gestaltung, die er dem Heimstättenrecht geben wollte,

nicht annahm, allein man wollte sich auch die Gegenvorschläge der Referenten nicht zu eigen machen. Man kam zu dem Spruch, daß erst die bestehenden Rechtsverhältnisse geklärt werden müßten, und daß eingehende Ermittlungen darüber erforderlich seien, ob das Bedürfnis vorliege, ein Gesetz für das Gesamtgebiet des deutschen Reiches oder nur für einzelne Teile zu erlassen, und daß deshalb die landwirtschaftlichen Zentralstellen aufzufordern seien, über die Frage Erhebungen anzustellen und sie zu begutachten.

Übrigens machte sich die Überzeugung von der Wohlthätigkeit einer Erschwerung und bessern Ordnung der Zwangsvollstreckung in Liegenschaften mit solcher Stärke geltend, daß man unter einstweiliger Beiseitesetzung der Heimstättenfrage zu den nachstehenden Beschlüssen kam, deren Berücksichtigung beim Erlaß eines Reichsgesetzes über die Zwangsvollstreckung in Liegenschaften man für wünschenswert hielt: 1. Es ist das sogen. Deckungssystems aufzunehmen, bei dem im Zwangsverkauf der Zuschlag nur dann erteilt wird, wenn das Angebot ausreicht, sämtliche Forderungen zu befriedigen, die der des beitreibenden Gläubigers vorangehen. Gleichzeitig ist zu bestimmen, daß im Mahnverfahren ergangene Vollstreckungsbefehle eine Zwangshypothek an den Liegenschaften des Schuldners nicht begründen.*) 2. Ein gewisser geringster Besitz an Liegenschaften ist von der Zwangsvollstreckung (oder dem Zwangsverkauf) auszunehmen. 3. Wo in der Zwangsversteigerung ein gesetzlich zu bezeichnender Prozentsatz des Schätzungswertes der Liegenschaft nicht geboten wird, ist das Verfahren auf eine nicht zu kurz bemessene Frist einzustellen.

Aus dieser Übersicht über die bisherige Entwicklung der Angelegenheit dürfte hervorgehen, daß der Grundgedanke des Riepenhausenschen Entwurfes auf guten Boden gefallen und eine Weiterentwicklung keineswegs unwahrscheinlich ist. Auf der andern Seite aber ist klar, daß sich die Sache noch in keinem so vorgeschrittenen Stande befindet, daß nicht noch allen Wünschen und Einwendungen, die geltend gemacht werden, die wünschenswerte Erwägung und Berücksichtigung zu teil werden könnte. Deshalb scheint jetzt die richtige Zeit dafür zu sein, daß man sich in den weitesten Kreisen mit der Bedeutung einer Einführung des Heimstättenrechtes bekannt zu machen und sich ein Urteil darüber zu bilden sucht, ob, unter welchen Umständen und in welcher Form es für Deutschland zu einer heilsamen Einrichtung werden könnte.

Vor allem ist festzustellen, welcher Zweck erreicht werden soll.

Einig ist man darüber, daß es gilt, gewissen Nachteilen zu begegnen, die, wie das Rundschreiben des deutschen Landwirtschaftsrates an die Zentralstellen ausführt, daraus erwachsen, daß unter dem Einflusse der neuern Gesetzgebung und der immer mehr sich ausbildenden Geld- und Kapitalwirt-

*) In Baden besteht diese Bestimmung schon (§ 26 des Einführungsgesetzes zu den Reichsjustizgesetzen).

schaft die Mobilisirung des Grundbesitzes stetig fortschreitet. In welchem Umfange man aber solche Nachteile als vorhanden erachtet, ist eine andre Frage. Amtsrichter Schneider hat lediglich den Zweck im Auge, die Arbeitsstätte und das Arbeitszeug für den ländlichen Besitzer zu schützen. Der Riepenhausensche Entwurf dagegen verfolgt außerdem den Zweck, die Bildung leistungsunfähiger Zwergwirtschaften zu hindern und jedem Reichsangehörigen das Recht zu geben, einmal errungenen Besitz seinen Nachkommen nach Stammgutsart dauernd zu erhalten. Zwischen diesen beiden Auffassungen bewegt sich die der Referenten des deutschen Landwirtschaftsrates; sie verwirft nicht ganz die Maßnahmen, die zur Erreichung der Zwecke des Riepenhausenschen Entwurfes führen sollen, heißt sie aber nur mit wesentlichen Einschränkungen und namentlich nur da gut, wo die Verhältnisse eine Zersplitterung des Besitzes als unbedingt nachteilig erscheinen lassen.

Es besteht aber nicht nur darüber keine Übereinstimmung, was erreicht werden soll, sondern auch darüber, für wen es erreicht werden soll. Der Schneidersche Entwurf faßt jeden Eigentümer landwirtschaftlich benutzten Grundbesitzes ins Auge. Der Riepenhausensche setzt einen mehr oder minder bestimmten Umfang des Gutes voraus. Andre haben daran gedacht, jedermann für jede Art liegenschaftlichen Besitzes der Wohlthat teilhaftig zu machen, wieder andre nur den Kleinbauern oder nur den Inhaber neu besiedelten Bodens oder gar nur den ländlichen Arbeiter. Diese letzten Ansichten, wie sie namentlich auch in den Verhandlungen des deutschen Landwirtschaftsrates zu Tage getreten sind, können zunächst beiseite gelassen werden, denn nur, wenn wir zu dem Ergebnisse kämen, daß Maßregeln, die sich auf weitere Kreise erstrecken, nicht zu empfehlen wären, hätten wir noch die Frage zu prüfen, ob wenigstens für neue Ansiedler oder ländliche Arbeiter das Heimstättenrecht oder etwas ähnliches ersprießlich sein würde. Auf die Frage, ob auch nichtlandwirtschaftlich benutzter Besitz einer Schutzmaßregel unterliegen sollte, wird dagegen unbedingt noch zurückzukommen sein.

Als Richtschnur für unsre Untersuchung müssen wir im Auge behalten, daß es nicht wünschenswert sein kann, die wirtschaftliche Freiheit mehr einzuengen, als unbedingt notwendig ist. Denn jede Maßregel, die es unternimmt, in diese Freiheit einzugreifen, hat auch ihre Nachteile, und es muß sorgfältig erwogen werden, ob diese Nachteile nicht die Vorteile übersteigen. Diese Überzeugung ist auch im deutschen Landwirtschaftsrate zur Geltung gekommen und hat wesentlich dazu beigetragen, daß man es — mit Recht — für gut fand, ein endgiltiges Urteil noch nicht zu fällen. Es ist ferner im deutschen Landwirtschaftsrate die juristische Seite der Frage gegenüber dem Standpunkte des praktischen wirtschaftlichen Bedürfnisses vielleicht etwas stärker in den Vordergrund getreten, als man es gerade hier hätte erwarten sollen, doch soll darin kein Vorwurf liegen, da sich sachlich gegen die vom Rechtsstand-

punkte aus geäußerten Bedenken nichts einwenden läßt. Wir wollen die Frage vom rein wirtschaftlichen Standpunkte aus anfassen. Wenn sich ein wirtschaftliches oder soziales Bedürfnis als unabweisbar herausgestellt hat, pflegt sich die juristische Form für seine Befriedigung schon zu finden. Das hat sich in den letzten zehn Jahren in einer Weise gezeigt, wie es sich früher kein Jurist hätte träumen lassen.

Die Absicht des Amtsrichters Schneider, lediglich dem Besitzer eines landwirtschaftlich benutzten Grundstückes Schutz für seine Arbeitsstätte und sein Arbeitszeug — also für seine Arbeit — zu gewähren, geht am wenigsten weit und ist demnach zuerst zu besprechen. Wenn mit ihrer Erfüllung dem vorhandenen Bedürfnisse völlig gedient ist, so braucht von weiterm nicht die Rede zu sein.

Daß die Schneidersche Forderung über das Ziel hinausschieße, kann wohl nicht gesagt werden. Es liegt in der Natur des landwirtschaftlichen Gewerbes, daß das Wirtschaftsergebnis des einzelnen Jahres mehr als in andern Gewerben von Umständen abhängt, die durch Menschenkraft nicht im geringsten beeinflußt werden können; ebenso daß zeitweise an den Besitzer die Notwendigkeit von Leistungen herantritt, die sich, wie manche Meliorationen, vielleicht erst im Laufe eines Menschenalters oder in noch längerer Zeit bezahlt machen. Daraus ergiebt sich, daß eine Wirtschaft, die noch leistungsfähig und für die Zukunft vielleicht sogar viel versprechend ist, an den Rand des Abgrundes geraten kann, wenn es dem Besitzer nicht ermöglicht ist, die vorhandnen Lasten auf eine ihrer Natur angemessene Anzahl von Jahren zu verteilen, sondern er stets von dem guten Willen seiner Gläubiger abhängt. Nun kann man allerdings sagen, es sei volkswirtschaftlich kein Nachteil, wenn in solchem Falle der bedrängte Besitzer gezwungen werde, einem kapitalkräftigeren den Platz zu räumen, und ich will gegen die in diesem Einwand liegende Härte nicht viel Worte machen, da das Schicksal ja dem Fabrikanten, dem Kaufmann, dem Handwerker in derselben Weise mitspielen kann, ohne daß ihn das Gesetz irgendwie dagegen schützt. Allein es ist eine alte Erfahrung, daß in den seltensten Fällen ein kapitalkräftigerer Besitzer nachfolgt. Meist gehen die Güter bei den Zwangsverkäufen an Händler über, die sie dann an junge Anfänger absetzen, mit deren Kapitalkraft es in der Regel noch windiger beschaffen ist, als mit der ihrer Vorgänger.

Betrachten wir nun die Mittel, die darauf abzielen können, dem von Schneider ausgesprochenen Zwecke zu dienen, so kommen hier die Vorschläge des deutschen Landwirtschaftsrates zur Zwangsvollstreckung wieder als die, die am wenigsten weit gehen, zuerst in Betracht. Zweifellos würde ein wertvoller Schutz des Besitzers gegen leichtfertige Zwangsvollstreckungen geboten werden, wenn man das sogenannte Deckungssystem aufnähme, einen gewissen geringsten Besitz von der Zwangsvollstreckung in Liegenschaften freiließe und

bei allzu niedrigen Angeboten den Zwangsverkauf einstellte. Damit würde aber — und der deutsche Landwirtschaftsrat war sich dessen wohl bewußt — erst einer Seite der Sache Rechnung getragen sein. Es wäre zwar einigermaßen gesorgt, daß der Besitzer nicht mehr so leicht in den Abgrund des Zwangsverkaufes hineinstürzte, wie bisher, aber es wäre nichts geschehen, ihn von diesem Abgrunde überhaupt beizeiten fernzuhalten. Es dürften deshalb, wenn wirklich ein ausreichender Schutz der Arbeitsstätte erreicht werden soll, die weitergehenden Schneiderschen Vorschläge doch zu erwägen sein. Andre Mittel, einer gefahrdrohenden Verschuldung durch unmittelbares Eingreifen vorzubeugen, werden schwerlich zu finden sein, als daß man eine Verschuldungsgrenze festsetzt (wenigstens soweit vollgiltige Hypotheken in Betracht kommen) und die Unkündbarkeit eingetragener Schulden ausspricht. Und Schneider scheint in Bezug auf die Anwendung dieser beiden Mittel für seinen Zweck in Form und Umfang so ziemlich das richtige getroffen zu haben. Daß er über die Verschuldungsgrenze hinaus noch den Eintrag nicht einziehbarer Schulden gestattet, um dem Besitzer eine weitere Kreditstütze zu gewähren, ist durchaus zu billigen, denn hierdurch wird der Besitz innerhalb der Zeit, für die er nach Schneiders Ansicht geschützt werden soll, in keiner Weise gefährdet. Daß Jahresabträge an den Schulden nicht unbedingt geboten werden sollen, befremdet wohl auf den ersten Blick, denn gewiß ist es wünschenswert, daß solche stattfinden. Aber ein genügender Grund zur Ausübung eines Zwanges ist doch nicht ersichtlich. Es kann doch niemand gezwungen werden, sein Vermögen zu Gunsten seiner Erben zu vermehren, und darauf würde ja wohl ein Zwang in diesem Punkte hinauslaufen. Einen besonders glücklichen Griff dürfte Schneider damit gethan haben, daß er die Verschuldungsgrenze nach dem ortsangemessenen Pachtwerte des Grundstückes bemessen hat. Freilich ist der Pachtzins, den ein Grundstück abwerfen könnte, eine nicht immer so leicht zu schätzende Größe, allein von dem Ertragswerte, der der Riepenhausenschen Verschuldungsgrenze zu Grunde gelegt werden sollte, gilt dies fast in noch höherm Maße. Sodann ist es ohne Zweifel richtig, daß nicht die Höhe des Schuldkapitals, sondern der Jahresbetrag an Zinsen und Schuldabträgen den Ausschlag dafür giebt, ob das Gut die Schuld zu tragen vermag oder nicht. Und der ortsübliche Pachtzins ist ja eben nichts andres als der Betrag, den der Wirtschafter nach Deckung seiner Produktionskosten durchschnittlich erübrigt, den er also, wenn er selbst Besitzer ist, zur Not auf die Zahlung von Schuldzinsen verwenden kann. Natürlich darf nicht der Rohbetrag des Pachtzinses zu Grunde gelegt werden, sondern man muß erst die Lasten abziehen, die im Pachtverhältnis der Verpächter zu tragen pflegt.

Es bleibt noch ein Punkt des Schneiderschen Entwurfes zu prüfen, der nicht darauf gerichtet ist, übermäßige Verschuldung zu hindern, sondern sich auf die Vollstreckung in verschuldeten Besitz bezieht, nämlich die Bestimmung, daß die

Vollstreckung in erster Linie nur die Form der Zwangsverwaltung annehmen dürfe. Diese Maßregel ist sehr wohl zu erwägen, ehe man sich ihrer bedient. Es fragt sich namentlich, ob von seiten der Behörde unbedingt die ganze Bewirtschaftung in die Hand genommen werden soll, oder ob man sich in der Regel begnügen will, den Besitzer weiter wirtschaften zu lassen und nur seine Einnahmen und Ausgaben unter Aufsicht zu stellen oder sie von einer Genehmigung der Behörden abhängig zu machen. Einen Verwalter zu bestellen, der die ganze Wirtschaft in die Hand nimmt, wird mit Vorteil nur bei großen Gütern möglich sein, bei denen der Gehalt des Wirtschafters gegenüber dem Gesamterträgnis keine Rolle spielt, während der Besitzer vielleicht gewohnt ist, auf großem Fuße zu leben. Bei kleinern, eigentlichen Bauergütern, um die sichs in den meisten Fällen handeln wird, dürfte es schwer sein, einen tüchtigen Verwalter zu finden, dessen Gehalt oder Lohn die Wirtschaft nicht stärker belasten würde, als seither der eigne Verbrauch des Besitzers. Nur wenn nicht Mißjahre und dergleichen, sondern lediglich Leichtsinn oder Unfähigkeit des Eigentümers die Überschuldung herbeigeführt haben, würde es möglicherweise auch hier von Vorteil sein, einen Verwalter einzusetzen. Allein es fragt sich, ob es in diesem Falle überhaupt noch Wert hat, den Besitzer auf seinem Gute zu erhalten, ob es nicht genügt, ihn unter Aufsicht zu stellen und ihm so eine Galgenfrist zu geben, innerhalb deren er greifbare Beweise seiner Besserung geben muß, widrigenfalls die Zwangsverwaltung als gescheitert zu betrachten ist und Zwangsverkauf eintritt.

Die Zwangsverwaltung dürfte also nur dann als eine brauchbare Maßregel zu betrachten sein, wenn sie wenigstens bei kleinern Gütern lediglich die Form einer Beaufsichtigung annähme, zu dem Zwecke, alle verfügbaren Überschüsse sofort einzuziehen. Ein Mittelweg, der sich stellenweise schon als brauchbar erwiesen hat, besteht in der Zwangsverpachtung. Allein es ist zu berücksichtigen, daß sich ein guter Pächter für ein Gut in der Regel nicht finden wird, wenn er nicht Aussicht hat, es eine längere Reihe von Jahren zu behalten.

Es mag noch bemerkt werden, daß die in den Beschlüssen des deutschen Landwirtschaftsrates zur Zwangsvollstreckung niedergelegten Wünsche wohl wegfallen dürften, wenn die Zwangsverwaltung in irgend einer Form eingeführt würde. Denn wo einmal die Zwangsverwaltung erfolglos geblieben wäre, hätte es in der Regel auch keinen Wert mehr, dem Verkauf irgendwelche Schranken in den Weg zu stellen.

Läßt sich im ganzen sagen, daß die Bestimmungen des Schneiderschen Entwurfes, ohne zu weit zu gehen, den Zweck des Schutzes der Arbeitsstätte und des Arbeitszeuges für den ländlichen Besitzer nach Möglichkeit erfüllen, so fragt es sich nun noch, ob wir hierbei stehen bleiben dürfen.

Der Wunsch einer Familie, sich den einmal erworbnen Besitz zu erhalten, ist gewiß gerechtfertigt, und man kann nicht ohne weiteres sagen, daß nicht auch das allgemeine Beste gefördert werde, wenn dies recht vielen Familien gelingt. Die Familie spielt ja nicht minder als der Einzelne eine wichtige Rolle im wirtschaftlichen und sozialen Gesamtkörper, und ihr Bestand wird wesentlich gefestigt durch ihren Besitz. Es mag deshalb ein gewisser Schutz dieses Besitzes wohl gerechtfertigt scheinen, wenn er nicht soweit geht, ganzen Geschlechtern von Faulen und Unfähigen die Sorge für die Erhaltung ihres Gutes abzunehmen, oder den Besitz auch dann noch scheinbar aufrecht zu erhalten, wenn er längst zu einem wesenlosen Schatten geworden ist.

Der deutsche Landwirtschaftsrat hat unter diesem Gesichtspunkte nicht mit Unrecht die weitgehenden Bestimmungen des Riepenhausenschen Entwurfes mißbilligt.

Die vollständige Ausschließung des Zwangsverkaufs (wenigstens vom dritten Jahre nach Errichtung der Heimstätte ab) und unbegrenzte Dauer der Zwangsverwaltung in Verbindung mit der Unteilbarkeit und Vererbung nach Anerbenrecht würde bald dahin führen, daß ein großer Teil unsrer Bauerwirtschaften unter unabsehbarer Zwangsverwaltung stehen würde, während die Scheineigentümer, falls man ihnen Wohnung auf dem Gute und eine Unterhaltsrente gewährte, hier dem Nichtsthun fröhnen, andernfalls aber als Bettler draußen herumziehen würden. Einen solchen Zustand kann man nicht herbeiführen wollen.

Aber für jede Familie kommen einmal Zeiten wirtschaftlicher Schwäche, die unverschuldet und ihrer Natur nach vorübergehend sind und nicht notwendig zum Ruin führen müssen, wenn nur die Zeit zur Erholung vergönnt bleibt. Nun sind freilich für solche Fälle im allgemeinen die Bestimmungen schon zureichend, die Schneider zum Schutze der Arbeitsstätte für den einzelnen Besitzer geben möchte. Nur für einen Fall ist nicht gesorgt, und eben für den bedenklichsten. Wenn ein Besitzer auf dem besten Wege ist, sich aus seinen Schulden herauszuarbeiten, und er stirbt — vielleicht mit Hinterlassung einer Witwe und unmündiger Kinder —, so findet die „Generalabrechnung“ statt: auch die minderberechtigten, die eigentliche Verschuldungsgrenze übersteigenden Schulden werden einziehbar, und das Gut ist nicht mehr zu halten, wiewohl es die Witwe möglicherweise ganz gut hätte weiter bewirtschaften und vielleicht schuldenfrei machen können, wenn ihr die nötige Zeit vergönnt gewesen wäre.

Der Riepenhausensche Entwurf bietet für diesen Fall Abhilfe, der Schneidersche aber nicht, und ebensowenig die Vorschläge der Referenten des deutschen Landwirtschaftsrates. Aber bloß deswegen dem Riepenhausenschen Entwurf den Vorzug zu geben, würde doch wieder zu weit gehen.

Nun bleibt aber noch ein weiteres Ziel dieses Entwurfes zu berühren,

die Verhinderung der Bildung leistungsunfähiger Zwergwirtschaften, die durch die Unteilbarkeit der Heimstätten und deren Vererbung nach Anerbenrecht ermöglicht werden soll.

Gewiß ist es wohl, daß in den meisten Gegenden Bauerwirtschaften nur dann wirklich gedeihen können, wenn die zugehörige Bodenfläche einen ziemlich großen Umfang hat. Damit ist aber noch keineswegs festgestellt, daß nicht selbst in diesen Gegenden mitunter Güter, die „die Größe eines Bauernhofes nicht überschreiten," mit Vorteil oder doch ohne Nachteil zerlegt werden könnten, namentlich wenn die Beschaffenheit der zugehörigen Gebäude nicht entgegensteht. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß an sehr vielen Orten eigner Grundbesitz zur Führung einer Bauerwirtschaft überhaupt nicht erforderlich ist, weil reichliche Gelegenheit zu Pachtungen besteht. Es genügt hier, die nötigen Gebäude und das nötige Inventar u. s. w. zu besitzen. Es mag ja wünschenswert sein, auch hier den einmal zu einer Wirtschaft gehörigen Grundbesitz beisammen zu behalten, allein es ist doch fraglich, ob man bei so beschaffnen Verhältnissen gut thut, zu diesem Zwecke etwa im Erbfalle die Miterben unverhältnismäßig zu benachteiligen oder dem Anerben eine unverhältnismäßig große Schuldenlast aufzuladen. Auch sind an vielen Orten die Bauerngüter so stark parzellirt, und ihre Zugehörden liegen auf der Gemarkung soweit zerstreut, daß an der völligen Zerreißung eines solchen Gutes nicht viel verloren ist, wenn die Gebäude dadurch nicht entwertet werden. Abgerundete Güter freilich sollten unbedingt gegen Zerstücklung geschützt werden, doch ist das eine Sache, die nicht hierher gehört.

Wenn nun schon in Gegenden, wo zum Bestande einer Wirtschaft eine ziemlich ausgedehnte Bodenfläche gehört, die Unteilbarkeit der Güter nicht unbedingt zu erstreben ist, so würde sie in Gegenden, die vorwiegend Handelsgewächse erzeugen, wo sich also der Feldbau mehr dem Gartenbau nähert, und ein sehr kleiner Besitz mehr abwerfen kann, als anderwärts ein großer, oder in Gegenden, wo irgend eine Industrie die Hauptteinnahmequelle der Bewohner bildet und die Landwirtschaft nur nebenbei betrieben wird, geradezu widersinnig sein, und von der Befugnis zur Errichtung unteilbarer Heimstätten würde in solchen Gegenden, wie man im deutschen Landwirtschaftsrate mit Recht befürchtete, niemand Gebrauch machen.

Kurz, für die Frage der Einführung von Heimstätten, die unteilbar und nach Anerbenrecht zu vererben sind, liegen die Verhältnisse in Deutschland so verschieden, daß sie sich zur reichsgesetzlichen Regelung überhaupt nicht eignet, sondern daß es der Landesgesetzgebung vorbehalten bleiben muß, hier das nötige zu bestimmen, wie dies ja für gewöhnliche Bauerngüter stellenweise bereits seit langer Zeit geschehen ist.

Es bleibt zu Gunsten des Riepenhausenschen Entwurfes also nur der Umstand anzuführen, daß er den Hinterbliebenen des verstorbenen Besitzers in

dem oben ausgeführten Falle einen Schutz gewährt, den die andern vorliegenden Vorschläge nicht bieten.

Stehen keine juristischen Bedenken entgegen, den Schneiderschen Entwurf dahin zu verbessern, daß die „Generalabrechnung" auf Antrag der Erben bis zum Erlöschen des etwaigen Nießbrauchsrechtes der Witwe oder bis zur Volljährigkeit des jüngsten Kindes (d. h. bis zum spätesten dieser beiden Termine) verschoben werden muß, so liegen keine zwingenden Gründe vor, außerdem noch ein besondres Heimstättengesetz zu erlassen.

Sonst ließe sich neben dem Schneiderschen Gesetz noch ein besondres Gesetz schaffen, das jedem Reichsangehörigen gestatten würde, einen gewissen, nicht allzu umfangreichen Liegenschaftsbesitz (einschließlich Inventar) als Heimstätte erklären zu lassen, mit der Wirkung, daß ein Zwangsverkauf ohne vorherigen Versuch der Zwangsverwaltung nicht stattfinden könnte 1. vor dem Tode des Besitzers, 2. vor dem Erlöschen des etwaigen Nießbrauchrechtes der Witwe, 3. vor der Volljährigkeit des jüngsten Kindes. Eine niedrigste Grenze für eine solche Heimstätte wäre nicht vorzuschreiben. Namentlich müßte es zulässig sein, daß sie nur aus einer Wohnung bestünde; die höchste Grenze dagegen wäre landesgesetzlich zu regeln. Sodann würde es sich empfehlen, die Zustimmung der Ehefrau oder der Vormundschaftsbehörde zu verlangen, wenn der Besitzer der Heimstätte veräußern, verkaufen oder wieder löschen lassen wollte.

Diese Behandlung der Sache würde den Vorteil haben, auch andern Ständen die Wohlthat des Heimstättenrechtes zugänglich zu machen, und es wäre namentlich zu erwarten, daß der Handwerkerstand reichlich Gebrauch davon machen würde. Übrigens müßte das Gesetz, da es auch auf nicht landwirtschaftlich benutzten und somit dem Schneiderschen Gesetz nicht ohnehin unterliegenden Besitz Anwendung finden würde, die Schneiderschen Verschuldungsbeschränkungen nochmals in sich aufnehmen.

Noch ist die Möglichkeit zu erwägen, daß man es scheuen könnte, nach dem Schneiderschen Vorschlage ein für allen landwirtschaftlich benutzten Besitz geltendes Gesetz zu erlassen. Auch für diesen Fall könnte das eben vorgeschlagene — das sich ja auch von den Vorschlägen der Referenten des deutschen Landwirtschaftsrates nicht sehr weit entfernt — Geltung behalten. Selbstverständlich kämen in jedem Falle noch verschiedne nebensächliche Bestimmungen in Betracht, wie sie auch im Schneiderschen Entwurfe enthalten sind, doch würde es zu weit führen, hier noch auf diese einzugehen.

Wie schließlich von der öffentlichen Meinung und den maßgebenden Kreisen entschieden werden wird, läßt sich heute noch nicht im geringsten voraussagen*),

*) Soeben wird bekannt, daß die landwirtschaftliche Zentralstelle im Großherzogtum Hessen nach den dortigen Verhältnissen die Errichtung von Heimstätten nicht für zweckmäßig befunden hat. Ob damit auch die Schneiderschen Vorschläge verworfen werden sollen, ist bis jetzt nicht ersichtlich.

aber daß die Sache nicht ganz im Sande verlaufen wird, darf man, wie Schneider zum Schluß seiner Broschüre mit Recht bemerkt, doch hoffen. Und wenn nur überhaupt etwas zu stande kommt, und von den Einzelheiten des Riepenhausenschen Entwurfes, wie zu vermuten, auch gar nichts bestehen bleibt, so darf doch nicht vergessen werden, daß ihm der Ruhm zukommt, den ersten kräftigen Anstoß zur Erwägung der Frage gegeben zu haben.

Rodbertus als Nationalökonom und als Politiker

2

Als Politiker war Rodbertus, um es kurz zu sagen, großdeutscher Demokrat, das Wort Demokrat in seinem edelsten Sinne genommen, denn eine Pöbelherrschaft konnte ein so hochgebildeter und feiner Geist selbstverständlich nicht anstreben. Der erste politische Aufsatz der Sammlung ist ein offenes Schreiben an seine Wähler aus dem Anfange des Jahres 1849. Am 8. November 1848 war die preußische Nationalversammlung vom König nach Brandenburg verlegt und bis zum 27. vertagt worden. Die Mehrheit widersetzte sich dieser Verfügung und beantwortete die angedrohte Sprengung mit der Steuerverweigerung. Am 5. Dezember löste der König die Versammlung auf und verkündigte aus eigner Machtvollkommenheit eine Verfassung. Rodbertus hatte sich allen Schritten der protestirenden oder vom Regierungsstandpunkte aus betrachtet rebellirenden Linken angeschlossen und rechtfertigt nun in diesem Schreiben sein Verhalten vor seinen Wählern, denen er sich für die Neuwahl wieder als Kandidaten empfiehlt. Die vom König erlassene Verfassung unterwirft er einer seiner Ansicht nach vernichtenden Kritik. Die Anschauungen, die er hier entwickelt, gelten heutzutage als überwunden; jedenfalls sind sie vergessen und werden kaum noch verstanden. Aber wenn sie auch irrig sind, so gereicht ihm das doch nicht zur Unehre, denn er teilte aus edler Begeisterung entspringende Irrtümer mit vielen der Besten im Lande. Nur ein paar Stellen wollen wir anführen, aus denen man ersehen mag, wie bescheiden unsre heutigen Liberalen im Vergleich mit diesem pommerschen Junker sind. „Das Recht der Vereinbarung — sagt er, indem er sich von der Rechtfertigung der Steuerverweigerung zur Beleuchtung der neuen Verfassung wendet — ist dem Volke genommen, die Verfassung einseitig von der Krone gesetzt. Wer wird sich

täuschen lassen durch die vorbehaltene Revision dieser Verfassung von Abgeordneten, welche durch eben diese Verfassung bestellt werden? Wer kann in diesem trostlosen Zirkel noch das Recht des Volkes zur Vereinbarung erkennen? Und wer, der gutmütig genug ist, in diesem Vorbehalt noch den Schein eines Vereinbarungsrechts zu erblicken, kann leugnen, daß um so unermeßlich viel, als das Vereinbarungsrecht an Gehalt dadurch verloren hat, um so unermeßlich viel doch noch wieder die Vereinbarung selbst an Schwierigkeit gewonnen hat? Daß, wenn auch diese Revision noch den Schatten eines Vereinbarungsrechts in sich tragen sollte, die Vereinbarung selbst zwischen dreien, zwischen der Krone und den beiden Kammern unendlich viel schwieriger werden wird, als sie zwischen zweien, zwischen der Krone und der Nationalversammlung gewesen wäre? [Das Herrenhaus wird im folgenden als eine ganz verwerfliche Einrichtung dargestellt.] Die Verfassung ist einseitig von der Krone gesetzt, ihre Revision nun unendlich schwieriger geworden, als es ihre bisherige Vereinbarung war, und dennoch hat sie nicht einmal den Wert einer oktroirten Verfassung! denn sie wird noch nicht von den Staatsbeamten beschworen, das Heer soll noch nicht auf sie vereidigt werden. Sie soll zwar dem Rechte des Volkes auf Vereinbarung der Verfassung ein Ende machen, sie soll zwar als Gesetz gelten, um darauf Abgeordnete zu ihrer eignen Revision zu wählen, aber sie soll nicht als ein Gesetz gelten, das fortan auch dem Volke die Bürgschaft des Eides von seiten der Werkzeuge der Exekutivgewalt giebt. Die Verfassung ist oktroirt, soweit sie dem Volke sein Recht nimmt, sie ist nicht oktroirt, soweit sie ihm eins der wichtigsten Rechte geben sollte, die Bürgschaft, sicher zu sein vor den Dienern der Exekutivgewalt. Vor so schreienden Rechtsgebrechen würde der übrige Inhalt der Verfassung zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, wenn er auch noch so vortrefflich wäre. Er ist es aber nicht." Siebenerlei wird daran getadelt, namentlich, daß der Volksvertretung weder die Steuerbewilligung zugestanden werde, noch das Recht, die Minister wegen Etatsüberschreitungen zur Rechenschaft zu ziehen, und daß nach Artikel 110 (in der revidirten Verfassung von 1850 Artikel 111) „für den Fall eines Krieges oder Aufruhrs die Artikel 5, 6 u. s. w. der Verfassungsurkunde zeit- und distriktsweise außer Kraft gesetzt werden können." Rodbertus meint: „In der Auslegung des Begriffes von Aufruhr wird die Exekutivgewalt immer ihre guten Gründe haben, lax zu sein, und es hängt also der Bestand der persönlichen Freiheit, der Unverletzlichkeit der Wohnung, des Rechts auf den gesetzlichen Richter, der Freiheit der Presse, des Versammlungs- und Vereinigungsrechts verfassungsmäßig von solcher laxesten Auslegung ab." Er behauptet, „solange nicht die verbrieften Zusicherungen selbst absoluter christlicher Könige auf den Wert von Worten orientalischer Fürsten und des Altertums herabgesetzt werden sollen," habe das preußische Volk auf Grund des königlichen Patents vom 18. März, des Aufrufs vom 21. und der Erlasse

vom 22. und 28. März 1848 gesetzlichen Anspruch auf folgende Stücke: „Freiheit der Presse, Sicherstellung der persönlichen Freiheit, freies Vereinigungs- und Versammlungsrecht, Unabhängigkeit des Richterstandes, Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes, der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Dominialpolizei, öffentliche und mündliche Rechtspflege mit Schwurgerichten in Strafsachen und insbesondre für alle politischen und Preßvergehen, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiösen und Glaubensbekenntnisse, allgemeine Bürgerwehrverfassung mit freier Wahl der Führer, ein volkstümliches, auf Urwahlen gegründetes, alle Interessen des Volkes vertretendes Wahlgesetz, beschließende Mitwirkung der Volksvertretung in der gesamten Gesetzgebung und im Staatshaushalt in einfacher Majorität, Verantwortlichkeit der Minister Mitwirkung Preußens zur Umwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat mit wahrhafter Volksvertretung beim Bunde." Die meisten und wichtigsten dieser Forderungen sind ja nach und nach erfüllt worden.

Die übrigen vier politischen Artikel stammen aus dem Jahre 1861 und sind sämtlich unterzeichnet: Rodbertus, v. Berg, L. Bucher. Doch scheinen sie des Rodbertus alleiniges Werk zu sein, wenigstens sagt der Herausgeber nichts darüber, daß Lothar Bucher, dem er einen dieser Aufsätze und den im Anhange mitgeteilten offnen Brief Mazzinis verdankt, sich ihm gegenüber als Mitverfasser bekannt hätte. Mazzini hatte in einem an K. B. (jedenfalls Karl Blind) gerichteten und am 14. Februar 1861 im Popolo d'Italia veröffentlichten Briefe die Deutschen aufgefordert, den Italienern zur Erlangung Venetiens behilflich zu sein. Die wahre Gefahr, führt er aus, liege darin, daß die nach Freiheit ringenden Völker sich unter den Schutz Napoleons flüchteten, der das Nationalitätsprinzip für seine persönlichen und dynastischen Zwecke ausnütze. „Wenn wir uns eines schönen Morgens, nach vielfach unterbrochnen und isolirten Siegen, endlich unsrer Stärke bewußt werden, so werden wir uns dem vergrößerten Kaiserreiche gegenüber finden. Bricht dieser Tag an, so braucht der Kaiser nur zum Zaren zu sagen: »Konstantinopel ist dein!« um sich zum absoluten Herrn von West- und Süd- [Mittel-?] Europa zu machen. Wie kann man diese Gefahr abwehren? Offenbar nur, indem man das Kaiserreich isolirt und die Aktion des Bonapartismus eingrenzt; indem man Europa als junge und starke Einheiten [?] reorganisirt, gemäß den nationalen Tendenzen, im Namen der Völker und durch die Völker. Helft uns daher die Einheit Italiens gründen! Das Mittelmeer wird dann ein europäischer, nicht ein französischer See werden; und im Süden werdet ihr eine stärkere Verteidigungslinie haben, als es der Mincio ist. Ihr fürchtet sicher nicht, daß Italien jemals über die Alpen dringe, um euch anzugreifen. Euer Mißtrauen richtet sich gegen Frankreich. Und ihr müßt ihm mißtrauen, solange ihr ein schwaches Italien habt, das selbst der Invasion oder den Verführungen einer Zusage militärischer Unterstützung zugänglich ist. Ein in sich

starkes Italien ist eure beste Verteidigung. Helft Polen rekonstituiren und auf den Trümmern des türkischen Reiches eine slawisch-rumänisch-hellenische Konföderation gründen! Ihr werdet dann nicht mehr die Einmischung und Überwucht Rußlands zu fürchten haben. Überlaßt den österreichischen Kaiserstaat der Verurteilung, welche Gott und die Menschen gegen ihn ausgesprochen haben: dann werdet ihr an der Donau Verbündete und nicht, wie heute, Feinde haben. Löscht von der Stirne Deutschlands das schwarze Mal, das Österreich ihm aufgedrückt, indem es die Söhne Hermanns und Luthers vor Europa als Soldaten des Despotismus bloßstellt. Die Völker werden euch dann in Eintracht und Liebe umgeben. Vor allem, arbeitet an der Gründung eurer nationalen Einheit durch das Volk. Gebt der Asche Schillers ein Vaterland! Laßt uns unsre Einheit vervollständigen, und gründet ihr die eure. Um eine Nation zu sein, brauchen wir Rom und Venedig: helft uns durch den einstimmigen Ausdruck der öffentlichen Meinung das erste emanzipiren; trennt euch von Österreich in dem unvermeidlichen Kampf, der wegen des zweiten zwischen ihm und uns entbrennen wird."

Die drei deutschen Männer bekämpfen diesen Aufruf in vier Flugschriften, deren Überschriften lauten: Erklärung; Seid deutsch!; An Mazzini; Was sonst? Sie sagen, oder Rodbertus sagt, alle übrigen Völker wendeten bald das Nationalitätsprinzip an, bald verleugneten sie es, je nachdem ihr Interesse das eine oder das andre heische. „Wollen die Deutschen sowohl das Prinzip gegen sich gelten lassen wie jede Ausnahme? Wenn die Pflicht, ein von unsern Vorvätern mit dem schwerern deutschen Pfluge gewonnenes Erbe den künftigen Geschlechtern zu erhalten, wenn diese Pflicht uns befiehlt, das Gebiet zu behaupten, dessen das deutsche Volk bedarf, um seine durch die Religionskriege aufgehaltene welthistorische Arbeit zu vollziehen, so gebietet ein berechtigter Stolz, daß wir uns vorbehalten, zu bestimmen, wann und an wen wir herausgeben wollen, was wir entbehren können. Es ist eine nicht der Antwort zu würdigende Zumutung an ein Volk von 47 Millionen, sich von einem Meere verdrängen zu lassen. Es ist Leichtsinn, Täuschung und geflissentliche Mißachtung ausdrücklicher Erklärungen, zu glauben, daß die Italiener, wenn sie einen Teil erhalten, sich ihrer Prätensionen auf den Rest des Uferrandes begeben würden. Wie die Herrschaft eines deutschen Stammes in Venetien die Sicherheit und das Gewicht von ganz Deutschland erhöht, so würde ganz Deutschland von dem Verlust betroffen werden." Man solle sich nicht von liberalen Zeitungen, die Mazzini beipflichteten, irre führen lassen, sondern sich „aus träger Gewohnheit des Denkens losreißen." Was damit gemeint sei? „Es soll heißen, daß ihr die Zeitungen nicht zu euern Propheten machen sollt, daß, wer den Autoritäts- und Formelglauben auf andern Gebieten verleugnet, sich nicht damit lächerlich machen soll, ihn in der »liberalen« Politik wieder aufzurichten, daß, wem Glaube ein Bedürfnis ist, den Inhalt anderswo her-

nehmen soll, als von einem anonymen Wir. Was immer in der Zeitung steht, ein Mensch hat es geschrieben, hätten ihn auch mehrere beraten — ein einzelner Mensch, der vielleicht seine Sache versteht, vielleicht auch nicht; vielleicht von Vaterlandsliebe bewegt ist, vielleicht von Leidenschaft oder Eigensinn; vielleicht von Scheu, einen Irrtum zu gestehen, vielleicht von schimpflichern Antrieben; vielleicht Kraft und Leben setzt an den Kampf für die Wahrheit, die er erkannt, vielleicht euch behäbig vorplaudert, was ihr gern hört; vielleicht euch sagt, was er selbst gedacht, vielleicht nur verzapft, was ihm eingetrichtert worden; der vielleicht ein Herz im Leibe hat, vielleicht nur eine Disputirmaschine; vielleicht eurer »Nationalität« ist, vielleicht nicht; auf den glänzenden Blättern unsrer Vergangenheit vielleicht die Thaten von Ahnen liest, als deren Enkel er sich zu bewähren, vielleicht die Thaten von Unterdrückern, an deren Enkeln er Rache zu nehmen hat; der vielleicht seine Brust nährt mit dem Odem, der in unsern Eichen weht, vielleicht seine Sinne gegen des Tages Licht und Luft ertötet hat in dem parfürmirten Gestank des Bonapartismus." Nationalitätsprinzip! ruft er weiterhin aus, „ekelt nicht dem unverdorbnen Sprachgefühl schon vor dem Worte? Klare Gedanken, reine Sprache; reine Sprache, klare Gedanken; deutscher Sinn, deutsches Wort! Und dieses Ungetüm, zusammengeflickt aus zwei geborgten Fetzen! Befragt eure Vordenker um eine wissenschaftliche Erklärung! Besteht auf eine Antwort, ehe ihr in der Erörterung weiter geht. Sagt ihnen, daß den Italienern allerdings das Dogma von den Nationalitäten paßt [für die es die Vertreibung fremdgeborner Dynastien, Abrundung ihres Gebiets, Sicherung ihrer militärischen Grenzen, Beherrschung aller ihrer Handelswege bedeute]. Hat aber das Wort Nationalität für andre denselben Inhalt? Muß, was von den Italienern wahr sein mag, die einen Dante, Macchiavelli, einen Michel Angelo und einen Vico geboren, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Pfleger der Kultur gewesen, die das Andenken an eine zweimalige Weltherrschaft wie einen Schatz und eine Saat noch heute still und stark im Herzen tragen — muß das auch von Völkern wahr sein, die nichts gethan als ihren Kukuruz zu essen?" Wenn die Deutschen sich als Deutsche fühlten, so würde der Instinkt ihnen sagen, was dazu gehörte, die von den Vorfahren ererbten Güter zu erwerben, „was dazu gehört, sie zu behaupten. Er wird euch den gesunden Egoismus geben, den der Einzelne verleugnen mag, aber mit dem ein Volk sich seiner Unsterblichkeit begiebt. Er wird euch den Stolz des Blutes geben, den die andern haben und der sie fordern macht, was unser ist. Traurig genug, daß die Deutschen auf dem Markte verhandeln müssen, worüber die andern sich mit einem Blinzeln verständigen."

Wir sind, heißt es weiter, ein kolonisirendes Volk. „Wir haben in unsern Kolonialerwerbungen nicht die Ureinwohner mit Branntwein und den Pocken »von dem Antlitz der Erde hinwegverbessert,« noch durch Prokonsuln aus-

gesogen, noch ihnen auf zweiundzwanzig Manieren die Steuern abgefoltert. In der Lausitz, in Schlesien, Pommern, den deutschen Ordenslanden haben wir sie vor Jahrhunderten von der Leibeigenschaft befreit, mit der Rußland heute noch ringt. Überall haben wir sie in unsre Rechtszustände als Brüder aufgenommen. Österreich ist in der Arbeit um einige Menschenalter gegen Preußen zurück. Absonderliche Logiker, die norddeutschen Liberalen, die gegen Österreich poltern um dessen willen, was sie in Preußen als das Verdienst der Hohenzollern feiern! Wollt ihr das deutsche Volk dafür strafen, daß die Habsburger eine schwierigere Aufgabe ungeschickter angegriffen haben? Wollt ihr jetzt diese Arbeit des Kolonisirens aufgeben, weil es den Fremden so in ihre Pläne paßt? Wollt ihr den in einem entwickelten, arbeitsamen Volke natürlichen und berechtigten Drang nach Ausdehnung in euch ersticken, während er in Romanen und Slawen künstlich erregt und zur Leidenschaft gestachelt wird? Wollt ihr euch von dem Adriatischen Meere verdrängen lassen? Das Zwilrecht giebt dem Grundbesitzer einen Weg über des Nachbarn Äcker, um an die Heerstraße zu gelangen, und die Staatsgewalt schützt ihn darin. Meere sind die Heerstraßen der Völker, und Völker haben sich selbst zu schützen. Ihr wollt euch verdrängen lassen in dem Augenblick, da die alten Handelswege nach dem Morgenlande wieder betreten werden, da vielleicht in einigen Jahren der Kanal der Pharaonen und Khalifen wieder Schiffe trägt? Gewiß fand der deutsche Handel seinen Weg über Triest, solange Triest die schwache neutrale Republik Venedig und ein österreichisches Kroatien zu Nachbarn hatte. Aber ebenso gewiß würde der Weg nicht lange sicher sein zwischen einem „starken" Italien und einem von Deutschland losgerissenen Ungarn. Warum sind die Fremden gerade jetzt so versessen darauf, uns klein zu machen? Weil sie besser als wir selbst bemerken, daß wir gerade dabei sind, die harmonische Entwicklung unsrer geistigen und materiellen Kraft da wieder aufzunehmen, wo sie durch die Religionskriege unterbrochen ward, daß wir auf dem Wege zur realen Einheit weiter sind, als je im Laufe unsrer ganzen Geschichte, daß sich endlich aus dieser realen Einheit die formale Einheit, die staatliche Form mit Leichtigkeit entwickeln wird."

„Um Venetien besteht zwischen den beiden Völkern ein verhängnisvoller Konflikt, ein Konflikt, wie die antike Tragödie ihn zu behandeln liebte. Sagt nicht, der Teil sei schuld, jener Teil sei schuld. Das Verhängnis ist schuld. Wird der Konflikt redlich vertagt, so mag er einst in Güte gelöst werden. Wenn wir erst versichert sind, was aus Frankreich, was aus Italien wird, wenn Worte wieder wahr und Grenzsteine wieder heilig geworden, so könnten in einem Abkommen nach dem Muster des Barrierentraktates das Sehnen der venetianischen Bevölkerung und die Bedingungen unsrer nationalen Existenz zumal befriedigt werden. Wenn ein Volk der Erde fähig ist, solchem Zwecke Opfer zu bringen, so sind wir Deutsche es. Aber heute bleiben die vier

Schlösser unsrer Thüre hängen. Daß, wenn die Italiener die Freiheit gewonnen, ihr keine Gefahr aus dieser Thüre drohen soll, dafür bürgt ihnen, daß Österreich des Rückhalts am deutschen Volke nicht entbehren kann. Nahen sie uns aber mit falschen Worten oder drohender Geberde, nahen sie uns, indem ihr König erklärt, daß Frankreich und Italien, zwischen denen eine Gemeinschaft der Rasse, der Traditionen und der Sitten bestehe, auf den Feldern von Magenta und Solferino ein Bündnis enger geschürzt haben, dessen Bande unauflöslich seien, und indem ein Bevollmächtigter Bonapartes erklärt, daß Italien dem Kaiser, der uns bedroht, »ein Heer von 300000 Mann zur Seite stellen wolle,« so rufen wir ihnen mit ihrer größesten einem, mit Dante zu: Wisset, daß auch, was durch Gottesurteil der Waffen gewonnen wird, ehrlich, von Rechts wegen gewonnen ist."

In dem offnen Briefe an Mazzini beschuldigt er diesen, daß es ihm keineswegs, wie er vorgebe, um einen „freien Bruderbund" gleichberechtigter Völker, sondern um eine neue Weltherrschaft Italiens zu thun sei. Wenn er so denke, warum spreche er es nicht offen aus, wie es seinem wahrheitsliebenden Charakter entsprechen würde? „Warum hat Ihre Presse den Kroaten, mit dem italienische Mütter bis vor zwei Jahren die Kinder schreckten, mit bewunderungswürdiger Disziplin auf einmal unter dem höchst achtbaren und höchst unklaren Namen Südslawen untergebracht? [Es ist vielleicht nicht unnütz, wenn wir auf diese Weise einmal daran erinnert werden, von wem und bei welcher Gelegenheit diese interessanten Nationalitäten erfunden worden sind.] Warum nähren Sie durch Aufrufe Ihrer Agenten in ihm die Anmaßung, daß er berufen sei, den Deutschen zu ersetzen, den Sie aus Ungarn verdrängen wollen, wohin die Bevölkerung ihn rief, sie von den Türken und von der eignen Anarchie zu erretten, berufen, den Magyaren zu absorbiren, den Sie doch wohl, wie den Osmanen, als einen in Europa kampirenden Eindringling betrachten?"

Die Flugschrift „Was sonst?" war eigentlich ein gegen die Bestrebungen des Nationalvereins gerichteter Wahlaufruf und enthielt „ein deutsches Programm." Die Unterzeichner fordern: „Rückkehr zu der Idee eines Bundesdirektoriums, in welchem Preußen und Österreich geborne Mitglieder sind, das dritte Mitglied von den Fürsten auf Zeit gewählt wird, mit wechselndem Vorsitz und Wechsel des Vorortes zwischen Wien, Berlin und Frankfurt; neben einem Oberhause, sei es Fürstentag, sei es Staatenhaus, eine Volksvertretung; ein Bundesgericht." Diese Triasidee war bekanntlich schon früher aufgetaucht und u. a. auf den Dresdner Konferenzen (1850—1851) von Baiern vorgeschlagen worden.

Gegen die Einigung Deutschlands nach dem Vorbilde Italiens, auf das die Kleindeutschen hinschauten, spricht sich Rodbertus umso entschiedner aus, als das kleindeutsche Programm in einem sehr wesentlichen Stücke das gerade

Gegenteil des italienischen war, indem die Italiener jeden Winkel, wo italienisch gesprochen wird, annektiren, die Kleindeutschen dagegen ganze große kerndeutsche Länder aus Deutschland ausschließen wollten. Ein Fürst, schreibt er, „soll unser Vorbild sein, der seine Soldaten des Nordens monatlich eintausend seiner annektirten Unterthanen des Südens niedermachen läßt, der eine Stadt, die er seine Hauptstadt nennt, von dem einen Gönner mit Abtretung seines Stammlandes, und wenn der andre Gönner [England] dies nicht zugiebt, mit »thätlicher Mitwirkung gegen den Rhein und den Orient« zu erkaufen hat. Re galantuomo! sagt der italienische Einheitler mit verbißnem Lachen, wiederholt der deutsche mit andächtigem Gemüte. Von den glatten Schülern Machiavellis sollen wir Rat nehmen, die einer den andern so meisterlich hintergehen, die, so sagt ihr, den Befreier eines Tages so ergötzlich prellen werden, und die den Vetter Michel natürlich in ihre innersten Gedanken sehen lassen."

„Wenn ihr einmal den Italienern folgen wollt, so folgt ihren Thaten, nicht ihren Worten. Sie wollen den Einheitsstaat, nicht mehr, nicht weniger. Ihr wolltet von Griechenland ein faktisches Verhältnis übertragen, das Griechenland zu Falle gebracht, die Hegemonie? Sie arbeiten mit einer Gewalt des Fanatismus und einer Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel, die noch Staunen erregen, auch wo die Achtung schon aufgehört hat. Ihr wolltet, was 1785, 1806 und 1849 mißlungen, mit »gesetzlichen Mitteln« und energischem Zweckessen zu stande bringen? Sie verlangen mit Ungestüm nicht nur Venetien, sondern den letzten Stammesgenossen bis nach Dalmatien, bis tief in »ihre Alpen« hinein für ihren nationalen Einheitsstaat. Ihr wolltet vierzehn Millionen Deutsche aus dem euren herausdrängen oder günstigsten Falls »beiseite liegen lassen«? Sie wollen erst ihr Gebiet umhegen, dann anbauen. Ihr wolltet erst den Staat einrichten, dann seine Grenzen suchen? Sei doch ganz italienisch, wer nicht ganz deutsch sein kann! Die Polen wissen das Beispiel und den Rat der Italiener besser zu befolgen."

„Den deutschen Bund zu reformiren, ist notwendig, weil er ein Nothehelf des Augenblickes war und nur unter dem Vorbehalt der Entwicklung angenommen wurde. Die obenbezeichneten Reformen halten wir für erreichbar, ohne Anwendung von Gewalt von oben oder von unten. Das Direktorium der drei wäre nicht die Dreiteilung Deutschlands, so wenig zwei Konsuln Rom halbirt haben. [Da waltet denn doch ein kleiner Unterschied ob; die Konsuln hatten ja nicht verschiedne Ländergebiete zu verwalten; eher wären die Triumvirn zum Vergleiche heranzuziehen gewesen.] Wohl aber wäre der kleindeutsche Bundesstaat neben Österreich eine Zweiteilung Deutschlands und eine schlimmere als die Mainlinie, weil sie ein Drittel des deutschen Volkes unter Tschechen, Polen, Russinen, Magyaren, Kroaten und Slowaken in einer Überzahl von Köpfen würde untersinken lassen. Eine Geschichte, die wir nicht rückgängig machen können, hat einmal in Deutschland die drei Bestandteile

geschaffen, Preußen, Österreich und die Masse der kleinern Staaten, der letztere ebenso charakteristisch verschieden von den beiden erstern, wie diese unter einander. Die Gruppe der kleinern als ein berechtigtes Element anerkennen und ihr in einem festen Anteil an der gemeinsamen Obrigkeit für ganz Deutschland eine Bürgschaft geben, heißt sie von der Sorge, die beiden andern von der Eifersucht befreien. Des trostlosen Schachspiels überhoben, würden jene für die Interessen ganz Deutschlands den Ausschlag geben, diese, von der Wucht ganz Deutschlands getragen, in Eintracht ihre Aufgaben nach außen verfolgen. Daß die dritte Stimme stets auf Seiten Österreichs fallen würde, dürfen diejenigen am wenigsten einwenden, die Preußen die Kraft und den Beruf beilegen, ganz Deutschland moralisch oder sonstwie zu erobern."

Bei Beurteilung der damals vorliegenden Thatsachen macht sich Rodbertus eigentlich nur eines einzigen Irrtums schuldig: er überschätzt die Italiener. Die modernen Italiener haben von den alten Römern nichts geerbt als die tönenden Worte; sie sind zwar als Bundesgenossen nicht zu verachten, haben aber schlechterdings nicht das Zeug dazu, irgend jemandem furchtbar zu werden. Sie werden keine neue Weltherrschaft aufrichten, sie werden auch Österreich nicht vom Adriatischen Meere oder aus den Alpenpässen verdrängen; weder Triest und Dalmatien noch Welschtirol werden sie erobern. Der Mann, der wenige Monate später in Preußen an die Spitze getreten ist und mit gewaltiger Hand eingreifend dem Gange der Dinge eine andre Wendung gegeben hat, war damals noch so unbekannt wie seine Pläne; auch Rodbertus konnte also nicht wissen, daß dieser Mann den Mut haben würde, in dem gemeinten Sinne „ganz Italiener" zu sein, nicht mit Zweckessen, sondern mit Blut und Eisen Deutschland zu einigen, soweit es sich eben vorläufig einigen ließ, und solche Nothehelfe wie die Dreiteilung — die übrigens von 1866 bis 1870 in andrer Weise thatsächlich bestanden hat — unnötig zu machen. Der deutsche Charakter blieb unsrer Einheitsbewegung insofern gewahrt, als die kleinern deutschen Fürsten nicht durch illoyale Mittel vertrieben, sondern im offnen, ehrlichen Kampfe überwältigt und nach Anerkennung der notwendigen Neuordnung im Genuß ihrer angestammten Herrschaften gelassen und geschützt wurden. Gerade in dem wichtigsten Punkte freilich wurde das italienische Programm verlassen, aber der Erfolg hat die Bedenken, die Rodbertus gegen diese Abweichung erhoben hatte, eher gerechtfertigt als entkräftet. Nur die harte Notwendigkeit, wählen zu müssen zwischen einem versumpfenden und einem unvollständigen Deutschland, konnte die vorläufige Ausschließung der deutsch-österreichischen Provinzen rechtfertigen. Wir sagen die vorläufige, denn ein Blick auf die unnatürliche Südostgrenze unsers neuen Reiches und auf das herausgeschnittne Viertel, in dem vierzehn Millionen Deutsche — wohnten, jetzt aber leider, nach fünfundzwanzig Jahren, schon nicht mehr wohnen, reicht hin, die Überzeugung zu begründen, daß es sich hier nur um ein Pro-

visorium handelt. Das Provisorium mag einhundert, es mag zwei- oder fünfhundert Jahre dauern, aber diesseits wie jenseits der böhmischen Berge wohnt kein echter Deutscher, der sich entschließen könnte, es als Definitivum anzuerkennen. Ein Deutschland, das auf der Dachkante reitet, anstatt mit beiden Füßen fest und sicher auf seiner breiten natürlichen Grundlage, den Alpen zu ruhen, das ist noch nicht das wahre Deutschland, von dem unsre Dichter gesungen, für das unsre Helden ihr Blut vergossen, unsre Patrioten Gefängnis und Verbannung erduldet haben. Das Provisorium könnte gar nicht einmal durchgeführt werden, wenn unsre Staatsmänner nicht von dem Augenblick der Trennung an darauf bedacht gewesen wären, den amputirten Körperteil in etwas andrer Form sofort wieder anheilen zu lassen. Man braucht sich nur ein französisch-österreichisch-russisches Bündnis vorzustellen, um zu sehen, daß sich das neue deutsche Reich militärisch beinahe in derselben übeln Lage befindet wie das alte Preußen; erst durch das Bündnis mit Österreich wird unser Reich so gut wie unangreifbar. Und daß wir, eingeschnürt von einer russisch-österreichischen Zollgrenze, ersticken, wird uns täglich fühlbarer. Die Einigung der beiderseitigen Verteidigungslinien und Streitkräfte ist denn auch bei Zeiten von Bismarck gesichert worden, und die Einigung der beiderseitigen Wirtschaftsgebiete, wodurch uns auch das Thor zum Morgenlande weiter geöffnet würde, werden wir hoffentlich binnen kurzem erleben. Dann wird es vielleicht auch möglich sein, den verhängnisvollen Prozeß zum Stillstande zu bringen, dem unsre deutschen Brüder in Österreich, wie Rodbertus richtig vorausgesagt hat, vorläufig zum Opfer fallen. Als politische Macht sind sie schon so gut wie untergesunken in der slawischen Mehrheit, und an Kopfzahl haben sie bereits eine ganz bedeutende Einbuße erlitten.

In einer Zeit, wo die sozialen Ideen des Rodbertus zu wirken beginnen, hat das Publikum Anspruch darauf, den Mann ganz und von allen Seiten kennen zu lernen; um deswillen glaubten wir auf seine politischen Ansichten näher eingehen zu sollen. Übrigens hat sich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veranlaßt gesehen, eine der Kundgebungen gegen Mazzini, die „Erklärung," am 28. August 1887 abzudrucken. Doch hieße es den Raum dieser Blätter ungebührlich in Anspruch nehmen, wenn wir auch noch Auszüge aus der Antwort Mazzinis geben wollten, so bedeutend auch ihr Inhalt und so glänzend ihre Sprache ist.

Ein Verſuch zu einem nationalen Epos

Von Reichsgerichtsrat Julius Schaper

Deutſchland, lange mißachtet, hat ſich durch ſeine erfolgreiche Erhebung im Jahre 1870 zu dem Berufe emporgeſchwungen, den die Kaiſerproklamation in ſchlichten Worten zeichnete: zu dem Berufe, ein mächtiger Hort und Hüter des Friedens, der Wohlfahrt, der Freiheit und der Geſittung zu bleiben. Welche Wucht dieſen Worten beiwohnt, wiſſen die aus eigner Erfahrung, die das vergebliche Ringen des Vaterlandes im Jahre 1848 und darnach den Rückfall in äußerſte Ohnmacht erlebt haben. In wunderſamem Glanze aber erglühen dieſe Worte bei dem Rückblick auf vergangne Jahrhunderte.

Deutſchland hat ſich den Beruf nicht völlig neu errungen, es hat ihn wieder gewonnen, freilich in veränderter Geſtalt. Große Kaiſer haben ihm ehedem in weiteſter Ausdehnung gedient. Denn trotz aller Zuthaten des Ehrgeizes und der Herrſchſucht ruhte doch die ſittliche, alſo die weltgeſchichtlich bedeutſame Grundlage ihrer Machtſtellung auf dem Gedanken, daß die höchſten Güter der Chriſtenheit dem Schutze durch zwei Schwerter, daß ſie der geiſtlichen Fürſorge des Papſtes und dem weltlichen Arm des römiſchen Kaiſers deutſcher Nation anvertraut ſeien.

Dieſe Weltanſchauung herrſchte in den glorreichen Tagen Friedrichs des Rotbarts, die dem innern Leben unſrer Vorfahren jenen mächtigen und nachhaltigen Aufſchwung verliehen, der ſich in den herrlichſten Kunſtſchöpfungen verewigt hat. Noch aber war das Haus der Staufer nicht erloſchen, als Deutſchland ſeinem Berufe untreu zu werden begann. Trotz der Anſtrengungen ſpäterer Herrſcher fiel es bald aus Zerrüttung in Zerrüttung. Kein Jahrhundert, das nicht blutigſte Auseinanderſetzungen geſehen hätte; keineswegs nur unter Machthabern, Fürſten und Herren; zahlloſe Städte hallten von dem Lärm der Bürgerwaffen wieder, auch Stadt und Land lagen oft in Fehde. So in Schwaben wie in Baiern, in Thüringen wie in Sachſen, im Elſaß und in Lothringen wie den Rhein entlang. Unaufhörlich wechſelte der Anlaß zu erbittertem Streit, mochte es ſich um religiöſe, um politiſche, um ſoziale, um nachbarliche Angelegenheiten handeln, um Familienzwiſt oder ähnliches. Unaufhaltſam ſank das Anſehen im Auslande. Ein Grenzſtrich der Heimat

nach dem andern ward ihr entrissen. Der Gedanke, daß Deutschland als Gesamtheit noch einen Beruf innerhalb Europas beanspruchen dürfe, verfiel zuletzt der Lächerlichkeit, ja der Verfolgung.

Die Lebenskraft rettete sich allerdings in einzelne größere Staaten; doch leider nur, um fortgesetzt wieder in gegenseitigen Kämpfen erprobt zu werden. Selbst die durch den Beistand des mitleidenden Auslandes siegreichen Freiheitskriege: boten sie nicht bis in die Schlacht bei Leipzig hinein Kämpfe von Deutschen gegen Deutsche? Und war es 1866 anders?

Schier wie ein Wunder traf es daher die Mitlebenden, als im Juli 1870 die dem König Wilhelm von Preußen in Ems durch Frankreichs Regierung angethane Beleidigung sofort in Deutschland als eine dem gemeinsamen Vaterlande und jedem seiner Söhne zugefügte Schmach empfunden wurde. Darin trat mit blitzartiger Gewalt die Wirkung der nicht hoch genug zu preisenden Maßnahmen der Versöhnung zu Tage, die der König auf den Rat Bismarcks nach dem Kriege von 1866 in allen Richtungen ergriffen und aufs vortrefflichste durchgeführt hatte.

Nicht minder tiefgreifend zeigte sich alsbald der Einfluß der unvergleichlichen Kriegsführung und Staatsleitung auf das weitere Erstarken des Einheitsgefühls.

Durch die Schlachten bei Weißenburg, Wörth und Spichern wurden die Armeen Frankreichs vom Rhein weggedrängt. Was den Berichten darüber allenthalben einen unnennbaren Reiz verlieh, war die Einsicht in die gewaltigen Erfolge des einträchtigen Zusammenwirkens der heimatlichen, gleichmäßig kriegstüchtigen Stämme. Die vollendete Zuverlässigkeit der amtlichen Kriegsnachrichten gedieh schnell zur allgemeinen Überzeugung. Aller Augen lagen nun auf den Karten. Aus den Regimentsbezeichnungen wurde Weg und Steg und jede Kampfbeteiligung für die einzelnen Länder und Landesteile ohne weiteres erkennbar. Begierig gelesene Mitteilungen vom Kriegsschauplatze traten hinzu, sowohl in der Tagespresse, als auch in zahlreichen andern Veröffentlichungen. Allmählich bemächtigte sich ein Gefühl gegenseitiger Anerkennung und Begeisterung der Landsmannschaften für einander — aller für alle ohne Ausnahme —, dergleichen nie zuvor erhört war. So im Felde wie daheim. Hier entwickelte sich eine rastlose Thatkraft und Opferfreudigkeit, ein Wetteifer aller Stände, Alter, Geschlechter, ohne Unterschied des Glaubens oder der Glücksumstände, belebend, erhebend und nimmer ermüdend.

Infolge der Schlacht bei Sedan verbreitete sich die Hoffnung auf einen nahen Frieden fast allgemein. Erst die überraschend großartigen und einheitlichen Anstrengungen der Republik verhalfen der Überzeugung zum Durchbruch, daß der Krieg weit mehr bedeute, als ein verfehltes Rettungsmittel der Dynastie Napoleon, daß es sich vielmehr für die Franzosen als Nation um die Erhaltung lange gepflegter Vorrechte im Völkerverkehr handle.

Zu weitern Einsichten führten zahlreiche Veröffentlichungen, die den Namen Bismarcks trugen. Schon beim Beginn des Krieges waren sie höchst einflußreich geworden. Jedes seiner Worte wurde durch das allgemeine Vertrauen getragen. Mehr und mehr ergaben sich überraschende Aufschlüsse über die Stellung der auswärtigen Mächte. Keine von ihnen wagte diesmal, sich in den Kampf zu mischen oder ernstlich in die Friedensverhandlungen einzugreifen. Da erstarkte zusehends die Überzeugung, daß sich Deutschland nur fest zusammenzuschließen habe, um sich vor jeder Gefahr von außen her fortan schützen zu können. Wie eine Naturnotwendigkeit vollzog sich nunmehr die Herstellung des neuen Reiches.

Bismarck hat es vermocht, dessen Neubau sicher zu gründen und ihn für alle Beteiligten wohnlich einzurichten. Niemals in der Weltgeschichte ist eine ähnliche Bildung in gleichem Umfange der innersten Volksseele entsprossen.

Dasselbe gilt von der Übertragung der Krone auf das Herrschergeschlecht, dem der Leiter des Ganzen, die Führer einzelner Armeen und größerer Heeresteile angehörten, und das bereits im Laufe der Jahrhunderte mutigste und aufopferndste Anstrengungen gemacht hatte, um den Namen der Deutschen in Ehren zu erhalten, darnach ihn wieder zu Ehren zu bringen.

Alle Zeitgenossen standen unter dem Zauber des Bewußtseins, ein weltgeschichtliches Ereignis ersten Ranges zu erleben. Jeder war beglückt, in bescheidenster Weise mitwirken zu können. Vermöge des Glanzes der Eintracht und ihres Segens überstrahlte das Morgenrot einer neuen Zeit alle Weiten der Vergangenheit. Trotz herber Verluste und schwerer Erschütterungen blieb die Stimmung in einer Weise gehoben, als entfaltete sich eine wunderbare Dichtung von Tag zu Tag fesselnder und lebensvoller.

Sollte es nicht möglich sein, ein in sich geschlossenes, treues Bild der Erhebungstage den Nachkommen zu überliefern? Echt müssen die Farben sein. Darum wendet sich der fragende Blick unwillkürlich zu der Darstellungsform, der die Bestimmung innewohnt, weltgeschichtlich bedeutsame Begebenheiten in dichterischer Abrundung vor Augen zu führen: zum Epos.

Aber nicht zum Heldenepos im engern Sinne, das einen Einzelnen um seiner Thaten willen über die Zeitgenossen erhebt. Huldigungen solcher Art würde niemand ernster abgelehnt haben, als der verehrungswürdigste Held unsrer Zeit, als König und Kaiser Wilhelm I. In der Tiefe seines Gemütes herrschte in unverwirrbarer Klarheit der Wille, nach bestem Vermögen und mit allen Kräften seine Pflicht vor Gott und dem Vaterlande zu erfüllen. Er meinte damit nicht im mindesten etwas besondres zu leisten. Der Adel seiner Seele setzte bei jedem andern für seinen Pflichtenkreis die gleiche Gesinnung, die gleiche Thatkraft voraus. In diesem Sinne allerdings erscheint er wie ein leuchtendes Vorbild des Heldentums der Neuzeit, das sich nicht mehr im Speerwerfen, im Lanzenstechen und im Zweikampf bethätigt, wohl aber in der Entschlossenheit, Gut und Blut und Leben zu lassen, nicht zum

eignen Ruhm, sondern zum Besten der Brüder. Ein vollwichtiges Wort war es, wenn der König seine Mitkämpfer bis zum geringsten Soldaten hinab als Waffenbrüder begrüßte. Unübersehbar ist aber auch die Fülle von Einzelzügen hochherziger Tapferkeit und Treue. Nichts berührt dabei so wohlthuend wie die Wahrnehmung ihrer gleichmäßigen Verteilung auf alle deutschen Lande, Stämme und Stände. Eine annähernd gerechte Auswahl des Bedeutsamsten erheischt außerordentliche Mühe.

Eine stattliche Anzahl hervorragendster Fürsten Deutschlands wurde nicht müde, in der Weise des Königs heldenhafte und edle Gesinnungen fort und fort in Thatkraft zu bewähren.

Als Helden eigenster Art aber treten Moltke und Bismarck in den Vordergrund. Ihr Wirken erweckte immer von neuem das Staunen der Mitwelt. Es wäre schlimm bestellt um die Dichtkunst, wenn es ihr nicht gelingen sollte, ihre Gestalten im Höhepunkt ihres thatenreichen Lebens den Nachkommen anschaulich vor Augen zu führen.

Eben das muß aber auch gesagt werden im Hinblick auf die daheim während des Krieges unter der Leitung von Fürstinnen durch Frauen und Jungfrauen sowie durch Männer aller Stände entwickelte unermüdliche und umsichtige Arbeit zum Besten aller Hilfsbedürftigen, der Männer im Felde, der zurückgelassenen Angehörigen, der Verwundeten, der Hinterbliebenen Gefallener. Auch kein Armer wurde vergessen.

Eben das gilt endlich für zahlreiche zum Teil höchst wunderbare Fügungen des Geschickes, von denen teils Einzelne, teils Geschlechter in eigentümlichen Verkettungen betroffen worden sind.

So drängt sich ein überquellender Reichtum episodischer Bilder in das Hauptgemälde. Und dieses wiederum tritt ins rechte Licht erst durch das nicht minder üppig ausgestattete Gegenbild, das Frankreich damals bot. Noch mehr: in die volle Beleuchtung des weltgeschichtlich bedeutsamsten Vorganges kann die Erhebung Deutschlands zur Einheit gar nicht anders gerückt werden als durch ein zweites großartiges Gegenbild, das die vergangnen Jahrhunderte bieten, jene Zeiten insbesondre des stetig zunehmenden Verfalles unter der Vorherrschaft der Zwietracht.

Schwierigkeiten über Schwierigkeiten! Und doch: wäre es möglich, die schwungvollste und erfolgreichste innere und äußere Erhebung des Vaterlandes in ihrem reinen und hellen Glanze darzustellen, wahrlich, es wäre wert, nicht nur Mußestunden, nein, des Lebens Vollkraft dranzusetzen.

Aber wie? Beruht nicht die ganze bisherige Betrachtung auf dilettantisch phantastischen Illusionen? Ist jemals in einem Volke ähnliches unternommen worden? Ist zur Zeit ein wahrheitsgetreues Gemälde auch nur möglich? Und könnte es den geringsten Kunstwert als Dichtung beanspruchen? Fehlt es nicht gänzlich an dem Zauber der Sage und des Mythus?

Hierauf wäre zunächst mit der Gegenfrage zu antworten: War es jemals einem Volke beschieden, ähnliches zu erleben? Nach siebenhundert Jahren der Zwietracht sieben Monate der Eintracht, und welch ein Erfolg! Wie steht es jetzt? Hebt nicht die Zwietracht ihr Haupt wieder, um in veränderter Gestalt die verlorene Vorherrschaft an sich zu reißen? Gelänge ihr das, dann wehe dir, deutsches Vaterland!

Und weiter: mit Recht wird es als eine der schönsten Aufgaben für die Dichter gepriesen, das Bedeutendste, Ergreifendste im Leben der Zeitgenossen geistig zu erfassen und mit allen Reizen der Schönheit geschmückt zu veranschaulichen. Warum das Auge des Epikers wegdrängen, wenn sich Völkergeschicke von unvergleichlicher Großartigkeit erfüllen? Warum auch die Wandlungen unbeachtet lassen, die sich in der Schilderung der Zeitgeschichte vollzogen haben? Wann hat je die Presse zuvor auch nur annähernd in gleichem Maße ersprießlich zu wirken vermocht? Schon während des Krieges, nicht minder darnach. Das Bestreben, der Wahrheit zu dienen, durchzieht die Veröffentlichungen in bewundernswerter Weise, vielfach auch auf französischer Seite. Die Fülle der vortrefflichsten Mitteilungen ist kaum beherrschbar schon für die Mitlebenden. Konnte ihnen, konnte den Nachkommen ein in allen Hauptsachen zuverlässigeres Werk geboten werden, als das des Generalstabes?

Vieles freilich wird noch im Dunkeln bleiben, was geheimnisvoll in den Archiven der Kabinette und in sonstigen Korrespondenzen ruht. Was aber hat das zu thun mit der Stimmung, mit der gewaltigen Spannung, die zur Zeit der Erhebung das Volksleben beherrschte, mit dem Schwunge, der damals den Volksgeist hoch hinaushob über alles, was Deutschland je gesehen? Soll die Erinnerung daran durch brausende Stürme von Feindseligkeiten verweht werden?

Einer sagenhaften Verschönerung und Ausschmückung bedürfen jene Tage nicht. Wäre das der Fall, dann freilich wäre jede Hoffnung auf dichterische Darstellung der machtvollsten deutschen Kraftentwicklung aufzugeben. Die Sage lebt nicht in Büchern; mit dem frei schaffenden Sinnen des Volkes steht sie im Verkehr und flieht die schreibenden Geschlechter. Neubildungen werden jetzt erstickt durch die Kritik, die Wissenschaft, den Zug der allgemeinen Geistesrichtung, die Überstürzung, in der sich die Ereignisse drängen. Sonst müßte sich die erzählende Volksdichtung wenigstens einer so erklärten Lieblingsgestalt wie der Königin Luise bemächtigt haben.

Und doch: selbst der Reiz der Sage im Bunde mit dem Mythus fehlt der neuesten Erhebung Deutschlands nicht. Nur muß ihre weltgeschichtliche Bedeutung fest im Auge behalten werden.

Durch alle Jahrhunderte des Verfalls hindurch ist der Volksgeist gewisser Gegenden geschäftig geblieben, die Verheißung einer Auferstehung entschwundner Pracht aus den Ahnungen des Volkes nicht verschwinden zu lassen. Er be-

währte sogar eine belebende Kraft noch in der Neuzeit unter Anwohnern des Harzes, als im Jahre 1840 der Ruf der Franzosen nach dem linken Rheinufer erscholl. Napoleon sollte sein Grab verlassen haben, um den Rotbart aus dem Kyffhäuser zu vertreiben; doch dieser siegte. An sich höchst bezeichnend, daß an ihm, nicht an Otto dem Großen, an Friedrich dem Zweiten von Hohenstaufen der Volksglaube festgehalten hat, an ihm als dem letzten echt deutschen Volkskönige.

In merkwürdiger Weise tritt darin zugleich die Tiefe des Volksbewußtseins von dem innigen Zusammenhange zu Tage, worin die Gestaltung unsrer Lebensverhältnisse mit unsern Vorfahren selbst weit entfernter Tage steht. Nicht minder offenbart sich da der Glaube an die unverwüstliche Treue, mit der wiederum auch unsre Vorfahren fort und fort in ihrem Sinnen und Denken uns nahe, uns hilfsbereit bleiben. Endlich giebt es wohl kaum einen anziehenderen Beweis für die Unerschütterlichkeit der Überzeugung, daß dem deutschen Volke eine sittliche Bestimmung, ein besondrer Beruf inmitten der Christenheit beschieden sei, den es in andrer Weise als bisher zu erfüllen haben werde. So wird denn auch trotz aller Wandlungen der Volksglaube Bestand behalten, daß der Allmächtige nicht müde wird, durch unsichtbare Sendlinge auf die Geschicke des Vaterlandes und seiner Söhne einzuwirken.

Den geistigen Gehalt mythischer Vorstellungen, den Glauben an die göttliche Leitung der menschlichen Lebensfügungen läßt sich kein Volk auf die Dauer rauben. Nur prägt er sich in wechselnden Anschauungen aus. Haben diese die sinnliche Pracht von Götterkreisen der Griechen, der Römer, der alten Germanen verloren, so haben sie doch unendlich gewonnen an innerm Wert durch das Christentum. Es gehört zu den weihevollsten Aufgaben der Dichtkunst, im Anhalt an große Vorbilder sie volkstümlich zur Darstellung zu bringen.

Neue, ernsteste Anforderungen! Wer soll ihnen gerecht werden? Die Kraft eines Einzelnen reicht dazu nicht aus. Doch ist an ein gleichartiges Wirken von Rhapsoden der deutschen Volksstämme weder jetzt noch in Zukunft zu denken.

Eine andre Aussicht eröffnet sich im Hinblick auf die Tellsage, die Faustsage. Wie viele Bearbeitungen hatten sie erfahren, bevor — in politisch trostlosen Jahren — Schiller und Goethe ihnen Gestaltungen gaben, die der Deutsche wie Heiligtümer festhalten wird in alle Ewigkeit. Der Kyffhäusersage, ihrem Tiefsinn, ihrer wundersamen Dauer, ihrer staunenswerten Erfüllung wird sich der deutsche Dichtergeist immer wieder ebenso lebhaft zuwenden, wie dem Glanze des vaterländischen Lebens zur Zeit seiner vereinten Erhebung. Der vollendende Genius wird nicht ausbleiben. Ein unvergängliches Denkmal soll er und wird er setzen der Reinheit, Hoheit und Macht der Gesinnungen, denen das neue Reich seinen Ursprung verdankt.

Muß nicht gewagt werden, ihm vorzuarbeiten, ihm die Stufen zu legen, auf denen er emporsteigen kann, um alle Höhen und Tiefen zu überschauen? Muß es nicht gewagt werden, Zeichnungen von Einzelgestalten nach dem Leben ebenso wie vom wechselvollen Zusammenwirken der Stammesgenossen zu entwerfen, Licht und Schatten im Völkergetriebe planvoll zu verteilen, die sprechendsten Farben zu finden und reiche Bilder aneinander zu reihen, auf daß ein Gesamtgemälde entstehen könne, das der Größe der Zeit entspricht und doch durch Anschaulichkeit und Anmut anzieht?

In den Kreis der Wagenden ist auch der Verfasser dieser Zeilen getreten, und seine Arbeit ist aus der Stille des Hauses, aus den Wandelgängen der Freundschaft, aus den Hallen des Wohlwollens hinausgewandert in die Öffentlichkeit. Dies wird erwähnt, weil noch ein schwierigster Punkt der Besprechung harrt. Nur auf dem Wege der Probe und Erfahrung läßt er sich regeln. Er betrifft die Versbildung.

Die neuere deutsche Sprache hat für die Epik keine allgemein anerkannte Versform. Der Hexameter kann nicht heimisch werden, dem fünffüßigen Jambus in seinen mehrfachen Gestaltungen fehlt es an Breite und Beweglichkeit, um einen gegebnen Stoff von gewaltigem Umfange und Inhalt in sich aufzunehmen. Der Verfasser hat daher der Nibelungenstrophe als Grundform den Vorzug gegeben.

Zwei Hindernisse aber stellen sich der unmittelbaren Anwendung entgegen: zunächst die geringe Zahl edler männlicher Reime in der heutigen Sprache, sodann deren Reichtum an daktylischen Bildungen, sowie die Vielgestaltigkeit unentbehrlicher technischer Ausdrücke und insbesondre vieler Namen. Nur für die dritte und vierte Zeile ist daher die Grundform beibehalten, für die erste und zweite Zeile sind deren Hälften umgestellt und so für weibliche Reime Raum gewonnen. Außerdem aber sind da, wo nur eine Senkung zwischen zwei zu stehen pflegte, nach Bedürfnis zwei Senkungen eingereiht. Durch beide Änderungen ist zugleich der Eintönigkeit entgegengewirkt, da Mittel der ältern Zeit hierzu nicht mehr verwendbar erschienen. Alles freilich kam nun darauf an, dem Geist aller deutschen Dichtung entsprechend die Verse überall so zu gestalten, daß sich lediglich vermöge der sinngemäßen Betonung die Hebungen als die Träger der Wellenbewegung unmittelbar und mühelos hörbar machen.

Möchte die gebotene Anregung zur Förderung der Zuversicht dienen, daß eine dichterische Aufgabe von edelster Art und echtestem deutschem Gepräge nicht als unlösbar abzulehnen sei; möchte sich die Anregung trotz aller jetzigen Wirren nicht unwirksam in einer Zeit erweisen, in der viele lebendige Quellen der Begeisterung noch ungetrübt fließen aus den Tagen der Auferstehung des deutschen Reiches!

*) Die Auferstehung des deutschen Reiches. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung. 1891.

Erſte Liebe

(Schluß)

Es regnete. Hanſens waren zu Freunden meiner Eltern ausgegangen. Ich ſaß an meinem Fenſter und ſah auf die hüpfenden Regentropfen unten auf der Straße nieder. Die erſten gelben Blätter fielen langſam von den Bäumen; hie und da trug der Wind ferne Klänge einer Jahrmarktsmuſik herüber. Dann war es wieder ſtill, und nur die Tropfen ſchlugen an die Scheiben.

Mir war das Herz ſehr ſchwer. Wie ſchön war ſonſt der Jahrmarkt geweſen! Ach, noch das letztemal! Wie hatte ich ihn mit Lenchen genoſſen, wenn wir nach der Schule hinliefen, mit dem unerſchöpflichen Reichtum von fünfzig Pfennigen in der Taſche! O die ſelige Zeit der „Mocken,“ die einem faſt die Backentaſchen ſprengten und den Gaumen verklebten! Und dann mit vollem Mund im Luftkaruſſell zu ſitzen, bis alles drunter und drüber ging, und der geheimnisvolle Zauber der Schießbuden und die Unermeßlichkeit der Zehnpfennigſtände! Ach, das alles ſchien mir heute nichtig und leer.

Das iſt die Liebe! murmelte ich dumpf vor mich hin. Ich wäre zu Lenchen geſtürzt, um ihr mein volles Herz auszuſchütten, aber der Gedanke, Hanſens könnten inzwiſchen zurückkommen, hielt mich wie mit Ketten feſt. So nahm ich denn mein Tagebuch vor, und während ich ſchrieb, wurde mir leichter. Es war doch auch wieder ein eignes Gefühl, zu lieben, und noch dazu unglücklich! Welche Fülle von Ausdrücken ſtand einem da zu Gebote! Hoffnungslos! — welche Welt lag allein in dieſem einen Worte! Reſignation (mit dem n!) ſchrieb ich darüber:

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.

Dann die halbe Seite voller Gedankenſtriche. Dann: Wie dort jenes gelbe Blatt, zu früh verwelkt, fort aus dem Kreiſe der noch blühenden Schweſtern langſam zur Erde niederſinkt, ſo werde auch ich zu früh ge —

Es klingelte. Aufſpringen und das Tagebuch zuſchlagen war eins. Mit angehaltenem Atem lauſchte ich an der Thür. Nein! das war ja Lenchen.

Gleich darauf saßen wir zusammen auf meinem Sofa. Gehst du nicht mit auf die Messe? fragte sie. Es giebt dies Jahr Mocken, das Stück schon für zwei Pfennige, und sie sind nicht kleiner! Ein schmerzlicher Blick war meine ganze Antwort. Aber sie schien ihn gar nicht zu bemerken, sondern fuhr nur eifriger fort: Und eine Bude soll da sein, denke dir, da schluckt ein Mann Feuer nur so hinunter, zwanzig Pfennige der Eintritt! Das mußte doch seine Wirkung thun; triumphirend sahen mich ihre großen schwarzen Augen an.

Das brauche ich nicht erst zu sehen! sagte ich dumpf. Lenchen starrte mich entsetzt an. Ja, fuhr ich fort, du bist noch ein Kind, Lenchen, mögest du es ewig bleiben! Aber ich? Ich habe die Kinderschuhe ausgetreten.

Lenchens Hand lag kalt in der meinen, und ihre Augen sahen traurig auf meine Schuhe nieder, von denen der eine allerdings an der Seite geplatzt war.

Wie sieht er denn eigentlich aus? fragte endlich Lenchen.

Ach, wenn du dir alles Schöne auf der ganzen Welt vorstellst, dann hast du ihn immer noch nicht, seufzte ich.

Noch schöner wie der schwarze Donalgo im letzten Zirkus? — Wart, ich hole dir sein Bild unten aus dem Album! antwortete ich und rutschte am Geländer die Treppe hinunter.

Voll Erwartung sah mich Lenchen zurückkommen. Sie blickte nachdenklich auf die Photographie nieder. Haare hat er genug! sagte sie endlich. Aber ich hörte es kaum, so versunken war ich in das Bild. Weißt du, wenn er einen so ernst und fragend ansieht, da ist einem gerade, als wäre sonst nichts weiter auf der Welt.

Das Gefühl kenn ich von meiner Mutter auch! meinte Lenchen, wenn ich irgend was angestellt habe!

Ach, wenn sie übermorgen reisen, bricht mir das Herz! rief ich unter Thränen.

Weißt du übrigens, daß es das allerschönste ist, den Geliebten in der Ferne zu wissen? meinte Lenchen. Aber ist denn gar keine Hoffnung, daß er dich wieder liebt?

Erschrocken steckte ich das Bild in die Tasche und starrte Lenchen an. Daran hatte ich noch nie gedacht! Meinst du, da — das wäre möglich? stammelte ich.

O ja, das kommt öfter vor, noch neulich stand unterm Vermischten, es hätte sich ein schon bejahrter Mann von seiner Frau scheiden lassen, aus Liebe zu einer andern.

Lenchen! rief ich zitternd, und das Herz stand mir einen Augenblick still.

Sie schlang den Arm um mich. Hast du irgendwelche Beweise? fragte sie aufgeregt. Vor meinen Augen drehte sich noch alles. Ja — also gestern — gestern — da hörte ich, wie ich gerade ins Zimmer kam, daß er zu Papa sagte, er hätte den Ernst des Lebens doch schon gründlich kennen gelernt. Er

sah dabei weg, und wenn ich auch nicht genau hinsah, so merkte ich doch, wie mich seine Blicke dabei streiften.

Das ist schon sehr viel! sagte Lenchen nachdenklich.

Und dann am Abend, als Mama das Lied sang:

Ich stand in dunkeln Träumen
Und starrte ihr Bildnis an —

da starrte er gerade gegenüber an die Wand, wo mein Bild hängt, weißt du, das mit dem Zopf. Und im Garten hat er einmal gesagt, es wäre traumhaft schön bei uns. Und heute —

Da klingelte es wieder. Das sind sie! rief ich aufspringend. Lenchen, Lenchen, was soll ich thun, wenn er sich scheiden lassen will? Die arme Tante Marie!

So ist das Leben, sagte Lenchen düster.

Sage: die Liebe, verbesserte ich dumpf.

Hastig liefen wir die Treppe hinunter. Da kamen uns Hansens entgegen. Das Blut stieg mir ins Gesicht, und auch Lenchen wurde feuerrot. Onkel Hansen sah sie lächelnd an, sagte: Na, das sind Kirschenaugen! und gab uns beiden die Hand. — Ich heiße Lenchen, stotterte sie, und unter der Hausthür flüsterte sie mir noch zu: Lisbeth, ich begreife dich, er ist bezaubernd!

Voll der stürmischsten Gedanken kam ich in mein Zimmer zurück. Wie blaß hatte die Tante Marie ausgesehen! Gewiß ahnte sie schon etwas von ihrem traurigen Geschick. Durfte ich es noch weiter kommen lassen? Wenn man ihr das noch vor ein paar Wochen gesagt hätte! Die Liebe ist eben unberechenbar, schloß ich meine stille Betrachtung.

Eigentlich war mein glattgescheiteltes Haar nicht kleidsam. Ich hatte gestern Onkel Hansen von „reizenden Van-Dycklöckchen" reden hören, wußte zwar nur, daß Van Dyck ein Maler gewesen war, aber kurz entschlossen griff ich plötzlich nach einer Schere und schnitt mir über beiden Ohren mit einem kühnen Ruck zwei Haarstränge ab. Wie Fransen hingen mir die Reste ins Gesicht. Nein, das konnte er nicht gemeint haben! Dann war mir, als hätte ich einmal gehört, daß man mit einem Griffel Haare brennen könne. Zum Glück fand ich noch einen abgebrochnen Stumpf in meinem Schranke und machte den über dem Lichte glühend. So — nun rasch das Haar herum! Es zischte leise, und Rauch stieg auf. Das wird wohl so sein müssen! sagte ich mir, obgleich ich etwas unbehaglich den brenzlichen Geruch einatmete.

Nun war ich fertig. Der Griffel löste sich etwas schwer, aber es hatte wirklich Locken gegeben. Nur standen überall die Enden steif in die Höhe, und obgleich ich mich nicht unzufrieden betrachtete, sagte mir doch eine dunkle Ahnung, daß Van-Dycklöckchen noch anders aussähen müßten.

Dann zogs mich gewaltig ins Wohnzimmer hinüber. Alle saßen schon am Theetisch, als ich eintrat. Mutters Augen hatten schon meine neue Frisur

entdeckt. Groß verwundert sah sie mich an, und mein Bruder äußerte unzart: Jetzt hat die Lisbeth auch Troddeln! Troddeln! flüsterte ich ihm ärgerlich zu, du bist eben noch so ungebildet und weißt nichts von den alten Meistern! Ich war nicht wenig stolz auf diesen Ausdruck, den ich kürzlich einmal gehört hatte. Mutter schien gar nicht entzückt zu sein, und auch auf Onkel Hansen machte es nicht den von mir erwarteten Eindruck. Er sagte sogar, er bemerke gar keine Veränderung. Wie zart das war! Er wollte natürlich nur seiner Frau nicht weh thun, die ihr Haar ja völlig glatt gescheitelt trug.

Wie alt bist du jetzt eigentlich, Hansen? fragte Vater. Fünfunddreißig! erwiderte er. — Deine letzte Photographie ist doch gar nicht gut, sie macht dich bedeutend älter, sagte Mutter. Ach Paul, hole doch einmal das Album aus dem Nebenzimmer.

Mir stand das Herz still. Ich wollte aufspringen, war aber wie an meinen Stuhl gebannt. Mein Bruder kam mit dem Buche zurück. Ja wo ist sie denn? fragte Mutter erstaunt, als sie den Platz leer fand.

Mir war, als richteten sich aller Augen auf mich. Krampfhaft klammerte ich die Hand um meine Tasche. Ich hätte in dem Augenblick meine ganze Liebe hergegeben, hätte nur das Bild ruhig und sicher an seinem Platze gesteckt. Was sollte ich thun? Schweigen verschlimmerte nur noch die Sache.

Meinst du die Photographie vom Onkel Hansen? fragte ich so unbefangen wie möglich, ach so, die — die hab ich — wollte ich — das Leuchen meinte — sie muß in meiner Tasche sein, schloß ich diesen äußerst klaren Satz und zog sie, scheinbar ruhig, mit zitternden Händen hervor. Aber wer beschreibt mein Entsetzen bei ihrem Anblick: ein bruchartiger Riß ging mitten durchs Gesicht! Leuchen oder ich selbst, eins mußte sich drauf gesetzt haben. Diese Entdeckung war eine der fürchterlichsten meines Lebens. Es muß was mit ihr passirt sein, stammelte ich und reichte sie der Mutter, während das Zimmer mit mir auf und nieder zu gehen anfing.

Da, in diesem schrecklichsten Augenblicke wurde mir die ganze Gewalt von Onkel Hansens Seelengröße klar. Scheinbar ganz ruhig sagte er: So, zur Strafe, Lisbeth, mußt du das Bild behalten; für deine Eltern hab ich ein andres oben im Koffer.

Ich saß erst wie gelähmt von dieser plötzlichen Wendung. Dann aber stürzte ich auf mein Zimmer und nahm kurz entschlossen eine Photographie von mir aus meinem Schranke. Ein Zitat, passend angebracht, kann sehr hübsch wirken, hatte Onkel Hansen neulich gesagt. Ich dachte einen Augenblick nach, dann schrieb ich auf die Rückseite: So willst du treulos von mir scheiden? Und dann noch: Kann nichts dich Fliehenden verweilen? So wird er Mut bekommen, dachte ich, das erste Wort zu sprechen, während ich das Bild sorgsam in rosa Papier wickelte. Dann stieg ich leise die Treppe hinunter auf den Flur. Einen Augenblick zauderte ich noch — das Herz

klopfte mir bis in die Haarſpitzen hinauf. Dann glitt das Bild lautlos in Onkel Hanſens große Manteltaſche.

Wie von Eumeniden verfolgt, lief ich in den Garten, wo die friſche Nachtluft mir entgegenwehte. In tiefen Zügen atmete ich ſie ein. Abendfalter ſchwirrten lautlos um die blühenden Beete, zwiſchen denen ich leiſe hinging. Verträumtes Vogelgeliſpel klang aus den Bäumen. Ach, könnte ich alle Menſchen ſo ſelig machen, wie ich es bin! flüſterte ich, wie ungleich iſt doch das Glück auf der Welt verteilt!

Da war mir, als hörte ich ganz nahe einen ſchluchzenden Ton. Ich hielt den Atem an. Ja, ich täuſchte mich nicht, es weinte jemand in der Eſchenlaube. Und ſiedend ſtieg mir das Blut ins Geſicht: es war Tante Mariens Stimme!

Nun iſt es alſo zu Ende, ſchluchzte ſie, und ich vernahm deutlich das Kniſtern eines Briefes. Wir mußten es ja ſchon lange vorausſehen, Marie, hörte ich den Onkel Hanſen ſagen. — Aber daß der Abſchied ſo nahe bevorſtünde — für immer —, und ihre Stimme erſtickte in Weinen.

Ich hatte genug gehört. Nun wußte ſie es. Er hatte es ihr geſchrieben, und ſie waren zu einer letzten Verhandlung im Garten zuſammengetroffen. Ich konnte keinen klaren Gedanken faſſen. Nur unſägliches Mitleid mit Tante Marie erfüllte meine Bruſt.

Ach Leuchen, ich glaube, ich könnte auch für jemand ſterben, um ihn recht glücklich zu machen — wie aus ferner Kinderzeit klangen mir leiſe die Worte jenes Sommerabends wieder. Noch lange beugte ich mich aus meinem Fenſter in die ſilberne Mondnacht hinaus. Und immer feſter wurde der Entſchluß in mir, zu entſagen und — zu ſterben. Für ihn, um ſeines Glückes willen — denn er iſt ja nur verblendet durch dich, will es jetzt nicht einſehen. Was ihm die liebe, gute Tante Marie geweſen war, konnte ich ihm doch nie werden. Wenn ich nur allein an die Küche dachte! Man kocht die Eier ſolange, bis ſie weich ſind! hatte ich noch geſtern auf eine ſcherzende Frage geantwortet und dadurch ſchallendes Gelächter hervorgerufen. Nein, der Tod war das einzige!

Der Wahn iſt kurz,
Die Reu iſt lang!

Wie gedankenlos hatte ich das oft in der Schule heruntergeſagt! Nun begriff ich die ganze Gewalt dieſer Worte. Ich kniete nieder, legte mein Geſicht auf den Fenſterſims und weinte bitterlich. Lebt wohl, lebt wohl, alle! Und ſtärker rauſchte der Abendwind zu mir herauf. Die Poſt, die aus dem Thale kam, fuhr klingend vorüber; jauchzend tönte das Poſthorn in die ſternenklare Sommernacht hinaus. Als ich zum Mond hinaufblickte, da war mir, als ginge ein ungläubig-ſpöttiſches Lächeln über ſein weißes Geſicht. Aber ernſthaft ſchüttelte ich das Haupt zu ihm hinauf; dann ſchloß ich das Fenſter und

machte mein Teſtament. Mein Tagebuch ſollte Onkel Hanſen haben. Alles andre verteilte ich unter meine Eltern und Geſchwiſter. So mit dem Leben fertig, ſchlief ich unter wirren Träumen ein.

Den andern Morgen kam ich ungewöhnlich ernſt und appetitlos an den Kaffeetiſch. Es war Feiertag, und keine Schule. Über die ſonntäglich-ſtille Straße ging ich zu Lenchen hinüber. Der liebe, alte Brunnen an der Ecke plätſcherte mir fröhlich ſeinen Morgengruß entgegen. Der ferne Wald lag noch in blauem Duft, und ein paar Raubvögel kreiſten hoch und feierlich über ihm dahin. Alle Glocken der Stadt läuteten. Mir war, als ginge ich zu meinem eignen Begräbnis. Einen Augenblick länger als ſonſt hielt ich den meſſingnen Klingelzug in der Hand. Wieviel hundertmal hatte ich ihn wohl, voller Ungeduld, ſo gehalten! Die Thür ging auf, und die alte Roſa wies mich in Lenchens Zimmer. Sie ſaß vorn übergebeugt, ſodaß ihr die braunen Locken alle ins Geſicht fielen, und ſchrieb eifrig. Nun ſprang ſie fröhlich auf und fragte: Haſt du ihn ſchon fertig? Ich bin gerade bei ihrem Tode! — Wen, was meinſt du? brachte ich nur mühſam hervor, denn das letzte Wort machte mich ſchaudern. — Nun, das iſt nett! Du haſt ihn wohl am Ende ganz vergeſſen? — Ich — ihn vergeſſen! O Lenchen! und ich brach in Thränen aus.

Lenchen ſah mich voll Angſt an: Gott, Lisbeth, das iſt doch nicht ſo ſchwer! ſagte ſie tröſtend. — Du haſt eben nie geliebt! ſchluchzte ich. — Ja — ja — was meinſt du denn eigentlich? — Nun, wen ſonſt als Onkel Hanſen! — Da brach ſie in ein helles Lachen aus: Und ich habe ja die ganze Zeit von unſerm Aufſatz über die Jungfrau von Orleans geſprochen! Ein mattes Lächeln trat auf mein Geſicht: Das war ein Irrtum — wie ſo vieles im Leben —, ſagte ich faſt tonlos. Dann erzählte ich ihr alles, was geſtern vorgefallen war.

Als ich fertig war, war der Übermut aus Lenchens Geſicht geſchwunden; ihre ſchwarzen Augen ſtanden voll ſchimmernder Thränen. So ſaßen wir beiſammen und ſchrieben ſchließlich den Abſchiedsbrief an Onkel Hanſen. Wie willſt du ihn anreden? fragte ſie ſchluchzend. — Lieber Onkel Ha — Aber ſie unterbrach mich leidenſchaftlich: Der Tod zerreißt alle Bande! — Alſo Ferdinand! flüſterte ich, und das Blut ſtieg mir heiß ins Geſicht. Endlich war er fertig, die Überſchrift aber doch noch einmal geändert. Lies ihn nun noch einmal, wie er ſich im ganzen macht, bat ich leiſe, und Lenchen las:

Mein einziger Geliebter!

Und auch ich hab ihn geſehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine ſchönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beſeelt.

Ja, ich las es in deinen Augen, doch:

Wer erfreute ſich des Lebens,
Der in ſeine Tiefen blickt?

Ich sah hinein — fordere nicht mehr zu wissen — Ach, könnte ich mit Schiller ausrufen:

Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!

Doch es ist zu spät.

Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

Wenn du dieses liest, schlägt mein Herz nicht mehr auf dieser Welt. Ich werde in den Fluten mein Grab zu finden wissen — du aber sei glücklich; das ist der letzte Wunsch

Deiner sterbenden

L.

Leuchen brachte mich noch bis vor die Hausthüre. Lange umarmten wir uns schweigend. Wenn ich auf unsern Stern komme, Leuchen, wie wir es uns immer nach dem Tode gedacht haben, dann — dann geb ich dir einmal ein Zeichen. Meine Stimme erstickte. Ich riß mich los.

Heiß brannte die Mittagssonne. Die Straße war wie ausgestorben. Klein, zusammengeschrumpft, ging mein Schatten neben mir. Ein Schauer durchlief mich. Auch zum letztenmale! mußte ich denken. Denn nie wieder wird die liebe, schöne Sonne auf mich scheinen!

Im Garten kam mir unsre weiße Katze schnurrend entgegen; ich nahm sie auf den Arm und drückte mein Gesicht an ihren weichen sonnendurchglühten Pelz. In der Hausflur war es kühl und still. Onkel Hansens Mantel hing an seinem Platz; die Tasche gähnte mich schwarz und unergründlich an, als verlangte sie ihr Opfer. Eben wollte ich den Brief hineinstecken, da hörte ich Stimmen im Nebenzimmer. Also ihr wollt wirklich heute Abend reisen? fragte Mutter. Ja leider, antwortete Onkel Hansen, Marie ist durch die Nachricht vom Tode der Schwägerin doch recht angegriffen.

Auch das noch! Arme, arme Tante Marie! Nicht nur der Gatte, nein auch die Schwägerin mußte dir entrissen werden!

Ist das nicht köstlich? fuhr Onkel Hansen fort. Das Bild hier mit Inschrift fand ich heute in meiner Manteltasche. Das wird Marien doch auch etwas aufheitern. Gott, Lisbeth! hörte ich antworten, nein, sie ist doch noch unglaublich grün! Und Onkel Hansen lachte: Ja, der richtige Backfisch! Aber wie er nicht netter sein kann!

Stand die Erde noch? Ich wartete darauf, daß das Dach mit lautem Krachen über mir zusammenbräche — starr — unbeweglich. Aber nichts rührte sich; nur eine ungeschickte Hummel surrte oben an der Decke, und aus dem Nachbarhause klangen schläfrige Musikklänge durch die Mittagsschwüle.

Wie ich in mein Zimmer kam, wie der Rest des Tages verlief — ich weiß es nicht. Ich starrte nur alles mit großen Augen an, ohne etwas zu sehen.

Am Abend reisten Hansens ab. Adieu, Herr Rechtsanwalt! kam es kühl und schneidend von meinem Munde. Wie albern, Lisbeth! sagte Mutter. Dann verhüllte Rauch und Qualm die Davonfahrenden.

Den Brief verbrannte ich in nächtlicher Stille; eine Brandblase erinnerte mich noch tagelang an ihn. Den Männern aber schwur ich ewige Rache. Lenchen hat nie die Wahrheit über die tragische Wendung meiner ersten Liebe erfahren. m h

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Chile für die Chilenen. Die Ansicht, daß Balmaceda ein ehrlicher Mann und das Haupt einer Partei gewesen sei, die sich mit der Losung: Chile für die Chilenen! den Schutz des Landes gegen die Ausbeutung durch englische Kapitalisten zum Ziele gesetzt habe, hat sich in Deutschland nur ganz schüchtern hervorgewagt. Der ganze Liberalismus erklärte sich sofort für die Kongreßpartei, eben weil sie die Kongreßpartei, Balmaceda aber ein Diktator, ein „Tyrann" war, und die konservative Presse wird meistens schon in ganz nahe liegenden Angelegenheiten so schlecht bedient, daß es eine zu starke Zumutung an sie wäre, sie solle in Südamerika Bescheid wissen. Jene Ansicht scheint jedoch richtig zu sein. In der Saturday Review vom 3. Oktober wenigstens stellt sie ein Mann, der offenbar mit den dortigen Verhältnissen genau bekannt ist, als etwas Notorisches an die Spitze seiner Mitteilungen. „Chile für die Chilenen! — so sagt er —, dieser Satz beherrscht die Empfindung des Volkes von Ancud bis Arica. Ihn von den Dächern zu predigen, kann freilich unter Umständen gefährlich werden, wie weiland Balmaceda zu seinem Schaden erfahren hat. Als öffentlich ausgesprochne politische Losung würde er auf die Dauer den für die Entwicklung des Landes erforderlichen Zufluß auswärtiger Kapitalien hemmen und Chiles Kredit an den europäischen Börsen schwächen. Aber nichtsdestoweniger ist er dem Volke ins Herz geschrieben, und daß man den Gringo, wie der Ausländer genannt wird, plündern müsse, gilt als nationaler Glaubensartikel." Weiterhin wird dann ausgeführt, daß der Ausländer in Chile von den mißtrauischen eingebornen Kreisen ausgeschlossen und auf seine Landsleute angewiesen bleibt, wenn er nicht eine Chilenin heiratet und sich in allem der nationalen Sitte und Denkungsart anbequemt. Über die Art und Weise, wie die Europäer verschiednr Nationalität dort ihr Fortkommen oder Reichtümer suchen, wird unter anderm gesagt, daß der Deutsche keine Arbeit verschmähe; er treibe alles: Handel, Gewerbe, Ackerbau. Der Franzose, heißt es, glänzt meistens in gelehrten Fächern und strebt nach einem Lehrstuhl an der Universität; außerdem verlegt er sich auf die Luxusindustrie. Die Italiener suchen

als Köche, Gastwirte und Matrosen ihr Brot, und der Schweizer versteht aus allem Geld herauszuschlagen. Der Engländer endlich beherrscht den Großhandel, ist Minenbesitzer und schleppt viel Geld aus dem Lande; er wird unter allen Ausländern am meisten gehaßt. Demnach ist die Lage ziemlich klar. Der Engländer „bringt Kapital ins Land, um dieses zu entwickeln," d. h. um den Grund und Boden in seinen Besitz zu bringen, die Einwohner zu seinen Arbeitern zu machen und den Ertrag nach England zu ziehen. Auf diese Weise sind die Engländer ja auch den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu ihrer „Entwicklung" behilflich gewesen; sie haben um die Wette mit den einheimischen Nabobs Land aufgekauft, sodaß für den Nachwuchs der jetzigen Einwohner, und vollends für Einwandrer keins mehr frei ist, und alles, was fortan außerhalb des glücklichen Kreises der obern Zehn- oder Hunderttausend geboren wird, ohne Aussicht auf eignen festen Herd lebenslänglich zur Fabrik- oder Tagelöhnersklaverei verurteilt bleibt. Die Chilenen haben das bei Zeiten bemerkt; aber wers sagt, der stirbt den Tod Balmacedas oder einen noch schlimmern.

Der Verteidiger im Strafprozeß. Das Verhalten der Verteidiger in der Strafsache gegen die Ehelente Heinze hat zu mannichfachen Erörterungen Anlaß gegeben, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, die Stellung eines Verteidigers im Strafprozeß einmal kurz festzustellen, um auch dem Nichtjuristen die Möglichkeit zu geben, das Auftreten jener Verteidiger richtig zu beurteilen.

Der Verteidiger ist um des Beschuldigten willen da. Beide gehören zusammen. Ihre Schicksale in der Geschichte des Strafprozesses bestätigen dies. Eine Zeit, die den Beschuldigten nicht in seinen Rechten achtete, verkümmerte auch notwendig die Rechte des Verteidigers. Die Emanzipirung des Beschuldigten von der beklagenswerten Rolle, die ihm der Inquisitionsprozeß anwies, verbesserte folgerichtig auch die Lage des Verteidigers. So rechtfertigt es sich, wenn bei der Betrachtung der Stellung des Verteidigers in erster Linie die veränderte Stellung des Beschuldigten in Kürze beleuchtet wird. Die Geschichte des Strafprozesses in den letzten 150 Jahren ist eine Revolutionsgeschichte. Der wichtigste aller Streitpunkte war die Stellung des Beschuldigten. Früher Zwang zur Aussage, Tortur — jetzt strengstes Verbot jedes Zwanges; früher als Beweis nur das Geständnis (Grundsatz: confessio est regina probatio) — jetzt freie Beweiswürdigung; früher der Beschuldigte einem richtenden Ankläger gegenüber — jetzt Prozeßpartei, dem Ankläger gleichgestellt, und selbständig über beiden Parteien: der Richter. Man sieht, die Änderungen sind grundsätzliche. Die Prozeßrechte des Beschuldigten sind nicht bloß vermehrt worden, sondern ihre Verleihung erfolgt aus ganz neuen Gesichtspunkten. Der Grundsatz der Waffengleichheit der Parteien wird von der Theorie, der die Gesetzgebung gefolgt ist, bis ins kleinste durchgeführt. Aber wenn man auch die Befugnisse des Beschuldigten verdoppelt, eine wirkliche Gleichheit gegenüber der Staatsanwaltschaft würde nicht hergestellt werden, denn bei weitem den meisten Beschuldigten geht die Redegewandtheit, die Rechts- und Geschäftskenntnis des Staatsanwalts ab. Soll also wirklich eine Gleichheit der Parteien hergestellt werden, so muß dem Beschuldigten eine Person, die die erwähnten Eigenschaften besitzt, zur Seite stehen. Diese Person ist der Verteidiger. Die Waffengleichheit der Parteien ist ein Grundsatz, der keineswegs nur theoretisch, sondern von der allergrößten sachlichen Bedeutung ist. Er ist ein Hauptmittel zur Erreichung des Strafprozeßzweckes: der Feststellung der materiellen Wahrheit in Beziehung auf eine staatliche Strafpflicht. Eine Bevorrechtung des

Beschuldigten bringt die Gefahr ungerechter Freisprechung, Bevorzugung des Anklägers die noch schlimmere Gefahr der Verurteilung eines Unschuldigen mit sich. Die möglichste Gleichstellung beider Teile hebt die schädlichen Wirkungen auf, die sich an die Rechte des einen knüpfen können. Wer also, wie der Verteidiger, zur Verwirklichung der Parteiengleichheit beitragen soll, der sollte in Wahrheit dem Zweck des ganzen Strafprozesses dienen. Hiermit sind bereits die Grenzen, die der Verteidiger einzuhalten hat, gegeben. Auf der einen Seite verkennt er seine Pflichten, wenn er aus Wahrheitsliebe den Beschuldigten belastet, zum Helfer des Anklägers wird, andrerseits verletzt er sie, sobald er zu Gunsten des Beschuldigten unwahr wird.

Aus diesen Sätzen, die wohl als unbestritten gelten können, geht hervor, daß die Verteidiger in dem Heinzischen Prozeß, als sie den Angeklagten den Rat gaben, jede Auskunft zu verweigern, nicht nur ihre Aufgabe verkannt, sondern auch ihre Pflicht verletzt haben. Die Aussagen des Angeklagten sind zur Feststellung der materiellen Wahrheit im Strafprozeß unentbehrlich. Ein Angeklagter, der jede Auskunft verweigert, erschwert die Feststellung der Wahrheit, er verdunkelt die Sache. Ein Verteidiger, der ihm hierzu rät, thut also gerade das Gegenteil seiner Pflicht. Er hilft nicht die Sache klären, sondern sie verdunkeln. Er fördert nicht das Recht, sondern er erschwert seine Anwendung. Gottlob sind solche Verteidiger bis jetzt nicht zahlreich. Die Mehrzahl der berufsmäßigen Verteidiger verschmäht solche Mittel. Sie vergißt neben ihrer Aufgabe, die Rechte des Angeklagten zu wahren, nicht ihre Pflicht, die Feststellung der Wahrheit zu fördern. Es erscheint aber auch als eine wichtige Aufgabe des Anwaltsstandes, eine Verteidigungsweise wie die der Verteidiger in dem Heinzischen Prozeß unnachsichtlich und mit allen zulässigen Mitteln zu ahnden. Denn sollte es allgemein oder auch nur öfter als Aufgabe der Verteidiger angesehen werden, ihre Klienten unter allen Umständen „durchzureißen," ihre Freisprechung zu erzielen, dann wird der Verteidigerstand nicht mehr als einer der Faktoren, die zur Feststellung der materiellen Wahrheit beitragen, angesehen werden dürfen, sondern vielmehr der Helfershelfer der Verbrecher sein. Von einer Gleichberechtigung mit den Richtern und Staatsanwälten wird dann in keiner Beziehung mehr die Rede sein können. Wie gesagt, die Gefahr, daß es allgemein dahin kommen könnte, ist zur Zeit noch nicht groß, allein sie besteht, und bei der Überfüllung des Anwaltsstandes wird es nicht ausbleiben, daß sich Fälle, wie der hier besprochene, noch öfter ereignen. Deshalb muß von allem Anfang an dagegen gekämpft werden. Später wird es vielleicht zu spät sein.

Das Grillparzerjahrbuch. Das Jahr 1891 wird dereinst in der österreichischen Litteraturgeschichte als das „Grillparzerjahr" bezeichnet werden. Die Jahrhundertfeier hat eine Masse von Schriften aller Art über Grillparzer zu Tage gefördert. Eine der bedeutendsten darunter ist das Jahrbuch.*) Es bringt wenig von dem, was man Abhandlung nennt, aber umso mehr Quellenschriften aus dem „Grillparzerarchiv": Briefe von und an Grillparzer, amtliche Aktenstücke und Auszüge aus Tagebüchern. Voraus geht ein Bericht über die Grillparzergesellschaft zu Wien, den Nachtrab bilden einige Briefe an Franz Grillparzer aus dem Nachlasse von Joseph Weilen. Die Briefe und Aktenstücke breiten sich ziemlich über die ganze Lebenszeit Grillparzers aus und geben daher dem Leser einen unmittelbaren Einblick in die Anlage und Entwicklung seiner Persönlichkeit; weniger er-

*) Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. Erster Jahrgang. Wien, Konegen, 1891.

fährt er über seine Dichtungsweise, da Grillparzer selbst davon nur selten und nur andeutungsweise schreibt. Die klare Sprache dieser Urkunden läßt wieder einmal deutlich erkennen, wie viel Schönfärberei, wie viele Halbwahrheiten und schiefe Ansichten die landläufigen Biographien und namentlich die süßlichen Festreden und Festartikel in Umlauf gesetzt haben. Wir wollen hier nur zwei, allerdings sehr wichtige Punkte herausgreifen.

Die Ursachen für Grillparzers Misanthropie und Melancholie werden von den Biographen gewöhnlich in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit gesucht, die zu diesem Zwecke breit ausgemalt werden. Daß ihm die Taktlosigkeiten der damaligen Censur viel Ärger verursacht haben, ist gewiß; auch daß er den Geistesdruck im öffentlichen Leben gefühlt hat, und daß er in Litteratur und Leben manches anders gewünscht hätte, kann nicht bezweifelt werden. Gleichwohl ist der entscheidende Erklärungsgrund für seine Gemütsstimmung nicht hier zu finden; denn als mit dem Jahre 1848 das alte System von einem neuen verdrängt wurde, bleibt Grillparzers Unzufriedenheit mit den öffentlichen Dingen bestehen, ja sie nimmt in mehrfacher Hinsicht zu. In andern deutschen Staaten außer Österreich waren die Lebensverhältnisse vielfach besser, aber auch mit ihnen war Grillparzer nicht zufrieden. Um ihn herum, zu derselben Zeit und in denselben Verhältnissen wuchsen und gediehen die „Zufriedenheitspoeten." Sie allein schon geben einen deutlichen Fingerzeig, daß jener Erklärungsgrund anderswo zu finden sein muß. Er liegt viel näher und viel tiefer: er liegt in Grillparzers Anlage und in seinen Familienerlebnissen. Als Schwindsucht und melancholischer Wahnsinn bis zum Selbstmord schritt der tragische Schatten der Ahnfrau durch Grillparzers Familie, raffte Vater, Mutter und Bruder hinweg und haschte auch unablässig nach dem Dichter selbst. Es ist ergreifend, in seinen Briefen zu beobachten, wie er von früher Jugend an bis tief ins Mannesalter hinein halb bewußt halb unbewußt mit diesem Dämon ringt, der ihm die ganze Welt verbittert und alle Freuden des Daseins vernichtet. Scharfe Beobachter haben das dem Dichter stets angesehen; man lese nur im Jahrbuche den Brief, den Grillparzer 1823 an Kathi Fröhlich von Jamnitz aus schreibt, wo er mit dem Hofmeister des Grafen Stadion, einem Herrn von Flury, lebte: „Flury scheint mir einer der vorzüglichsten Menschen zu sein, die mir je vorgekommen sind. Mit einer Herzensgüte ohnegleichen verbindet er so viel richtigen Sinn und so viel Wissen, daß so wie ich dich, liebe Alte, von allen Menschen am wenigsten hasse (!), mir seine Gesellschaft vor allen die wenigst unangenehme ist. Zu seinem Wohlwollen als Mensch scheint sich auch noch ein besondres Interesse als Arzt zu gesellen. Er betrachtet mich nämlich gewissermaßen als einen Kranken, wahrscheinlich eine Art von Verrückten, dessen Herstellung ihm Freude gewähren würde. Sey es, wie es sey, seine Gesellschaft ist mir von hohem Wert!" Vergleicht man mit den Briefen noch seine Tagebuchaufzeichnungen, so kann man Schritt für Schritt verfolgen, wie lange und wie hart Grillparzer den Kampf gegen die Erbübel seiner Familie kämpfte, bis die wachsende moralische Kraft immer mehr die Oberhand gewann.

Von diesem pathologischen Standpunkt aus ist der größere Teil seiner Lebensweise und sogar vieles in seinen Dichtungen zu erklären. Es ist kein Zufall, daß sein erstes vollendetes Drama eine Schicksalstragödie ist, worin das Erbübel die führende Rolle spielt. Es ist kein Zufall, daß er dann seine dramatischen Stoffe mit Vorliebe aus dem Dämmerlichte zwischen Sage und Geschichte wählt, daß er mit Vorliebe seine dramatischen Charaktere in die Sphäre des Halbbewußten stellt und in ihnen besonders die dunkeln Seelenkräfte zur Wirksamkeit gelangen läßt.

Der andre Punkt, auf den wir hinweisen müssen, betrifft das weitverbreitete Gerede von den vielen Zurücksetzungen, die Grillparzer in seinem Amte und in andern Beziehungen erfahren haben soll. Auch hier beweisen die Urkunden gerade das Gegenteil. Grillparzer erwarb sich ziemlich früh hohe Gönner und Schützer, die sich im Notfalle mit Wärme für ihn verwendeten; auch seine Amtsvorstände brachten ihm vielseitiges Wohlwollen entgegen. Mit Recht hebt Karl Glossy, der eigentliche Herausgeber des Jahrbuches, hervor, daß die Berichte, die im Hofkammerarchiv über die Beamtenlaufbahn des Dichters vorliegen, Zeugnis davon geben, wie sehr die Verdienste Grillparzers um die deutsche Litteratur in Österreich von seinen Vorgesetzten mit den wärmsten Worten gewürdigt worden sind. Auch in dem einen Falle, vom Jahre 1844, wo die Stelle eines Hofrates und ersten Kustos der Hofbibliothek nicht dem Archivdirektor Grillparzer, sondern dem Freiherrn von Münch-Bellinghausen verliehen wurde, was den empfindlichen Dichter am meisten verstimmte und daher öfters angeführt wird, kann man nicht von einer Zurücksetzung sprechen, da Bellinghausen bereits seit längerer Zeit wirklicher Regierungsrat geworden war. Überdies bot man Grillparzer mannichfach anderweitige Entschädigungen. So wurde er 1847 zum wirklichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften mit Gehalt ernannt. Später wurde er Hofrat; ja es folgte alsbald Ehrung über Ehrung in staunenswerter Fülle von allen Seiten. Die Zeugnisse davon nehmen in dem vorliegenden Jahrbuche gegen 40 Seiten ein. 1848 sendet der berühmte Heerführer Radetzky aus dem Feldlager in Welschland ein ehrendes Dankschreiben an Grillparzer. 1849 verleiht ihm der österreichische Kaiser das Ritterkreuz des Leopoldordens; 1850 verfaßt Erzherzog Max, der spätere Kaiser von Mexiko, ein Preisgedicht auf Grillparzer; 1853 erhält er den bairischen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft; 1855 wird er zum Ehrenmitglied des Schillervereins, 1859 zum Ehrendoktor der Leipziger Universität ernannt; 1861 ernennt ihn der österreichische Kaiser mit Handschreiben zum lebenslänglichen Herrenhausmitgliede; 1864 wird er zum Ehrenbürger von Wien ernannt; 1865 verleiht ihm Kaiser Max das Großkreuz des Gnadelupeordens; 1867 und später noch öfters sendet ihm König Ludwig II. von Baiern Glückwünsche oder Worte des Dankes und der Anerkennung; dasselbe thut der Großherzog von Sachsen Karl Alexander zu wiederholten malen. 1871 gratulirt die Kaiserin Augusta (von Berlin aus); Handschreiben senden Kronprinz Rudolf und Erzherzog Albrecht. In demselben Jahre verleiht ihm der österreichische Kaiser das Großkreuz des Franz-Josephordens und überdies ein Jahresgehalt von 3000 Gulden aus seiner Privatkasse. Aber damit sind die Auszeichnungen noch lange nicht erschöpft. Die angeführten sind nur eine Auswahl, die aber doch erkennen lassen, daß es eine Phrase ist, wenn man immer wieder behauptet, die Mitwelt sei dem Dichter Grillparzer die gebührende Anerkennung schuldig geblieben. Am ehesten hat man über die Versäumnisse der Presse zu klagen: sie hat ihn namentlich in den zwanziger und dreißiger Jahren teils ohne Verständnis behandelt, teils gar nicht beachtet. Daß all diese Auszeichnungen auf den Dichter Eindruck gemacht haben, beweist ein Brief vom Mai 1850, der mit den Worten beginnt: „Mir sind in der letzten Zeit so viele — ich will nicht sagen unverdiente — Ehren zu teil geworden, daß ich mich fast erdrückt fühle.“ Sehr anziehend und bedeutend sind Grillparzers Dankschreiben an die Fürsten; er fühlt in diesen Augenblicken etwas vom Marquis Posa in sich, der die Gelegenheit, wo er zu gekrönten Häuptern spricht, benutzt, um mit staunenswertem Freimut „Feuerflocken der Wahrheit auszustreuen.“ Hier ein Beispiel für viele. An Erzherzog Max von Öster-

reich schreibt er 1850: „Die Gedanken Ihres kaiserlichen Bruders werden in unsrer schweren Zeit viel zu sehr von der Sorge für die innere und äußere Sicherheit in Anspruch genommen werden, als daß ihm gegönnt wäre, sie mit anhaltender Widmung über das unabweislich Notwendige hinauszusenden. Seyen Sie ein Vertreter von Kunst und Wissenschaft in seiner nächsten Nähe! Tragen Sie bei, daß der Lorbeer aufblühe und das Haus Habsburg-Lothringen eine Fortsetzung ihrer babenbergischen Vorgänger sei, unter deren Regierung das Nibelungenlied in unserm Vaterlande entstand und Walther von der Vogelweide sagen konnte: in Österreich lernte ich singen und sagen. Die Künste der Musen sind kein leeres Spiel. Die Todesverachtung des Kriegers, die hingebende Treue des Bürgers, alles Große und Edle im Leben hat dieselbe Quelle wie die Schöpfung des Dichters, des Malers, des Musikers: die Begeisterung, die nichts ist als Selbstvergessen des Menschen gegenüber dem Ewigen, dem Rechten, dem Wahren!“ Als dann Max zur Regierung gekommen und Kaiser geworden war, da beeilte sich Grillparzer, wiederum lobenden Zuspruch an ihn zu richten, weil er seine „Regierung als einen Ernst und ein Geschäft betrachte und nicht als eine unwillkommene Störung, die man hinauszuschieben sucht, statt sie zu lösen.“ Auch an die kaiserliche Gemahlin richtet er am Schlusse des Briefes seine ungeschminkten Worte: „Gott segne Sie und Ihre verehrte Gemahlin, eine wahre Kaiserin, der die Sorgen des Thrones so nahe stehen als der Glanz seiner äußern Entfaltung.“

Daß ein solcher Mann sich andern Leuten und besonders dem jüngern Geschlecht gegenüber kein Blatt vor den Mund nahm, ist wohl nicht zu verwundern. Es war mitunter nicht ganz geheuer, ihm zu gratuliren. Man sehe im Jahrbuche nach, wie scharf er den Prager Studenten die Wahrheit sagte, als sie kamen, ihm das Ehrendiplom ihrer Lesehalle zu überreichen. Auch allgemeine Lebenserfahrungen, Sentenzen, Warnungsrufe pflegte er bei solchen Gelegenheiten mitzuteilen. So oft dieser eigentümliche und geistestiefe Mann seine Feder ansetzt, ist er bedeutend und anziehend; Parteistellung meidet er, politische Schlagwörter sind ihm verhaßt. Stets hat er sein Auge auf das allgemein Menschliche und Bleibende gerichtet. Das zeigt sich in den veröffentlichten Schriften des ersten Grillparzerjahrbuches überall. Drum nehmt und leset!

Sentimentales Laster fürs deutsche Haus. „Einer der ersten Dichter unsrer Zeit ist unstreitig Hermann Sudermann, dessen neueste Schöpfung, die Novelle »Das Sterbelied,« wir im ersten Heft dieses Jahrganges unsern Lesern spenden konnten.“ Bescheidenheit, o ziere mich! „Vom Fels zum Meer“ konnte die neueste Schöpfung dieses einen der ersten Dichter spenden! Würdige Devotion würdiger Seelen vor dem Genius des bedeutenden Dichters! Welt, siehe, wir beugen das Knie vor ihm, was muß er für ein Mann sein, was müssen wir für Männer sein, die sich mit edelm Anstand vor einem der ersten Dichter neigen! Wir, Spemanns Illustrirte Zeitschrift für das deutsche Haus!

Das deutsche Haus ist derartige kindische Reklamephrasen so gewohnt, daß es sie kaum noch beachtet; das deutsche Haus ist so gewohnt, allen saloppen Kohl zu verdauen, den ihr die gesinnungslose Handwerksreklame anpreist, und für wunderschön zu halten, daß es auch den ekelhaften Stil Sudermannscher „deutscher“ Dichtung ohne Brechreiz genießen würde; aber wir sind neugierig, zu sehen, ob sich das deutsche Haus wirklich die Niedertracht dieser „Schöpfung“ gefallen lassen wird.

„Vom Fels zum Meer“ hat seinen neuen Jahrgang mit einer Titelzeichnung geschmückt, die so graziös ist, daß man sich denken könnte, der Verfertiger der

Umschläge von Velhagens und Klasings „Monatsheften“ müsse das erste Heft voll Neid in die Hand genommen haben; man griff mit angenehmer Überraschung darnach. Man sah, hier werden besondre Anstrengungen gemacht, dem deutschen Hause etwas besondres zu bieten. Und als man das Heft aufschlug, fiel der Blick mit noch größerer Überraschung auf den Namen Sudermann. Sudermann?

Der Inhalt der Geschichte ist der, daß eine junge deutsche Pfarrersfrau in einem Hotel an der Riviera, während sie ihrem schwindsüchtigen Gatten, der eben das Leben aushaucht, Sterbelieder vorliest, belauscht, wie im Nebenzimmer sich eine Wollustszene zwischen einer reizenden Französin und einem Rivieradandy abspielt, der auch in der jungen deutschen Pfarrerin mit seinen „italienischen Augen“ Wollustschauer wachgerufen hat.

Dergleichen pikante Situationen werden auch von andern erfunden und ausgemalt; vielleicht sind auch andre imstande, es mit solcher gemeinen Frivolität und Sentimentalität und in diesem ekelhaften Tone zustande zu bringen; es wäre kein Wort darüber zu verlieren. Aber daß dies in einem Blatte „für das deutsche Haus“ „gespendet“ werden „kann,“ ist so horrend, daß einem der Verstand stille steht. Wo ist das „deutsche Haus,“ dem man diese Kost vorzusetzen wagt? Sind es unsre Frauen und Töchter? Sind es unsre Jungen, die unsre Ehre wahren sollen? Sind wir Männer selbst solche Schurken geworden, daß wir uns solche Frechheiten gefallen lassen dürfen in unserm Hause? Wir fragen das die Verleger von Spemanns Illustrirter Zeitschrift für das deutsche Haus. Haben sie eine Ahnung von dem, was unter ihrer Firma gedruckt und ins deutsche Haus gesandt wird?

*

Suum cuique. Daß der Sohn eines Regierungspräsidenten beim Abiturientenexamen durchfällt, ist zwar traurig, aber nicht unerhört, daß der Vater vom Direktor die Arbeiten seines Sohnes einfordert, um das Urteil der Lehrer zu prüfen, ist seltsam, daß der Direktor diese Forderung abschlägt, ist erfrischend, daß der Durchgefallene ein halbes Jahr später die Prüfung an einem andern städtischen Gymnasium mit Auszeichnung besteht, ist merkwürdig, daß der Direktor dieses städtischen Gymnasiums bald darauf an eine königliche Anstalt berufen wird, ist sehr eigentümlich. Ob solche Dinge wohl im Staate Friedrichs des Großen vorkommen können?

Die Sozialdemokratie in Mannheim. Also trotz Zensuswahl wäre Mannheim im badischen Landtage jetzt durch zwei Sozialdemokraten vertreten! Vielleicht wundert sich mancher etwas weniger darüber, wenn er aus der Schrift des Oberregierungsrats Börishofer über die soziale Lage der Fabrikarbeiter in Mannheim und Umgegend erfährt, daß dort zwanzig-, vierundzwanzig-, dreißig- und sechsunddreißigstündige Schichten vorkommen, und daß in einzelnen Fällen ein Arbeiter in einunderselben Woche die sechsunddreißigstündige Arbeitszeit zweibis dreimal hat durchmachen müssen. Dafür ist Baden auch ein hochliberales Land, dessen Honoratioren von Humanität triefen.

Litteratur

Bismarcks parlamentarische Kämpfe und Siege. Von Friedrich Thudichum. Zweite Abteilung. Stuttgart, F. Enke

Das Sprichwort von den gefährlichen Freunden könnte in dem Sinne noch ergänzt werden, daß man ungeschickten Feinden dankbar sein müsse. Der Verfasser des obengenannten Werkes z. B. hätte alle Ursache, dem Kritiker, der in der Wiener Neuen freien Presse nichts als übles von dem Buche zu sagen wußte, seinen Dank abzustatten. Der Mann hat sich nämlich so maßlos darüber geärgert, daß Thudichum Grundsätze und Maßregeln verteidigt, über die Autoritäten wie Lasker und Bamberger den Stab gebrochen haben, er wundert sich so naiv darüber, daß ein Lehrer an einer deutschen Universität noch wagt, sich auf die Seite des gestürzten Staatsmannes zu stellen (sollte das etwa in Österreich undenkbar sein?); er wird mit seinen Galleergüssen so possirlich, daß jeder unbefangne Leser im voraus eine vorteilhafte Meinung von dem Buch erhalten muß. Und es ist in der That eine höchst verdienstliche Arbeit. Sicherlich ist die Popularität unsers ersten Kanzlers seit Jahr und Tag ununterbrochen im Steigen, und der Wunsch ist begreiflich, sich alle Einzelheiten seiner Laufbahn zu vergegenwärtigen. Dazu ist nun neben den Sammlungen seiner Reden das vorliegende Werk vorzüglich geeignet. Die Ältern haben ja das alles mit erlebt, aber so vieles, so manche nicht für den Ausgang wichtige, aber besonders charakteristische Episode in den Kämpfen ist im Laufe der Jahre aus unsrer Erinnerung geschwunden! Wenn nun hier im Zusammenhange die großen grundlegenden oder Reformarbeiten dargestellt, vergeßne Reden, Zeitungsartikel, lügenhafte Ausstreuungen aus dem Dunkel wieder hervorgezogen werden, so kann das freilich den unverbesserlichen Gegnern des großen Mannes nur unangenehm sein. Wem es jedoch um Wahrheit zu thun ist, der erkennt mit Staunen und Scham, wie viel Vorurteile, Verranntheit, Kurzsichtigkeit und Tücke überwunden werden mußten, damit die Verstaatlichung der Bahnen, die Verteilung der Steuern, die Verlängerung der Wahl- und Finanzperioden, die Verteilung der Steuern, die Sozialreformen, die Kolonialpolitik u. s. w. u. s. w. durchgeführt werden konnten. Als sich Bismarck in Geestemünde der Stichwahl unterziehen mußte, schrieb Paul Cassagnac, in einigen Jahren werde man Bismarckdenkmäler setzen, aber zu spät für die Ehre Deutschlands. Dieses Werk gehört zu den Denkmälern, die bezeugen, daß wenigstens nicht bei allen Deutschen das Dankgefühl erst am Grabhügel erwacht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die letzten Unruhen in China

Shanghai, Anfang September 1891

Da ſich die Chineſen trotz aller in den letzten Jahrzehnten von Europa und Amerika aus gemachten Bemühungen der abendländiſchen Kultur gegenüber noch immer faſt ganz ablehnend verhalten, ſo ſollte man ſich eigentlich darüber wundern, daß die in China anſäſſigen Ausländer nicht viel häufiger ſolchen Unruhen ausgeſetzt ſind, wie ſie kürzlich in ziemlich ausgedehntem Maßſtabe in den am Yangtzekiang gelegenen Provinzen ſtattgefunden haben. Leben und Eigentum der Ausländer in China erfreuen ſich im allgemeinen großer Sicherheit, und ſelbſt die zerſtreut im Innern wohnenden Miſſionare der verſchiednen chriſtlichen Bekenntniſſe konnten ſich bis vor kurzem wenig über ernſtliche Beläſtigungen beklagen.

Woher kommt es nun, daß ſich die ſonſt ſo friedfertigen Bewohner von Mittelchina letztes Frühjahr plötzlich gegen die Miſſionen wandten und Dutzende von katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchen und Kapellen nebſt den Wohnhäuſern der Miſſionare verbrannten? Während früher derartige gelegentliche Vorfälle immer örtlich beſchränkt blieben, war die Bewegung diesmal ſo weit verbreitet, daß von Anfang an der Gedanke an eine Oberleitung nicht von der Hand zu weiſen war. Aber ob das Ziel der Bewegung nur gegen die Miſſionen als ſolche oder mittelbar gegen die Regierung in Peking gerichtet war, das iſt eine Frage, die auch jetzt noch nicht mit voller Sicherheit beantwortet werden kann. Denn es giebt wohl kaum noch ein Land, wo es ſo ſchwer wäre, wie in China, die wirklichen Gründe irgend eines Ereigniſſes zu erfahren. Allgemeines gegenſeitiges Mißtrauen, großer Mangel an Wahrheitsliebe ſowie eine gewiſſe Zweideutigkeit und Unbeſtimmtheit der ganzen Ausdrucksweiſe

wirken zusammen, Untersuchungen jeder Art sehr zeitraubend und mühevoll zu machen.

Beim ersten Ausbruch der Unruhen wurde vielfach angenommen, daß eine am ganzen Yangtzekiang sehr verbreitete und einflußreiche Vereinigung von Verschwörern, Ko Lao Hui genannt, das Volk zur Niederbrennung der christlichen Kirchen angestiftet hätte, um China in Krieg mit andern Mächten zu verwickeln und dabei selbst im Trüben zu fischen, und daß dies der einzige Grund der Unruhen wäre. Diese Vermutung gewann an Wahrscheinlichkeit, als sich der Pöbel nach einiger Zeit nicht mehr darauf beschränkte, Gebäude anzuzünden und zu plündern, sondern in Wusüch, das nicht weit von Hankau liegt, einen Missionar und einen Zollwächter in roher Weise ermordete. Dies blieb jedoch ein vereinzelter Vorfall, obgleich die Unruhen noch länger andauerten. Es ist nun möglich, daß sich die Verschwörer die Sache anders überlegten, nachdem eine Anzahl von fremden Kriegsschiffen auf dem Yangtzekiang erschienen war, denn die Bewegung ließ darauf allmählich nach. Wie dem aber auch sei, zur Zeit geht jedenfalls die allgemeine Ansicht dahin, daß der angeführte Grund zur Erklärung der Unruhen nicht ausreiche. Zwar nimmt man auch jetzt noch an, daß die Bereitung von Ungelegenheiten für die Regierung vonseiten der Verschwörer wohl der eigentliche Grund der Unruhen gewesen sei, aber niemand hatte erwartet, daß es so leicht gelingen würde, so weite Volkskreise aufzureizen. Es ist dies auch kaum anders zu erklären als durch die Annahme, daß schon lange im Volke ein Haß gegen die Missionen vorhanden gewesen sein muß, der nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um sich in Thaten Luft zu machen. Der chinesische Pöbel hat sich in allen Fällen sehr leicht gegen die Missionen aufreizen lassen. Die Stationen liegen zwar meist ziemlich vereinzelt und locken daher mehr zu Angriffen, als die Häuser der meisten übrigen in China wohnenden Europäer. Aber dieser Umstand allein erklärt die Sache nicht, vielmehr kommt noch allerlei andres mit ins Spiel.

Für einen unbefangnen Beobachter, der sich Mühe giebt, beiden Seiten gerecht zu werden, ist es schwierig, sich in dem Wirrwarr der verschiednen die Missionsfrage betreffenden Ansichten zurechtzufinden und sich selbst eine feste Meinung zu bilden. Da kann man, wenn eine solche Frage wieder aufgerührt ist, in den in Shanghai erscheinenden Zeitungen eine ganze Skala der verschiedensten Auffassungen finden, von der des englischen Fanatikers an, der nenlich alles Ernstes meinte, jede gute Cigarre hätte ungeraucht, jedes gute Glas Wein ungetrunken bleiben und das Geld dafür lieber den Missionen zugewendet werden sollen, bis zu der Ansicht der platten Egoisten, die, nur damit ihre eigne liebwerte Person in friedlichen Zeiten mehr Dollars einheimsen könne, alle Missionare aus China hinaus und zum Kuckuck wünschen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß sich gerade die protestantischen Missionare in China manchmal keiner großen Beliebtheit unter den Ausländern erfreuen, während von den katholischen Missionen im allgemeinen mit Achtung gesprochen wird, trotzdem daß die große Mehrzahl der in Ostasien lebenden Europäer und Amerikaner protestantischer Konfession ist. Major von Wißmann hat ja in Afrika dieselbe Beobachtung gemacht, rief aber viel Widerspruch hervor, als er in Deutschland öffentlich erwähnte, dies fiele ungefähr mit seiner eignen Ansicht zusammen. Die Lebhaftigkeit dieses Widerspruchs ist wahrscheinlich aus einem unbestimmten Gefühl der eignen Schwäche entsprungen. Denn die Gründe für die Erscheinung liegen wenigstens in China offen vor jedermanns Augen. Die protestantischen Missionare sind nämlich teilweise sehr wenig gebildete Leute und machen sich oft genug in ziemlich plumper Weise mit Bekehrungsversuchen an Europäer und Amerikaner heran. Der Umstand, daß sie fast alle verheiratet sind, bietet ihnen hierzu häufig die erwünschte Handhabe, wogegen sich die katholischen Missionare wenig oder gar nicht um die übrigen Ausländer bekümmern, wenigstens nicht, was die Religion anlangt. Nur ganz vereinzelt hört man die Behauptung, der man in Europa häufiger begegnet, daß es katholische barmherzige Schwestern versucht hätten, im Hospital auf dem Totenbett liegende Protestanten zu bekehren. Gebildeteren protestantischen Missionaren, die Takt genug haben, alle Aufdringlichkeiten zu vermeiden, wird stets dieselbe Achtung gezollt wie den katholischen. Aber ihr ganzer Stand leidet natürlich darunter, daß manche viel zu wenig Bildung besitzen, die Taktlosigkeiten, die sie begehen, als solche zu erkennen, vielmehr ihr Auftreten im Namen der Religion nicht nur für erlaubt, sondern sogar für geboten halten. Mit denen ist natürlich nicht zu rechten.

Unter den Chinesen werden solche Eiferer in den meisten Fällen gewiß keine großen Erfolge erringen. Es wäre deshalb im eignen Interesse der protestantischen Mission, wenn mit der Auswahl der hierher zu schickenden Personen in England und besonders in Amerika etwas vorsichtiger verfahren würde, weil die hiesigen Missionare in ihrem eigentlichen Berufe, der Bekehrungsthätigkeit unter den Chinesen, großes Geschick dringend nötig haben. Es ist gar nicht zu begreifen, daß man in England und Amerika (deutsche Missionare giebt es hier nur wenige) annimmt, zu einer so überaus schwierigen Aufgabe wie der Bekehrung von Chinesen wären Hinz und Kunz befähigt. Nur die tüchtigsten Kräfte sollte man herausschicken, dann würden die bis jetzt nur sehr geringen Erfolge vielleicht allmählich zufriedenstellender werden. In ganz China wird es trotz der sehr zahlreichen Missionen nur einige hunderttausend Christen geben.

Gleichwohl muß anerkannt werden, daß auch bei der jetzigen Sachlage die Missionen, protestantische wie katholische, in mancher Beziehung sehr segensreich wirken. Nur beiläufig sei erwähnt, daß sich die Sprachwissenschaft, die

Erdkunde und verschiedne Zweige der Naturwissenschaft ihnen aufs tiefste verpflichtet fühlen müssen. Fast mit allen Stationen sind auch Hospitäler und Findelhäuser verbunden, Einrichtungen, deren Wert einsichtige Chinesen umso mehr zu schätzen wissen, als sie von ihrer Regierung nichts derartiges erwarten können. Leider bietet jedoch die Errichtung von Findelhäusern immer noch wieder Anlaß zu dem nicht auszurottenden Glauben, die Missionare wollten dort kleine Chinesenkinder schlachten, um deren Augen zu Medizin zu verarbeiten. Dies Märchen hat auch bei den letzten Unruhen wieder herhalten müssen, sodaß von chinesischer Seite schon der Vorschlag gemacht worden ist, im Interesse des allgemeinen Friedens die Findelhäuser abzuschaffen. Wollten sich jedoch die Missionare jemals hierauf einlassen, so würde gerade das Hauptfeld ihrer jetzigen Thätigkeit brach gelegt werden, und die Zahl der Bekenner des Christentums würde dann sehr zusammenschrumpfen. Im Ernst wird deshalb hiervon wohl niemals die Rede sein. Mehr Beachtung verdient der Rat, von Zeit zu Zeit angesehene Chinesen aus der Nachbarschaft aufzufordern, sich das Innere der Findelhäuser anzusehen und sich zu überzeugen, daß alles mit rechten Dingen zugeht. Es würde ein kräftiges Gegengewicht gegen die Ansicht des stets mißtrauischen Volkes sein, wenn die Leute sähen, daß man seine Behausung nicht mit einer hohen Mauer zu umgeben braucht, wenn man nichts dahinter vor hat, was die Öffentlichkeit scheuen muß.

Das Feld der eigentlichen Missionsthätigkeit in China ist sehr mühsam zu bebauen. Alle Achtung vor den Männern und Frauen, die sich Spannkraft genug bewahren, in diesem Wirken nicht zu erlahmen! Und wie behutsam müssen sie vorgehen! Denn nichts ist dem Chinesen unangenehmer, als ein Eindringen in seine Häuslichkeit. Ihn von der Uneigennützigkeit einer solchen Thätigkeit zu überzeugen, wird bei seinem angebornen Mißtrauen nur in wenigen Fällen gelingen. Wer mit dem hohen Zweck der Verkündigung des Evangeliums den Chinesen ins Haus kommt und sofort damit anfangen will, ihnen die christlichen Lehren auseinanderzusetzen, wird meistens fehlgehen. Da bedarf es sorgfältigster und geduldigster Vorbereitung, ehe mit der eigentlichen Bekehrung begonnen werden kann. Mag jemand auch noch so sehr die Kraft und den Drang in sich fühlen, den Heiden das Evangelium zu predigen, damit allein ist es hier nicht gethan, sondern da gilt es, den steileren und mühseligeren Weg zu gehen, zunächst die Chinesen für die Aufnahme des Christentums fähig zu machen. Dies wird von den Missionaren vielfach bestritten; sie behaupten, das Christentum könne von jedermann sofort verstanden und aufgenommen werden. Aber die ganze Denkweise der Chinesen ist so verschieden von der unsrigen, daß sich die entgegengesetzte Ansicht mehr und mehr Bahn bricht.

Aber die Abneigung der Chinesen, Fremden das Eindringen in ihre Häuser zu gestatten, erklärt es nur teilweise, weshalb sich vor einigen Mo-

naten plötzlich ein solcher Haß gegen die Missionen entlud. Denn im allgemeinen sind die Einwohner von Mittelchina friedlicher Natur und den Fremden nicht feindlich gesinnt. Nur eine Provinz macht hiervon eine Ausnahme: Hunan. Dort sind von der fanatischen Bevölkerung niemals Missionen geduldet worden, von dort aus werden auch seit Jahren die Nachbarprovinzen mit schamlosen Pamphleten überschwemmt, die das Unglaublichste an Verlästerung der Ausländer im allgemeinen und der Missionare im besondern leisten. Die schauerlichsten Verbrechen, vor allem solche gegen die Sittlichkeit, werden den Fremden in diesen Pamphleten ungescheut zum Vorwurf gemacht. Allzu lange haben die Ausländer dies wüste Treiben ruhig mit angesehen, weil sie auf die Friedlichkeit des Durchschnittschinesen rechneten. Jetzt erntet man die Früchte dieser Nachsicht. Ohne solche wilde Aufreizungen, die auch während der letzten Unruhen in Gestalt von Maueranschlägen und sonstigen Proklamationen am ganzen Yangtzekiang in Szene gesetzt wurden, hätte die Bewegung gegen die Missionen unmöglich unter einem sonst so ruhigen Volke einen so großen Umfang annehmen können, wie es der Fall war.

Es wird nun allgemein die Frage aufgeworfen werden: Was ist vonseiten der fremden Mächte geschehen, um ähnlichen Angriffen für die Zukunft vorzubeugen? Es scheint, daß bald eine befriedigende Antwort auf diese Frage wird gegeben werden können. Denn wir haben kürzlich etwas ganz absonderliches erlebt: ein einiges Vorgehen der fremden Gesandten in Peking. Es lag leider in der Natur der Sache, daß sich diese Herren einzeln schon lange viel mehr von den Chinesen bieten lassen mußten, als sich für die Vertreter von großen und stolzen Mächten geziemte. Aber was sollten sie machen? Sie wußten, ihre Regierung würde sehr ungern mit dem entlegnen China Verwicklungen haben wollen, und so schluckten sie lieber manches hinunter. Jetzt aber scheint bei allen das Faß voll und übergelaufen zu sein, und man hat offenbar die gute Absicht, alles gegenseitige Intriguiren, das doch nur den Chinesen zu gute kommt, jetzt beiseite zu lassen, um gemeinsam zum Schutze der Ausländer und besonders der Missionen zu handeln. Im Namen von allen in Peking vertretenen fremden Mächten sind folgende ganz bestimmte Forderungen an die chinesische Regierung gestellt worden: umfassendere Bestrafung der Übelthäter, Entschädigung für die Verwandten der Ermordeten, Vergütung für alles verbrannte Eigentum, unbedingtes Verbot der Verbreitung der erwähnten Pamphlete, Eröffnung der Provinz Hunan für den Verkehr mit Ausländern. Es ist kaum anzunehmen, daß sich China diesen Forderungen widersetzen und es zum Kriege kommen lassen wird, solange die Gesandten einig bleiben.

Ob freilich die genannten Maßregeln genügen werden, nicht nur für den Augenblick, sondern für eine etwas längere Zeit Reibungen zu verhüten, bleibt abzuwarten. Fast alles wird davon abhängen, inwieweit das Verbot der

Aufreizung wird durchgeführt werden können. Werden die Mandarinen hierzu die Kraft und den Willen haben? Sie zeigten vor kurzem nicht überall den besten Willen, die Ausländer zu schützen. Aber auch wo dieser Wille offenbar vorhanden war, fehlte vielfach die Macht, da sich der Pöbel von Truppen, die nicht feuern durften, natürlich nicht in Schranken halten ließ. Es ist nämlich eine seltsame Erscheinung, daß, so viele Köpfe von gefangengesetzten Personen die hohen Mandarinen fallen lassen dürfen, doch keiner von ihnen die Macht hat, auf eine aufrührerische Menge feuern zu lassen. Vielleicht wird ihnen diese Befugnis jetzt erteilt werden, und da müßte es doch merkwürdig zugehen, wenn nicht vorkommendenfalls selbst die plünderungslustigsten Chinesen durch eine einzige gut gezielte Salve eingeschüchtert würden. Zerstreut sie doch sogar ein starker Regenschauer sofort in alle Winde, da eher eine Katze als ein Chinese bei nassem Wetter freiwillig das Haus verläßt. So spaßhaft es klingen mag, so ist es doch buchstäblich wahr, daß für eine vereinzelt liegende hiesige Missionsstation eine starke Wasserspritze der beste Schutz sein würde.

Das Abzahlungsgeschäft

Zu den zweifelhaften wirtschaftlichen Errungenschaften unsrer Zeit gehören die Warenabzahlungsgeschäfte, die Geschäfte, durch die oder in denen (je nachdem man das Wort „Geschäft“ von dem einzelnen Rechtsgeschäft oder von dem ganzen Geschäftsbetriebe versteht) der Besitzer eine Ware dem Liebhaber unter gewissen Bedingungen gegen Abschlags- oder Ratenzahlungen überläßt. Zweifelhaft im strengen Sinne des Wortes ist die Errungenschaft, sofern die fraglichen Geschäfte nicht durchweg verwerflich sind; es wird ihnen mit einigem Recht nachgerühmt, daß sie vielfach den ärmern Volksklassen ein Mittel böten, sich nach und nach Dinge anzuschaffen, die für ihr Fortkommen nützlich, die aber zu teuer seien, als daß die Betreffenden den Kaufpreis dafür in einer Summe bezahlen könnten. Das gilt namentlich von Arbeitsmaschinen der verschiedensten Art. Diesem Nutzen stehen aber Nachteile gegenüber, von denen es sehr fraglich ist, ob sie den Nutzen nicht mehr als aufwiegen. Einerseits werden durch den Schein eines billigen Erwerbs viele Leute bewogen, nicht bloß notwendige oder nützliche, sondern auch durchaus unnötige Dinge zu erwerben; und andrerseits sind selbst bei den Geschäften über Sachen der erstern Art

die Bedingungen regelmäßig so beschaffen, daß der Erwerber der Ware in hohem Grade gefährdet ist. Diese Übelstände haben schon vielfach — unter anderm auch auf dem deutschen Juristentage — die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen; und wie es in solchen Fällen in Deutschland gewöhnlich geht, so ist auch hier alsbald der Ruf nach der Polizei laut geworden: der Staat solle durch seine Gesetzgebung gegen die Mißbräuche einschreiten.

Wir sind nun zwar keineswegs gewillt, dem Staate wirtschaftlichen Mißbräuchen gegenüber die Rolle des stummen Zuschauers anzusinnen, der sich damit tröstet, daß sich die Sache schon von selbst machen werde, und daß sich, wenn dies nicht geschieht, nur das unabänderliche Naturgesetz vollziehe, wonach der Schwache vom Starken aufgefressen werde; wir glauben vielmehr, daß der Schutz des Schwachen gegen den Starken eine der ersten Aufgaben des Staates sei. Andrerseits aber sind wir doch der Ansicht, daß die staatliche Gesetzgebung gegen solche Mißbräuche mit Ausnahmegesetzen nur da einschreiten soll, wo eine andre Hilfe nicht gegeben ist, wo das gemeine Recht versagt; und wir sind weiter der Ansicht, daß den Mißbräuchen der Warenabzahlungsgeschäfte eine energische und vernünftige Rechtsprechung ausreichend steuern könne. Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, ruft Schiller den Künstlern zu; den Richtern könnte man zurufen: Das Recht des Volkes ist in eure Hand gegeben, bewahret es! Es fällt mit euch, mit euch wird es sich heben! Seinem hohen Berufe wird aber nur der Richter gerecht, der sich nicht bloß als eine Urteilsmaschine betrachtet, in die man vorn den „Fall" hineinschiebt, damit nach dem Durchgang durch so und so viel Gesetzesparagraphen hinten die Entscheidung herauskomme, der vielmehr vom Geiste der Gerechtigkeit erfüllt, von einem gesunden Rechtsgefühl geleitet und dabei imstande ist, die Dinge zu erkennen, wie sie sind.

An dieser Erkenntnis fehlt es nur zu oft, und so auch gegenüber den Abzahlungsgeschäften. Soll sie die Gesetzgebung zulassen oder verbieten? wird häufig gefragt. Diese Fragestellung aber ist ein Erzeugnis der Gedankenlosigkeit. Die erste Frage hat vielmehr zu lauten: Sind die üblichen Abzahlungsgeschäfte nach dem geltenden Rechte giltig oder nicht? Um die Antwort auf diese Frage zu finden, ist es vor allem notwendig, das Wesen des sogenannten Abzahlungsgeschäfts zu untersuchen.

Wir haben es bereits — sehr allgemein — bezeichnet als ein Geschäft, durch das der Besitzer eine Ware dem Liebhaber (unter gewissen Bedingungen) gegen Ratenzahlungen überläßt; wir können auch sagen: es ist ein Geschäft, bei dem der eine Teil seine Verbindlichkeit durch Ratenzahlungen zu tilgen befugt ist. Damit ist aber nur etwas über die Art der Erfüllung, dagegen nichts über die Art der Begründung der Verbindlichkeit, über die rechtliche Natur des Geschäfts gesagt. Wenn heute ein Hausbesitzer einem andern sein

Haus für 100000 Mark, zahlbar in zehn Jahresraten von je 10000 Mark, überläßt, so ist das auch ein „Abzahlungsgeschäft" nach dem Wortlaute der obigen Begriffsbestimmung, aber kein Mensch redet hier von einem solchen. Warum nicht? Weil dieses Geschäft unter den jedermann geläufigen Begriff des Kaufes fällt. Das ist bei dem Warenabzahlungsgeschäft, dessen Gegenstand, wie das Wort zeigt, nur bewegliche Sachen sind, nicht der Fall.

Betrachten wir die Sache zunächst vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte. Der Besitzer einer Nähmaschine — Kaufmann oder Fabrikant — will diese verkaufen, als Gegenwert verlangt er 100 Mark. Der Liebhaber ist nicht imstande, diese Summe sofort zu bezahlen, er bietet Zahlung in fünf Jahresraten an. Unter welchen Bedingungen wird der Besitzer dieses Angebot annehmen? Er sagt sich: Das in meinem Geschäft umlaufende Kapital verzinst sich zu 10 Prozent; der Kaufpreis von 100 Mark, sofort bezahlt, wirft mir (ohne Zinseszinsberechnung) in fünf Jahren 50 Mark ab; die Ratenzahlungen müssen also so bemessen sein, daß ich bei Empfang der letzten Rate auch 150 Mark habe. Daß er auf ein Angebot von fünf Raten zu 20 Mark nicht eingehen kann, ist klar; bei zehnprozentiger Verzinsung der bezahlten Raten hätte er bei Zahlung der letzten Rate nur $5\times20+2+4+6+8=120$ Mark. Er muß also höhere Raten fordern, und zwar solche von 25 Mark, denn $5\times25+2{,}5+5+7{,}5+10$ ist $= 150$. Ist das Geschäft, das er zu dieser Bedingung mit dem Liebhaber abschließt; ein „Abzahlungsgeschäft"? Nein, es ist ein ganz gewöhnlicher Kauf auf Borg, auf Kredit. Eben darin liegt aber auch der Grund, warum der Kaufmann oder Fabrikant ein solches Geschäft mit dem Liebhaber nicht abschließt; der Liebhaber ist, wie seine Unfähigkeit zur Barzahlung beweist, nicht oder nur wenig kreditfähig oder kreditwürdig, der Verkäufer läuft Gefahr, daß der Käufer nach Zahlung der ersten oder zweiten Rate zahlungsunfähig wird, und dann hat er seine Maschine verloren, denn ein Pfandrecht kann sich nach den in dem größten Teile von Deutschland geltenden Gesetzen zwar der Verkäufer eines Hauses, nicht aber der Verkäufer einer Nähmaschine oder einer Uhr vorbehalten.

Der Kaufmann kann oder will also nicht auf Kredit verkaufen, seine Ware will er aber loswerden. Wie nun helfen? Sein juristischer Berater schlägt ihm vielleicht vor, er solle sich bei der Übergabe der Maschine bis zur Bezahlung der letzten Rate das Eigentum vorbehalten. Allein abgesehen davon, daß die Giltigkeit dieses Vorbehalts in den Rechtsgebieten, die keinen Pfandrechtsvorbehalt an beweglichen Sachen zulassen, sehr fraglich ist, da dieser Vorbehalt thatsächlich nichts andres ist als eben ein (unstatthafter) Pfandrechtsvorbehalt, so ist damit dem kaufmännischen Interesse nur unvollkommen gedient. Die Gefahr eines positiven Verlustes ist hier zwar abgeschnitten oder vermindert, aber der Kaufmann will einen Gewinn machen, und dieser entgeht ihm, wenn der Fall des Vorbehalts eintritt: er erhält zwar seine

Maschine zurück, muß aber auch die empfangnen Raten zurückzahlen. Wollte er sich bei Abschluß des Vertrages durch eine besondre Klausel von dieser Verbindlichkeit befreien, so würde ihm das nichts helfen, denn der Richter wird diese Klausel als gegen die guten Sitten verstoßend für ungiltig erklären; niemand kann sich durch Vertrag das Recht zu einer ungerechten oder schändlichen Handlung sichern, und ungerecht oder schändlich ist das Begehren, zugleich die Ware und den (ganzen oder halben) Kaufpreis haben zu wollen.

In dieser Verlegenheit soll nun durch das Abzahlungsgeschäft Rat geschafft werden. Dieses soll oder will kein Kauf sein, sondern es führt sich als Mietvertrag oder als Vertrag ohne Namen oder als „Abzahlungsvertrag" ein; nach dem barbarischen Juristendeutsch, das nach dem Vorgange vieler Gelehrten auch der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs redet, könnte man das Geschäft etwa auch als „Miet- und Eigentumsübertragungsvertrag" bezeichnen. Der Inhalt des Vertrages geht regelmäßig dahin: Der Besitzer überläßt die Ware dem Liebhaber zum Gebrauch gegen Entrichtung von so und so viel Mark jährlich oder monatlich. Nach Bezahlung von x Jahres- oder Monatsraten geht das Eigentum auf den Liebhaber über. Zahlt dagegen der Liebhaber die Raten zur Verfallzeit nicht, so zieht der Besitzer seine (vermietete) Sache wieder an sich; die bezahlten Jahres- oder Monatsraten aber verbleiben ihm, sie stellen ja das Entgelt für den dem Liebhaber während der Zeit überlassenen Gebrauch der Sache dar.

Es fehlt nicht an Rechtsgelehrten, die die Giltigkeit eines solchen Vertrages in Schutz nehmen; es liegt hier — sagen sie — eine Verbindung von konkretem obligatorischem Vertrag — einer Sachmiete — mit einem abstrakten dinglichen Vertrag, dem Eigentumsübertragungsvertrag, vor. Wir haben hier ein lehrreiches Beispiel vor uns, wie die Mißhandlung der Sprache durch geistlose Gelehrsamkeit zur Mißhandlung des Rechts führt. Der Eigentumsübertragungsvertrag ist ein sprachliches Ungetüm, und seine Aufstellung hat den reinen juristischen Unsinn zur Folge. Wer, sei es zur Erfüllung einer bestehenden Verbindlichkeit oder aus Freigebigkeit, seine Sache einem andern giebt, daß sie von jetzt an dessen Sache sei, der nimmt ein Rechtsgeschäft vor, indem er das Eigentum an der Sache auf den andern überträgt, aber er schließt mit ihm keinen Vertrag, weder einen konkreten noch einen abstrakten. Ein Rechtsgeschäft in abstracto kann man überhaupt nicht schließen, auch eine Eigentumsübertragung in abstracto ist unmöglich; soll die Übergabe einer Sache den Empfänger zum Eigentümer machen, so muß die Übergabe eine rechtliche Grundlage haben, es muß der „konkrete" Wille des Übergebenden darauf gerichtet sein, durch die Übergabe entweder einer Rechtspflicht zu genügen (so wenn er zuvor mit dem Empfänger einen Kaufvertrag über die Sache geschlossen hat) oder dem andern eine reine Freude zu machen, ihm die Sache zu schenken. Aus welchem Grunde soll nun aber beim „Abzahlungsver-

trag" das Eigentum an der Ware auf den Liebhaber, den Empfänger übergehen? Sie ist ihm zunächst nur gegen Entgelt zum Gebrauch überlassen, d. h. vermietet, und der Mieter erwirbt, wie jedermann weiß, kein Eigentum an der gemieteten Sache. Nach Ablauf von so und so viel Mietzeit soll er, wenn er die Miete pünktlich bezahlt hat, Eigentümer der Sache werden; wird sie ihm jetzt vom Inhaber des Warenabzahlungsgeschäfts geschenkt? Man sehe sich doch nur die Gesichter der Geschäftsinhaber an, um sich diese Frage zu beantworten!

Der Geschäftsinhaber will seine Ware gegen Entgelt weggeben, d. h. er will sie verkaufen. Er will aber, solange er den vollen Kaufpreis nicht in Händen hat, das Eigentum an der verkauften Ware nicht aufgeben, und darum erklärt er, sie zunächst nur vermieten zu wollen. Nun ist es aber klar, daß man eine Sache nicht gleichzeitig vermieten und verkaufen kann in der Art, daß der Mietvertrag und der Kaufvertrag sofort erfüllt werden. Die Unmöglichkeit leuchtet ein, wenn der Mieter und der Käufer verschiedne Personen sind: es ist physisch unmöglich, dieselbe Sache gleichzeitig zwei Personen so auszuliefern, daß jeder die ganze Sache hat. Ebenso ist es aber (rechtlich) unmöglich, dieselbe Sache gleichzeitig an eine Person zu verkaufen und zu vermieten. Wer zur Erfüllung eines Kaufvertrages die verkaufte Sache dem Käufer übergiebt, der überträgt auf diesen mit dem Besitz sein Eigentum; wer zur Erfüllung eines Mietvertrages die vermietete Sache dem Mieter übergiebt, der überträgt auf diesen den Besitz, behält aber das Eigentum. Das Eigentum gleichzeitig zu übertragen und zu behalten ist ein Ding der Unmöglichkeit, und daraus ergiebt sich, daß das „Abzahlungsgeschäft" in der gewöhnlichen Form etwas widersinniges ist, an einem unheilbaren innern Widerspruch leidet, oder juristisch ausgedrückt: daß es kein (giltiges) Rechtsgeschäft, daß es, da man keinen halben Kaufvertrag und keinen halben Mietvertrag, also auch keinen Vertrag schließen kann, der „halb" Kaufvertrag und „halb" Mietvertrag ist, von Natur aus nichtig ist. Die Folge dieser Nichtigkeit ist aber, daß zwar der Verkäufer die Ware dem Erwerber jederzeit abfordern kann, der Erwerber aber, mag er mit der Zahlung der Raten im Verzug sein oder nicht, die Ware nicht anders als gegen Erstattung der bezahlten Raten herauszugeben schuldig ist.

Mit dem Gesagten ist jedoch die Möglichkeit eines wirksamen, vollgiltigen Abzahlungsgeschäftes nicht verneint. Unmöglich, haben wir gesehen, ist der gleichzeitige Abschluß eines Miet- und eines Kaufvertrages mit sofortiger Erfüllung beider; durchaus möglich dagegen ist der gleichzeitige Abschluß beider Verträge in der Art, daß der Mietvertrag sofort, der Kaufvertrag aber (von einer Seite oder von beiden Seiten) erst nach Verlauf einer gewissen Zeit, nach Beendigung des Mietverhältnisses erfüllt werden soll. Der Besitzer kann ein Pferd am 1. Oktober an Müller verkaufen mit der Abrede, daß der Käufer es erst am 1. November übernehmen und bezahlen soll, und er kann es gleich-

zeitig an Meier auf die Zeit vom 1. Oktober bis zum 1. November vermieten. Was aber zwei verschiednen Personen gegenüber möglich ist, das ist auch einer einzigen Person gegenüber möglich; ich kann einem andern mein Pferd zunächst auf vier Wochen vermieten und gleichzeitig mit ihm übereinkommen, daß er nach Ablauf der vier Wochen berechtigt sein soll, das Pferd für einen bestimmten Preis zum Eigentum zu erwerben oder zu behalten. Auf dieser Möglichkeit des gleichzeitigen Abschlusses eines Miet- und eines Kaufvertrages mit nach einander eintretender Erfüllung beruht die Möglichkeit eines durchaus loyalen Abzahlungsgeschäfts: der Besitzer der Ware vermietet und übergibt sie zunächst dem Liebhaber gegen einen bestimmten Jahres- oder Monats- oder Wochenzins und schließt gleichzeitig mit ihm einen Kaufvertrag über die Ware ab dahin, daß der Liebhaber zugleich mit dem Zins jährlich, monatlich oder wöchentlich vom Kaufschilling einen bestimmten Betrag bezahlen und mit Zahlung der letzten Rate Eigentümer der Ware werden soll. Hier haben wir zwei vollkommen rechtsgiltige Verträge: einen vom Vermieter sofort vollzognen Mietvertrag und einen Kaufvertrag, der sich als Pränumerationskauf, Kauf auf Vorschuß mit aufgeschobner Erfüllung auf Seiten des Verkäufers darstellt; und diese beiden Verträge können in einer Weise verbunden werden, daß von einer Unredlichkeit oder Unsittlichkeit schlechterdings keine Spur bleibt. Betrachten wir die Sache an dem Beispiel der Nähmaschine. Der Kaufmann will oder soll nach Ablauf von fünf Jahren als Gegenwert für die weggegebne Maschine 150 Mark haben. Wenn er sie vermietet, so kann er jährlich zehn Mark Miete erhalten; daraus ergiebt sich für den im Abzahlungsgeschäft enthaltnen Vorschußkauf bei fünf Zahlungsraten ein Kaufpreis von 75 Mark; er erhält, wenn er die eingegangnen Beträge in seinem Geschäft mit 10 Prozent Gewinn umtreibt, an Miete $5\times10+1+2+3+4=60$ Mark und an Kaufpreis $5\times15+1{,}5+3+4{,}5+6=90$ Mark oder insgesamt $5\times15+2{,}5+5+7{,}5+10=150$ Mark. Mathematisch ist also das Ergebnis des durchgeführten „Abzahlungsgeschäfts“ vollkommen dasselbe, wie das des reinen Kreditkaufs; wirtschaftlich und juristisch aber sind beide augenscheinlich wesentlich verschieden: mit dem kreditlosen Kunden kann der Kaufmann keinen Kreditkauf abschließen, der Vorschußkauf ist für ihn unbedenklich (hier läuft allerdings der Kunde Gefahr, im Fall der Zahlungsunfähigkeit des Kaufmanns seine vorausbezahlten Raten zu verlieren, aber einerseits ist diese Gefahr geringer, da der Kaufmann kapitalkräftiger ist als der Kunde, und andrerseits kann sich der Kunde die Sache immerhin durch Bezahlung des Kaufpreises erhalten). Daß der bezahlte Mietzins dem Kaufmann als Vermieter bleibt, wenn der Kauf nicht vollzogen wird, ist ganz in der Ordnung, da ja der Mieter den Gebrauch der Sache gehabt hat; andrerseits ist es ebenso selbstverständlich, daß der Kaufmann, wenn er wegen Säumigkeit des Kunden die Maschine wieder an sich zieht, die vorausbezahlten Kaufschillingsraten zurückerstatten muß (von

den besondern Fällen, daß der Kunde inzwischen die Maschine beschädigt hat u. dgl., sehen wir hier natürlich ab).

In der Theorie ist demnach die Gestaltung des Abzahlungsgeschäfts sehr einfach: von vornherein kann auf richterlichen Schutz nur das Geschäft Anspruch machen, bei dem die beiden Bestandteile Miete und Kauf streng geschieden sind, die Gegenleistung des Empfängers der Ware in zwei ausgedrückte Summen, den Mietzins und den Kaufpreis zerfällt. Nicht ebenso einfach gestaltet sich die Sache in der Praxis; der springende Punkt ist hier, wie leicht einzusehen ist, das Verhältnis zwischen Mietzins und Kaufpreis. Der Unternehmer des Abzahlungsgeschäfts wird hier sehr häufig den Versuch machen, das, was ihm das Recht verbietet, den Anspruch auf das Behalten der gesamten Ratenzahlungen des Kunden neben Zurücknahme der auf „Abzahlung" hingegebnen Ware im Fall des Zahlungsverzuges des Kunden, auf Schleichwegen zu erreichen, und hier tritt an den Richter eine der schwierigsten Aufgaben heran, nämlich die, die Simulation zu bekämpfen, das ernstlich gemeinte Geschäft von dem Scheingeschäft, von dem in fraudem legis geschlossenen zu unterscheiden.

Bleiben wir wieder bei unserm Nähmaschinenbeispiel. Der Inhaber des Abzahlungsbazars weiß, daß er Rechtsschutz für das einzelne abgeschlossene Geschäft nur findet, wenn darin Miete und Kauf in der eben bezeichneten Weise geschieden sind. Ein Kunde will die Nähmaschine gegen fünf Jahresraten von 25 Mark erwerben. Den Vertrag mit der Verwirkungsklausel, wie er seither üblich war, kann der Kaufmann nicht mehr wagen. Um sich aber den bisher genossenen wucherischen oder mehr als wucherischen Vorteil doch in möglichst großem Umfange zu sichern, wird er dem „Abzahlungsvertrag" folgende, von dem vermögenslosen andern Teil wohl oder übel anzunehmende Fassung geben: „Kaufmann Meyer vermietet an Schneider Müller eine Nähmaschine für jährlich 24 Mark 99 Pfennige. Nach Ablauf von fünf Jahren ist Schneider Müller berechtigt, die Maschine für 5 Pfennige eigentümlich zu erwerben. Den Kaufpreis zahlt Schneider Müller in fünf Jahresraten voraus, sodaß er jährlich im ganzen 25 Mark zu entrichten hat. Kommt es nicht zum käuflichen Erwerb, so hat Kaufmann Meyer dem Schneider Müller die vorausbezahlten Kaufschillingsraten zurückzuerstatten." Vermag nun der Schneider die fünfte Rate nicht zu zahlen, so klagt der Kaufmann gegen ihn auf Herausgabe der vermieteten Maschine, indem er ihm Erstattung des vorausbezahlten Kaufpreises mit 4 Pfennigen anbietet, während er die weiter erhaltenen 99 Mark 96 Pfennige als Mietzins zu behalten beansprucht. Der Schneider wendet ein: nach gemeinem römischem Recht sei eine venditio numo uno kein Kauf, das Abzahlungsgeschäft also ungiltig. Wird er mit dieser Einrede durchdringen? Das kommt auf die Persönlichkeit des Richters an. Der rechte Buchstabenjurist wird ihn verurteilen, denn vier Pfennige sind nicht numus unus, sondern quatuor numi, die Berufung des Schneiders auf das

römische Recht trifft also nicht zu. Der verständige und gerechte Richter weist den Kläger ab, weil hier nur der Schein eines Kaufpreises vorliegt, er erklärt das ganze Geschäft für ungiltig, und die Folge ist, wie wir schon sahen, daß zwar der Schneider die Maschine, aber auch der Kaufmann das sämtliche erhaltene Geld zurückerstatten muß.

So glatt wird nun freilich die Sache in Wirklichkeit selten liegen; der Kaufmann, der weiß, daß ein bloßer Scheinkaufpreis die Nichtigkeit des ganzen Abzahlungsgeschäfts zur Folge hat, muß in seinem eignen Interesse auf ein halbwegs anständiges Verhältnis zwischen Mietzins und Kaufpreis bedacht sein. Welcher Teil der Gesamtleistung des Kunden aber auf den Kaufpreis zu fallen habe, damit dieser nicht als bloßer Scheinpreis anzusehen sei, das läßt sich natürlich im allgemeinen nicht sagen, dies muß vielmehr der Richter im einzelnen Falle feststellen, und zwar, da er selbst regelmäßig die erforderlichen Kenntnisse nicht haben wird, unter Zuziehung von Sachverständigen, die sich die Frage vorzulegen haben: um wie viel ist durch den Gebrauch während der vereinbarten Abzahlungsfristen die Sache entwertet worden? oder: um wie viel wäre sie, wenn die Zahlungsfristen verstrichen und vom Kunden eingehalten worden wären, durch den Gebrauch im Wert vermindert worden? Die Frage mag im einzelnen Falle schwer zu beantworten sein; das entbindet aber den Richter nicht von der Pflicht, sie zu stellen und so gut wie möglich (mit Hilfe der Sachverständigen) zu beantworten. Ist einmal eine befriedigende Antwort nicht möglich, so kommt dies dem Kaufmann zu gute, da alsdann nicht festgestellt ist, daß der genannte Kaufpreis nur ein Scheinpreis war.

Die notwendige Scheidung des Abzahlungsgeschäfts in Miete und Kauf, der Leistung des Erwerbers in Mietzins und Kaufpreis hat aber nicht nur das Gute, daß dem Richter die Möglichkeit gegeben ist, die Personen, die genötigt sind, sich auf solche Geschäfte einzulassen, gegen wucherische Ausbeutung bis zu einem gewissen Grade zu schützen, sie bringt noch eine andre, wertvollere Wirkung hervor: sie bereitet den Abzahlungsgeschäften, die auf den Leichtsinn nicht der armen, sondern der ärmern Volksklassen spekuliren, den verdienten Untergang. Was wird nicht alles dem verehrlichen Publikum zum Erwerb durch Abzahlungsgeschäfte angeboten! Nicht bloß Näh- und andre Arbeitsmaschinen, sondern auch Möbel aller Art, fertige Kleider, goldne und silberne Uhren, Ringe, Ketten, ja sogar — Staats- und andre Wertpapiere! Von denen, die ein Einschreiten der Gesetzgebung gegen die Mißbräuche beim Abzahlungsgeschäft fordern, ist namentlich schon das Verlangen gestellt worden, es sollten Abzahlungsgeschäfte über Staats- und Wertpapiere verboten werden. Ein unnötiges Verlangen! Abzahlungsgeschäfte, wie sie über Waren geschlossen werden, können über Wertpapiere überhaupt nicht vorkommen, aus dem höchst einfachen Grunde, weil Staats- und Wertpapiere, überhaupt Forderungsrechte niemals Gegenstand eines Mietvertrages sind.

Die Veräußerung eines Wertpapieres gegen Ratenzahlungen in der Art, daß das Papier sofort übergeben wird, wird überdies nicht leicht vorkommen; sollte sie einmal vorkommen und sollte hierbei vereinbart werden, daß der Bankier bei unterbliebener oder unpünktlicher Ratenzahlung berechtigt sein soll, das Papier wieder an sich zu ziehen, so wäre dieses Übereinkommen nichts als ein unstatthafter Eigentumsvorbehalt. Regelmäßig wird der Bankier das Papier behalten bis zur Zahlung der letzten Rate. Bedänge er sich hierbei, daß er im Fall des Verzugs des andern Teiles die bezahlten Raten behalten dürfe, so wäre diese Bedingung wegen Verstoßes contra bonos mores ungiltig; was er nach gemeinem Recht verlangen kann, ist nur die Befugnis, in diesem Falle das Papier auf Rechnung des Käufers anderweit zu verkaufen, was — bei inzwischen gesunkenem Kurs — (ganz oder teilweise) zum Verlust der bezahlten Raten führen kann. Ein Abzahlungsgeschäft in dem oben erörterten Sinne läge hier nicht vor, sondern nur ein gewöhnlicher (Vorschuß-) Kauf. Soll das Gesetz solche Geschäfte verbieten? Das wäre doch wohl ein ungerechtfertigter Eingriff in die Freiheit des Verkehrs. Gerechtfertigt wäre das Verbot nur in Bezug auf Lotterielose; bei der Ausgabe solcher Papiere wird von vornherein auf die Dummheit der Leute spekulirt, sofern die Gesamtheit der Käufer unfehlbar zu kurz kommt, wenn auch der Einzelne gewinnt. In der Hoffnung auf solchen Gewinn wird sich der einfältige Käufer, dem der Verkäufer auch noch Ratenzahlung gewährt, zu einem ganz unverhältnismäßigen Preise verstehen, und kann er dann einmal eine fällige Rate nicht zahlen, so werden die bezahlten Raten regelmäßig verloren sein, der Verkäufer verwendet sie zur Deckung des unausbleiblichen „Kursverlustes." Ein unsittliches Geschäft im Rechtssinne, dem der Richter von sich aus die Anerkennung versagen dürfte, liegt hier nicht vor, es erscheint nur der üble Geruch, der dem ganzen Lotteriеunternehmen anhaftet, hier etwas gesteigert. Das Verbot solcher Ratenkäufe wäre eben dieses Geruchs wegen wohl zu rechtfertigen; aber wird sich der Staat, der entweder selbst Lotterieunternehmer ist oder doch das Unternehmen konzessionirt, dazu entschließen, das Verbot mit der Begründung auszusprechen, daß das ganze Lotteriegeschäft anrüchig sei?

Gegenstand der eigentlichen Abzahlungsgeschäfte sind Sachen, die gebraucht und darum vermietet werden können, d. h. körperliche Sachen. Aber nicht alle körperlichen Sachen sind gleich geeignet, vermietet zu werden, denn sie unterliegen dem Gebrauch in sehr verschiednem Maße. Die eine Sache wird aufgebraucht, indem sie gebraucht wird: Nahrungsmittel, bis zu einem gewissen Grade auch Kleider. Die andre wird durch den Gebrauch zwar abgenutzt, bleibt aber der Substanz nach im wesentlichen erhalten: so eine Maschine, ein Stuhl, ein Tisch oder ein Sofa. Eine dritte bleibt trotz des Gebrauchs mehr oder weniger unverändert, z. B. ein goldner Ring, eine goldne Kette, deren „Gebrauch" freilich auch nur im Tragen zum Schmuck besteht und auf keinerlei

Nutzen abzweckt. Wie verhalten sich nun diese drei Arten von Sachen zum Abzahlungsgeschäft? Der Bäcker und der Metzger werden mit ihren Kunden niemals ein solches Geschäft schließen, denn Brot und Fleisch kauft man, aber man mietet sie nicht. Auch im Kleiderhandel werden Abzahlungsgeschäfte verhältnismäßig selten sein, da Kleider durch den Gebrauch zwar nicht aufgezehrt, aber schnell und stark entwertet werden, woraus sich ergiebt, daß der Kaufpreis fast ganz im Mietzins untergehen muß — ein Umstand, der, wie wir sahen, der Giltigkeit des ganzen Geschäfts gefährlich wird. Erschiene aber neben dem Mietzins noch ein beträchtlicher Kaufpreis, so wäre auch für ein blödes Auge leicht ersichtlich, daß durch das ganze Geschäft der Abnehmer sehr übervorteilt wäre: es wäre ihm eine geringe Ware um einen scheinbar billigen, in Wirklichkeit aber um einen viel zu hohen Preis aufgehängt. Darum pflegen sich auch nur Firmen von zweifelhafter Solidität mit Abzahlungsgeschäften in Kleidern zu befassen, und die Notwendigkeit, Mietzins und Kaufpreis äußerlich zu trennen, wird diese Geschäftsbetriebe sehr einschränken. Das eigentliche Gebiet des Abzahlungsgeschäfts bilden die Gegenstände des häuslichen und des geschäftlichen Gebrauches, von denen wir täglich sehen, daß über sie auch reine Mietverträge abgeschlossen werden. Der Mietzins besteht hier in dem Zins aus dem durch die Sache dargestellten Kapital (nicht dem landesüblichen Zins, sondern dem Zins, den der Kaufmann aus seinem Geschäftskapital ziehen will) und der je nach der Beschaffenheit der Sache größern oder kleinern Amortisationsquote. Ganz ebenso berechnet sich auch der Zins bei der die eine Seite des (soliden) Abzahlungsgeschäfts bildenden Miete, während der mutmaßliche Wert, den die Sache nach Ablauf der in Aussicht genommenen Mietzeit hat, den Kaufpreis darstellt. Ist der jetzige Wert der Sache = p, der Kapitalzins = z, die Amortisationsquote = a, die Zahl der Abzahlungsraten x, so ist der gerechte Kaufpreis = $p - (x \times z + x \times a)$. Wie aber verhält es sich mit den Dingen der dritten Art, die — wie Schmuckwaren aus edelm Metall — einer Abnutzung nicht oder nur in sehr geringem Umfang unterliegen? Solche Sachen pflegen, eben weil sie keinerlei Nutzen abwerfen, nicht Gegenstand von Mietverträgen zu sein, höchstens zweifelhafte Persönlichkeiten, die die Aufmerksamkeit andrer auf sich lenken wollen, werden sich zu diesem Zweck mit gemietetem Schmuck behängen. Die Sache ist am Ende der Mietzeit ziemlich genau ebenso viel wert, wie am Anfang; wenn also der Goldarbeiter heute dem Haus eine goldne Kette im Werte von 100 Mark mit Rücksicht auf seine zweifelhafte Persönlichkeit auf einen Monat um 10 Mark vermietet, so wird er, wenn nach Ablauf des Monats der Jörg sie kaufen will, von diesem den Preis von vollen 100 Mark verlangen. Ob aber der Käufer und der Mieter zwei Personen oder ob sie dieselbe Person sind, das ist, wie wir schon gesehen haben, völlig gleichgiltig; wenn also der Hansjörg heute die Kette durch das „Abzahlungsgeschäft“ mit zwölf Monatsraten erwerben

will, so wird der Goldarbeiter von ihm 100 Mark + 10 × 12 Mark = 220 Mark oder zwölf Monatsraten von $18^1/_8$ Mark verlangen. Nun müßte Hansjörg schon ein sehr beschränkter Mensch sein, wenn er auf den Vorschlag des Goldarbeiters eingehen wollte, ihm die Kette im Wert von 100 Mark gegen Bezahlung von zwölf Monatsraten mit 18 Mark 33 Pfennigen zu verkaufen; mehr als einfältig aber wäre von ihm die Annahme des Vorschlages, wie er beim „Abzahlungsgeschäft" lauten müßte: Ich vermiete dir die Kette im Werte von 100 Mark auf ein Jahr gegen monatliche Zahlung von 10 Mark, und nach Ablauf des Jahres oder auch im Laufe des Jahres hast du mir dafür als Kaufpreis 100 Mark zu bezahlen. Um solche Abzahlungsgeschäfte zu verhindern, bedarf es keines Einschreitens der Gesetzgebung, hier genügt das bestehende Recht, wonach Hansjörg wegen Schwachsinns oder wegen Verschwendung zu entmündigen wäre. Der Inhaber des Abzahlungsbazars wird nun freilich von unserm Hansjörg für die Kette im angeblichen Werte von 100 Mark keine 220 Mark in zwölf Monatsraten von $18^1/_8$ Mark verlangen, sondern er wird als wohlwollend-bescheidner Geschäftsmann und mit Rücksicht darauf, daß seine Schundware kaum die Hälfte des angesetzten Preises wert ist, dem Hansjörg sagen: Du erhältst die Kette im Werte von 100 Mark, wenn du sie nicht gleich bezahlen kannst, einstweilen mietweise, sodaß sie immer noch mir gehört, gegen monatliche Zahlung von 8 Mark; ich verkaufe sie dir jetzt schon zu 50 Mark, wovon du monatlich $4^1/_6$ Mark zu bezahlen hast, also jeden Monat im ganzen $12^1/_6$ Mark. Zahlst du den Mietzins nicht pünktlich, so mußt du mir die Uhr zurückgeben und bekommst zurück, was du vom Kaufpreis bezahlt hast. Wie aber verhält sich der Richter zu diesem Geschäft, wenn der Bazarinhaber beim Verzug des Hansjörg mit der zwölften Abzahlungsrate ihm die Uhr abfordert und von empfangnen $133^5/_6$ Mark nur $45^5/_6$ Mark zurückgeben will? Der Handwerksjurist wird den Hansjörg ohne jedes Bedenken verurteilen, oder wenn ihm ja einige Bedenken über die Rechtmäßigkeit des Handels kommen, schlägt er sie nieder durch die Erinnerung an die Lehre des römischen Rechts, daß es im Handel und Wandel erlaubt sei, naturaliter se circumvenire, d. h. den andern übers Ohr zu hauen, wenn man ihn nur nicht geradezu betrügt. Ein verständiger, denkender Richter dagegen wird sagen: Ein Händler verkauft nicht ohne Not eine Ware, die nach seiner Behauptung mindestens 100 Mark wert ist, für 50 Mark; der „Mietzins" von 8 Mark, den sich der Kläger bedungen hat, ist also kein Mietzins, ist nur in fraudem legis so genannt, er ist in Wirklichkeit ganz oder teilweise auch Kaufpreis. Da aber aus dem Vertrage weder die Höhe des wirklichen Kaufpreises noch die Höhe des wirklichen Mietzinses ersichtlich ist, so ist der ganze Vertrag, der thatsächlich auf einen Verkauf mit Eigentumsvorbehalt und mit Verwirkungsklausel hinausläuft, ungiltig, der Kläger mag seine Kette zurücknehmen, aber er muß auch alles Empfangene zurückgeben.

Wir hoffen, bewieſen zu haben, was wir im Eingang unſrer Erörterung geſagt haben: eines Einſchreitens der Geſetzgebung gegen die Mißbräuche im Abzahlungsgeſchäft (wobei es ohne Schädigung der rechtmäßigen Geſchäfte ſchwerlich abginge) bedarf es nicht, wenn nur die Gerichte ihre Schuldigkeit thun, ihre wahre Aufgabe erkennen und erfüllen.

Die atheniſche Staatsverfaſſung

nach der wiederaufgefundnen Schrift des Ariſtoteles

Von F. Knoke

Wenn die atheniſche Staatsverfaſſung noch in unſern Tagen vielfache Beachtung und Bewunderung gefunden hat, ſo erklärt ſich das nicht bloß aus einer gewiſſen Voreingenommenheit unſrer Altertumsforſcher oder aus einer unverbeſſerlichen Schwärmerei unſrer Idealiſten. Freilich haben die Athener glänzende Thaten ihrer äußern Geſchichte aufzuweiſen, freilich haben ſie uns herrliche Denkmäler der Kunſt und der Wiſſenſchaft hinterlaſſen, und es ſoll nicht geleugnet werden, daß ein ſolches Volk wohl dazu angethan iſt, für alle Gebiete ſeiner Geiſtesthätigkeit von vornherein Intereſſe zu erwecken. Aber zu glauben, daß nur durch dieſe Umſtände das Urteil über die Verfaſſung Attikas beſtimmt worden ſei, dürfte doch wohl auf einem Irrtum beruhen. Schon die Erwägung müßte zu einer andern Anſchauung führen, daß doch nicht zum wenigſten gerade die geſetzlichen Zuſtände Urſache jener allgemein geprieſenen Erfolge geweſen ſind, daß aber jedenfalls Weſen und Verfaſſung des Volkes in einem ſo innigen Verhältnis zu einander ſtehen, daß man ſich unmöglich das eine ohne das andre klar vorſtellen kann.

Man wird alſo zu prüfen haben, ob bei der Verfaſſung der alten Athener nicht doch ſolche Züge hervorgetreten ſind, daß die große Aufmerkſamkeit, die ſie gefunden hat, beſſer erklärt werden kann.

Daß dem Volke der Athener eine bedeutende politiſche Fähigkeit eigen geweſen iſt, kann nicht bezweifelt werden. Sie entſpricht ohnehin ihren ſonſtigen Gaben und dem hohen Maße von Bildung, das ſie beſaßen. Es kommt hinzu, daß die Liebe zum Vaterlande bei ihnen ſehr hoch war, und daß bei der allgemeinen Beteiligung der Menge an den öffentlichen Angelegenheiten der einzelne Bürger einen ungewöhnlichen Grad politiſcher Reife erlangen mußte.

So iſt denn auch aus dem atheniſchen Volke eine große Zahl von bedeutenden Staatsmännern hervorgegangen, und gerade daß es Männern wie Solon,

Themiſtokles, Perikles, Demoſthenes gelang, bei einer Verfaſſung, die den Einzelnen ein reiches Maß von Unabhängigkeit verlieh, die freiwillige Unterwerfung ihrer Mitbürger unter ihren Willen zu erzielen, durch dieſe Thatſache dürfte nicht bloß die glänzende Begabung jener Männer, ſondern ganz beſonders auch die politiſche Tüchtigkeit des atheniſchen Volkes erwieſen ſein.

Es ſtand denn auch bereits im Altertum feſt, daß die verfaſſungsmäßigen Zuſtände der Athener wegen ihrer großen Vorzüge die Beachtung andrer in hohem Maße verdienten. Bekannt iſt, wie die Römer, als ſie ſich entſchloſſen, für ihren Staat geſchriebne Geſetze herzuſtellen, eine Geſandtſchaft abordneten, um insbeſondre die Staatseinrichtungen der Athener zu ſtudiren, und daß die atheniſchen Zuſtände in vielen griechiſchen Städten Nachahmung gefunden haben, wird uns ausdrücklich bezeugt. Aber auch die Athener ſelbſt waren ſich des hohen Wertes ihrer Verfaſſung wohl bewußt, und es iſt als ein Ausdruck berechtigten Stolzes anzuſehen, wenn Perikles in ſeiner berühmten Leichenrede bei Thukydides die Worte ſpricht: Wir haben eine Staatsverfaſſung, die nicht in einer Nachahmung fremder Geſetze beſteht, ſondern wir ſind ſelbſt vielmehr für manche ein Muſter, als daß wir uns andre zum Beiſpiel nähmen.

Das Intereſſe für die atheniſchen Staatseinrichtungen wird noch erhöht, wenn man erwägt, daß ſie eine ganz eigentümliche, ſelbſtändige Entwicklung erlebt haben. Es iſt oft genug als ein beſondrer Vorzug der griechiſchen Litteratur anerkannt worden, daß ſie ſich ohne Störung von außen frei aus ſich ſelbſt entfalten konnte, daß man hier ſozuſagen einer Reinkultur gegenüberſteht, die deutlich beobachten läßt, welche Entwicklung die Geiſtesthätigkeit eines begabten Volkes durchmeſſen muß, wenn es ſich ſelbſt überlaſſen iſt. Ein gleiches Verhältnis liegt aber auch bei der atheniſchen Staatsverfaſſung vor. Auch hier hat ſich folgerichtig ein geſchichtlicher Hergang abgeſponnen, der, von fremden Einflüſſen ungeſtört, nach einander alle Stufen der natürlichen Fortbildung durchlaufen konnte. Es hat daher ein hohes geſchichtliches und zugleich pſychologiſches Intereſſe, dieſem Verfaſſungsleben nachzugehen, und es begreift ſich, wie es gerade verſtändige Männer ſind, die immer und immer wieder auf jene klaſſiſche Zeit als eine wichtige Quelle menſchlicher Erkenntnis zurückweiſen.

Eine neue Anregung hat der vorliegende Gegenſtand durch ein Werk gefunden, das die Aufmerkſamkeit nicht bloß der Gelehrtenwelt, ſondern auch weiterer Kreiſe bereits in hohem Maße wachgerufen hat: durch das Buch des Ariſtoteles von dem Staate der Athener.*) Nachdem es lange Zeit verſchollen

*) Obwohl die Grenzboten ſchon unmittelbar nach dem erſten Erſcheinen der engliſchen Ausgabe des Buches aus ſachkundiger Feder einen Aufſatz darüber gebracht haben, haben wir bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes auch noch der vorliegenden eingehendern Arbeit gern die Aufnahme gewährt.

war, iſt es erſt in unſern Tagen aus den ägyptiſchen Gräbern wiedererſtanden, und wenn das Buch auch nicht in aller Vollſtändigkeit erhalten iſt, wenn auch manche Stelle der Wiederherſtellung des Textes und ſeiner Erklärung Schwierigkeiten bereitet, ſo haben wir es doch mit einem litterariſchen Erzeugnis zu thun, das eine Fülle neuer Anregungen bietet. Denn da wir in Ariſtoteles einen Forſcher erkennen, der wie kein andrer mit Gründlichkeit ſeine Arbeit betrieb, da ferner alle älteren Angaben über die ſtaatlichen Verhältniſſe der Athener nur bruchſtückweiſe oder vereinzelt aufzufinden ſind, die Quellen aber, die vollſtändiger fließen, einer viel ſpätern Zeit angehören und offenbar wieder auf unſern Gewährsmann zurückgehen, ſo giebt es ſchlechterdings kein Buch, das uns in ſolcher Ausführlichkeit und zugleich mit ſolcher Urſprünglichkeit über die fraglichen Gegenſtände Aufklärung verſchaffen könnte.

Mit großer Freude hat man es denn auch in der Gelehrtenwelt empfunden, wie durch die Schrift des Ariſtoteles unſre Kenntniſſe in weſentlichen Punkten bereichert worden ſind.

Auf der andern Seite hat es freilich auch nicht an Enttäuſchungen gefehlt. Nicht wenige kühn verfochtene Anſichten haben ſich nachträglich als irrtümlich herausgeſtellt, und die Schadenfreude konnte nicht ausbleiben, wenn man ſah, wie ſo mancher unüberlegte Gedanke, ſo manche unreife Konjektur ihre wohlverdiente Abfertigung gefunden hat. Aber es hieße denen, die ſich mit der Geſchichtswiſſenſchaft beſchäftigen, doch Unrecht thun, wenn man ſie für alle Irrtümer verantwortlich machen wollte, die vorgekommen ſind. Die hiſtoriſche Wiſſenſchaft iſt keine Mathematik oder Naturwiſſenſchaft. Wie ihren Beweiſen nur ausnahmsweiſe ſinnfällige Demonſtrationen zu Gebote ſtehen, ſo hat ſie es auch nicht überall mit unumſtößlichen Ergebniſſen zu thun, ſondern die Gewißheit, um die es ſich hier handelt, iſt ſtets nur eine verhältnismäßige. Sie ſteigt und fällt mit dem Reichtum und der Glaubwürdigkeit unſrer Quellen.

Weit entfernt daher, daß durch die neue Auffindung der Wert unſrer hiſtoriſchen Forſchung herabgewürdigt werden könnte, iſt ſie vielmehr eine Rechtfertigung dafür, daß wir wohl daran thun, auch da, wo die Berichte der Vollſtändigkeit ermangeln, uns die Arbeit nicht verdrießen zu laſſen; denn gerade eine Reihe von hiſtoriſchen Vermutungen unſrer Altertumsforſcher hat durch die wiederaufgefundne Schrift des Ariſtoteles aufs glänzendſte ihre Beſtätigung gefunden.

Es kann nicht unſre Aufgabe ſein, alle die Punkte hier durchzugehen, in denen durch das hier beſprochne Werk frühere Anſichten eine Bekräftigung oder Berichtigung gefunden haben. Nur auf einige der wichtigern Gegenſtände wollen wir hinweiſen.

Im voraus ſei erwähnt, daß Ariſtoteles ſein Buch in zwei Teile einteilt, von denen der erſte (Kap. 1—41) eine Geſchichte der attiſchen Staatsverfaſſung

giebt, während der zweite, weſentlich kürzere (Kap. 42—63) den Zuſtand beſchreibt, wie er noch zu ſeiner Zeit beſtand.

In elf verſchiedenen Stufen hat ſich nach Ariſtoteles die atheniſche Verfaſſungsgeſchichte vollzogen. Von den beiden erſten Stufen gehört die eine der Urzeit, die zweite der Zeit nach Theſeus an. Denn entſprechend der Überlieferung nimmt auch Ariſtoteles an, daß durch dieſen zum Teil noch der mythiſchen Zeit angehörigen Fürſten wichtige ſtaatliche Veränderungen in Attika hervorgerufen worden ſind, eine Annahme, die überdies durch den Namen des Heros ihre Beſtätigung findet. Denn Theſeus heißt nichts weiter, als der Ordner oder Geſetzgeber.

Daß ſeit den älteſten Zeiten in Attika das Königtum herrſchte, entſprach den Verhältniſſen, wie ſie ganz allgemein in Griechenland beſtanden. Auch die ſtaatlichen Verrichtungen der Könige waren überall dieſelben: hier, wie anderswo, übten ſie die Regierung des Landes aus, waren ſie die oberſten Feldherrn, die oberſten Prieſter und Richter. In allen dieſen Dingen erfahren wir durch Ariſtoteles nichts, was der bisherigen Anſchauung entgegenträte. Wohl aber finden wir für die folgende Zeit ſehr überraſchende Mitteilungen.

Nach der bisherigen Überlieferung iſt um das Jahr 1066 das Königtum in Athen abgeſchafft worden. Bekannt iſt die anmutige Erzählung, wonach, als der König Kodros für ſein Volk den Opfertod geſtorben war, die Athener erklärten, einen ſo würdigen Herrſcher würden ſie doch nicht wieder bekommen; darum wollten ſie lieber ganz auf das Königtum verzichten. Somit wurde nach der Überlieferung die Regierung des Landes anfangs einem Archonten auf Lebenszeit, dann auf zehn Jahre, hierauf neun Archonten auf ein Jahr übertragen, und in unſern Schulen wußte man bisher ſehr genau die Jahre anzugeben, in denen ſich dieſe Verfaſſungsänderungen vollzogen haben ſollten.

Wunderbar mußte es dabei ſtets ſein, daß bei Gelegenheit der Einführung der neun Archonten plötzlich wieder der Name *βασιλεύς* (König) als ſtehende Bezeichnung des zweiten Archonten auftauchte, was durch die Abneigung der Götter erklärt wurde, gewiſſe Opfer aus einer andern Hand als aus der eines Königs entgegenzunehmen. Den Göttern zu Gefallen ſei daher denen, die dieſe Opfer darzubringen hatten, der genannte Titel beigelegt worden, als ob es auch nur denkbar wäre, daß 400 Jahre lang — ſo groß ſollte ungefähr der Zeitraum zwiſchen dem Tode des Kodros und der Vermehrung der Archontenzahl geweſen ſein — die Athener ohne einen Opferkönig ausgekommen ſein könnten, um ſich erſt dann nach ſo langer Zeit auf jenen Titel ſowie auf die Rückſicht gegen ihre Götter wieder zu beſinnen.

In der That werden wir denn auch durch Ariſtoteles belehrt, daß in Athen das Königtum nicht eines Tages abgeſchafft worden iſt. Niemals hat ſich das Volk oder insbeſondere der Adel einer ſo plötzlichen und radikalen

Maßregel ſchuldig gemacht, vielmehr ſind es lediglich Beſchränkungen des Herrſchertums geweſen, die nacheinander vorgenommen wurden.

Die erſte und wichtigſte dieſer Beſchränkungen beſtand in der Abtrennung des Feldherrnamtes von der Königswürde, eine Maßregel, die dadurch erklärt wird, daß ſich einige der Staatsleiter als kriegsuntüchtig erwieſen hatten. So wurde denn neben dem Königtume die Würde eines Polemarchen oder Kriegsoberſten eingeführt. Zugleich geht aus der Mitteilung des Ariſtoteles hervor, daß zunächſt die Erblichkeit des Königtums fortbeſtanden hat, während die Feldherrn von vornherein durch Wahl zu ihrer Stelle gelangten.

Eine weitere Beſchränkung des Königtums lag in der Einführung eines Archonten. Wenn es nämlich in der bisherigen Überlieferung hieß, es ſei von vornherein an die Stelle des bisherigen Herrſchers ein Archont getreten, ſo iſt das nicht nur inſofern unrichtig, als das Königtum auch jetzt noch fortbeſtand, ſondern es iſt ſogar das Archontenamt jüngern Urſprungs als das Amt des Polemarchen. Auch hat nach Ariſtoteles der Archont im Anfange nicht einmal eine überwiegende Stellung gehabt. Er trat den beiden andern höchſten Beamten gegenüber ſehr zurück und gelangte erſt ſpäter an die Spitze der Verwaltung.

Daß durch die Ernennung noch andrer Beamten, ſo insbeſondre durch die Einſetzung ſechs weiterer Archonten, der ſogenannten Thesmotheten, die Macht des Königtums neue Einbußen erlitt, liegt auf der Hand.

Noch wichtiger war die Beſchränkung der Regierung auf eine beſtimmte Zeit, indem an die Stelle der lebenslänglichen Beamten zunächſt ſolche, die nur auf neun Jahre, ſchließlich ſolche traten, die nur auf ein Jahr gewählt wurden. Mindeſtens gleichzeitig mit dieſer Beſchränkung der Amtsdauer muß auch die Wahl der Könige eingeführt worden ſein. Wir ſehen alſo — und das muß die Wertſchätzung des atheniſchen Volks ſehr erhöhen — daß man nur allmählich im Laufe der Jahrhunderte zu den beſprochnen Veränderungen übergegangen iſt, und daß man neben dem Bedürfnis zu Reformen doch zugleich voll Pietät ſo lange als möglich an dem hergebrachten feſtgehalten hat.

Was die ſechs Thesmotheten betrifft, ſo berichtet Ariſtoteles, ſie ſeien ernannt worden, um die Geſetze aufzuſchreiben und für die Handhabung des Rechts aufzubewahren. Die erſtere Thätigkeit findet in der That in dem Namen dieſer Beamten eine Beſtätigung. Ob aber die Thesmotheten von Anfang an als eine ſtändige Behörde eingeſetzt worden ſind, erſcheint fraglich. Die Erwägung liegt nahe, ob wir in ihnen nicht urſprünglich eine Kommiſſion ähnlich den Dezemviri in Rom zu erkennen haben, die zunächſt nur den Auftrag hatte, die bisherigen, durch die Überlieferung beſtehenden Geſetze niederzuſchreiben. Aus dieſer Einſetzung ad hoc ging dann wohl erſt eine ſtehende Einrichtung hervor. An die Kodifizirung des öffentlichen Rechts ſchloß ſich natürlich der Auftrag, die Geſetze aufzubewahren, hieran der weitere, auch für ihre Be-

folgung einzutreten, ſodaß Klagen aller Art wegen Ungeſetzlichkeit, wegen verfaſſungswidriger Anträge, wegen Verletzung der Geſchäftsordnung in den ſtaatlichen Verſammlungen u. ſ. w. von den Thesmotheten angenommen wurden. Wann dieſe Erweiterung ihrer Thätigkeit ſtattgefunden hat, iſt nicht nachzuweiſen. Unter Solon erhielten die Thesmotheten geradezu eine ſelbſtändige richterliche Befugnis, die ihnen allerdings ſpäter wieder entzogen wurde, ſodaß ſie nunmehr weſentlich auf die Wirkſamkeit von Unterſuchungsrichtern in den angegebenen Fällen zurückgewieſen wurden.

Von großem Intereſſe iſt, was wir von Ariſtoteles über den Areopag erfahren. Wer hätte nicht von jener ehrwürdigen und hochangeſehenen Behörde gehört, die ſeit uralten Zeiten in Athen beſtand? Während aber die bisherige Anſchauung die war, daß dieſe Ratsbehörde urſprünglich nur als Blutgericht eingeſetzt worden ſei und daß ſie erſt durch Solon die Aufſicht über die Sitten der Bürger erhalten habe, wird dieſe Anſicht durch das, was wir jetzt erfahren, völlig über den Haufen geworfen.

Ariſtoteles berichtet, daß bereits nach der älteſten Verfaſſung der Areopag die Aufſicht über die öffentlichen Einrichtungen hatte, daß er die meiſten und wichtigſten Gebiete der Verwaltung leitete, ſowie daß er nach eignem Ermeſſen ſolche, die ſich gegen die Ordnung vergingen, in Strafe nehmen konnte; endlich, was beſonders wichtig erſcheint, daß die Beamten von ihm eingeſetzt wurden. Alſo unzweifelhaft war ſeit alten Zeiten der Areopag die mächtigſte Behörde, die die verſchiedenartigſten Befugniſſe vereinigte. Das Anſehen dieſer Körperſchaft wurde noch erhöht durch den Umſtand, daß die Mitglieder des Areopags ſämtlich den angeſehenſten und reichſten Familien angehörten, und daß ihr Amt ein lebenslängliches war. Namentlich mußte ſich der Wert der letztern Beſtimmung umſo mehr geltend machen, nachdem man dazu übergegangen war, die Thätigkeit der übrigen Beamten auf ein kurzes Zeitmaß zu beſchränken.

Unwillkürlich drängt ſich die Frage auf, welchen Urſprung dieſe Behörde gehabt habe. Nun wiſſen wir, daß in den älteſten Zeiten überall dem Könige eine Ratsverſammlung (*βουλή* oder *γερουσία*) zur Seite ſtand. Wir ſehen das aus den homeriſchen Gedichten, ſowie aus dem, was wir ſonſt von den älteſten Einrichtungen in den griechiſchen Staaten wiſſen, und wenn wir die in der Geſchichte des römiſchen Volkes uns gebotene Analogie zu Hilfe nehmen, wo wir in dem Senat dieſelbe Behörde wiedererkennen, ſo werden wir nicht fehlgehen, wenn wir die Herkunft der *βουλή* in eine Zeit verſetzen, die noch vor den Beginn der griechiſchen Geſchichte fallen muß. Gegenüber der *ἀγορά* oder Volksverſammlung, die wir ebenfalls ſchon als Glied der älteſten ſtaatlichen Einrichtungen anzuſehen haben, vertrat nun aber die *βουλή* die Angeſehenſten des Landes, den Adel, und es liegt in den Verhältniſſen begründet, daß urſprünglich jedes adliche Familienhaupt der Verſammlung angehörte, und zwar auf Lebenszeit.

War alſo der Areopag die älteſte Behörde in Athen (der Rat der Vierhundert wurde nach der Angabe des Ariſtoteles erſt ſpäter eingeſetzt), war die Thätigkeit der Mitglieder eine lebenslängliche, gehörten ſie endlich ausſchließlich den vornehmſten Ständen an, ſo können wir es als gewiß anſehen, daß dieſe Behörde urſprünglich nichts weiter geweſen iſt, als jener Rat der Edeln, der ſchon in homeriſcher und vorhomeriſcher Zeit dem Könige zur Seite ſtand. Gegen dieſe Anſicht ſpricht nicht die Beſtimmung, die auch Ariſtoteles erwähnt, daß ſich der Areopag aus den geweſenen Archonten zuſammengeſetzt habe. Denn wenn die Beamten, wie Ariſtoteles ebenfalls ausdrücklich berichtet, bereits von dem Areopag eingeſetzt worden waren, ſo muß doch dieſer ein früheres Daſein als jene Beamten gehabt haben.

Die hier vorgetragene Meinung wird auch noch durch den Namen der Behörde unterſtützt. Dieſer lautet in ſeiner Vollſtändigkeit: *ἡ ἐν Ἀρείῳ πάγῳ* (oder: *ἡ ἐξ Ἀρείου πάγου*) *βουλή*, d. h. der Rat auf dem Areshügel (oder: von dem Areshügel). Die Behörde wird alſo ausdrücklich als eine Ratsverſammlung bezeichnet, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß man ſich urſprünglich mit der einfachen Bezeichnung *βουλή* begnügt hat, daß aber die Bezeichnung *ἐν Ἀρείῳ πάγῳ*, die den Ort der Verſammlung im Auge hat, ſpätern Urſprungs iſt und ſich erſt zu einer Zeit als nötig erwies, wo man neben dem alten noch einen neuen Rat eingeſetzt hatte. Seitdem erſt unterſchied man gewiß durch den angegebenen Zuſatz die Ratsverſammlung auf dem Areshügel von dem Rat der Vierhundert.

Aus der Mitteilung, wonach der Areopag die wichtigſten Zweige der Verwaltung in der Hand hatte, wonach er eine Aufſicht über die öffentlichen Zuſtände und Sitten, ſowie die Gerichtsbarkeit beſaß, ergeben ſich jedoch noch weitere intereſſante Folgerungen. Denn offenbar hat der Areopag alle dieſe Befugniſſe nicht von Anfang an beſeſſen. Wir finden hier Gerechtſame, die urſprünglich Prärogative des Königtums ſind. Wenn wir alſo Attribute der königlichen Macht in den Händen des Areopags ſehen, ſo können wir uns die Sache nicht anders erklären, als daß es dieſe Behörde oder, was dasſelbe iſt, der Adel war, der ſie dem Könige genommen hatte. Das corpus delicti iſt hier ſo klar zu erkennen, daß es gar keinem Zweifel unterliegt: die Beſchränkung des Königtums in Attika iſt ein Werk der Adelspartei geweſen. Inſofern treffen wir auch jetzt wieder mit der alten Überlieferung zuſammen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich jetzt alles viel klarer vor unſern Augen geſtaltet. Denn wenn man früher annahm, daß die Abſchaffung des Königtums ein Werk der Vornehmen, der Eupatriden geweſen ſei, ſo wollte dazu deren Erſetzung durch einen Archonten auf Lebenszeit keineswegs ſtimmen. Was hatte wenigſtens der Adel in ſeiner Geſamtheit davon, wenn die Befugniſſe des Königtums in der Perſon eines einzigen Beamten, der unabſetzbar war und noch dazu auf Grund des Erbrechts zu ſeiner Würde gelangte, von

neuem festgesetzt worden waren? Es blieb ja dann eigentlich alles beim alten. Man hat eingewandt, der Archont sei den Eupatriden verantwortlich gewesen. Doch abgesehen davon, daß das nur eine Vermutung unsrer Gelehrten war, was nützte eine Verantwortlichkeit, wenn der Archont nicht aus dem Amte entfernt werden konnte? Sobald aber feststeht, daß es die *βουλή*, die Versammlung des Adels selbst war, die die wichtigsten Obliegenheiten der Herrschergewalt an sich riß, so begreift sich alles. Daß man dabei vorsichtig und mit Schonung der überlieferten Verhältnisse vorging, ist ein Beweis nicht nur der Mäßigung dieser Adelspartei, sondern auch zugleich ein Beleg für ihre politische Weisheit.

Nicht bloß durch die bedeutende Machtbefugnis, die der Areopag besaß, sondern ebenso auch durch die eigentümliche Zusammensetzung dieser Körperschaft, durch den Umstand, daß sie aus den angesehensten Familien hervorging, daß sie sich aus den höchsten Beamten, die ihr Amt tadellos verwaltet hatten, zusammensetzte, daß endlich die Amtsdauer eine lebenslängliche war, erklärt sich das außerordentliche Ansehen, das der Areopag behauptete. Gewiß war, wie seine Zusammensetzung, so auch seine Stellung jahrhundertelang ähnlich der des Senats zu Rom, ja in gewisser Weise noch bedeutender.

So heißt es, wo von der Verfassung des Drakon die Rede ist, der Areopag sei ein Wächter der Gesetze gewesen und habe die Aufsicht über die Beamten geführt, damit sie dem Gesetze gemäß ihres Amtes walteten, und wenn sich jemand beeinträchtigt geglaubt habe, so habe er das Recht gehabt, deshalb beim Areopag klagbar zu werden. Diese Behörde war also zugleich das, was wir heutzutage unter einem Verwaltungsgericht verstehen, oder wiederum auf römische Verhältnisse angewandt: der Areopag hatte neben der Stellung des Senats auch noch Befugnisse, wie sie in Rom den Volkstribunen zugewiesen waren.

So blieb denn allerdings dem Solon nur noch wenig zu thun übrig, wenn er das Ansehen des Areopags heben wollte, und nach Aristoteles beschränkte sich seine Thätigkeit auf die Verordnung, solche, die mit dem Umsturz der Verfassung umgingen, vor das Gericht dieser Versammlung zu ziehen.

Freilich büßte der Areopag auch wichtige Rechte ein. Gleichwohl bestand das hohe Ansehen der Behörde fort. Sie bildete, wie der Senat zu Rom, ein Element der Beharrlichkeit gegenüber der Unruhe der meist jährlich wechselnden Behörden und in der Summe politischer Erfahrung und Reife ihrer Mitglieder ein Gewicht der Schwere, das geeignet war, das sonst wankende Staatsschiff in der Schwebe zu erhalten.

Auch ist es von Interesse, daß wir von Aristoteles erfahren, wie es der Areopag verstand, selbst in verhältnismäßig später Zeit sein Ansehen von neuem geltend zu machen. Es war im dritten Perserkriege, als die Stadt in die größte Not gekommen war. Die Strategen hatten den Kopf verloren und

gaben bereits die Loſung aus: Rette ſich, wer kann. Da wußte der Areopag ſo viel Geld aufzutreiben, daß er jedem Manne eine Summe von acht Drachmen geben konnte, und veranlaßte die Leute, auf die Schiffe zu ſteigen und den Kampf gegen den Feind fortzuſetzen. Ariſtoteles ſagt geradezu, der Areopag habe das Verdienſt gehabt, die Seeſchlacht von Salamis herbeizuführen. Infolgedeſſen räumte man ihm wieder eine Stellung ein, ähnlich der, wie er ſie in frühern Zeiten gehabt hatte, und — ſo lautet das Urteil unſers Schriftſtellers — Athen ſtand ſich gut bei dieſer Einrichtung und verlebte Jahre des Glückes und des Aufſchwunges. Gleichwohl verſchweigt Ariſtoteles nicht, daß ein ſolcher Zuſtand ungeſetzlich war. Es war deswegen wohl erklärlich, daß ſich eine Oppoſition dagegen erhob. An der Spitze ſtand Ephialtes, dem Ariſtoteles ſelbſt das Zeugnis eines durchaus uneigennützigen und rechtſchaffenen Mannes giebt. Dagegen erſcheint Themiſtokles bei dieſem Hergange in einem ſehr zweifelhaften Lichte. Denn da ſich dieſer darauf gefaßt machen mußte, wegen Einverſtändniſſes mit den Perſern vor das Gericht der areopagitiſchen Verſammlung gezogen zu werden, ſo ging er mit der Abſicht um, ſie zu beſeitigen, trotzdem daß er ſelbſt Mitglied der Verſammlung war. Während er nun einerſeits dem Ephialtes einredete, die Areopagiten wollten ſich ſeiner Perſon bemächtigen, verdächtigte er umgekehrt den Ephialtes bei der Verſammlung als einen Mann, der die Verfaſſung umzuſtürzen ſuche, und indem ſich daher der Areopag durch Themiſtokles zu übereilten Schritten hinreißen ließ, erreichte er, was er wollte. Die Bevölkerung geriet in Aufregung, und als er ſelbſt in dem Rat der Fünfhundert ſowie in der Volksverſammlung ſeine Angriffe auf den Areopag eröffnete, hatte er in Ephialtes einen umſo entſchiednern Bundesgenoſſen, ſodaß nun der Verſammlung ihre aufſichtführende Gewalt entzogen wurde.

Zu den wichtigſten Mitteilungen, die wir von Ariſtoteles erhalten, gehören auch die über die Geſetzgebung des Drakon. Man wußte früher wenig mehr von dieſem Manne, als daß er ein ſtrenges Strafrecht hergeſtellt habe, daß er Geſetze gegeben habe, die, wie man ſagte, mit Blut geſchrieben waren, und noch jetzt überrieſelt es jeden armen Sünder, wenn ihm mit drakontiſchen oder, wie es gewöhnlich heißt, mit drakoniſchen Maßregeln gedroht wird. Nun aber erfahren wir durch Ariſtoteles, daß Drakon nicht bloß ein Verfaſſer ſtrenger Strafgeſetze geweſen iſt, ſondern ein wirklicher Staatsmann und politiſcher Reformator ſeines Volkes. Ja die Neuerungen, die durch ihn gekommen ſind, erweiſen ſich als ſo bedeutend, und ſeine Verfaſſung nimmt in der Entwicklung der attiſchen Staatsgeſchichte eine ſo wichtige Stellung ein, daß wir ſie nur mit den verfaſſungsmäßigen Reformen vergleichen können, die in Rom nach dem Servius Tullius ihren Namen tragen. Denn beide Verfaſſungen beruhen auf demſelben Grundſatze. Hier wie dort wird zum erſtenmale mit der Alleinherrſchaft des Adels gebrochen und die Beteiligung an der

Regierung grundsätzlich jedem Waffenfähigen aus dem Volke zugesprochen. Freilich war damit noch keineswegs eine Gleichheit der Masse hergestellt. Denn wie in Rom, mußte auch in Athen jeder Bürger selbst für seine Ausrüstung sorgen, und wer dazu nicht imstande war, wurde von der Geltendmachung politischer Rechte ausgeschlossen, wie er sich in Rom in der nichts bedeutenden Centurie der capite censi verlor. Auch hatte die Verschiedenheit der Bewaffnung eine Verschiedenheit der politischen Rechte zur Folge. Aber es bezeichnet doch einen gewaltigen Fortschritt gegenüber dem frühen Zustande, wenn nun die staatsbürgerlichen Rechte nicht mehr von der Geburt abhingen, sondern jedem Bürger der Zugang dazu offen stand.

Dergleichen wichtige Neuerungen pflegen nicht ohne einen bedeutenden Anstoß eingeführt zu werden. Die bevorzugten Stände halten in der Regel an ihren Vorrechten standhaft fest; nur eine äußere Notwendigkeit zwingt sie nachzugeben. Es ist uns nun freilich nicht möglich, der Frage weiter nachzugehen, wodurch die hier besprochnen Veränderungen in Athen ihren Antrieb erhalten haben. Die ältere attische Geschichte liegt im dunkeln. Wäre es möglich, den Nebel zu lüften, der die frühern Perioden Attikas bedeckt, so würden wir vermutlich auf einen Zustand stoßen, wo der athenische Staat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Es muß eine Zeit gegeben haben, wo Athen den Kampf mit den auswärtigen Mächten nicht mehr in der bisherigen Weise zu führen imstande war. Die Bewaffnung der Adlichen reichte nicht mehr aus. Man mußte eine größere Masse des Volkes zur Verteidigung des Vaterlandes heranziehen. Vermutlich fällt in diesen Zusammenhang der Verlust der Insel Salamis. War aber einmal eine Beteiligung weiterer Elemente an dem Waffenhandwerk nötig geworden, so konnte ihnen die Teilnahme an der Regierung nicht weiter vorenthalten werden. So dürfen wir uns vielleicht die Verfassungsreform des Drakon erklären.

Übrigens wurde für die höhern Stellen ein gewisser Zensus festgesetzt. So mußten die Archonten einen schuldenfreien Grundbesitz von wenigstens 10 Minen (etwa 1050 M.), die Feldherrn und Reiteroberſten sogar von 100 Minen (etwa 10500 M.) aufweisen.

Überhaupt aber wurde — und auch in diesem Punkte trifft die drakontische Gesetzgebung wieder in merkwürdiger Übereinstimmung mit der Verfassung des Servius Tullius zusammen — die staatliche Berechtigung der Bürger von einem gewissen Vermögen abhängig gemacht. Man hat bei uns bisher nie daran gezweifelt, daß die Einteilung des Volkes in die vier Klassen der Pentakosiomedimnen, der Hippeis, der Zeugiten und der Theten durch Solon ihren Ursprung habe. Jetzt erfahren wir wiederum von Aristoteles, daß diese Einteilung unter Drakon bereits bestanden hat, und in der That hängt sie mit der vorhin erwähnten Neuerung aufs engste zusammen und bildet eine durchaus natürliche Bedingung davon. Nur so erklärt es sich, daß der Adel

zu der neuen Verfaſſung ſeine Zuſtimmung gegeben hat, inſofern auch jetzt noch der Schwerpunkt der politiſchen Thätigkeit bei den Angehörigen dieſes Standes ruhte.

Nicht alle Eupatriden fanden aber wohl Aufnahme in die erſte Vermögensklaſſe; vielmehr werden manche noch der zweiten Klaſſe zugefallen ſein, ſodaß es im Zuſammenhange hiermit ſteht, daß die Archonten und ſomit auch die Areopagiten aus beiden entnommen wurden.

Vielleicht iſt auch durch dieſe Thatſache ein Mittel gegeben, wodurch wir uns den immerhin auffallenden Ausdruck ἱππεῖς d. i. Reiter oder Ritter als Bezeichnung der zweiten Klaſſe erklären können. Der Reiterdienſt iſt, wie in andern Staaten, ſo auch in Attika doch wohl urſprünglich ein Vorrecht des Adels überhaupt geweſen. Auch iſt es Thatſache, daß nicht bloß die zweite, ſondern auch die erſte Klaſſe noch ſpäter zum Reiterdienſt verpflichtet war. Wenn nun angenommen wird, daß der Ausdruck Ritter urſprünglich den Adel überhaupt bezeichnete, ſo würde es zu verſtehen ſein, wenn, nachdem bereits ein Teil desſelben wegen ſeines größern Vermögens als Pentakoſiomedimnen eine Sonderſtellung erhalten hatte, auch dann noch jene Bezeichnung für den Reſt beſtehen blieb.

Eine wichtige Neuerung des Drakon beſtand ferner in der Einſetzung des Rats der Vierhundert, einer Maßregel, die wiederum als eine Folgerung der bisher beſchriebnen Verfaſſungsänderung erſcheint. Da der Areopag nur aus den geweſenen Archonten beſtand, dieſe aber nach wie vor aus den vornehmſten Klaſſen hervorgingen, ſo konnte die Beteiligung des Volkes an den politiſchen Rechten in dieſer Verſammlung nicht hinlänglich zum Ausdruck kommen. Es bedurfte alſo einer neuen Ratsverſammlung, zu der die Mitglieder ſämtlicher drei erſten Klaſſen Zutritt hatten. Doch iſt es wieder ein Beweis für den konſervativen Sinn der Bevölkerung, daß man daneben den Areopag ruhig beſtehen ließ, ja ihn noch mit neuen Rechten ausſtattete. Allerdings waren die Einbußen, die er durch die drakontiſche Geſetzgebung erlitt, nicht gering. Seine Befugnis mußte ſchon von dem Augenblicke an beſchränkt werden, wo es ein geſchriebnes Strafrecht gab, das anſtatt der frühern Vollmacht, um nicht zu ſagen Willkür für das richterliche Urteil der Areopagiten bindend war. Wichtiger noch war, daß ein großer Teil der politiſchen Rechte, ſowie ein Teil der richterlichen Thätigkeit an die neue Ratsverſammlung überging. Endlich verlor der Areopag das Recht der Beamtenwahl.

Auch über die Art, wie die Ernennung der Ratsherren vor ſich ging, bringt Ariſtoteles merkwürdige Angaben. Man iſt früher von der Vorausſetzung ausgegangen, die Form der Loſung für die Einſetzung atheniſcher Beamten ſei eine Schöpfung der fortgeſchrittenen Demokratie geweſen. Kleiſthenes wurde als ihr Urheber genannt, und man hat nicht verſäumt, mit bedauernder oder warnender Stimme darauf hinzuweiſen, welcher Thorheiten eine Staats-

leitung fähig ſei, die ſich einer unbeſchränkten Demokratie ausgeliefert habe. Wieder aber erfahren wir von Ariſtoteles die überraſchende Thatſache, daß dieſe Einrichtung bereits einen Teil des Reformwerkes des Drakon gebildet hat, daß ſie alſo noch einer Zeit angehört, wo von einer Herrſchaft der Maſſen bei weitem nicht die Rede ſein konnte.

Nach Ariſtoteles wurde über jeden Vollbürger, der das dreißigſte Lebensjahr zurückgelegt hatte, das Los geworfen. Wen es getroffen hatte, der ſchied für die folgenden male aus, und ſo fort, bis die Reihe herum war. Dann fing die Loſung wieder von vorn an. Ganz abgeſehen von andern Thatſachen, läßt übrigens dieſe letztere Beſtimmung, die auf eine Wiederholung des Amtes hinausläuft, ſchon erkennen, daß die Zahl derer, die an dem vollen Bürgerrechte teilnahmen, keine ſehr große geweſen ſein kann, daß alſo der Charakter der Verfaſſung damals noch weſentlich ein ariſtokratiſcher geweſen ſein muß.

Zu den wichtigſten Mitteilungen des Ariſtoteles von der Geſchichte der attiſchen Staatsverfaſſung gehört auch die Erwähnung, die er im Zuſammenhange mit der drakontiſchen Geſetzgebung von der *ἐκκλησία*, der Volksverſammlung der Athener, macht. Auch hier war es wieder eine durch nichts gerechtfertigte Annahme, wenn man davon ausging, daß die Volksverſammlung von Solon eingeſetzt worden ſei, während doch ſchon in homeriſcher Zeit die *ἀγορά* oder *ἐκκλησία* im ſtaatlichen Leben der Griechen eine Rolle ſpielte. Wenn wir daher von Ariſtoteles erfahren, daß dieſelbe zur Zeit des Drakon wirklich beſtanden hat, ſo dürfen wir auch hier, wo es ſich im beſondern um die atheniſchen Verhältniſſe handelt, annehmen, daß die *ἐκκλησία* bereits in der älteſten Zeit in Attika vorhanden geweſen ſei, ſodaß König, Areopag und Volksverſammlung ſich als die drei Mächte herausſtellen, durch die das älteſte Staatsweſen Attikas geleitet worden iſt.

Sind ſo die wichtigſten Beſtimmungen der ſogenannten ſolonischen Verfaſſung bereits unter Drakon eingeführt worden, worin beſtand dann die Thätigkeit des Mannes, den man ſeit alten Zeiten gewohnt geweſen iſt als den bedeutendſten Geſetzgeber des Altertums zu feiern? Können wir ſeiner geſetzgeberiſchen Wirkſamkeit überhaupt noch irgend welchen Wert beimeſſen? Man könnte geneigt ſein, das Urteil über Solon nach den neueſten Ergebniſſen weſentlich herabzuſetzen, wenn man ſieht, wie ſo vieles, was ihm früher zugeſchrieben wurde, von ihm nicht herrührt. Aber man bedenke wohl: die Zeugniſſe des Altertums über Solon lauten übereinſtimmend derartig, daß wir es nicht bezweifeln können: er muß ein außerordentlicher Mann geweſen ſein, ein Mann, der nicht nur durch ſeine Eigenſchaften, durch ſeine Weisheit und Bildung, durch ſeine Vaterlandsliebe und Thatkraft das uneingeſchränkte Lob der Mit- und Nachwelt davongetragen hat, ſondern der doch auch im Staatsleben der Athener eine ganz hervorragende Wirkſamkeit entfaltet haben muß. Worin beſtand nun dieſe wichtige Thätigkeit des berühmten atheniſchen

Geſetzgebers? Vor allem und hauptſächlich liegt ſein Verdienſt auf dem ſozialen Gebiete, und es iſt ein Beweis für den hohen Wert, den man im Altertum dieſem Gegenſtande zuſprach, daß neben dem ſozialen Reformator der Verfaſſer des Strafgeſetzes in der Erinnerung der Nachwelt ſo ganz hat verdunkelt werden können, daß ſozuſagen der Juriſt von dem Sozialiſten ſo ganz aus dem Felde geſchlagen worden iſt.

(Schluß folgt)

Maleriſch und photographiſch

Maleriſch und photographiſch — in dieſen beiden Worten liegt ein gewiſſes Kriterium der Künſte und der Kunſtanſchauung. Das eine bedeutet Vergangenheit, das andre Gegenwart. Die Wahrheit dieſer Meinung können wir auf allen Kunſtgebieten, die Muſik ausgenommen, verfolgen. Dichtung, Malerei, Plaſtik, Architektur, Kunſtgewerbe, ſie alle waren maleriſch und ſind photographiſch geworden. Das, worau die modernen Beſtrebungen kranken, iſt das Photographiſche, der einſeitige Sinn für das photographiſch Wirkſame.

Im Maleriſchen lebt eine Individualität, das maleriſche Bild iſt geſchaut durch eine Individualität, iſt „verphantaſirt," infolge deſſen von innerlicher Wirkung; das Photographiſche iſt der Mangel jeglicher Individualität, es iſt ohne Phantaſie — man mißverſtehe das Wort nicht — geſchaffen, von lediglich äußerlicher Wirkung. Das Maleriſche hat eine bleibende Wirkung, das Photographiſche eine nur zu vergängliche.

Ein Beiſpiel im großen: Berlin iſt eine abſolut photographiſche Stadt, ebenſo München, maleriſch iſt etwa Nürnberg und Bremen, in noch viel höherm Maße Rothenburg an der Tauber. Photographiſch iſt ſogar in gewiſſem Sinne der Charakter des Berliners, während man den des Pariſers, des Wieners, vollends des Italieners maleriſch nennen könnte. Etwas Maleriſches liegt auch in den Bauerntypen des bairiſchen Hochlandes, während die Bevölkerung der Hamburger Gegend oder gar Englands photographiſche Typen ſind — ich meine wiederum in Bezug auf den Charakter. Auch in der Sprache kann man das verfolgen, der Dialekt wird ſtets von maleriſcherer Wirkung ſein, als das konventionelle Hochdeutſch, das man in der Anwendung, die gäng und gäbe iſt, photographiſch nennen könnte. Das ſchließt natürlich nicht aus, daß es in der Dichtung von höchſt maleriſcher Wirkung ſein kann.

Ich möchte aber dieses Verhältnis hauptsächlich auf die Vergangenheit und die Gegenwart anwenden — die Dichtung will ich dabei außer acht lassen, weil das Wort photographisch auf diesem Gebiete schon eine Bedeutung gewonnen hat, die ich nicht billigen kann, hier aber nicht widerlegen will. Es liegt mir hauptsächlich daran, Architektur und Kunstgewerbe mit diesem Doppellichte zu beleuchten. Eine Hebung unsers Kunstgewerbes ist so nötig, daß die Frage nachgerade aktuell geworden ist; sie ist aber nur möglich, wenn man vom Photographischen zum Malerischen zurückkehrt. In der Architektur ist dasselbe zu beobachten. Als hauptsächlichsten Gegenstand wähle ich daher das Haus mit seiner Einrichtung.

Hans Schliepmann steht in seinem trefflichen Büchlein „Betrachtungen über Baukunst" in der Idee auf meinem Standpunkte, wenn auch seine Forderungen auf anderm Felde liegen; was er verlangt, ist auch das Malerische — ein Beweis, wie selbst in den Kreisen der Architektur ein Rückschritt auf dieses Gebiet — Rückschritt wäre hier Fortschritt — angestrebt wird.

Betrachten wir ein modernes Haus! Konventionell — das ist der erste Eindruck, den wir gewinnen. Das Konventionelle aber kann man wohl photographiren, aber nicht malen — wie ja das rein Malerische in der Photographie fast immer in das Konventionelle aufgelöst ist.

Treten wir in das Haus hinein. Ich will hier gar nicht von dem einfachen, ich will von dem eleganten, dem „vornehmen" Hause reden. Ein Korridor, ein Treppenhaus, alles „fein," „modern," „bequem," vielleicht ein wenig dunkel, nun man kann ja Gas oder noch besser „Glühlicht" brennen; die Treppenstufen sind mit schweren Läufern belegt, die säuberlich durch blanke Messingstäbe gehalten werden, die Handhabe des Geländers ist mit rotem Plüsch bedeckt; kurz, alles ist den „modernen Anforderungen" entsprechend. Aber malen kann man es nicht, man kann es nur photographiren. Woher kommt das? Einfach daher, daß der Sinn für die Verwendung des Raumes fehlt, daß man die perspektivische Wirkung außer acht läßt. Da ist nichts einheitlich gestaltet, die Linien laufen aus einander oder drängen sich auf einen Punkt zusammen. Alles ist zu mathematisch; man beobachtet wohl den gebotenen Raum, aber das Raumgefühl fehlt, man hat verlernt den Raum zu sehen. Diese Mängel entspringen aber zum großen Teil aus dem Umstande, daß man zu viel nach Photographien lernt. In der Photographie wird der Raum stets aufgelöst, die Linien verschoben, es liegt an der hellen Beleuchtung, die zum Gelingen der Photographie nötig ist. Die Verteilung von Licht und Schatten ist einseitig, konventionell, sie schafft zu viel Härten und schroffe Übergänge, mildert dadurch oft die kräftigen, markanten Linien, schiebt Hauptsächliches in den Hintergrund und drängt Nebensächliches hervor. Ich verkenne durchaus nicht die Wichtigkeit der Photographie, die zahlreichen

architektonischen Vorbilder, deren allgemeine Verbreitung sie ermöglicht, haben gewiß wesentlich zur Bereicherung unsrer architektonischen Anschauung beigetragen, aber ebenso wenig verkenne ich, daß es Photographien sind, die das Raumgefühl mindern und so die photographisch-konventionelle Wirkung unsrer Bauten, innerlich und äußerlich, zur Folge haben.

Treten wir nun in ein Zimmer, in die „gute Stube," in den Salon. Der erste Eindruck ist der des Unwohnlichen — es steht alles so voll, so nahe bei einander, ein „Etablissement" drückt das andre, sodaß jede freie Bewegung gehindert ist, und es große Geschicklichkeit erfordert, ein paar Schritte zu machen, ohne etwas umzuwerfen. Dazu herrscht das mystische Halbdunkel, das jetzt Mode ist, hervorgerufen durch dichte „Stores" und schwere Portieren. Es fehlt Licht, und es fehlt Luft. Ein solches „geschmackvolles" modernes Zimmer kann man wohl photographiren, aber man kann es nicht malen. Und das kommt wiederum von dem Mangel an Raumgefühl her. Ein Zimmer ist nach heutiger Anschauung desto eleganter, je mehr Raum durch die Einrichtung verbraucht wird. Schon die Tapeten tragen dazu bei, die Raumwirkung zu verringern, die bunten Muster lassen keine gesunde, kräftige Flächenwirkung aufkommen, die schon durch ungeschickte Verteilung von Fenstern und Thüren bedenklich gemindert ist. Gerade, kräftige Linien giebt es nicht, aber auch die künstlerische Bizarrerie der Schnörkel und Rundungen des Rokoko fehlen. Durch die Häufung der Einrichtungsgegenstände wird die Perspektive verschoben, gebrochen. Man arbeitet heutzutage vorzüglich auf dekorative Wirkung hin, und dekorative Wirkung ist immer konventionell, photographisch.

Und so auch die Einrichtungsgegenstände selbst: schwellende Fauteuils mit elegantem, glitzerndem Seidenbezug, Stühle, Tische, Etageren, Vertikows, Trumeaux — alles Gegenstände, die man wohl photographiren, aber nicht malen kann, deshalb nicht malen kann, weil ihre Wirkung keine einheitliche ist, weil sich ein Zwiespalt in ihnen aufthut, weil sie, selbst ohne Individualität, es unmöglich machen, daß eine Individualität in ihnen aufgehen kann. Das Konventionelle schließt eben das Spezifische, das Besondre und mit ihm das Malerische aus.

Und so ist es endlich auch mit den kunstgewerblichen Artikeln. Sie sind fast alle „stilvoll," aber das, was man Stil an ihnen nennt, ist wiederum nur das Konventionelle. Stileinheit, Stilreinheit ist zu fordern — das jedoch, was man heutzutage Stil nennt, nichts als tote Formel, ein für allemal zu verdammen. Individualitäten entwickeln sich frei und ohne Schranken, und Individualität, wiederum das malerische Element, ist im Kunstgewerbe zu fordern. Alle kunstgewerblichen Gebrauchsgegenstände aber vernachlässigen das aufs gröblichste. München hat das Verdienst, zuerst zur Vergangenheit, zum Malerischen zurückgekehrt zu sein, aber noch ist das Kunstgewerbe so im

Photographischen befangen, daß die Forderung des Malerischen nicht eindringlich genug erhoben werden kann.

Treten wir dagegen in ein Haus der vergangnen Zeit — schon das Äußere mit seiner oft bizarren Vernachlässigung des Konventionellen, mit seinen ungeraden Fensterreihen, nicht regelrecht in der Mitte angebrachten Thüren, seinen Erkern und Altanen wirkt malerisch. Es spricht da etwas Individuelles, eine Persönlichkeit tritt uns entgegen, mit festem Raumgefühl, das Auge hat Ruhepunkte und doch kräftige Linien, es kann den Raum zergliedern, zerlegen, was beim Konventionellen, Schematischen, Photographischen nicht der Fall ist, und auf dieser Möglichkeit beruht eben das Malerische. Und nun weiter die Treppe mit ihrer kräftigen perspektivischen Wirkung, ihrem harmonischen Gefüge, das den Raum erfüllt, ohne den Begriff des Raumes aufzuheben; ebenso die Zimmer, ebenso die Einrichtung. Das „Germanische Museum“ in Nürnberg hat Zimmer der verschiedensten Zeitabschnitte der Vergangenheit aufgestellt: ein Wohlbehagen überkommt uns in all diesen Räumen, weil der Geist des Malerischen in ihnen lebt und webt. Das, was an Raum aufzulösen war, ist aufgelöst, ohne den gesamten Raum zu verkümmern, im Gegenteil mit dem sichern Gefühl, den Raum erst recht als solchen erscheinen zu lassen. Und darin liegt eben das Raumgefühl, daß das, was den Raum erfüllt, in Harmonie zu diesem steht, Raum und Füllung einander heben und ergänzen; darin liegt auch die malerische Wirkung.

Das Raumgefühl, der Sinn für das Malerische ist abhanden gekommen. Die Mißstände der Kunst und des Kunstgewerbes erwachsen aus dem Photographischen. Will man sie heben, muß man zum Malerischen zurückkehren.

Die sächsischen Landtagswahlen

Bei der kürzlich vorgenommenen Dritteilserneuerung der zweiten Ständekammer Sachsens ist es den Sozialdemokraten gelungen, ihre Stimmenzahl von 18280 auf 35650, die Zahl ihrer Vertreter von 8 auf 11 zu erhöhen. Damit haben sie die Berechtigung erworben, innerhalb der Kammer eine Fraktion zu bilden und selbständige Anträge zu stellen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sie von dieser Befugnis ausgiebig Gebrauch machen werden. Die Ordnungsparteien sind augenblicklich noch mit gegenseitigen erbitterten Erörterungen darüber beschäftigt, welche von ihnen für den Mißerfolg der Wahlen verant-

wortlich sei. Näher läge es, sich klar zu machen, wie sich die Kammer zu der neu geschaffnen parlamentarischen Lage stellen soll. Von einer Beschränkung des Wahlrechtes durch Erhöhung des niedrigen Zensus (3 Mark direkte Staatssteuern = einem Einkommen von 600 Mark) kann im Ernst wohl nicht die Rede sein. Hatte doch die Sozialdemokratie gerade umgekehrt das allgemeine gleiche direkte Wahlrecht auf ihre im Wahlkampf entrollten Fahnen geschrieben. Man muß deshalb mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß die künftigen Ergänzungswahlen die sozialdemokratischen Reihen eher noch verstärken werden. Unter diesen Umständen bleibt den Abgeordneten der Ordnungsparteien kaum etwas andres übrig, als der Versuch, sich mit den neuen Kollegen einzurichten. Dazu giebt es zwei Mittel. Erstens, die Sozialdemokraten ruhig reden zu lassen, wenn sie, was nicht ausbleiben wird, die ungereimte Metaphysik ihrer Heilslehren vortragen werden. Daß diese Gegner auch durch die zwingendste Logik nicht zu belehren oder gar zu bekehren sind, weiß heute jeder. Also schade um die verlorne Zeit. Zweitens scheint es aber ein Gebot der Klugheit sowohl wie der Gerechtigkeit, die neuen Abgeordneten im vollsten Umfange zur sachlichen Mitwirkung an den Geschäften heranzuziehen, vorausgesetzt, daß sie selbst hierzu bereit sind. Sich selbst aber hiervon auszuschließen, werden sie ihren Wählern gegenüber kaum wagen dürfen. Dafür haben sie im Wahlfeldzuge bereits zu ausgesprochne Stellung in verschiednen Fragen der Gesetzgebung genommen. Die Sozialdemokraten sollten deshalb grundsätzlich in allen wichtigern Ausschüssen der Kammer vertreten sein. Nun geben wir uns zwar darüber keiner Täuschung hin, daß sie, wie schon im Reichstage beim Arbeiterschutzgesetz, so auch im sächsischen Landtage schließlich doch gegen die Gesetze stimmen werden, an denen sie mit gearbeitet haben. Trotzdem braucht jene Mitarbeit nicht völlig unfruchtbar gewesen zu sein. Eine gewisse, wenn auch im Anfang noch so geringe Ausgleichung mancher Gegensätze ist doch von dem gegenseitigen Sichkennenlernen zu hoffen. Kein geringer Gewinn, wenn man bedenkt, wie fremd heute Bürger und Arbeiter einander geworden sind. An Intelligenz nehmen es die Sozialdemokraten zweifellos mit verschiednen, namentlich ländlichen Abgeordneten auf. Auch muß man ihrer Presse das eine lassen, daß sie den innern sächsischen Angelegenheiten ein zwar sehr wenig wohlwollendes, aber doch viel regeres Interesse entgegenbringt, als andre Parteiblätter, deren Spalten über Pamir oder die Dardanellenfrage zu phantasiren und höchstens für Reichs- und preußische Politik, nicht aber für wichtige Fragen des eignen Staatslebens Raum zu haben pflegen.

Allgemein rühmt man, wie sehr die Sozialdemokraten den Vertrauensämtern gerecht werden, zu denen sie in den Krankenkassen, Unfallgenossenschaften u. s. w. neben den Arbeitgebern berufen sind. Warum soll nicht ein Gleiches, dereinst wenigstens, auch auf dem Landtage zu erreichen sein? Ein-

zelne Programmforderungen der Sozialdemokraten, vor allem die Entlastung der niedern, die stärkere Heranziehung der höhern Einkommen zur Einkommensteuer sind übrigens ebensogut Forderungen der Ordnungsparteien. Über andre Fragen, wie die Schulgeldbefreiung, läßt sich mindestens streiten. Die Reform der Gesindeordnung ist bereits von der Regierung angekündigt. Die Einführung der Verwaltungsgerichtsbarkeit wird die Sozialdemokratie schwerlich zur Gegnerin haben. Man sieht, schon in der Gesetzgebung sind positive Ergebnisse unter Mitwirkung der Sozialdemokratie gar nicht ausgeschlossen. Noch sicherer zu erwarten sind sie auf dem Gebiete der allgemeinen Staatsverwaltung, auf dem die politischen Gesichtspunkte doch sehr zurücktreten. Wir meinen aber, daß die Zeit gekommen sei, wo ein Staat von der Bedeutung Sachsens auch an die Lösung solcher Aufgaben herantreten sollte, bei denen sich die moderne Volkswirtschaftslehre bis zu einem gewissen Grade dem sozialistischen Programm genähert hat. Um nur eines zu nennen, könnte nicht in der einen oder der andern unsrer hochentwickelten Staatsindustrien ein Versuch mit der Gewinnbeteiligung der Arbeiter gemacht werden? Die Regierung besitzt in ihrem Schoße für diese und ähnliche Fragen einige ausgezeichnete Kräfte, und man könnte gespannt sein, zu erfahren, wie sich sozialistische Landtagsabgeordnete hierzu stellen würden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Noch einmal der Kölner Juristentag. Daß der Beschluß des Kölner Juristentags zu dem Entwurfe des Gesetzes gegen die Trunksucht in ganz Deutschland Aufsehen und bei allen ernst denkenden Männern Befremden hervorrufen würde, war sofort bei seinem Bekanntwerden klar. Es hat aber doch auch manche mit den Verhältnissen vertraute gegeben, die nicht nur über diesen Beschluß nicht erstaunt waren, sondern sogar mit ziemlicher Bestimmtheit vorher gesagt hatten, daß es so kommen würde.

Das Ansehen, das der deutsche Juristentag weithin genießt, ist, wenn man den wissenschaftlichen Wert eines großen Teils der für ihn ausgearbeiteten Gutachten und der dabei gehaltenen Vorträge zu Grunde legt, gewiß wohlverdient, andrerseits aber ist unverkennbar, daß sich mehr und mehr Elemente in ihm breit machen, denen es durchaus nicht um die Sache, sondern vor allem oder allein um ihre liebe, kleine Person und deren Glorie zu thun ist. Den Beschlüssen des Juristentages aber wird keiner, der einmal einen Einblick in die Verhältnisse gethan hat (man kann nicht einmal sagen: hinter die Kulissen, denn die Verhältnisse liegen ganz klar zu Tage), irgend welche maßgebende Bedeutung beilegen.

Nach den Satzungen des Juristentages ist zur Mitgliedschaft jeder berechtigt, der das erste juristische Staatsexamen bestanden hat. Demzufolge hat die Stimme irgend eines neugebackuen Referendars denselben Wert, wie die eines alten erfahrnen Beamten, nehmen wir an, eines Senatspräsidenten am Reichsgericht. Allerdings besteht der Stamm des Juristentages überwiegend aus den ältern Mitgliedern. Sobald aber irgendwo eine Tagung stattfindet, schießen ihm aus dem Orte seines Zusammentritts und dessen Umgebung soviel fremde Elemente zu, daß eine recht buntscheckige Versammlung entsteht. Da kommen alle die jungen Referendare, Assessoren und Anwälte am Ort, die zur Belebung der Geselligkeit bei den zahlreichen mit dem Juristentage verbundnen Vergnügungen wohl geeignet und darum gern gesehen sind, deren Teilnahme an den Verhandlungen aber kaum eine besondre Förderung der darin behandelten wissenschaftlichen und praktischen Aufgaben enthält. Wenn nun auch der Andrang dieser Elemente zu den Verhandlungen in richtiger Selbsterkenntnis sonst nicht gerade stark zu nennen ist, so berührt eine Frage, wie die der gesetzlichen Bekämpfung der Trunksucht, doch den Interessenkreis gerade des jüngern Geschlechts so nahe, die Erörterung verspricht von vornherein, nachdem man bei den Festmahlen und Kommersen das Antlitz auch so manches Kämpen in der Redeschlacht hat rötlich glänzen sehen, so viel Scherz, und so mancher gute Witz ist zu erwarten, daß sich auch alle diese Herren zu der Verhandlung hingezogen fühlen. Nimmt man die feucht-fröhliche Stimmung hinzu, die ja am Rhein mehr als anderswo in diesen Kreisen des wohlhabenden, sorglos dahinlebenden Mittelstandes herrscht und durch einige in einer unausgesetzten Reihe angenehmer Vergnügungen verlebte Abende noch erhöht ist, so wird man es am Ende begreiflich finden, daß es die Mehrheit der Festteilnehmer schließlich als einen Schnitt ins eigne Fleisch empfand, als man ihr zumutete, die Trunkenheit für etwas verwerfliches und strafbares zu erklären.

Da aber das Gutachten des Juristentages bei der zu erwartenden gesetzgeberischen Beratung des Entwurfes, an dem der Bundesrat ja glücklicherweise festhalten zu wollen scheint, sicherlich von gewissen Parteien als Trumpf gegen das Gesetz ausgespielt werden wird, so ist es vielleicht um zu zeigen, wie solche Beschlüsse manchmal zu stande kommen, angebracht, ein Beispiel anzuführen, das der Schreiber dieser Zeilen aus eigner Wahrnehmung verbürgen kann.

Es war im Jahre 1882 auf dem Juristentag in Kassel. Eine der Abteilungen, die in einem Restaurationssaal des sogenannten Palais-Restaurant tagte, beriet eines Morgens die Frage über die Haftung des Ausstellers eines unterschriebnen, aber vor der Begebung gestohlnen oder verlornen Wechsels, Ordre- oder Inhaberpapiers — eine, wie auch der Laie begreifen wird, gewiß nicht gerade einfache Frage. Während oben im Saal die Geister auf einander platzten, saßen unten vielleicht sechzehn bis zwanzig junge Referendare beim Frühschoppen und in Unterhaltung mit den anwesenden jungen Damen, als auf einmal von oben ein Herr erschien und mit lauter Stimme die Anwesenden bat hinaufzugehen, da gerade die Abstimmung über jene Frage bevorstünde, bei dem geringen Besuch aber leicht Beschlußunfähigkeit eintreten könnte. Höflich erhoben sich die Referendare und gingen hinauf. Unterwegs fragte einer: Ja wie sollen wir denn stimmen? worauf ein andrer, der ebenso wenig wie jener von dem Gange der Verhandlung Kenntnis hatte, eine scherzhafte Antwort gab. Die Abstimmung führte in diesem Falle, da außer dem Referenten niemand das Wort nahm, zu dem von diesem beantragten, sachlich unzweifelhaft richtigen Ergebnis.

Hätte die Bekämpfung der Trunksucht in Frage gestanden, wir glauben nicht, daß einer von diesen „Mitgliedern des deutschen Juristentages" sie für notwendig erachtet hätte. Welchen Wert ein solcher Beschluß dann hat, das zu beurteilen mag jedem überlassen bleiben.

Nochmals der Richterstand und die öffentliche Meinung. Ist der deutsche Richterstand wirklich in Gefahr, von der öffentlichen Meinung mißachtet zu werden? Der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 38 dürfte doch zu schwarz gesehen oder eine vereinzelte Erfahrung bedenklich verallgemeinert zu haben. Wenn wirklich diese oder jene adliche Patrizier- oder Kommerzienratsfamilie ihre für den Staatsdienst bestimmten Söhne lieber den Verwaltungsbehörden zuzuführen wünscht, ist denn deren Meinung die öffentliche? Es ist nur zu natürlich und immer so gewesen, daß die Thätigkeit des Verwaltungsbeamten, weil viel unmittelbarer auf den einzelnen Staatsbürger, seine Interessen, seinen Geldbeutel und seine politischen Empfindungen einwirkend, ein kräftigeres Relief giebt, als die stillere Thätigkeit des Richters. Die Richter haben dies ihren Kollegen von der Verwaltung neidlos gegönnt, auch die bessere Besoldung als Entgelt für die geringere Unabhängigkeit nicht unbillig gefunden. Wir haben aber nicht entdecken können, daß die öffentliche Meinung von dem deutschen Richter geringer dächte, weil er, meist ohne Privatvermögen, ein einfaches Privatleben zu führen, der großen Geselligkeit, den nobeln Passionen fernzubleiben pflegt, vielleicht einen unverhältnismäßig großen Teil seines Einkommens auf die Erziehung seiner Kinder, auf Lektüre und Naturgenuß verwendet. Auch in der Armee wird es nicht tragisch genommen, daß die Garde auf die Linie, die Kavallerie auf die Infanterie, der aktive Leutnant auf den Landwehroffizier, der Fähndrich auf den „Vizefeldherrn" herabsehen zu dürfen glaubt. Der Wetteifer ihrer verschiedenen Bestandteile kommt dem Ganzen zu gute. Des Königs Rock bleibt auch im Volke des Königs Rock, mag er nun mehr oder weniger bunt sein. Man würde es zu bedauern haben, wenn sich die Aristokratie von der Justiz zurückziehen wollte. Dem Staate und einem selbstbewußten Richterstande geschähe damit kein Eintrag. Bekanntlich verlangt ein kaiserlicher Erlaß von den Kommandeuren ausdrücklich, daß sie den Offizierersatz auch aus den sogenannten mittlern Klassen heranziehen sollen.

Was soll man aber dazu sagen, wenn in der vorletzten Nummer der Grenzboten ein — Maßgeblicher oder Unmaßgeblicher? — die Ursache jener angeblichen Achtungsverminderung darin erblicken will, daß die Strafrichter allzusehr zu Freisprechungen und zur milden Beurteilung der Angeklagten hinneigen sollen? Abgesehen davon, daß seit Jahr und Tag eher Klagen über ungerechte Verurteilungen oder über zu kleinliche, strafsüchtige Gesetzesauslegung (grober Unfug!) laut werden, so wäre es doch das wohlverdiente Grab alles richterlichen Ansehens, wenn die Richter jemals auch nur unbewußt dem Gedanken Raum gäben, durch die Strenge ihres Spruches der Standeswürde aufhelfen zu wollen.

Zu einer Beziehung hat der Verfasser des ersten Aufsatzes leider Recht. Noch heute, und heute mehr als je, gelten die bekannten Worte des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen im preußischen Vereinigten Landtage: „Ich gönne ihnen (den Juden) auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden... Denn wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden,

mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin. Ich teile diese Empfindungen mit der Masse der niedern Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht."

Rentengüter. Über eine Sitzung des landwirtschaftlichen Vereins des Kreises Ratibor berichten die „Vossische Zeitung" und schlesische Blätter übereinstimmend folgendes. Auf der Tagesordnung stand der Gesetzentwurf über die Erleichterung der Errichtung von Rentengütern. „Regierungsrat Lübke sprach seine Zweifel aus, ob die Absicht des Gesetzgebers, die ländlichen Arbeiter seßhaft zu machen, durch das Gesetz erreicht werden würde. Der Mann würde, wenn für seine Familie durch Grund und Boden gesorgt sei, erst recht zur Arbeit fortwandern. Indes werde das Gesetz zweifellos die Wirkung haben, die bäuerlichen Ansiedlungen zu vermehren. Geheimrat von Selchow erklärte, das Gesetz sei für die Verhältnisse Oberschlesiens durchaus ungeeignet, denn die Pachtpreise seien dort so hoch, daß niemand an die Bildung von Rentengütern denken werde. Der Hauptfehler des Gesetzes übrigens sei, daß es kein Abhängigkeitsverhältnis herstelle, denn alles Glück hänge von der Abhängigkeit ab. [Hier scheint der Berichterstatter falsch verstanden zu haben. Herr von Selchow wird gemeint haben, das Glück einer gesicherten Existenz könne dem unbemittelten Landmanne nur in der Form eines Abhängigkeitsverhältnisses ermöglicht werden.] Der Reichsgraf Arco führte aus, daß die Ausführung des Gesetzes den Ruin des Großgrundbesitzes bedeute. Der Arbeiter, der seßhaft wird, werde selbständig und beanspruche für sich wieder Arbeitskräfte, sodaß die Arbeiternot noch gesteigert werde. Indes war auch er der Meinung, daß das Gesetz in Oberschlesien keine Folgen haben werde."

Die drei Herren verdienen Dank für ihre offenherzigen Geständnisse. Sprächen alle Beteiligten zu rechter Zeit ihre Gedanken aus, so würden solche Gesetze, die so unendlich viel Arbeit kosten, so viel unnützes Gerede und Geschreibe verursachen, entweder gar nicht oder von vornherein richtig gemacht werden. In der modernen Gesetzgebung kommt wie in den Romanen das Unglück meistens daher, daß es die Beteiligten immer versäumen, zur rechten Zeit das Maul aufzuthun. Der Grundbesitz rentirt jetzt viel zu hoch, als daß es einem Besitzer einfallen könnte, durch Bildung von Rentengütern seine Einnahme zu vermindern. (Andre Rücksichten als die der Rentabilität kennt ja das heutige Geschlecht nicht.) Käme es aber trotzdem zur Ansiedlung der Tagelöhner, so würde eben die Sache genau so verlaufen, wie die drei Herren gesagt haben: der ansässige Tagelöhner würde sich entweder in den Kleinbauernstand emporschwingen und den Tagelohn nicht mehr nötig haben, oder wenn er noch eine Ergänzung seines Einkommens braucht, so würde er es weit mehr als der jetzige von der Hand in den Mund lebende Tagelöhner in der Gewalt haben, sich die lohnendste Arbeit auszusuchen: sei es Maurer- oder Zimmerarbeit, sei es ländliche Arbeit in den Gegenden, wo die Löhne am höchsten stehen, seien es Lohnfuhren. Großgrundbesitz ist nur möglich, wo es entweder ansässige frohnpflichtige Arbeiter oder „tagelöhnendes Lumpengesindel" wie im heutigen England giebt, dessen vagabundirende Feldarbeiterhorden (Gangs) nach Roschers und andrer Beschreibung das schlimmste sind, was es an verkommenem Proletariat in der Welt giebt, noch schlimmer als das der Londoner Lumpenviertel.

Überbürdung und Überfüllung. Zu dem vielen Unechten, dem Gips in unserm öffentlichen Leben, von dem der Apostata der Berliner „Gegenwart"

vor kurzem so schön zu erzählen wußte, liefern auch die höheren Schulen ihr gutes Teil. Wie die Gipsverzierungen eine Zeit lang hübsch aussehen, dann schmutzig werden, abfallen und sogar Schaden stiften oder doch wenigstens Kosten verursachen, so ist auch die höhere Bildung in unserm Vaterlande, auf die wir oft so stolz sind, zum größten Teile nur fürs Auge; bei näherer Untersuchung zeigt sich, daß sie nicht gediegen ist, ihren Trägern selbst und dem Gemeinwesen schadet und schließlich beiseite geworfen wird wie — Gips. Mit herrlichen Zeugnissen verlassen alljährlich ganze Bataillone von Abiturienten unsre Gymnasien und dringen in die Universitäten ein, aber schon da geraten sie ins Stocken. Man kennt die Klagen der Professoren, daß die Studenten nicht mehr arbeiten könnten. Es dauert daher entsetzlich lange, ehe sie das Staatsexamen machen, viele, namentlich Juristen, müssen sich einpauken lassen, und wenn endlich das Examen mit Mühe und Not bestanden ist, ist der letzte Rest von Kraft verbraucht, und es beginnen nun die Klagen der Vorgesetzten, daß die jungen — oft allerdings schon recht alten — Leute im Amte nicht zu brauchen seien.

Wen trifft die Schuld? Die höhern Schulen? Um es kurz zu sagen, ja; aber nicht die Personen, die man gern dafür verantwortlich machen möchte, nicht die Lehrer, wenigstens nicht durchweg. Wenn man die heutigen Lehrer mit denen vor etwa fünfzig Jahren vergleicht, so darf man wohl behaupten, daß vieles besser geworden sei. Es dürfte heute kaum noch vorkommen, daß ein Lehrer nur den ersten Satz eines Spezimens korrigirt, die Zahl der Fehler mit der Zahl der Sätze multiplizirt und darnach seine Zensur giebt, auch nicht, daß er unter eine deutsche Arbeit nur sein Vidi setzt, auch nicht, daß er während einer Unterrichtsstunde gar nichts thut und die Schüler sich selbst überläßt; das alles dürfte kaum noch zu finden sein. Und doch sind die Leistungen nicht besser, sondern schlechter geworden. Und doch scheint es, als ob auch die Schüler heute weit mehr arbeiten müßten als früher, wenigstens sollte man das aus den vielen Klagen über die Überbürdung annehmen. Wie erklärt sich nun diese befremdende Thatsache?

Es ist wahr, die Unterrichtsverwaltung hat dafür gesorgt, daß so pflichtvergessene Lehrer, wie sie eben geschildert wurden, heute kaum noch zu finden sind, aber sie hat durch die Unzahl ihrer Verordnungen auch die tüchtigen Lehrer in ihrer Bewegung so eingeschränkt, daß sie ihre Vorzüge nicht entfalten können. Die schlechten Lehrer sind etwas besser geworden, aber die guten sind auf ein Mittelmaß ihrer Leistungen herabgedrückt und müssen sich nach Vorschriften richten, die Lust und Liebe ersticken. Die Lehrer z. B., die nicht einen bestimmten Prozentsatz ihrer Schüler für die Versetzung reif machen, werden in den meisten Fällen sehr übel angesehen. Und darin thut man ihnen häufig Unrecht. So löblich das Bestreben ist, sich mit den Schwachen zu beschäftigen, ihnen zu helfen und die Arbeit zu erleichtern, so hat das doch auch seine Grenzen. Mit unsäglicher Mühe und zum Schaden der Begabteren macht sie der Lehrer notreif, sie bestehen vielleicht auch die Abiturientenprüfung, aber dann sind sie fertig, und die Professoren auf der Universität können nichts mit ihnen anfangen. Und, wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Gymnasien haben sich in den letzten Jahrzehnten so unverhältnismäßig vermehrt, daß die Zahl der unbegabten Schüler die der begabten weit überwiegt. Wir verstehn unter diesen nicht etwa Genies, nein, nur den Mittelschlag, der bei redlichem, durchaus nicht übertriebnem Fleiße dem Unterricht folgen kann; gerade das vermögen jetzt nur wenige. Daher die Klagen über Überbürdung, daher auch die Überfüllung. Und ist denn das eine echte Bildung, die der Schüler sich nicht selbst erworben hat, kann er das sein eigen nennen, was

ihm in der Schule und gewöhnlich noch in Privatstunden eingepreßt worden ist? Man verstehe uns nicht falsch, wir verlangen keine höhern Anforderungen der Schule, würden im Gegenteil eine Herabsetzung wünschen, wir verlangen nicht, daß der Lehrer alles dem Schüler überlasse und sich auf das Überhören und Korrigiren beschränke, nein, der Lehrer soll unterrichten, aber der Schüler muß das, was ihm in der Schule erklärt worden ist, zu Hause durch eigne Kraft in seinen Besitz verwandeln. Wer das nicht kann, wer durch Privatstunden weitergebracht werden muß, der gehört nicht auf eine höhere Schule, und wäre er auch der Sohn des höchsten Beamten oder des reichsten Kaufmanns. Werden diese ingenia rustica abgedrückt, dann wird der Andrang zu den Universitäten auf das richtige Maß zurückgehen, und die Klagen über Überbürdung werden verstummen. Es wäre auch für unsre sozialen Verhältnisse von großer Bedeutung, wenn für den Besuch einer Schule lediglich die geistige Begabung in Betracht käme, nicht die Möglichkeit, Nachhilfe zu nehmen.

Die Regierung sucht jetzt Mittel und Wege, den Lehrern eine bessere Vorbildung zu geben. Wir wünschen diesen Bemühungen den besten Erfolg; aber auch die besten Lehrer können aus unbegabten Schülern keine gebildeten Männer machen. Eine Bildung, die nur von außen angeworfen wird, fällt bald wieder ab, wie — Gips.

Zu Moltkes Kriegsgeschichte. In unserm Aufsatz über Moltkes Geschichte des deutsch-französischen Krieges in Nummer 38 der Grenzboten hatten wir aus dem Werke eine Stelle angeführt, in der es heißt: „Wie schon in Clermont, machte sich hier die schwere Belästigung geltend, die aus Hunderten von hohen Gästen und ihrem Gefolge erwuchs, wenn das Hauptquartier nicht immer nach großen Städten, sondern auch einmal nach den militärisch richtigen kleinern Orten verlegt wurde." Hierzu hatten wir die Bemerkung gefügt, daß es wohl heißen müßte: zu den militärisch „wichtigen" kleinern Orten. Es liegt jedoch kein Druckfehler vor, Moltke hat ausdrücklich das Wort „richtig" haben wollen.

Der Verleger des Werkes, Herr Dr. Theodor Toeche, schickt uns hierüber folgende, für Moltkes genaue Arbeitsweise charakteristische Mitteilung: „Die sehr verehrliche Redaktion der Grenzboten wolle mir freundlichst zu bemerken erlauben, daß ich in Ihrem Aufsatz über Moltkes Geschichte des deutsch-französischen Krieges am Schluß der Seite 538 mit großem Interesse die Bemerkung gefunden habe, es müsse wohl in einer dort angegebnen Stelle des Teiles »wichtigen« statt »richtigen« heißen. Die Veränderung war mir so einleuchtend, daß ich eben im Begriff war, meiner Druckerei für den nächsten Neudruck diese Abänderung aufzutragen, als ich vorsichtshalber das mir vonseiten der Familie gütigst geschenkte Manuskript des Herrn Feldmarschalls selbst nochmals zur Hand nahm, und siehe da — in der aus seiner ersten Niederschrift von dritter Hand genommenen Reinschrift hatte »wichtigen« gestanden, und eigenhändig hatte der Generalfeldmarschall das »w« gestrichen und »r« darüber gesetzt. Ich stehe nicht an zu bekennen, daß ich nunmehr das Wort »richtigen« ungewöhnlicher, aber doch für schärfer, technisch sachmäßiger halte, als das weit unbestimmtere und generelle Wort »wichtigen«." Wir schließen uns dieser Ansicht an. Das Hauptquartier braucht nicht an militärisch „wichtigen" Orten zu liegen, denn dorthin kommandirt es seine Truppen; aber es muß sich in dem militärisch „richtigen" Orte befinden, denn nur von hier aus vermag der Oberbefehl den freiesten Überblick, das sicherste Urteil und die schnellste Verbindung zu gewinnen.

Moltkes Werk ist übrigens sehr schnell ins Französische übersetzt worden; die französischen Zeitschriften beschäftigen sich eingehend damit und werden nicht müde, das Buch von allen Seiten zu bekritteln. Man scheint über den Inhalt etwas enttäuscht zu sein, vermißt den weiten Feldherrnblick, die philosophischen Gedanken und das seelische Mitleben. So sagt der bekannte Kulturhistoriker Alfred Rambaud in der Revue Bleue vom 3. Oktober: Il y a dans ces récits une sorte de monotonie grandiose: on dirait une série de démonstrations mathématiques, une succession de théorèmes et de corollaires, se déduisant à travers les flots de sang humain. Toujours presque avec les mêmes formules, nous voyons des positions enlevées, des troupes rompues, et des chiffres de mots, de blessés et de prisonniers s'alignant à l'infini. Mit Stolz hebt der Kritiker hervor, daß zwar hundert Seiten im Buche genügten, um den Sturz des Kaiserreiches zu schildern, daß Moltke aber mehr als dreimal soviel nötig gehabt habe, um den Widerstand der französischen Nation gegen die deutschen Truppen darzustellen. Rambaud reiht Moltke zwar an Cäsar, Friedrich II. und Napoleon an, sagt aber doch von ihm, er erscheine in seinem Werke wie ein maître d'école qui marque un mauvais point à un écolier fautif; es sei schade, daß Moltke das herrliche, alte Niederlagen von 1870/71 wieder ausgleichende Bündnis zwischen Frankreich und Rußland nicht mehr erlebt habe.

Die Beschießung von Paris beschäftigt gegenwärtig die Tagesblätter. Die Veranlassung dazu gab die Veröffentlichung der Briefe Roons aus dem Jahre 1870 und der merkwürdige Widerspruch, in dem die Darstellung Roons und die Moltkes im Generalstabswerke mit einander zu stehen scheinen. Seit der Veröffentlichung dieser Briefe ist die Frage wieder aufgetaucht und in der Presse mehrfach erörtert worden, warum man seiner Zeit Paris nicht beschossen habe. Dabei wurde in Erinnerung gebracht, daß ein Gegensatz der Anschauungen im Hauptquartier vorhanden war, indem Roon und Bismarck für, Moltke, Blumenthal und der Kronprinz gegen die Beschießung stimmten. Man redete damals auch von weiblichem Einflusse, von sentimentalen Einsprüchen gegen die Grausamkeit des Krieges, Vermutungen, die durch die Briefe Roons eine gewisse Bestätigung erfahren. Es kann wohl sein, daß solche Einflüsse sich geltend zu machen versucht haben; war man doch in englischen Kreisen damals von einer wahren Zärtlichkeit für das unglückliche edle Frankreich beseelt, aber es ist undenkbar, daß diese Versuche wirklichen Erfolg gehabt haben. Es schien nur so, weil jene menschenfremdlichen Absichten und die geltenden streng militärischen Gründe in derselben Richtung lagen. Daß man Paris nicht beschossen hat, hat seinen einfachen Grund darin, daß man es nicht konnte. Man hat Roon den Vorwurf gemacht, daß er versäumt habe, von vornherein, den nötigen Belagerungspark anzuschaffen. Aber wer hat bei Ausbruch des Krieges an eine Belagerung von Paris gedacht? Wir waren seelensfroh, als feststand, daß unser eignes Land nicht den Schauplatz des Krieges bilden würde. Selbst unsre Karten reichten nicht weit nach Frankreich hinein. Ich habe den für Paris, das heißt für die Südfront bestimmten Belagerungspark zu Nanteuil Ende Oktober gesehen. Es war ersichtlich, daß mit so geringen Mitteln eine Festung wie Paris nicht zu beschießen war, es ist aber auch klar, daß ein Organisator wie Roon, der inzwischen Armeen schuf, nicht bis zum Januar gebraucht haben würde, das nötige Geschützmaterial zu beschaffen, wenn es nur ernstlich verlangt worden wäre. Aber man wollte Paris nicht beschießen, weil man nicht konnte und weil es auch nichts geholfen hätte.

Das Paris, das damals belagert wurde, war keine Stadt, sondern ein Land. Der engere Durchmesser des Belagerungskreises, das heißt die Linie von den Batterien bei Pierrefiette im Norden bis Bagneux im Süden beträgt 28 Kilometer, die Fläche des Kreises schlecht gerechnet über 600 Quadratkilometer. Von Bagneux bis zur Enceinte sind ziemlich fünf, von Pierrefitte bis zum Montmartre ziemlich zehn Kilometer. Man berechne, wie viel Schuß dazu gehören, einen einzigen Quadratkilometer wirksam unter Feuer zu nehmen. Wie unwirksam aber auch ein heftiges Bombardement sein kann, haben die Pariser selbst bewiesen mit ihrer Beschießung von Argenteuil, einer im Nordwesten von Paris an der Seine liegenden Stadt. Man hat diese Stadt mit einem Bombardement von etwa tausend Granaten bedacht. Man hat dadurch einige Verwüstung an den Gebäuden angerichtet, etwa ein Dutzend Bewohner beschädigt oder getötet und — einen Soldaten des 86. Regiments verwundet.

Ein wirksames Bombardement ist nur bei einer kleinen Festung denkbar und auch da von zweifelhaftem Erfolge. Straßburg, das ernstlich beschossen worden ist, ist nicht durch die Beschießung, sondern durch die regelrechte Belagerung überwunden worden und kapitulirte, als die feindliche Sappe den Wall durchbrochen hatte. Es scheint, daß die Beschießung des Innern einer Festung einer kriegsgeschichtlichen Periode angehört, die vorüber ist. Sie bezweckt, durch die Klagen der Bürger einen Druck auf die Entschließung des Kommandanten auszuüben. Dies wird nur dann mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolges geschehen, wenn sich entweder die Bürger — wie in Kolberg — an der Verteidigung der Festung beteiligen, oder wenn die Besatzung der Bürgerschaft fremd oder, wie es bei Söldnertruppen vorkommt, fast feindselig gegenüber steht. Beides findet jetzt, wo es sich um Volksheere und Volkskriege handelt, nicht mehr statt.

Ebenso wenig gewährte eine wirkliche Belagerung Aussicht auf Erfolg. Man konnte wohl das eine oder das andre Fort nehmen, aber läßt sich eine Stadt wie Paris stürmen? Jedenfalls hätten dazu große Opfer gehört. Der König war aber nach den Opfern, die der Beginn des Krieges gekostet hatte, sehr empfindlich gegen neue und irgendwie zu vermeidende Verluste. Man erinnere sich, wie ungehalten er war, als die Einnahme von Le Bourget zufolge der ehrenhaften, aber doch gar zu rücksichtslosen Tapferkeit des Gardekorps mehr Opfer gekostet hatte, als man angenommen hatte, und als der Wichtigkeit des Punktes entsprach. Wozu also Opfer bringen, wozu überhaupt schießen, wenn man ohne einen Schuß durch bloßes Abwarten mit Sicherheit seinen Zweck erreichte? Diese Gründe sind so triftig, daß man sich wundern müßte, wenn sie von einem Moltke und Blumenthal nicht geltend gemacht worden wären. Eher ist zu verwundern, daß sie in Bismarck und Roon Gegner fanden, noch mehr, daß man schließlich doch geschossen hat, nachdem sich in der Lage eigentlich nichts geändert hatte.

Wir müssen hier auf einen Umstand aufmerksam machen, den man bei den bisherigen Erörterungen nicht berührt hat, auf den psychologischen Gesichtspunkt. Wer die Belagerung von Paris mit erlebt hat, erinnert sich, mit wie brennender Ungeduld auf den Beginn der Beschießung gewartet wurde, und wie niederdrückend es wirkte, daß ein Monat nach dem andern verging, ohne daß auch nur ernstliche Vorbereitungen getroffen wurden. Er erinnert sich der allgemeinen Genugthuung, des Gefühls der Erleichterung, als Ende Dezember die ersten Schüsse aus schwerem Geschütz auf den Mont-Avron abgeschossen wurden. Dabei verhehlte sich niemand, daß eine Beschießung die Übergabe nicht erzwingen würde. Aber es ist für den Soldaten das schwerste, im feindlichen Feuer Gewehr beim Fuß

aushalten zu müssen. Es gewährt ihm Erleichterung, schießen zu dürfen, auch wenn er nicht trifft. Nun ist der Befehlshaber ohne Zweifel in seinem Rechte, wenn er das Schießen unter solchen Umständen verbietet und verlangt, ruhig auszuharren, aber ebenso berechtigt ist die Ungeduld der Truppe, die vorwärts drängt, um zum Schusse kommen zu können.

Denn wir dürfen nicht übersehen, daß während auf unsrer Seite kein unnötiger Schuß abgegeben wurde, auf der Seite der Gegner eine wahre Verschwendung mit dem Pulver getrieben, daß auf jede Helmspitze geschossen, daß aus dem Kriege eine Art frivoler Sport gemacht wurde. Wenn man sich zu gewissen Tageszeiten dem Kreise der Vorposten näherte, so klang es, als wenn Schützenfest wäre. Das war besonders früh nach Sonnenaufgang und mittags zwischen ein und zwei Uhr der Fall. Früh war es die Ouverture zum Kaffeekochen. Denn man konnte es deutlich sehen, daß, wenn sich eine Feldwache satt geschossen hatte, ein dünner Rauch hinter dem Daumne in die Höhe stieg. Zu Mittag aber kamen die Pariser Herren und Damen heraus. Dann zeigte sich der tapfere Percy groß, indem er ein Dutzend Prussiens — Bagatelle! — umbrachte. Man hielt, weil wir nicht schossen, den Krieg schon mehr für Spaß. Bei St. Denis war eine überschwemmte Wiese. Dahin ging man ganz wohlgemut Schlittschuh fahren, bis die Sache den Herren Kanoniren hinter Stains doch zu toll wurde und ein paar Granaten hinüber flogen. Diese Granaten sind militärisch schwerlich, aber psychologisch sehr wohl zu rechtfertigen. Wenn in Paris ein paar Schreier, die in der Fortsetzung des langweilig werdenden Kriegsromans ein aufregendes Kapitel verlangten, ihre Stimme erhoben: Es geschieht nichts, man hört nichts, man sieht nichts, das heilige Paris wird versäumt und verraten, so ließ man einen Extraspektakel los. Und unsre armen braven Jungen hatten es auszuhalten. Es war ihnen nicht gestattet, gleiches mit gleichem zu vergelten. Sie kamen sich vor, wie ein Mensch, der einen andern an der Kette hält und dabei geduldig die Fußtritte einsteckt, die jener in ohnmächtiger Wut austeilt. Nun schossen ja die Herren Franzosen erbärmlich schlecht, aber der tägliche Verlust belief sich doch — wenn ich mich recht erinnere — bei der gesamten Umschließungslinie auf fünfzig bis siebzig Mann.

Offenbar würde der Befehl, nicht zu schießen, leichter ertragen worden sein, wenn auch der Gegner Ruhe gehalten hätte. Da sich der aber in militärischem Sinne ungezogen benahm, so ist die einfache, von aller Kriegskunst unabhängige Antwort, daß man ihm mores lehrte. Diesem Gedanken giebt der Vers, den man eines Tages Moltke sandte, und den Roon in seinen Briefen erwähnt, einen humoristischen Ausdruck: Lieber Moltke nimms nicht krumm, geh nicht um den Brei herum, mache endlich bum! bum! bum! Es ist auch begreiflich, daß warmblütige Naturen wie Roon und Bismarck darauf bestanden, die kriegerische Gerechtigkeit walten zu lassen.

Das Verlangen, daß endlich geschossen werden möchte, wurde mit der Zeit so allgemein und so dringlich, daß man nicht mehr Widerstand leisten konnte, und so ließ man die zu Worte kommen, die auch aus militärischen Gründen die Beschießung wünschten. Dies alles psychologisch zu zergliedern und darzulegen, hatte Moltke im Generalstabswerke keinen Grund. Er führt dafür, daß man nicht geschossen habe, den einen Grund an, das Kriegsmaterial sei nicht zu beschaffen gewesen, weil es der unverfänglichste, nicht weil es der triftigste ist.

Der Krieg läßt sich mit einem Schachspiel vergleichen, nur sind die Figuren lebendige Menschen, die auch berücksichtigt sein wollen. So giebt es manchen Zug,

der theoretisch anfechtbar, aber praktisch notwendig ist. Man könnte auch sagen, wie wirklich in Frankreich kürzlich gesagt worden ist: Wozu Trommler und Spielleute? macht aus diesen unnützen Soldaten nützliche Soldaten, indem ihr ihnen Gewehre gebt. Aber sie sind, wie jedermann weiß, keineswegs unnütz, auch wenn sie nicht schießen. So kann es aus psychologischen Gründen nötig werden, zu schießen, wenn es auch sachlich nichts hilft.

Böhmische Topographie. Wer von einem der böhmischen Bäder aus einen Abstecher nach Wien machen wollte und nicht vorwitzig genug war, sich in Prag einer Begegnung mit der Blüte der tschechischen Jugend auszusetzen, konnte von landeskundigen Reisegefährten allerlei merkwürdiges erfahren. Er lernte da ein von den Handbüchern der Geographie verschwiegenes „Königreich Schwarzenberg" kennen, dessen Beherrscher gänzlich vergessen zu haben scheinen, daß ihre Vorfahren aus Franken eingewandert sind; ferner das „Fürstentum Strakonitz," wo, nämlich in der Fabrik eines Herrn Fürth, die türkischen Kopfbedeckungen gemacht werden, die dann als echtorientalische Fez wieder ins Abendland gebracht werden. Er konnte Studien über die Schönheit der tschechischen Sprache, sowie über ihre Schwierigkeiten anstellen; z. B. Hrad sprich Gratzen, Borovan sprich Forbes, Stribro sprich Mies oder umgekehrt. Er sah Pilsen, berühmt durch Wallensteins Lager und ein Bier, das in demselben Grade ungenießbar wird, wie sich seine Temperatur über den Gefrierpunkt erhebt, und das trotzdem oder eben deswegen in Ländern Eingang gefunden hat, die selbst schmackhaftes und gesundes Gebräu liefern. Endlich kam er ganz oder ziemlich nahe bei den Geburtsstätten der vier größten Tschechen vorüber: Hussinetz, wo Johann Huß, Trocznow, wo Ziszka das Licht der Welt erblickt hat, Nepomuk, nach dem der Beichtvater der Königin von Böhmen genannt wird, dem die Jesuiten ein Martyrium und Wunder angedichtet haben, um ihn in der Erinnerung des Volkes an die Stelle des nationalen Reformators Huß zu bringen, und — Blowitz. Die Bewohner dieses Örtchens sollen damit umgehen, ihrem Landsmann Oppert, der so zuvorkommend und uneigennützig den Staatsmännern der Gegenwart seine Gedanken und Aussprüche zu leihen pflegt, schon bei lebendigem Leibe ein Denkmal zu errichten, weil sie fürchten, daß sich später der Fall mit Huß und Johann von Nepomuk wiederholen könnte, indem Neider ihres Volkes die Thaten des tapfern de Blowitz in die Geschichten des Herrn von Münchhausen einschmuggelten. Der passendste Platz für das Denkmal ist schon ausfindig gemacht, nämlich vor dem Trödlergeschäfte, wo der jugendliche Oppert seine ersten Studien im diplomatischen Verkehr gemacht hat, und die Kosten hofft man von dem internationalen Schriftstellerverbande zu erhalten. Zur Enthüllungsfeier wird ein großes Wettlügen geplant, an dem sich voraussichtlich die bewährtesten Firmen in Berlin, Wien, Paris, Newyork u. s. w. beteiligen „dürften."

Der Pleinairismus — das Wort ist zu schön, als daß man sich seiner nicht bei jeder Gelegenheit bedienen sollte! — zeigte sich auf der diesjährigen Münchner Kunstausstellung in seiner höchsten, vielleicht letzten Blüte. Was man sonst dieser Richtung am wenigsten zugestehen möchte, mußte jetzt anerkannt werden: heiter ist die Kunst. Nur ein unverbesserlicher Griesgram konnte die Gemälde von dem berühmten Liebermann und verschiednen mehr oder weniger unberühmten Münchnern ohne Lachen ansehen. Hinter den Malern von Bedeutung, die um die große Heerstraße zu vermeiden sich in den Sumpf verstiegen hatten, stapfen nun die bare Talentlosigkeit und der Mangel an „Können" einher. Uhde hat eine

Wiese ohne Ende und ohne Farbenabtönung gemalt, und nun schludrig gemalte Wiesen, wohin man blickt. Luftperspektive ist glücklich überwunden. Entweder steckt alles in einem überall gleich dicken Seenebel, oder Vordergrund, Mittelgrund und Ferne erscheinen gleich scharf in den Linien und gleich leuchtend in den Farben. Einer hat sich des Gleichnisses vom verlornen Sohn erinnert, und mit Hurra! stürzen sie von allen Seiten auf den Stoff los: Orgie, Schweinezucht — kann man sich ein verlockenderes Thema denken? Mit dem Motto „Nur Natur" wird der Natur frech Gewalt angethan. Hier ist die ganze Natur giftgrün, dort schneeweiß, hier blau wie das Meer unter den Tropen, dort feuerrot oder violett, und zwar so intensiv gefärbt, wie sie nicht einmal durch gefärbte Gläser erscheint. Das Zeichnen ist nicht mehr Sache des Malers, sondern des Beschauers, der sich aus dem Gewirre Formen herausſuchen soll, wie der Rembrandtvernichter den Namen Bol. Da war es denn oft ergötzlich zu beobachten, wie das zum Bewundern entschlossene Publikum näher und ferner, rechts und links trat, den Kopf so und so neigte, um zu entdecken, ob es ein Figurenbild oder eine Landschaft oder Gemüse vor sich habe. Einer behauptete, den besten Erfolg gehabt zu haben, als er, den Kopf nach unten, zwischen seinen Beinen durchschaute, eine Stellung, in der sich bekanntlich für uns jede Aussicht von einer Anhöhe in eine Marine verwandelt. Aber vor zwei Bildern war auch der in Zweifel geblieben, ob da ein Reisbrei mit Stückchen Citronenschale oder eine Herde Gänse mit gelben Schnäbeln vorgestellt sei. Die Sachen sind auf Entfernung berechnet, sagen die Anhänger der Richtung, aber es ist zu befürchten, daß sie in unerwünschtem Sinne Recht behalten werden, indem sich das Publikum, das jetzt der Kunst so guten Willen entgegenbringt, überdrüssig von ihr überhaupt fernhalten werde. Schon ist der unter dem Namen v. Miris bekannte Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" mit der gefährlichen Waffe der Schnaderhüpfeln den Impressionisten, Naturalisten, Pleinairisten zu Leibe gegangen, und so glückliche Wendungen wie „Damen, die nackt gehen, kein Mensch weiß warum?" wirken mehr als eine Predigt. Ein Glück, daß ausländische Maler die Sache anders fassen. Sonst müßte man befürchten, daß der Katzenjammer nach dem jetzigen wüsten Rausche wieder einem Klassizismus zu gute käme, der sich an Langweiligkeit von dem der Empirezeit schwerlich unterscheiden würde.

Litteratur

Das Geheimnis der Phantasie und des Gemüts. Reflexionen auf physiologischer Basis über eine psychologische Studie in gemeinverständlicher Weise geschrieben von F. E. Güntzel. Leipzig, Max Spohr (o. J.)

Nehmen wir an, der Verfasser der Sprachdummheiten käme zur Strafe für die Bosheit, mit der er die größten Stilisten der „Jetztzeit" geärgert hat, in die Hölle, und Satanas wäre wegen der Strafvollstreckung in Verlegenheit, weil er aus Erfahrung weiß, wie wenig bei einem stoischen Weisen mit Braten, Spießen und Zwicken auszurichten ist, so wüßten wir wohl Rat: dem Sünder brauchte bloß

das oben genannte Büchlein als tägliches Brevier verordnet zu werden. Die „gemeinverständliche“ Erklärung von Spiel lautet darin: „Das Spiel ist eine Materialisation des Urteils der individuellen Seele, welcher nur ein noch unentwickelter oder entwickelter, doch dann durch die individuelle Subjektivität stark beeinflußter, Geist zur Verfügung steht; in welchem die Denkthätigkeit ganz von der Phantasie in Anspruch genommen ist und wo letztere — die Hauptsache — wegen Nichtvorhandenseins, respektive Mangels an kleineren Nebeneindrücken, ganz vorzugsweise spätere Zentrumsbilder, d. h. vorerst große Gesamtbilder von Dingen konkreter Art um große (spätere Zentrumseindrücke) Gesamteindrücke abstrakter Art — also um Bewegungserscheinungen — herum gruppiert!“ Man würde des Verfassers Schöpferkraft viel zu niedrig anschlagen, wenn man sie aus diesen verblüffenden Wortgruppen schon genügend erkannt zu haben glaubte, jede Seite bringt neue Überraschungen; namentlich in Wortstellung und Interpunktion leistet er wirklich noch nicht Dagewesenes. Was seine Meinung über Phantasie und Gemüt anlangt, so können wir sie aus dem einfachen Grunde nicht beurteilen, weil wir sie nicht verstehen. Nicht alles in dem Büchlein ist unverständlich; die verschiedenen Stadien des Rausches z. B. werden recht faßlich beschrieben. Wir geben nun zu, daß es leichter sei, den Rausch zu beschreiben, als das Geheimnis der Phantasie zu enthüllen, doch entsinnen wir uns, auch über diesen schwierigen Gegenstand schon so manches gelesen zu haben, was wir zu verstehen glaubten. Von der Natur der Seele und ihrem Verhältnis zum Leibe scheint der Verfasser ganz verständige Ansichten zu hegen, aber um damit gutes zu wirken, müßte er so schreiben, daß ihn ein gewöhnlicher deutscher Christenmensch verstehen könnte.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Friedrich Kluge. Fünfte, verbesserte Auflage. Straßburg, K. J. Trübner, 1891

Ein Buch wie dieses, das seine Aufgabe: Form und Bedeutung der Wörter unsrer Sprache bis zu ihren Quellen zu verfolgen, in so mustergiltiger Weise löst, daß unter den Fachgelehrten über seinen Wert nur eine Stimme ist, ein solches Buch bedarf bei seinem neuen Erscheinen nur einer kurzen empfehlenden Hinweisung. Die neue Auflage berücksichtigt in ausgedehntem Maße auch die deutschen Mundarten und unterscheidet sich außerdem von den frühern durch die Aufnahme einer großen Reihe von Fremdwörtern, deren Auftreten besonders seit dem dreißigjährigen Kriege nachgewiesen wird. Der Preis des vortrefflichen Buches ist trotz des vermehrten Umfanges nicht erhöht worden: es erscheint in zehn Lieferungen zu je einer Mark.

Friedrich Försters Urkundenfälschungen zur Geschichte des Jahres 1813 mit besondrer Rücksicht auf Theodor Körners Leben und Dichten. Von Friedrich Latendorf. Pösneck, C. Latendorf, 1891

Friedrich Förster, der bekannte Freund Theodor Körners, der Herausgeber seiner Dichtungen, der Geschichtschreiber der Befreiungskriege, hat an einer seltsamen Art von Automanie gelitten: er suchte sein liebes Ich auf irgend welche Weise an große Männer und große Ereignisse zu knüpfen. An Schleiermacher, Goethe und Schiller hat er sich mit Fälschungen vergangen, an den Namen Blüchers den seinigen durch die Erdichtung eines Gespräches mit dem alten Marschall Vorwärts gehängt; ebenso gleichgiltig — ein zu mildes Wort! — ebenso dreist ist er gegenüber seiner Familie und seinen Freunden gewesen, dafür bietet das beschämendste Zeugnis der angebliche Briefwechsel mit Th. Körner vom Dezember 1812 bis zum April 1813, der von A bis Z gefälscht ist. (Schon Ad. Wolff hat übrigens

diese Briefe nicht in seine Sammlung der Briefe Körners aufgenommen.) Die vorliegende Schrift, die die Lügengewebe Försters durch genaue Prüfung des Inhaltes der gefälschten Stücke und an der Hand der widersprechenden Daten zerreißt, ist in warmem Eifer für die Wahrheit lebendig und fließend geschrieben; leider entstellt gleich den ersten Satz eine störende Nachlässigkeit im Gebrauche der Zeiten: Als Friedrich Wilhelm III. den Aufruf an sein Volk veröffentlicht hatte, befahl er zugleich (!).

Th. Körners Zriny nebst einer allgemeinen Übersicht über Th. Körner als Dramatiker (!) von Heinrich Bischoff. Leipzig, Gustav Fock, 1891

In der Einleitung, die die auf dem Titel zuletzt genannte Übersicht über Körners gesamte dramatische Thätigkeit bringt, versucht der Verfasser Körners Bühnenwerke gegen die nicht gerade anerkennenden Urteile unsrer Litterarhistoriker in Schutz zu nehmen und ihnen einen höhern Wert zuzusprechen, als man es bisher gethan hat. Die Beeinflussung durch Schiller im Drama und Kotzebue im Lustspiel leugnet er freilich auch nicht, aber er erklärt sie und bemüht sich so den Dichter zu rechtfertigen. In der Bühnengerechtigkeit, worüber Körner jedoch das Poetische nicht vergessen habe (das ist doch hübsch von dem Dichter!), dem Idealismus und — der Volkstümlichkeit erkennt der Verfasser die drei „hervorstechendsten Merkmale" von Körners Dramen. Die Mängel, mit denen sie trotz diesen Vorzügen behaftet sind, werden durch die „außerordentliche Produktivität" entschuldigt: er „hat viel mehr als Schiller und Goethe in gleichem Alter hervorgebracht."

Wichtiger als diese kritiklose Erwärmung ist die Untersuchung über die Quellen zum Zriny; sie ergiebt folgendes. Aus dem Ortelius redivivus, einer Darstellung der ungarischen Kriege von König Sigmund bis zum Jahre 1665 (da ist das Buch in Nürnberg erschienen), hat Körner besonders drei Stellen entnommen, wobei er sich ziemlich eng an seine Vorlage anschloß; die Schilderung des Bauern von Solimans Einzug in Belgrad, den Bericht Vilackys über das Heer des Kaisers und die Darlegung der Zwistigkeiten Solimans mit dem siebenbürgischen Könige nach der Eroberung von Gyula. Dann geht der Verfasser dem Einflusse zweier ungarischen Geschichtschreiber auf den Zriny nach, des Budina und des Forgach de Ghymes, freilich nicht zum erstenmale, wie er glaubt. In Nr. 4 und 5 des Jahrganges 1889 dieser Blätter hat Reinhard Kade in einem Aufsatze „Zu Körners Toni und Zriny" das wichtigste über diese Quellen bereits beigebracht. (Die Art, wie sich die einzelnen Beobachtungen beider Arbeiten ergänzen — was Kade nicht gesehen hat, ist Bischoff aufgefallen, und umgekehrt —, legt die Vermutung nahe, daß ein dritter bei nochmaliger genauer Prüfung noch den oder jenen Zug des Dramas bei Budina, der neben Ortelius Körners Hauptquelle gewesen ist, oder vielleicht auch bei Forgach nachweisen könnte; abgeschlossen sind diese Untersuchungen noch nicht.) Aber auch auf den Dichter Werthes als Vorgänger von Körner hat Kade schon aufmerksam gemacht und durch seine ausführliche Vergleichung der beiden Zriny die Anlehnung Körners viel deutlicher nachgewiesen, als dies jetzt Bischoff vermocht hat. Daß das Stück des Werthes nicht „ein ganz unbedeutendes, nüchternes, poesieloses Produkt" ist, davon kann sich Bischoff bei Kade überzeugen.

Briefstellen über die Entstehung und die Aufnahme des Dramas und eine im ganzen gerechte Abwägung seiner Mängel und Vorzüge bilden den letzten Abschnitt; ein Anhang giebt einen Überblick über Bearbeitungen, Übersetzungen und bemerkenswerte Aufführungen des Zriny. Sheakspeare? Tiedje? (beide Namen schreibt der Verfasser nur so), der Pathos?

Thüringer Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind, 1891

Es ist eine zweifelhafte Schmeichelei für einen Künstler, wenn man jedem neuen seiner Werke nachsagt: Herrlich! wunderschön! ein „echter" R. R.! er ist wieder ganz der „alte." So hübsch dieses Lob zu klingen scheint, so wenig ist es eins; denn es hat doch mehr Bedeutung für einen Künstler, wenn man ihm nachsagen kann: Er überrascht uns immer mit neuem, er bleibt nicht stehen, er wiederholt sich nicht, er schreibt sich nicht selbst ab.

Jenes zweifelhafte Lob hatte Rudolf Baumbach in den letzten Jahren öfter anzuhören. Nach der Lektüre der „Thüringer Lieder" wird man ihm doch wohl das andre erteilen müssen. Es hatte oft den Anschein, als könnte Baumbach aus dem Gewande des fahrenden Gesellen, in dem er sich zu allererst gezeigt hatte, nicht mehr heraus. So wohllautend seine Lieder waren, nachgerade wird man der schönsten überdrüssig, wenn sie alle auf einen Ton gestimmt sind und dieselbe Melodie unermüdlich wiederholen. Baumbach scheint das selbst gefühlt zu haben, und er hat seit längerer Zeit als Lyriker geschwiegen; sein letztes Bändchen waren die Märchen „Es war einmal," sein vorletztes die poetische Erzählung „Kaiser Max und seine Jäger." In der neuen Sammlung „Thüringer Lieder" hat er zwar seine alten Neigungen nicht verleugnet, er ist noch immer der kunstreiche Schwankerzähler, weiß noch immer Wein, Weib und Gesang zu preisen, allein es geht doch durch die ganze Sammlung ein von dem frühern wesentlich verschiedner Grundton, des Dichters Stellung zur Welt und zum Leben hat sich merklich verändert, und das ist es, was wir als einen bemerkenswerten Vorzug des Thüringer Liederbuches ansehen. Baumbach selbst faßt diese innere Wandlung in die Worte:

Gewandert bin ich kreuz und quer,
Verlernt hab ich das Sitzen.
Die Sonne sah ich auf dem Meer
Und auf der Firne blitzen.
Bald rüst ich mich zum letzten Sprung,
Vom Rücken sinkt die Last.
Das schönste auf der Wanderung,
Das ist die süße Rast.

Also Baumbach fühlt sich älter werden. Er hat das Heimweh nicht länger bezwingen können und ist aus der halb italienischen Fremde (Triest, Südtirol), in der er viele Jahre gelebt hat, nach Thüringen zurückgekehrt, wo er geboren wurde, wo er die jedermann unauslöschlichen Eindrücke der ersten Lebensjahre empfangen hat. Indem er diesem echt poetischen Herzenstriebe gefolgt ist, hat er sich aber auch keiner geringen Gefahr ausgesetzt. Die Heimat ist enger als die Fremde; der in der Heimat zurückgebliebene Landsmann und Freund ist auf dem alten Standpunkte stehen geblieben, er ist auf seine alten Tage ein Philister geworden, und der Dichter ist mit seiner verklärenden Sehnsucht der Gefahr ausgesetzt, Enttäuschungen zu erleben, wenn die poetische Ferne zur unmittelbaren Umgebung und Gegenwart geworden ist. Baumbachs Gemüt hat diese Gefahr mit freundlichem Humor besiegt, und es ist gar schön zu lesen (in dem Gedicht „Abseits"), wie der Dichter auch die eintönige Alltäglichkeit der Heimat zur Idylle verklärt. Er hat sich in die Enge sehr gut hineingefunden, seine Poesie hat auch aus ihr Gold zu münzen verstanden und gerade damit eine schwere Probe abgelegt. Baumbach hat sich tief in Gegenwart und Vergangenheit, in Natur und Menschenleben Thüringens eingelebt; es wird ihm allerdings keine eigentliche Arbeit gewesen sein, denn thü-

ringische Erde haftete auch draußen an seinen Sohlen. Aber nun ist er ganz Thüringer. Er, der Tourist von ehemals, nimmt mit den Einheimischen ironisch Stellung gegen die oberflächlich herumschauenden Touristen; mit guter Laune zeichnet er thüringisches Volksleben, und natürlich geht er auch an dem reichen Sagen- und Märchenschatz der Heimat nicht vorüber, ohne sich einige Goldkörner aus ihm zu holen. Eines seiner schönsten neuen Gedichte ist „Freudenthal," das die Sage vom Grafen von Gleichen behandelt. Baumbach hat auch seinen Horizont erweitert, er trifft sehr ansprechend den Stil des historischen Bildes: Luther und die Wartburg, Tannhäuser und Goethe sind ihm mit Thüringen in den poetischen Gesichtskreis getreten, und es sind Gedichte von bleibendem Wert, die er ihnen gewidmet hat. Wie schön beispielsweise ist seine echt lyrische Huldigung an Goethe: „Auf dem Kickelhahn."

Hier rast' ich am Boden
Im Moose des Rains
Und lausche dem Odem
Des träumenden Hains.
Ein Lied möchte steigen,
Die Lippe bleibt stumm,
Der Berg heißt mich schweigen,
Fragt einer, warum?

Den Vollmond, den lichten,
Der Nebel umwebt,
Durchs Dunkel der Fichten
Ein Schattenbild schwebt.
Es weht um die Halde
Sanfter Geisterhauch.
Horch! „Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Vorwiegend sind die einzelnen Stücke des Thüringer Liederbuchs allerdings erzählend: Schwänke, Balladen, Märchen. Aber die rein lyrischen Gedichte sind sein wertvollster Teil, und sie zeigen uns jetzt Baumbach als einen harmonisch abgeklärten Mann, ohne Ehrgeiz, glücklich im Besitz des ihm zu teil gewordnen Vermögens der Poesie, empfänglich die Schönheit der Natur genießend und preisend und mit dem freundlichen Lächeln dessen, der auch einmal dabei gewesen ist, dem Treiben der Jugend zuschaut und hie und da einen elegischen Seufzer still unterdrückt. Es ist eine wundersam anziehende Stimmung in diesen Gedichten. In der Form bewährt Baumbach seine alte Meisterschaft: seine Sprache ist frei von Idiotismen und ist von bestrickendem Wohllaut.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Charles Stewart Parnell

Von Hugo Bartels

Am Nachmittage des 9. März 1874 tagte eine Volksverſammlung in der Rotunde zu Dublin. Der Grafſchaft Dublin ſtand eine Nachwahl zum Parlament bevor, und die Verſammlung war berufen worden, um den Wählern den Kandidaten der iriſchen Nationalpartei vorzuſtellen. Der Name, den der Kandidat trug, war ein hiſtoriſcher von gutem Klange bei den Patrioten; das allein genügte, ihm Teilnahme zu verſchaffen.

Der Saal war bis auf den letzten Winkel gefüllt, und mehrere der beſten des iriſchen Volkes, John Martin, Iſaak Butt und A. M. Sullivan, waren erſchienen, um bei dem Neuling in der Politik Patenſtelle zu vertreten.

Sullivan hatte bereits angefangen zu ſprechen, als der Kandidat den Saal betrat. Der Redner mußte ſich unterbrechen, man achtete ſeiner nicht mehr, aller Augen wandten ſich der Thür zu. Nur langſam konnte der Erwartete durch die Menge zur Bühne gelangen, empfangen und begleitet von begeiſterten Rufen. Nicht minder ſtrömte ihm Beifall entgegen, als er ſich zum Reden erhob, eine große, ſchlanke Geſtalt mit hoher Stirn, feſtem Kinn und blitzenden Augen, bleich und ernſt dreinſchauend.

Es war keine Meiſterrede, die er hielt. Seine Stimme zitterte oft vor Erregung, und die Sätze kamen ſtockend und abgeriſſen heraus. Aus dem wird nichts — meinten manche —, er kann nicht reden. Trotzdem hörte ihm die Verſammlung geſpannt und vertrauensvoll zu, als er ſein Programm entwickelte. In der Homerule-Frage wolle er ſtets und mit allen Mitteln darnach ſtreben, daß Irland ſein altes Parlament wieder erhalte, er wolle für die iriſche Jugend eine Erziehung anſtreben, die in allen Zweigen die ver-

schiednen religiösen Bekenntnisse unparteiisch behandle, er wolle sich in seinen Maßnahmen stets unabhängig von allen englischen Parteien halten, er wolle ferner darnach streben, daß den irischen Pächtern die Pachtungen auf die Dauer und zu angemessenen Renten gewährleistet würden. Am Ende erinnerte er an seine Vorfahren und an das, was sie für Irland gethan hätten.

Der Name, der so wieder vor das irische Volk trat, war Parnell.

Gewählt wurde der Redner nicht; sein Gegner, Oberst Taylor, schlug ihn mit 2122 gegen 1141 Stimmen. Aber es wurde doch etwas aus ihm, und der Name des Enkels überstrahlte bald den der Vorfahren.

Durch die Überlieferungen schon war ihm die Stellung vorgezeichnet, die er in der irischen Politik zu nehmen hatte. Ursprünglich stammte seine Familie aus England, das der irischen Sache mehrere hervorragende Führer gegeben hat, von denen bloß Emmet und der edle Lord Edward Fitzgerald erwähnt sein mögen, die beide ihre Unternehmungen mit dem Leben büßten. Um die Zeit der Restauration ließ sich ein Thomas Parnell aus Cheshire in Irland nieder. Sein Sohn John zeichnete sich bereits im Dienste dieses Landes aus und erlangte die Baronetwürde. Der Sohn dieses John Parnell, ebenfalls John genannt, trat als Mitglied des irischen Parlaments in die Fußstapfen des Vaters und bekleidete den Posten eines irischen Schatzkanzlers, wobei er sich durch große Uneigennützigkeit auszeichnete. Bei der Union Irlands mit Großbritannien nahm er, ungleich einer großen Menge seiner Landsleute, die sich bestechen ließen, gegen die Maßregel Stellung, vertrat aber bis zu seinem Tode seinen alten Wahlkreis im Parlament zu Westminster. Dieser zweite Sir John Parnell hinterließ zwei Söhne, Henry und William. Henry hatte eine glänzende Laufbahn und starb als Lord Congleton, der Enkel Williams war Charles Stewart Parnell.

Als C. S. Parnell im Juni 1846 zu Avondale in der Grafschaft Wicklow geboren wurde, war böse Zeit für Irland. Überall herrschten Hunger und Not, und was von Hilfe aus England kam, genügte nicht, das Elend zu mildern, sodaß die Bevölkerung massenhaft dahinstarb. Die Not hatte Unzufriedenheit zur Folge, die Unzufriedenheit Aufruhr, und auf den Aufruhr kam Unterdrückung. Die Nachwehen dieser Zeit waren noch viele Jahre später fühlbar und mußten auch auf den heranwachsenden Knaben ihre Wirkung ausüben, soweit er in ihren Bereich kam. Den größten Teil seiner Jugend verbrachte er auf englischen Schulen und auf der Universität Cambridge. Doch nach zwei Jahren schon verließ er die Universität und machte eine längere Reise nach den Vereinigten Staaten, wo seine Mutter herstammte, eine Tochter des amerikanischen Admirals Stewart.

Dort, in einem England abgeneigten Lande, wo das irische Element eine bedeutende Rolle spielt, mag sich sein politischer Charakter völlig ausgebildet haben. Als er 1873 zurückkehrte, schloß er sich der Homerule-Liga an, und

das Jahr darauf trat er als Parlamentskandidat für die Grafschaft Dublin zuerst vor die Öffentlichkeit. Das Ergebnis haben wir bereits berichtet. Beim zweiten Versuche hatte er mehr Glück. Durch den Tod John Martins war eine Lücke in den Reihen der irischen Abgeordneten entstanden. Parnell trat in die Bresche. Am 19. April 1875 ward er für Meath ins Parlament gewählt, und bereits am 22. April stimmte er in Westminster gegen ein Zwangsgesetz.

In der ersten Zeit trat er wenig hervor. Er mußte sich erst mit der verwickelten parlamentarischen Geschäftsordnung vertraut machen und die Verhältnisse prüfen. Er beobachtete nach allen Seiten und hatte bald den wunden Punkt seiner Partei herausgefunden.

Seit O'Connell auf der Pilgerfahrt nach Rom gestorben war, war in Irland alles bergab gegangen. Unter ihm hatte es eine bedeutende irische Partei gegeben, seinem Worte war alles gefolgt, und ohne Gewalt, ohne Aufstand hatte er vieles erreicht. Mit seinem Abtreten vom Schauplatze war die irische Einigkeit wieder zerfallen. Er hatte auf friedlichem Wege Irlands Freiheit erkämpfen wollen. Nur er hätte es vermocht, und sein Tod hatte eine weite Lücke gelassen, die noch immer offen war.

Das junge Irland war zu Gewaltthätigkeiten geschritten ohne Nutzen. Der Fenierbund hatte sich gebildet, um bei einem erwarteten Kriege zwischen England und den Vereinigten Staaten eine irische Erhebung zu veranlassen und mit Hilfe der aus dem Sezessionskriege zurückgekehrten irisch-amerikanischen Soldaten das Land von der „englischen Garnison" zu befreien. Der erwartete Krieg war nicht ausgebrochen. Ein Einfall in Kanada Ende Mai 1866 hatte mißglücken müssen, und der von James Stephens, dem Fenierhäuptling, geplante Aufstand in Irland 1867 war schon im Keime erstickt worden. Als daher Parnell auf den politischen Kampfplatz trat, gab es daheim nichts als zertretene Hoffnungen, Unzufriedenheit und Uneinigkeit.

Im Parlament war es nicht besser. Die irische Gruppe stand damals unter der Führung Isaak Butts, eines begabten Mannes, der sich als Redner auszeichnete, aber zum Leiter einer irischen Partei doch nicht tüchtig genug war. Außerdem war Butt sehr reizbar und geneigt, Meinungsverschiedenheiten schwerer aufzufassen, als nötig war. Von O'Connells hinreißender Gewalt hatte er nichts, und die irische Partei von damals war eine sehr zahme Gesellschaft, die der Regierung nur selten unbequem wurde.

Hier griff Parnell ein. Er fand, daß, um das englische Parlament zu zwingen, sich mit Irland zu beschäftigen, die irische Partei sich eingehend mit englischen Angelegenheiten befassen müsse. Die irische Partei war an und für sich nicht sehr stark. Dazu kam, daß die Mehrzahl der Abgeordneten in der Erfüllung ihrer parlamentarischen Pflicht nachlässig war und sich meist durch Abwesenheit bemerkbar machte. Auch waren viele nicht über ein gelegentliches Liebäugeln mit der Regierung erhaben.

Da, wo O'Connell aufgehört hatte, mußte wieder angeknüpft werden. Sein parlamentarisches Wirken hatte Erfolg gehabt; alles andre war fehlgeschlagen und hatte höchstens noch weiteres Unglück über das Land heraufbeschworen. Doch um O'Connells Arbeit fortzusetzen, bedurfte es einer geschulten und von allen englischen Parteien unabhängigen parlamentarischen Partei. Die aber mußte erst geschaffen werden, indem man den Wählern zeigte, was im Parlament durch festes, planmäßiges Handeln geleistet werden könne. Ein kräftiges Auftreten sollte die Bevölkerung aus ihrem stumpfen Fatalismus aufrütteln, mit dem sie sich seit dem Fehlschlagen der fenischen Bewegung in ihr Schicksal ergeben hatte. Viel Kräfte standen nicht zur Verfügung. Es waren noch kein Dutzend, die geneigt waren, sich einem energischen Vorgehen anzuschließen, und jeder sah ein, durch die Zahl war nichts zu machen. Die Schärfe des Auftretens mußte den Mangel an Kräften ausgleichen.

Da verfiel Biggar, an den sich Parnell näher angeschlossen hatte, auf die Obstruktionspolitik. Parnell erkannte schnell die Bedeutung dieser Waffe, und nach mehreren Vorversuchen wandte er sie am 6. März 1876 in voller Ausdehnung an. Zur Verhandlung stand eine Vorlage, die Verwaltung der englischen Gefängnisse der Exekutivgewalt zu übertragen. Um 1 Uhr nachts wurde beantragt, die Vorlage einem Ausschuß von einundzwanzig Mitgliedern zu überweisen. Bisher war in solchen Ausschüssen die irische Partei nicht vertreten gewesen. A. M. Sullivan stellte einen Gegenantrag, die Zahl der Mitglieder auf dreiundzwanzig zu erhöhen und davon zwei aus den Iren zu entnehmen. Eine solche Neuerung war unerhört und wurde abgelehnt. Darauf forderte das kleine Häuflein von nur sechs Iren, auf die Geschäftsordnung gestützt, für jedes einzelne Ausschußmitglied namentliche Abstimmung. Bei jeder Abstimmung haben sich die Abgeordneten im Einzelmarsch durch besondre Thüren in Nebenzimmer zu begeben, wo die Namen aufgezeichnet werden. Jede Abstimmung währt etwa eine Viertelstunde. Wenn man bedenkt, daß dies einundzwanzigmal hintereinander zu geschehen hatte, so sieht man ein, welche Anstrengung, besonders nach 1 Uhr morgens, für die Beinmuskeln und welche Zeitvergeudung es war. Auf der irischen Seite war die Zählarbeit leicht, die beiden Zähler hatten nicht viel zu thun. Die Mehrheit war wütend; aber Parnell blieb unerbittlich, und bis weit in den neuen Tag hinein dauerte die Marschübung. Hinfort wurden stets auch irische Abgeordnete zu den Ausschüssen zugezogen.

In Irland erregte das Auftreten der kleinen Schar großes Aufsehen; die verzweifelnden Gemüter begannen wieder zu hoffen, und die Herzen flogen dem jungen Abgeordneten zu. Butt war aber ein Gegner der scharfen Tonart, und es konnte nicht ausbleiben, daß sich allmählich eine Spaltung in der Partei vorbereitete und die thatkräftigern Elemente in Parnell einen künftigen Führer erblickten.

Im allgemeinen verhielt sich Parnell im Parlament ziemlich schweigsam; dagegen entwickelte er in den Ausschüssen eine große Arbeitskraft und einen scharfen Blick für das praktisch ausführbare, der auch Gegnern bald Achtung abnötigte. In Worten wie in Thaten wußte er stets genau, wie weit er gehen und was er erreichen wollte. Er pflegte daher auch seine Entschlüsse selbständig zu fassen und zog nur selten seine Parteigenossen tiefer ins Vertrauen. Er hatte überhaupt nicht viel mit ihnen gemein. Die Sache Irlands verband sie, sonst aber hatte er als Protestant, als Grundbesitzer und als ein in England erzogner Gentleman von englischem Blute wenig Irisches an sich. Es war sein mächtiger Wille, sein unbeugsamer Charakter und sein großes Talent als Führer, was die andern an ihn fesselte. Freilich leisteten ihm Männer wie Sullivan, Biggar und Davitt wertvolle Hilfe; aber er war es, der aus vereinzelten Bruchstücken eine neue irische Partei schuf, er hob sie auf die Höhe, in ihm faßte sie sich zusammen.

Die Fortsetzung der Obstruktion verfehlte nicht, der neuen Gruppe das Mißfallen Butts zuzuziehen, obwohl sie noch nicht über sein Programm hinausging. In dieses Programm war um diese Zeit auch die Landfrage aufgenommen worden. Man verlangte nicht mehr bloß eine eigne Regierung für irische Angelegenheiten, sondern auch eine Lösung der Landfrage durch angemessene Pacht, Festigkeit der Pachtstellen und das Recht des freien Verkaufs des Pachtinteresses. Durch dieses erweiterte Programm erhielt die Partei ein neues vortreffliches Agitationsmittel, doch nur Parnell und seine Freunde verstanden, es ganz auszunutzen. Butts Anstrengungen scheiterten alle, weil er keine geschlossene Macht ins Parlament führen konnte, und er mußte am Abend seines Lebens, das er mit großen persönlichen Opfern Irland geweiht hatte, seinen Einfluß dahinschwinden sehen, der mehr und mehr auf den jüngern Mann überging, der von härterm Material gemacht war. Parnell führte seine Kriegsweise trotz Butt unbeirrt weiter. Durch unendliche Reden wurden die Sitzungen des Unterhauses in die Länge gezogen; hatte der eine stundenlang gesprochen, so löste ihn ein andrer ab, alle Gesetzgebung wurde unmöglich. Eine Sitzung dauerte zweiundzwanzig Stunden, ein andermal tagte das Haus sechsundsiebzig Stunden ohne Unterbrechung. Fortwährend ereigneten sich sogenannte Szenen, in denen das Unterhaus, durch die ätzende Schärfe Parnells und seinen bittern Hohn gereizt und verletzt, mehr einem tobenden Haufen als einer würdevollen Volksvertretung glich. Dabei sah sich Parnell sehr vor, nicht zu weit zu gehen. Geschah es doch einmal und wurde er suspendirt, so schritt er ruhig und mit einem herausfordernden Hohn im Gesicht aus der Halle, und einer seiner Genossen führte die Sachen in derselben Weise weiter. Die Geschäftsordnung war ihm gegenüber machtlos. Man ergänzte sie, um seinem Verfahren den Boden zu entziehen. Vergebens, der Vielgewandte fand Mittel, auch diese neuen Bestimmungen zu umgehen.

Butt vermochte das nicht länger zu ertragen. Er erhob sich im Parlament und protestirte gegen das Verfahren seines Parteigenossen. Das machte den Bruch unvermeidlich. Eine große Volksversammlung in Dublin zu Ehren Parnells und Biggars stelle sich ganz auf die Seite der scharfen Tonart. Parnell wurde Vorsitzender des Homerule-Bundes an Stelle Butts, und als dieser am 5. Mai 1879 starb, war die allgemeine Anerkennung von Parnells Führerschaft nur noch eine Frage der Zeit. Zunächst wurde noch Shaw, der der Buttschen zahmen Richtung zuneigte, zum Vorsitzenden der Partei für die laufende Tagung gewählt, und Parnell ging mit Dillon nach Amerika, um Gelder für den Kriegsschatz der eben begründeten Landliga zu sammeln.

Mittlerweile nämlich war die Landfrage im Programm der irischen Partei mehr und mehr in den Vordergrund getreten und hatte die Ziele des alten Homerule-Bundes zurückgedrängt. Der Zustand Irlands am Ende der siebziger Jahre machte dies unvermeidlich. Die Ernten waren mehrere Jahre hindurch schlecht gewesen, am schlechtesten 1879. Das Ergebnis an Kornfrucht war bloß 3,8 Zentner auf den Kopf gegen ein Mittel von 4,9 in den Jahren 1869 bis 1878 und 4,7 im Jahre 1878, während der Kartoffelbau nur 4,1 Zentner gegen 9,3 im Jahre 1878 und 11,2 im vorhergehenden Jahrzehnt ergab. Die Pacht, die auf dem Boden lastete, konnte natürlich die Lage nur erschweren und trug namentlich dazu bei, die Augen der Homeruler auf die Landfrage zu richten.

292 Personen besaßen 6 458 100 Acker oder ein Drittel der ganzen Insel, 744 besaßen 9 612 728 oder die Hälfte, 1942 hatten zwei Drittel inne. Aber infolge der ungünstigen Lage des Landbaues waren von 20 Millionen Ackern anbaufähigen Landes nur 3 Millionen wirklich bebaut, während der Rest dem Vieh überlassen blieb, und von 600 000 Pächtern, die auf dem angebauten Boden saßen, standen 500 000, die mit ihren Familien etwa 2 500 000 Menschen ausmachten, nur in einem jährlichen Pachtverhältnis. Ein Jahr des Mißwachses mußte Leute in solchen unsichern Lebensbedingungen in Not stürzen. Wer die Auswanderung ermöglichen konnte, ging nach Amerika. Doch so sehr auch die Bevölkerung auf diese Weise abnahm — und seit 1845 war sie von 8 300 000 auf 5 200 000 gesunken —, das größte Elend blieb im Lande. Sich aufzuraffen und durch bessere Anbauweise dem Boden einen bessern Ertrag abzugewinnen, dazu war der irische Pächter nicht mehr fähig. Er war an Armut gewöhnt und war zufrieden, von Kartoffeln zu leben. Wenn aber die Kartoffel mißriet, stand er am Ende.

Und 1879 mißriet die Kartoffel. Krankheit folgte, und die Sterblichkeit erreichte eine ungewöhnliche Höhe. Da nahm sich die parnellitische Partei der Sache an. Michael Davitt rief die Landliga ins Leben, und Parnell wurde ihr Vorsitzender. Überall entstanden Vereine, die zu einer festen Organisation vereinigt wurden, die dem alten Homerule-Bunde in jeder Beziehung

überlegen war und für die Agitation die zuverlässigste Maschine abgab. Anstatt der frühern gemäßigten Forderungen, die nicht über angemessene Pachtfestsetzung hinausgingen, ward nun eine neue auf die Fahne geschrieben, die des Eigentums an Grund und Boden. Ähnlich wie in Preußen durch die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung der Bauer zum Eigentümer wurde, so sollte es auch in Irland geschehen. Ein freiwilliges Nachgeben der Grundherren war kaum denkbar. Sie verzehrten ihre Einkünfte außer Landes und hatten, von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, noch nie ein Herz für ihre Pächter gezeigt, sondern immer nur für den eignen Geldbeutel, und hatten keine Gelegenheit vorübergehen lassen, möglichst viel von den Pächtern herauszuschlagen. In elendem Zustande mußte ein Mann oft die Pachtstelle übernehmen; sie ertragfähig zu machen, mußte er viel Geld aufwenden, das gewöhnlich geliehen war. Hatte er das Gütchen verbessert, so wurde er in der Pacht gesteigert, und weigerte er sich, die erhöhte Summe zu zahlen, so wurde er an die Luft gesetzt.

Man kann sich also nicht wundern, wenn der irische Bauer für den englischen Herrn keine Liebe hatte, und wenn man sich erinnert, daß die Engländer nur durch Eroberung in den Besitz des Landes gelangt waren und sich nur durch Gewalt und Unterdrückung behauptet hatten, so versteht man, wie sich die Abneigung der Kelten gegen die Sachsen zu einem glühenden Hasse steigern konnte, der in den Grundherren nur eine feindliche Garnison sah.

Haltet eure Heimstatt fest! war die Parole, die Parnell ausgab, und das Ziel der Liga war, zunächst die Pachtgelder zu erniedrigen und sodann dem Bebauer des Bodens die Erlangung des Eigentums daran zu verschaffen. Dazu bedurfte man Geld, und so gingen Parnell und Dillon nach Amerika, um unter den dort lebenden Iren, die aus der alten Heimat einen glühenden Haß gegen England mitgenommen hatten, das für die Durchführung der Ligapläne nötige Geld zu sammeln. Die Reise durch die Vereinigten Staaten war ein Triumphzug. Wohin Parnell kam, wurde er mit Begeisterung empfangen und erfuhr selbst die Auszeichnung, seine Sache dem Kongreß vorlegen zu dürfen. Auch der Gelderfolg war gut. Etwa 75000 Pfund Sterling wurden gesteuert.

Da traf die Nachricht von der Auflösung des Parlaments ein. In Eile wurde noch die amerikanische Landliga gegründet. Dillon blieb in Amerika. Parnell aber ging zurück, um die Wahlen in die Hand zu nehmen. Der Plan war, die Landliga und die Parlamentspartei zu verschmelzen, d. h. fürs Parlament Ligisten, Leute der scharfen Tonart durchzubringen. Am 21. März 1880 war Parnell wieder in Irland, die kurze Zeit bis zu den Wahlen wurde so wohl ausgenutzt, daß von zweiundsechzig Homerulern siebenunddreißig der parnellitischen Richtung angehörten, und am 17. Mai wurde Parnell, der

jetzt die Stadt Cork vertrat, gegen Shaw zum Führer der Partei gewählt. Shaw schwenkte bald mit seinen Leuten zu Gladstone hinüber, der infolge des Ausfalls der Wahlen ans Staatsruder gelangt war.

So hatte nun Parnell die unabhängige Partei, die er brauchte, von der keiner ein Staatsamt annehmen durfte, solange sich Irland nicht einer Regierung erfreute. Er selbst hatte die Kandidaten ausgewählt und hatte keine Anstrengungen gescheut, sie gegen Anhänger der zahmen Richtung durchzubringen. Unermüdlich war er umhergereist, hatte geredet und organisirt und hatte nun die Befriedigung, eine Schaar ihm ganz ergebner Männer um sich zu sehen. Es ist wunderbar, wie er sie in der Hand zu halten wußte, und welche Macht er über sie ausübte. Er war ein geborner Parteiführer. Kein Volkstribun, wie O'Connell, der am Hügel von Tara sich Hunderttausenden verständlich machen konnte; seine Bedeutung lag nicht in der Volksversammlung, diese überließ er gern seinen Leutnants. Er war zu aristokratisch, als Volksredner zu glänzen. Seine Stärke lag auf anderm Gebiet als dem der Tribüne. Er sprach oft unbeholfen, aber er erzwang sich stets Aufmerksamkeit. Es war nicht die Rede, sondern die Persönlichkeit des Mannes, die fesselte. Man wußte, in seinen Worten lagen keine Phrasen. Ein Rechner, war er frei von Sentimentalität und nicht durch schöne Redensarten zu fangen. Thatsachen allein machten Eindruck auf ihn.

Ein großer Teil seiner Macht über seine Anhänger beruhte darin, daß er anders geartet war als sie. Keiner konnte sich so beherrschen wie er. Er war vielleicht noch reizbarer, nervöser, doch er konnte die Glut verhalten und mit kochendem Blute kühl die Lage überdenken. Einem Eisberge mit einem Herzen von Feuer verglich ihn einer seiner Freunde. Er kannte seine Macht. Er machte sich die Menschen dienstbar wie Automaten, wie Schachfiguren. So schuf er sich das Werkzeug für den Kampf mit England.

Anfangs verhielt sich Parnell der neuen Regierung gegenüber abwartend. Da sich jedoch die Erwartungen, die man an den Wechsel geknüpft hatte, nicht erfüllten und keine einzige der irischen Forderungen ernstlich erwogen wurde, so zeigte er die Macht der Landliga. Gegen die Grundherren, die von ihrem Rechte, zahlungsunfähige Pächter auszutreiben, den weitesten Gebrauch gemacht hatten, erfand er ein Verrufssystem, das nach dem ersten Opfer, dem Hauptmann Boycott, seinen Namen erhielt und auf alle ausgedehnt wurde, die in irgend einer Weise, freiwillig oder gezwungen, den Grundherren Vorschub leisteten.

Wenn ihr, sagte Parnell, euch weigert, ungerechte Pacht zu zahlen, wenn ihr euch weigert, eine Farm zu nehmen, aus der ein andrer vertrieben worden ist, so muß die Landfrage gelöst werden, muß gelöst werden in einer euch befriedigenden Weise. Und wie müßt ihr mit einem Pächter verfahren, der auf eine Farm bietet, aus der ein andrer vertrieben worden ist? Wenn

ihr ihn auf der Straße trefft, so meidet ihn, meidet ihn im Laden und meidet ihn auf dem Anger, auf dem Markte und in der Kirche!

Hauptmann Boycott war der erste, der die Wirkung des Bannfluchs der Liga spürte. Sein Gesinde verließ ihn, niemand wollte ihm verkaufen, und ohne die Hilfe von fünfzig Leuten aus dem orangistischen Ulster und den Schutz eines ganzen Heeres von Soldaten und Konstablern würde seine Ernte auf dem Stiele verfault sein. Der Erfolg der Maßregel reizte zu allgemeiner Anwendung des Boykottirens, sodaß die Regierung bald völlig machtlos dastand und Parnell der wirkliche Herrscher, der ungekrönte König von Irland war — soweit es die Invincibles erlaubten.

Der irische Charakter ist an und für sich leicht erregbar und, wie die Geschichte zeigt, nur zu geneigt zu Gewaltthätigkeiten. Die radikalen Elemente hatten nie viel Vertrauen zum Parlamentarismus gehabt, und seit sie O'Connell durch seine Mahnung zum Frieden enttäuscht hatte, hatten sie sich stets unabhängig gehalten. Neben Parnells parlamentarischer Partei haben wir daher auch mit einer radikalen Gewaltpartei zu rechnen, die jene gewähren ließ, aber das Ziel auf ihre Weise verfolgte. Die fenische Brüderschaft hatte nie aufgehört, Gewalt zu predigen und zu unterstützen. Aus ihr gingen die Invincibles hervor, die nun überall auftauchten und durch ihre Ausschreitungen Schrecken verbreiteten. Die Thätigkeit der Landliga regte auch sie an, und Gladstone hatte Recht, wenn er sagte: Mit tötlicher Sicherheit folgen die Schritte des Verbrechens den Schritten der Landliga. Daß Mitglieder der Invincibles auch Mitglieder der Liga waren, beweist nichts gegen Parnell, dem oft genug Mitschuld an den Verbrechen vorgeworfen wurde. Er wie auch andre seiner Partei sprachen sich offen gegen die Gewaltthätigkeiten aus. Auch konnte seinem Verstande die Nutzlosigkeit einer Politik der Gewalt nicht verborgen sein. Die Geschichte lehrte, daß alle Aufstände nur größere Unterdrückung zur Folge hatten. Eine Aufwiegelung der Massen aber, ohne zum Aufstande zu schreiten, hätte sich, wie O'Connells Beispiel zeigte, gegen ihn selbst gekehrt. Sein Verfahren war der Kampf im Parlament; was er für Irland erlangte, gewann er auf diese Weise.

Für einen Politiker wird es stets schwer sein, sich von aller Berührung mit unsaubern Elementen frei zu halten, am schwersten in einer irischen Bewegung. Aber mehr als die Empfehlung des Boykottirens kann Parnell nicht zur Last gelegt werden. Über die Invincibles hatte er keine Macht, und eine Verbindung mit ihnen hat ihm nie nachgewiesen werden können, obgleich sie demselben Ziele zustrebten und die Grenzen zwischen ihnen und der Liga sich unmöglich scharf erhalten konnten. Hätte Parnell an Verbrechen teilgehabt, er würde seinen Verräter gefunden haben.

Agrarische Verbrechen waren an der Tagesordnung. Morde, Mordversuche, Einschüchterung, Beschädigung von Sachen und Verstümmelung von

Vieh waren häufige Erscheinungen, und wenn diese Fälle auch nicht in solcher Masse auftraten, wie man nach den Angstrufen der damaligen Regierungsblätter annehmen möchte, so war doch die Lage ernst genug, außergewöhnliche Maßregeln der Regierung nicht bloß zu rechtfertigen, sondern zu erheischen.

Zunächst wollte man die Leiter der Landliga verantwortlich machen. Aber da nichts gegen sie erwiesen werden konnte, verlief ein Prozeß gegen sie im Sande. Darauf trat die Regierung mit einem Zwangsgesetze vor das Parlament von 1881. Parnell bekämpfte die Vorlage Satz für Satz mit solcher Schärfe, daß am 3. Februar er und fünfundzwanzig Anhänger auf Befehl des Sprechers aus dem Hause entfernt wurden.

Auf das Zwangsgesetz folgte die Landvorlage, die weit über das hinausging, was man von der Regierung erwartete, aber die Iren noch lange nicht befriedigte. Parnell nannte sie „eine Vorlage, die eingebracht sei, um die im Sterben liegende Grundherrlichkeit noch ein paar Jahre zu erhalten." Nach ihr sollte ein Grundgerichtshof eingesetzt werden, um Streitfragen zwischen Grundherr und Pächter zu entscheiden. Auf Ansuchen sollte der Hof die Pachtsumme auf fünfzehn Jahre festsetzen, und während dieser Zeit sollte weder eine Pachtsteigerung noch eine Austreibung stattfinden können, außer im Falle der Nichtzahlung der Pacht oder sonstigen Vertragsbruchs. Auch sollte der Pächter das Recht haben, sein Pachtinteresse zu verkaufen.

Die Vorlage gab den irischen Bauern eine beträchtliche Besserung ihrer Lage, die ihre rechte Beleuchtung erst erhält, wenn man sich vergegenwärtigt, in welchem Maße die Aussetzungen betrieben wurden. 1879 betrug ihre Zahl beinahe 10500 und 1881 16000.

Aber der Partei genügte die Vorlage nicht. Nach Parnell sollte das Land dem gehören, der es bebaut, und sollte ihm für einen möglichst geringen Preis gegeben werden. „Und wenn wir es für nichts bekommen könnten, so würde der Preis, den die Farmer Menschenalter hindurch dafür gezahlt haben, hinreichende Entschädigung sein."

Eine solche Sprache mußte natürlich die Regierung aufs höchste erbittern. Ein heftiger Kampf entbrannte auf der Rednerbühne, der keine Aussicht auf Versöhnung ließ. Gladstone warf Parnell vor, allgemeine Plünderung zu predigen, und Parnell zahlte dem „Kämpen der Freiheit jeder Nation außer der irischen" in gleicher Münze mit Zinsen heim. Da ließ die Regierung vermöge des Zwangsgesetzes am 13. Oktober Parnell mit seinen angesehensten Genossen verhaften und nach dem Gefängnisse von Kilmainham bringen. Diesen Verhaftungen folgte eine Reihe andrer. Als Antwort erließen die Gefangnen ein Manifest, worin sie den Farmern anempfahlen, die Pachtzahlung zu verweigern, bis die Regierung von dem herrschenden System des Terrorismus ablassen und die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes wiederherstellen würde.

Dieſes Manifeſt wurde für die Landliga verhängnisvoll. Die Regierung machte von den ihr durch das Ausnahmegeſetz gegebenen Befugniſſen Gebrauch und erklärte am 20. November die Liga für eine ungeſetzliche Verbindung, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen. Die Gelder der Liga waren längſt außerhalb des Bereiches der britiſchen Regierung in einer Pariſer Bank, und anſtatt daß durch die Auflöſung der Liga eine Beruhigung eingetreten wäre, bemächtigte ſich des ganzen Landes eine tiefe Aufregung, die an offne Empörung grenzte. Die Straßen von Dublin waren der Schauplatz von Kämpfen zwiſchen Pöbel und Polizei, auf dem Lande nahmen die Verbrechen zu, und die Invicibles und der geheimnisvolle „Kapitän Moonlight“ verbreiteten überall Schrecken. Der iriſche Staatsſekretär Forſter bedurfte in Dublin einer Bedeckung von reitenden Schutzleuten und entging trotzdem nur wie durch ein Wunder den mannichfachen Anſchlägen auf ſein Leben. Verurteilungen in einzelnen Fällen hatten keine andre Wirkung, als daß ſie die Erbitterung noch vergrößerten.

Die Nutzloſigkeit der längern Gefangenhaltung Parnells lag auf der Hand, ſeine Freilaſſung konnte zur Beruhigung des Landes beitragen. So wurde die bisherige Zwangspolitik aufgegeben und Parnell mit den andern Führern am 2. Mai aus dem Gefängnis entlaſſen. Forſter, der ein Nachgeben nur nach völliger Unterwerfung aller unruhigen Elemente zulaſſen wollte, gab ſeinen Poſten auf.

Für Irland und die iriſche Partei hätten nun beſſere Zeiten folgen können. Die Regierung hatte die Macht der parlamentariſchen wie der feniſchen Partei kennen lernen und hatte nachgegeben. Doch das Verhängnis ließ Irland nicht zum Frieden kommen. Am Abende des 4. Mai, zwei Tage nach Parnells Entlaſſung aus dem Gefängnis, fielen Lord Frederick Cavendiſh, der neue Staatsſekretär, und Burke, der Unterſtaatsſekretär, unter den Meſſern feniſcher Mörder im Phönixpark zu Dublin.

Die Nachricht von der That erregte durch das ganze Vereinigte Königreich einen Sturm von Entrüſtung und Schrecken, und die iriſche Partei ward in tiefe Trauer geſtürzt.

Parnells eiſerne Ruhe ſelbſt brach unter dem Drucke der Kunde zuſammen. Er verzweifelte an der Zukunft, ſo hatte ihn die That erſchüttert. Zuerſt erſchien ihm ein Weiterarbeiten für die Sache Irlands unmöglich. Er bot Gladſtone an, ſich von der Politik zurückzuziehen, und entwarf mehreremale eine Adreſſe an das iriſche Volk, worin er ſein Aufgeben der politiſchen Laufbahn ankündigte. Endlich ſiegte die kühle Vernunft, die zum Ausharren auch nach ſolch einem Schlage riet. Parnell, Dillon und Davitt erließen ein Manifeſt, worin ſie das Unglück beklagten, das über Irland gekommen ſei, und ihrem Abſcheu vor dem Verbrechen Ausdruck gaben. „Während der letzten fünfzig Jahre iſt keine That in unſerm Lande verübt worden, die ſo den

Namen des gastlichen Irlands befleckt hat, wie diese feige und frevelhafte Ermordung eines freundlich gesinnten Fremden, und bis die Mörder des Lord Frederick Cavendish und des Mr. Burke zur Rechenschaft gezogen worden sind, wird dieser Flecken dem Namen unsers Landes anhaften." In ähnlicher Weise sprach Parnell im Parlament.

Für die irische Partei kamen böse Tage. Die nächste Folge war ein neues Ausnahmegesetz, und obgleich in der Agitation weit gemäßigter verfahren wurde, sah man doch mit Mißtrauen auf die irischen Führer. Am 22. Februar zieh sogar Forster geradezu Parnell der Mitschuld an den Morden. Ein Lichtblick in dieser trüben Zeit war die Nationalsubskription für Parnell, die 35000 Pfund Sterling ergab und ihn auf seinem väterlichen Gute Avondale unabhängig machte.

Außerhalb des Parlaments, wo die alte Obstruktionspolitik noch weiter mit Geschick gehandhabt wurde, war das Hauptaugenmerk auf einen Ersatz der aufgelösten Landliga gerichtet. An ihre Stelle trat die Nationalliga, und wie dort, so wurde Parnell auch hier Vorsitzender. Das Programm des neuen Bundes war: Erlangung eines eignen Parlaments, eine Reform der Landgesetze durch den Auskauf der Grundherren, wozu der Staat die Kaufgelder vorschießen sollte bei einer Abzahlungsfrist von dreiundsechzig Jahren, örtliche Selbstverwaltung, Ausdehnung des Wahlrechtes für städtische wie für parlamentarische Körperschaften und Entwicklung der noch in den Anfängen befindlichen irischen Industrie.

Die fenische Gewaltpartei blieb auch jetzt abseits und machte sich während der nächsten Jahre durch Dynamitattentate in London bemerklich.

Auf die einzelnen Vorlagen der Regierung und ihre Maßregeln im Lande näher einzugehen, würde hier zu weit führen. Es genügt, zu sagen, daß sie durch die harte Anwendung des Ausnahmegesetzes die Iren in Erbitterung hielt, ohne Erfolg zu erzielen. Sie war fast machtlos. Das Land war nicht in offnem Aufruhr; aber die Unbotmäßigkeit, die überall zu Tage trat, war nicht so leicht zu besiegen, wie die Fahne der Empörung, die früher so oft erhoben und stets leicht niedergeworfen worden war. Endlich mußte Gladstone einsehen, daß er nicht weiter konnte, und nahm eine sich darbietende Gelegenheit wahr, abzutreten. Die Konservativen ergriffen die Zügel. Nun aber wuchs die Zahl der Parnelliten durch die Wahl von 1885 auf 86 an, und damit war der Ausschlag zwischen Konservativen und Liberalen in Parnells Hand gelegt. Als sich Salisbury seinen Forderungen unzugänglich zeigte, büßte er mit dem Verluste der Macht, und Gladstone mußte sich wohl oder übel zu Homerule bequemen, als er am 6. Februar 1886 die Regierung wieder übernahm.

Dieser Tag bildet den Höhepunkt in Parnells Laufbahn und zugleich die glänzendste Rechtfertigung der von ihm eingeschlagnen Politik. Unbestechliche

Selbständigkeit, die bereit war, jede englische Partei zu bekämpfen oder zur Erlangung von Homerule zu benutzen, scharfes, berechnendes Denken, rücksichtslose Energie, die stets den Zweck im Auge behielt, und zähes Ausharren hatten ihn so weit geführt. Nicht durch Mittel der Gewalt stand er als der Schiedsrichter des britischen Reiches da, sondern durch rein parlamentarische Maßregeln. Dadurch, daß er alle andre Gesetzgebung hinderte, hatte er die Regierung gezwungen, sich mit Irland zu beschäftigen, und in dem Parlamente, das ihn so oft zornig umtobt hatte, war er nun die ausschlaggebende Macht, der Mann, der das Zünglein der Wage auf die andre Seite neigen konnte. Gladstone mußte sich mit dem Manne verbinden, über dessen Gefangennahme er vor wenigen Jahren frohlockt hatte.

Das endliche Ergebnis ist bekannt. Ein Teil der Liberalen unter Lord Hartington und Chamberlain weigerte sich, an Gladstones Bekehrung zu Homerule teilzunehmen, die Wahlen fielen gegen Gladstone aus, und Salisbury löste ihn ab.

Für die irische Partei war nichts geändert. Eine Landvorlage Parnells in der Tagung von 1887 wurde von der Regierung abgelehnt, und was die Regierung für Irland that, wurde von Parnell nicht anerkannt. So ging die Sache im alten Geleise weiter, als die Times am 7. März 1887 eine Reihe von Artikeln begann, „Parnellismus und Verbrechen" überschrieben, die der irischen Partei, insbesondre Parnell, Mitschuld an den Verbrechen der Fenier nachzuweisen suchte. Die Reihe schloß mit den Worten: „Wir unterbrechen unsre Studien des Parnellismus. Sie machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie sind auf eine flüchtige Prüfung eines kleinen Teiles des veröffentlichten Beweismaterials gegründet. Sie haben jedoch beinahe alle Hauptmitglieder des ersten Homerule-Ministeriums, Mr. Parnell selbst, Mr. Justin M'Carthy u. s. w. (folgt eine Reihe von Namen), als in Geschäftsverbindung mit anerkannten Dynamithelden und notorischen Mördern erwiesen. Hinreichend Stoff für weitere Behandlung findet sich in den Spalten irischer, amerikanischer und englischer Blätter. Aber es giebt auch andre, bisher noch nicht veröffentlichte Beweise. Wie Lord Spencer den Loyalisten von Ulster am Waterlootage sagte, das Jahr, bevor er sie verließ: wir haben noch abzurechnen mit unenthüllten Verbrechen, mit geheimer Verschwörung und mit Fäden, die wir entwirren müssen. Wann der Knäuel ganz abgewunden sein wird und wohin er uns leiten wird, kann keiner sagen. Aber die Enthüllung wird plötzlich sein und kann uns weit führen."

Dies war am 14. März. Die in Aussicht gestellte Fortsetzung erschien am 12. April, und am 18. April, auf den die zweite Lesung eines neuen Ausnahmegesetzes angesetzt war, kam das noch unveröffentlichte Beweismaterial in Gestalt eines Facsimile eines angeblich von Parnell an Patrick Egan, den Schatzmeister der Landliga, gerichteten Briefes vom 15. Mai 1882. Man

erinnert sich der Stellung, die Parnell zu den Phönixparkmorden genommen hatte. Folgendes ist der Brief:

Geehrter Herr, ich wundre mich nicht über den Zorn Ihres Freundes; aber er und Sie sollten wissen, daß die Morde zu verurteilen der einzige uns offne Weg war. Es schnell zu thun, war sicherlich unsre beste Politik.

Aber Sie können ihm und allen andern Beteiligten sagen, daß, obwohl ich den Zufall des Todes des Lord F. Cavendish bedaure, ich nicht umhin kann, zuzugeben, daß Burke nicht mehr bekommen hat, als er verdiente.

Es steht Ihnen frei, ihm dies zu zeigen, wie auch andern, denen Sie gleichfalls trauen können. Aber lassen Sie meine Adresse nicht bekannt werden. Er kann nach dem Hause der Gemeinen schreiben.

An diesem Schriftstücke befand sich in Parnells Handschrift die Unterschrift: Ihr ganz ergebener Chas. S. Parnell.

Hatten schon die vorbereitenden Artikel durch die Wucht des darin zusammengetragenen Stoffes tiefen Eindruck gemacht, diese Veröffentlichung wirkte wie ein Donnerschlag. Das Ausnahmegesetz wurde mit großer Mehrheit angenommen. Umsonst war Parnells Ableugnung des Briefes, umsonst die Forderung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses. Eine schwere Wolke legte sich auf die irische Partei, man betrachtete sie als eine Gesellschaft von Verschwörern und Mördern. Nur ein Mann von Parnells Charakter war imstande, selbst unter solchen Umständen auszuhalten. Als Forster ihn der Mitschuld an den Phönixparkmorden bezichtigte, erklärte er: „Ich erwarte nicht, daß, was ich sagen kann, den geringsten Eindruck auf die öffentliche Meinung in England mache. Das äußerste, was ich wünsche, ist dem irischen Volke daheim und in der Fremde meine Stellung klar zu machen.“ Was 1883 für Forster gut genug war, war gewiß auch gut genug für die Times. Er trug den Kopf genau so hoch wie früher und ging seinen Weg. Er wußte, daß man ihn haßte, aber auch, daß man ihn fürchtete. Die von den Engländern gegen ihn zur Schau getragne Verachtung berührte ihn nicht.

So ging einige Zeit hin, bis bei Gelegenheit eines Prozesses, den O'Donnell infolge der genannten Artikel gegen die Times angestrengt hatte, die Sache wieder aufgenommen wurde. Nach längern Verhandlungen wurde endlich ein Ausschuß von drei Richtern eingesetzt, um die gegen die irischen Abgeordneten vorgebrachten Beschuldigungen zu prüfen.

Die Anklagen waren, daß sie eine Verschwörung eingegangen wären zu dem Zwecke, die absolute Unabhängigkeit Irlands herzustellen, daß sie durch Zwang und Einschüchterung versuchten, die Zahlung der Ackerpacht zu verhindern und die Grundherren zu vertreiben, daß sie Verbrecher öffentlich verurteilten, während sie ihre Anhänger glauben machten, die Verurteilung sei nicht aufrichtig, daß sie durch Schrift und Wort zur Verübung von Verbrechen anreizten, daß sie mit notorischen Verbrechern im Bunde stünden, ihnen zur Flucht verhülfen und sie durch Geld für Nachteile, die sie bei Begehung

von Verbrechen erlitten, entschädigten, daß sie den Beistand und die Hilfe von Verbrechern angerufen und von ihnen Unterstützungen angenommen hätten u. s. w.

Gegen Parnell insbesondre bestanden die Anklagen, daß er zur Zeit der seiner Entlassung aus dem Gefängnisse von Kilmainham vorhergehenden Verhandlungen gewußt habe, daß Sheridan und Boyton (zwei hervorragende Fenier) Gewaltthaten organisirt hätten, und deshalb gewünscht habe, sie bei der Verhinderung von Verbrechen zu gebrauchen, ferner, daß er mit den führenden Invincibles vertraut gewesen sei, daß er wahrscheinlich von ihnen erfahren habe, was sie planten, und daß er in den Phönixparkmorden ihre Hand erkannt habe, endlich, daß er am 23. Januar 1883 durch eine Geldsendung F. Byrne, der in die Morde verwickelt war, in den Stand gesetzt habe, sich der Gerechtigkeit durch die Flucht nach Frankreich zu entziehen.

Die Verhandlungen vor den Richtern waren lang und ermüdend. Anstatt die Hauptanklagen gegen Parnell zuerst zu bringen, brachte die Times eine endlos scheinende Kette minder bedeutender Zeugenaussagen, sodaß das Interesse des Publikums fast ganz erlahmte, bis endlich, als man an den Kern gelangte, das, was durch die frühern Aussagen erwiesen worden war, durch den Zusammenbruch des Hauptzeugen Pigott seine Bedeutung verlor. Auf beiden Seiten waren die besten juristischen Kräfte thätig, und vor dem Talente des Sir Charles Russell, der Parnell vertrat, konnte der armselige Geist des Glücksritters Pigott nicht bestehen. Sein Lügengebäude fiel vor dem Hauche der Öffentlichkeit in nichts zusammen. Mit Bewunderung hörte man das Kreuzverhör, das Russell mit Pigott anstellte, und mit Erstaunen las man unmittelbar darauf, wie Pigott gestand, den angeblichen Brief Parnells nebst einer Anzahl andrer gefälscht zu haben. Durch Flucht suchte der Fälscher dem Arme des Gesetzes zu entgehen; aber schon in Madrid endete er durch eigne Hand, und mit ihm die ganze faule Anklage.

Die Wirkung dieses Ausgangs war der entsprechend, die die Timesartikel ihrerzeit hervorgebracht hatten. Von einem Blatte wie der Times, das gewohnt war, alles ernst zu behandeln, hatte man sich einer solchen Leichtfertigkeit nicht versehen. Der alte Weltruf der Zeitung hatte kaum den Gedanken aufkommen lassen, daß der Brief nicht echt sei. So fiel nun der Schade und der Spott auf die Times, und der Prozeß, der Parnell aus der Reihe ehrlicher Menschen zu stoßen bestimmt war, ward für ihn zum Triumph. Erachtete auch der Richterausschuß einige Anklagen gegen andre Mitglieder der Partei als erwiesen — daß Parnell in allen Punkten freigesprochen war, deckte alles zu. Die englische liberale Partei war nicht minder von Jubel erfüllt als die irische. Auch ihr Ruf hatte auf dem Spiele gestanden; eine Überführung ihrer Verbündeten als Mordgesellen hätte sie schwer schädigen müssen. Im ganzen englischen Volke trat eine Reaktion zu Gunsten Parnells und gegen die Kon-

servativen ein; manche hoffnungsseligen Gemüter fabelten sogar schon von einem baldigen Sturze des Kabinets Salisbury.

Der einzige, der von all dem Freudentaumel unberührt blieb, war Parnell. Er ließ sich feiern, er ließ Festmahle und Ehrenbürgerrechte über sich ergehen und sich von der Times 5000 Pfund Sterling Entschädigung für die Verleumdung zahlen. Im Innern mochte auch er jubeln; äußerlich blieb er derselbe kalte und verschlossene, unnahbare Parteiführer.

Der März 1889 war ein zweiter Höhepunkt seiner Laufbahn, aber doch wie verschieden von dem von 1885! Damals hatte er die Bundesgenossenschaft der Liberalen erzwungen, hier hatte er nur einen Angriff abgeschlagen, der mit vergifteten Dolchen, wie er es ausdrückte, auf ihn gemacht war; die Sache Irlands war dadurch nicht fortgeschritten. Wie die Sache Irlands stand, drückte Sir Charles Russell in beredten Worten vor den Richtern aus: „Als Parnells Werk begann, war die große Masse des irischen Volkes von einem Gefühle der Verzweiflung um frühere Anstrengungen und unbelohnte Arbeit erfüllt. Jetzt ist die Hoffnung stark und mächtig in ihrer Brust. Damals sahen sie auf ihre Mitbürger in diesem Lande mit Mißtrauen und Haß. Jetzt bieten sie ihnen die Hand brüderlicher Freundschaft. Damals wußte das Volk dieses Landes, mit seinen eignen Angelegenheiten beschäftigt, wenig von Irland und kümmerte sich wenig um Irland. Jetzt hat es sich die irische Frage zu Herzen genommen, und in Anerkennung der Wahrheit, daß Unzufriedenheit in Irland für das Reich Schwäche bedeutet, hat eine der großen Parteien im Staate Homerule für jenen Teil des Reiches an die Spitze ihrer Politik gestellt. Das alles ist, nicht zum geringsten Teile, Parnells Werk."

Was Sir Charles, der Wortführer der liberalen Rechtsgelehrten, damals aussprach, hätte er ebenso gut auch 1886 sagen können. Der Ausführung war Homerule seitdem nicht näher gekommen, und auch seine Honigworte brachten es nicht näher. Noch stand die Macht der konservativen und der liberalen Unionisten dem entgegen. Gegen diese wurde daher der Kampf mit unverminderter Kraft und Heftigkeit fortgesetzt. Parnell bewies nach wie vor seine Fähigkeit als Führer, und die Achtung, die er sich selbst auf konservativer Seite erzwungen hatte, wuchs noch beträchtlich durch seine Teilnahme an der Beratung der Balfourschen Landkaufvorlage vom Jahre 1890, wobei er sich auch als einen guten Staatsmann zeigte.

Dann neigte sich sein Stern. Er, der sonst seine Leidenschaft so meisterhaft zu zügeln wußte, zeigte sich auch als Mensch mit menschlichen Fehlern. Aus dem Ehescheidungsprozesse, den der Hauptmann O'Shea gegen seine Frau angestrengt hatte, ging er als Mitschuldiger hervor. Damit war er von seiner unantastbaren Höhe unter die gewöhnliche Menschheit hinabgestiegen, er war verwundbar geworden, und alsbald hatte er Gegner genug, die ihre Geschosse auf ihn schleuderten. Anstatt in der Bibel die Behandlung eines ähnlichen Falles

nachzulesen, begann sogar das Pharisäertum von den Kanzeln herab mit der nötigen Augenverdrehung gegen den Ehebrecher zu eifern, allen voran der würdige Dr. Parker vom Londoner City Temple, derselbe Dr. Parker, der sich vor kurzem nicht entblödete, bei Gelegenheit des Besuches des deutschen Kaisers gegen den Gast seiner Königin zu zetern, daß es jeden anständigen Menschen empörte.

Die parlamentarische Partei stand zu Parnell. In zahlreichen Versammlungen verpflichteten sie sich, nicht von ihrem bewährten Führer zu lassen, sondern bei ihm bis zum Ende auszuhalten. Justin M'Carthy erklärte in der Leinster Hall in Dublin, so lange er Parnell kenne, sei er der ergebenste Freund Irlands und der irischen Sache gewesen, und wenn sie einen Führer von hoher Tüchtigkeit und unbeschränkter Hingebung gefunden hätten, einen Mann, der die irische Sache führen könnte, wie es kein andrer je imstande gewesen sei, einen Mann, der die irische Sache weit über die Stufe erhoben habe, auf die sie durch Grattan und O'Connell gekommen sei, sollten sie ihn nun verstoßen und einen weit weniger fähigen an seine Stelle setzen, weil einige torystische und liberale Blätter sagten, dieser Mann habe gefehlt? Kein Mann von gesunder Vernunft würde solche Lehre annehmen. Sie wüßten alle, sie könnten nicht ohne ihn fertig werden, und ihre Pflicht wäre es zum ersten, zum zweiten und zum letzten, ihn zu unterstützen. Ähnlich sprachen Tim Healy und andre. Alle waren entschlossen, der öffentlichen Meinung Englands Trotz zu bieten. Irland allein habe das Recht, seinen Führer zu wählen, und als das Parlament zusammentrat, wurde Parnell einstimmig wieder zum Führer gewählt.

Gladstone schaute zu. Als jedoch die englischen Sektirer, die einen großen Teil der Liberalen ausmachen, immer heftiger gegen Parnell eiferten, besann er sich, daß auch in seinem Busen moralisches Gefühl sei. Ihm mochte die Gelegenheit nicht ungelegen kommen, sich eines Mannes zu entledigen, der ihm an Willensfestigkeit und Führertalent überlegen und stets gefährlich war. So schrieb er denn seinen berühmten Brief an John Morley, worin er erklärte, daß Parnells Verbleib an der Spitze der irischen Partei für die Sache Irlands im höchsten Grade nachteilige Folgen haben würde. Der Brief verfehlte seinen Zweck nicht. Die Partei zählte manchen Ehrgeizigen, der sich gern selbst als Führer gesehen hätte. Die erdrückende Macht der Persönlichkeit Parnells und die straffe Zucht, die er übte, waren vielen schon lange lästig. Die auseinanderstrebenden Neigungen, die bei einer so verschieden zusammengesetzten Partei bestehen müssen, brachen aus. Leute, die zuerst am eifrigsten für Parnell eingetreten waren, wie Healy und M'Carthy, waren nun die ersten, von ihm abzufallen und seinen Rücktritt zu fordern.

Ähnliche Beweggründe mögen auf die katholische Geistlichkeit eingewirkt haben. Der protestantische, ihrer Einwirkung gänzlich unzugängliche Parnell konnte ihnen nie ein bequemer Führer sein. Unter ihm hatten die Iren keine

religiöse, sondern eine rein politische Partei gebildet. Hier bot sich nun eine Gelegenheit, die verlorne Führung zurückzugewinnen. Anfangs erschien ihnen jedoch die Handhabe, die der Ehescheidungsprozeß bot, nicht genügend stark, einen Angriff zu wagen. Erzbischof Walsh von Dublin hatte es sogar für nötig gehalten, schriftlich seine Zustimmung zu den Beschlüssen der Leinster-Hall-Versammlung zu geben, die bis zum Ende bei Parnell auszuharren beschloß. Kann man demnach an die Ehrlichkeit des Gewissens der irischen Hierarchie glauben, die mehr als vierzehn Tage nach dem Urteilsspruch herausfand, daß Parnell das sechste Gebot verletzt habe? Am 3. Dezember erklärten sich vier Erzbischöfe, darunter Walsh und achtzehn Bischöfe, in einer Adresse an die Klerisei und das Volk gegen Parnell und schlossen sich damit der pharisäischen Meute an, die die Hatz gegen den eben noch vergötterten Führer betrieb.

Zum Halali freilich war es noch weit. Wenn sich auch die Kirche gegen den ungekrönten König wandte — auch gekrönte Könige haben den Zorn der Kirche erfahren. Wenn auch die Verbündeten ihn verließen und im eignen Lager der Aufruhr herrschte — viel Feind, viel Ehr, und dieser Kampf brachte nur die unversiegliche Thatkraft und den schier unverwüstlichen Schatz an Hilfsmitteln, den dieser Mann besaß, ins rechte Licht. Wo Millionen das Spiel verloren gegeben hätten, nahm er den Handschuh auf. Er würde ihn aufgenommen haben, hätte er ganz allein gestanden und nicht noch auf eine Anzahl Getreuer bauen können. Eine Zeit lang schien es, als ob er die Oberhand gewinnen würde.

Gladstone täuschte sich sehr, wenn er glaubte, sein Brief an Morley würde Parnell zum Abtreten veranlassen; nicht nur trat der irische Führer nicht zurück, er rückte in das Gebiet des Feindes ein. Der erste Grundsatz einer unabhängigen Partei war das Recht, den Führer selbständig zu wählen. Seine Gegner in der Partei hatten sich auf Gladstones Geheiß gegen ihn gewandt, damit hatten sie sich gegen diesen ersten Grundsatz vergangen, sie folgten einem fremden Staatsmanne, der sich einst als bittrer Feind gezeigt hatte, sie waren Verräter an ihm und an Irland. Dann aber warf er in seinem Manifest an das irische Volk, das am 29. November erschien, die Frage auf, ob Irland Grund habe, in Gladstone einen Staatsmann zu sehen, der es mit Irland aufrichtig meine: „Die Drohung in jenem Briefe, so frech auf vielen englischen Rednerbühnen und in zahlreichen britischen Blättern wiederholt, daß, wenn Irland nicht England dieses Vetorecht [bei der Wahl des Führers] einräume, es seine Aussichten, Homerule zu erlangen, auf unbestimmte Zeit verschiebe, zwingt mich, während ich nicht einen Augenblick die geringste Möglichkeit eines solchen Verlustes zugebe, euch Thatsachen vorzulegen, die bis jetzt, soweit meine Kollegen betroffen sind, einzig in meinem Besitze gewesen sind, und die euch in den Stand setzen werden, das Maß des Verlustes zu verstehen, mit dem

ihr bedroht seid, wenn ihr nicht einwilligt, mich den englischen Wölfen vorzuwerfen, die nach meiner Vernichtung heulen."

Er berichtete dann über eine Unterredung, die er im November 1889 mit Gladstone in Hawarden über die Bedingungen des im Falle einer Regierungsänderung zu gewährenden Homerule gehabt hatte. Gladstone hatte erklärt, die Landfrage weder dem zu errichtenden irischen Parlament zuweisen noch im Parlament von Westminster lösen zu wollen. Ferner sollte das Konstablerkorps noch auf unbestimmte Zeit unter der Kontrolle Englands stehen, die Bestallung der Richter noch auf zehn bis zwölf Jahre Englands Recht sein, und hierfür sollte die Anzahl der irischen Parlamentsmitglieder in Westminster sofort von 103 auf 32 herabgesetzt werden. Die Hauptschwierigkeit, die Landfrage, sollte ungelöst bleiben und für den bloßen Schein von Homerule Grattans Fehler wiederholt und die irische Macht vernichtet werden. Sollte nun die irische Partei ohne jegliche Gewähr, daß Gladstones Homerule auch nur im geringsten befriedigen würde, auf den Befehl dieses Staatsmannes die Treue brechen und den Führer verstoßen, der sie soweit gebracht hatte?

Das Verhältnis Gladstones zu Parnell tritt hier klar hervor. 1886 hatte Gladstone mit der Homerule-Vorlage wenig erfreuliches erlebt, er sah sich daher genötigt, der englischen öffentlichen Meinung Zugeständnisse zu machen. So hatte er versucht, den Iren den Schein für das Wesen zu geben. Parnell war aber nicht so leicht abzufinden gewesen, er wollte sich nichts abmarkten lassen, und so blieb nichts übrig, als die irische Partei von innen heraus zu zerstören und Parnell zu beseitigen. Der Eckart Irlands mußte fort. Man kann nicht sagen, daß sich Gladstone hier in einem sehr rühmlichen Lichte gezeigt habe, und im weitern Verlaufe der Krisis wird seine Gestalt noch trauriger.

Parnell verteidigte jeden Zoll seines Bodens mit außerordentlicher Zähigkeit und Geschicklichkeit. Bei den denkwürdigen Parteiverhandlungen im Ausschußzimmer 15 des Parlamentshauses verstand er bald die persönliche Führerfrage auf das allgemeine politische Gebiet hinüberzuspielen. Er leitete die Versammlung, in der er gewissermaßen als Angeklagter stand, mit der altgewohnten Sicherheit, als wenn nie von einem Scheidungsprozesse die Rede gewesen wäre. Einer solchen Taktik waren weder Healy, noch Sexton, noch der gutmütige M'Carthy gewachsen, die moralische Frage, auf die sich allein die Opposition stützen konnte, verschwand völlig, und endlich stellte Clancy, der zu den Getreuen gehörte, den Antrag, eine Abordnung solle von Gladstone Zusicherungen in Betreff des Konstablerkorps und der Landfrage verlangen. Für den Fall einer befriedigenden Antwort hatte Parnell seinen Rücktritt in Aussicht gestellt. Er kannte seinen Mann.

Gladstone hatte zwar die Wahrheit der von Parnell im Manifest angeführten Thatsachen bestritten, hatte sich aber sehr gehütet, eine Meinung

über die Punkte zu äußern. Er hielt sich an Talleyrands Wort, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen.

Clancys Antrag wurde angenommen, eine Abordnung begab sich zu Gladstone. Aber die wiederholt aufgenommenen Verhandlungen hatten kein Ergebnis. Der liberale Staatsmann redete viel und redete schön und sagte mit vielen Worten so viel wie nichts.

Unter solchen Umständen war an Parnells freiwilligen Rücktritt nicht zu denken. Es lag auf der Hand, daß er an dem alten Grundsatze festhielt, nach dem sich die Iren von jeder englischen Partei frei halten sollten, während seine Gegner sich vor Gladstone beugten; nicht er, sondern sie waren abtrünnig geworden. So blieb den Antiparnelliten nur ein Weg übrig. Am 6. Dezember führten sie den offnen Bruch herbei. Die Sitzung war äußerst stürmisch und endete mit dem Exodus von fünfundvierzig Mitgliedern, die M'Carthy zum Vorsitzenden wählten. Nach der Erklärung der Abwesenden zählten sie dreiundfünfzig; Parnell verblieben dreiunddreißig.

Schon lange war Parnell nicht völlig gesund gewesen. Seit Jahren schon war er magenleidend, und die Verantwortlichkeit und Arbeitslast, die auf ihm ruhte, die rastlose Thätigkeit hatten ihn sehr mitgenommen. Er sah immer bleich und abgespannt aus. Er bedurfte dringend der Ruhe. Aber der Unermüdliche gönnte sich keine Ruhe. Die Kämpfe im Ausschußzimmer 15 waren nur der Anfang der Fehde gewesen, die nun nach Irland verpflanzt wurde. Am 9. Dezember fuhr er nach Dublin. Kaum war er dort angekommen, als er die Zeitung United Ireland, die sich feindlich gestellt hatte, in Besitz nahm und mit einem neuen Redakteur versah. Als Haupteigentümer hatte er ein Recht, ihre Haltung zu bestimmen. Durch Überrumpelung nahmen die Antiparnelliten das Gebäude wieder ein; doch Parnell ließ keinen Zweifel, daß er seine Sache durchzufechten entschlossen war. Mit dem Brecheisen verschaffte er sich Zutritt und setzte die Feinde an die Luft.

Nun begann der Kampf auf der ganzen Linie. In Dublin, in Cork und anderwärts trat er als Redner auf. Unermüdlich war er thätig. Doch alle seine großen Fähigkeiten, die hier wie nie vorher glänzten, konnten den gegen ihn gerichteten Einfluß der katholischen Kirche nicht ausgleichen. Das irische Volk steht auf keiner hohen Bildungsstufe, und die Worte des Priesters gelten ihm als Orakel. Bei der Nachwahl in Kilkenny erlag sein Kandidat Scully dem Gegner Sir John Pope Henessey. Damit kam das Gefecht zum Stehen. Parnell gewann keine Wahlschlachten mehr, und als sich auch Dillon und O'Brien, die zur Zeit der Krisis in Amerika gewesen waren und nach ihrer Rückkehr eine mehrmonatige Gefängnishaft zu verbüßen gehabt hatten, gegen ihn erklärten, konnte er nur noch festzuhalten suchen, was ihm geblieben war. Aber er blieb derselbe, mit unbegrenztem Vertrauen zu sich selbst und seiner Sache, und sicherlich lag noch eine Zukunft vor ihm. Durch Thatkraft und

Zähigkeit würde er später seinen Platz an der Spitze von Irland wiedererobert haben.

Es war ihm nicht vergönnt. Am 6. Oktober setzte der Tod seinem Wirken ein Ziel. Am 27. September, an einem Sonntag, trat er zum letztenmale öffentlich auf vor einer Versammlung zu Creppy in der Grafschaft Galway. Er sah bleich und leidend aus und bemerkte am Eingang seiner Rede, die Ärzte hätten ihm verordnet, das Zimmer zu hüten, aber er habe die Leute von Galway nicht enttäuschen wollen.

Kurz nach seiner Rückkehr nach Brighton, wo er seit seiner Heirat mit Mrs. O'Shea seinen ständigen Wohnsitz hatte, wurde er bettlägerig, die Erkältung nahm nach einigen Tagen eine Wendung zum Schlimmen, und er verschied, ehe die Welt nur wußte, daß er ernstlich erkrankt sei.

Solange er konnte, hatte er für Irland gearbeitet. Halb wurde er zu Tode gehetzt von seinen Gegnern, halb hatte er sich zu Tode gearbeitet, und noch in den letzten Stunden waren seine Gedanken auf sein Volk gerichtet: „Überbringt meinen Kollegen und dem irischen Volke meinen Gruß!"

In Parnell ist der größte Sohn des irischen Volkes geschieden. Was immer gegen ihn gesagt werden mag, das kann keiner bestreiten, daß er es gewesen ist, der aus den Iren eine Nation gemacht hat. Eine solche That kann nicht mit schönen Worten vollbracht werden. Sie fordert einen eisernen, unbeugsamen Willen, der weder Freund noch Feind schont. Er gehörte zu den am meisten gehaßten und am meisten geliebten Menschen. Er erweckte erbitterten Haß und vergötternde Liebe. Wahre Männerfreundschaft hat er wohl nie gekannt. Seine Parteigenossen dienten ihm nur als Werkzeuge, und außer Mrs. O'Shea, seiner spätern Frau, hat niemand sein volles Vertrauen besessen.

Als er ins Parlament trat, war Homerule nur ein unerreichbar scheinendes Traumbild, und die Pächter verkamen in Elend. Er hinterläßt sein Volk in der begründeten Hoffnung, eigne Angelegenheiten in absehbarer Zeit selbst entscheiden zu dürfen, und wenn auch die Landfrage noch nicht gelöst ist, so sind doch durch seine Thätigkeit die frühern Härten geschwunden, und das völlige Eigentum an Grund und Boden ist keine Unmöglichkeit.

Sein Abgang von der Bühne wird seinen Wert nur um so höher erscheinen lassen. Es ist keiner, der seine Stelle ausfüllen könnte. Zu den irischen Abgeordneten zählt zwar mancher tüchtige Kopf, doch keiner, der die Führereigenschaften so vereinigte wie Parnell. Nun ruht er aus von dem Streite in der Mitte des Volkes, dem er die Bahn gewiesen hat. Friede der Asche des Streiters — möge Friede auch seinem Lande werden!

Deutſche Neger

Von Ernſt Henrici

In der Zeit, wo Amerika ſeinen Bedarf an Arbeitskräften, beſonders für den Plantagenbau, durch Einfuhr von Sklaven deckte, bildete ein Strich an der weſtafrikaniſchen Küſte die hauptſächlichſte Bezugsquelle: die Küſte von der Mündung des Amu (Volta) bis nach Lagos hin, alſo einſchließlich des Königreichs Dahome, jenes ganze Gebiet, das wegen des ſchwunghaften Handels mit „Ebenholz," d. h. ſchwarzen Arbeitern, noch jetzt den Namen Sklavenküſte trägt. Dieſer Handel mit lebendiger Ware, beſonders nach Braſilien hin, reicht bis in die allerneueſte Zeit; ich wurde ſehr lebhaft daran erinnert, als ich, ſieben Tagereiſen von der Küſte, eine ältere Frau traf, die mich in gutem Portugieſiſch anredete und mir erzählte, daß ſie in jungen Jahren als Sklavin nach Braſilien verkauft worden und ſpäter, von ihrem Herrn freigelaſſen, in ihr Heimatland zurückgekehrt ſei. Bei Lichte betrachtet, hat der Sklavenausfuhrhandel an jener Küſte noch heute nicht aufgehört, nur ſegelt er unter einer andern Flagge. Von jeher war der König von Dahome der größte Sklavenhändler; die Haufen Gold, die koſtbaren Elfenbeingeräte, die ſchweren Seidenſtoffe, Perlen und Edelſteine, die im Beſitze der königlichen Familie ſind, rühren aus dem Menſchenhandel her; auch der jetzt lebende König iſt dadurch Mehrer des Reichtums geworden. Das Geſchäft wird mit den Portugieſen gemacht, die in Phedá (Whydah), der Hauptreede von Dahome, fleißig Sklaven „loskaufen," um ſie in ihre Beſitzungen zu führen: nach Angola, Benguela und anderwärts, wo ſie in ſiebenjähriger Arbeit angeblich ihr Löſegeld abarbeiten ſollen. Natürlich giebt ſich der König von Dahome alle erdenkliche Mühe, möglichſt viele Sklaven für den Loskauf bereitzuſtellen, und hält deshalb fleißig Sklavenjagden ab. So blüht das Ausfuhrgeſchäft in „Ebenholz" nach wie vor.

Es iſt kein Zufall, daß gerade von dieſer Küſte aus die Sklavenausfuhr ſo reichlich war. Das Volk, das zwiſchen Volta und Lagos bis etwa acht Tagereiſen landeinwärts wohnt, die Ephe (Ephetowo, d. h. Ephemänner, Landsmänner) haben Eigenſchaften, durch die ſie in hohem Maße wertvoll

werden. Ihr Charakter, ihre Lebensweise und, wenn man es so nennen will, ihre Geistesbildung sind in hohem Grade anziehend, und für uns umsomehr, als etwa die Hälfte des gesamten Ephevolkes jetzt unter deutschem Schutze steht. Die deutsche Togokolonie dehnt sich, trotz der kurzen Küstenstrecke, über die sie verfügt, keilförmig nach innen aus, sodaß sie schon drei Tagereisen von der Mündung des Volta diesen Fluß erreicht, der von da an die Grenze des Gebietes bildet. Ein kleiner Teil des Ephevolkes bewohnt englisches Gebiet und gehört zur Goldküstenkolonie, ein noch kleinerer Teil wohnt in der französischen Kolonie Grand-Popo, und der Rest bildet die Bevölkerung des großen und gefürchteten Königreiches Dahome.

Die deutschen Epheneger sind also genau dasselbe Volk wie die Dahomeleute; ihre Dialekte weichen nicht mehr von einander ab, als etwa westfälisches und pommersches Plattdeutsch, und ich habe die Dahomeleute ohne Mühe verstanden, obwohl es für den Ausländer bekanntlich bedeutend schwerer ist, einen Dialekt zu verstehen, als für den Einheimischen. Und wie die Sprache bei den Negern der deutschen Togoküste und in Dahome, so sind auch Volkscharakter und Kultur dieselben. Das aber ist hervorzuheben: nicht die Epheneger, die den südlichen Teil der Togokolonie bevölkern, sind um ihrer Einheit mit den Dahomeleuten willen als kriegerisch und wild zu betrachten, sondern die Dahomeleute sind vielmehr an sich ein friedfertiges und fügsames Volk; nur durch Ausnutzung ihrer großen Fügsamkeit ist es eben den Despoten von Dahome möglich gewesen, ihre Gewaltherrschaft aufzurichten und in Kriegen große Massen des Volkes in Kampf und Tod zu hetzen: die Leute betrachten es als unabwendbares Schicksal und ergeben sich darein. Was der Islam als Religionslehre ausspricht, den Fatalismus, ihm ergiebt sich dieses Volk durch den Instinkt des Blutes.

Das ganze Ephevolk ist als ein im Grunde friedfertiges zu bezeichnen, und wenn ein Stamm davon eine Ausnahme macht, so ist es der ursprünglich am Volta angesessene Stamm der Anlo viel eher als die Dahomeleute. Die Anlo überragen ihre übrigen Volksgenossen ganz merklich an Körpergröße und Kraft; Gestalten von sechs Fuß Höhe sind unter den Männern nicht selten. Durch ihren mehr kriegerischen Sinn und eine gewisse Abneigung gegen Seßhaftigkeit sind sie zu Karawanenhändlern und Straßenräubern geworden. Das ist der Grund, weshalb die englische Regierung der Goldküstenkolonie gegen sie einschreiten mußte. In zwei blutigen Kriegen, 1881 und 1889, wurden sie größtenteils vom englischen Gebiete vertrieben und auf deutschen Boden gedrängt. Die furchtbaren Verluste, die sie vor zwei Jahren vor den englischen Maximkanonen erlitten, obwohl sie selbst mit Snider-Hinterladern vortrefflich ausgerüstet waren und gute Schützen sind, haben bisher noch insoweit vorgehalten, daß sie sich auf deutschem Boden einstweilen ruhig verhalten. Daß sich aber ihr König Tenge in Agbaladome, dem großen, auf deutschem

Gebiete gelegenen Kriegsorakel des Ephevolkes niedergelassen hat, deutet nicht gerade auf friedliche Absichten; und im engsten Verkehr mit Tenges Kriegern und seinem Feldhauptmann Bogo, die sich in unmittelbarster Nähe meiner Station angebaut haben, gewann ich die Überzeugung, daß auch die deutsche Verwaltung eines Tages gegen sie wird Gewalt brauchen müssen: fingen sie doch schon im März dieses Jahres an, wieder Mut zu Plünderungszügen zu bekommen. Die organisirte Kriegerschar beläuft sich auf etwa fünfhundert Mann.

Abgesehen von diesem zu Gewaltthätigkeit geneigten Stamme ist aber das Volk in hohem Maße friedfertig, und wenn unter ihnen von Kriegen die Rede ist, so hat man darunter nur Schlägereien verschiedner Dörfer zu verstehen bei denen der Strauß mit Knütteln ausgefochten, dann und wann auch fleißig mit Steinschloßgewehren geknallt wird, in der Regel aber kein Blut fließt. Zu ernsteren Kämpfen kommt es nur gegen Räuberbanden, die, meist vom Norden, aus Asante oder der Gegend von Salaga kommend, leider eine Geißel der friedlichen Bevölkerung sind; ich selbst habe zweimal gegen solche zu fechten gehabt, um meine Leute zu schützen. Die Friedfertigkeit des Ephevolkes steigert sich solchen Banden gegenüber geradezu bis zur Feigheit, sodaß sich ganze Städte vor Banden, die nur aus zehn bis zwölf Mann bestehen, in die Wälder flüchten. Stehen die Leute aber unter der Führung eines Weißen, so halten sie tapfer Stand, und ich habe einmal ihre Ruhe geradezu bewundert, als wir einer großen Überzahl gegenüber unter ein heftiges Feuer genommen wurden, bei dem meine sämtlichen Leute verwundet wurden; gewankt hat keiner vor der Räuberbande, sodaß wir sie warfen und mehrere fingen. In solchen Stunden bekommt man Proben von der Treue der Schwarzen, die im allgemeinen sonst mehr Dichtung als Wahrheit ist. Sie können sich sehr wohl im Kampfe opfern, auch schwere Strapazen und Entbehrungen für ihren Herrn aushalten, wenn nur nicht der allen Negern eigne Wankelmut oder die Laune, wie man es nun nennen mag, so oft einen Streich spielte. Fällt es ihnen plötzlich ein, so gehen sie Knall und Fall davon; und fragt man sie, aus welchem Grunde, so wissen sie keinen anzugeben: es ist eben ein Einfall, nichts weiter; diese hervorstechende Neigung des Negers zu „Einfällen" ist für sie eben so charakteristisch, wie ihre schwarze Haut.

So lange er aber keinen solchen Einfall hat, ist der Ephemann willig und fügsam, schleppt die schwersten Lasten, hungert, dürstet und singt dabei. Er ist zufrieden mit einem Stück in Asche gerösteter Yamswurzel, wozu er gern eine unheimlich große Dosis roten Pfeffers genießt. Hat er es, so ißt er Fleisch in großen Mengen: Hühner, Schafe, Ziegen, Schweine, wobei er redlich mit seinen Kameraden teilt. Es wäre nicht zutreffend, wenn man diese Schwarzen mäßig nennen wollte, denn wenn sie es haben können, sind sie Feinschmecker und Vielesser, sogar Fresser; aber Hunger und Durst beeinträch-

tigen ihren guten Humor doch lange nicht in dem Maße, wie den Europäer. Besonders möchte ich hervorheben, daß die philanthropischen Bemühungen, den Branntwein von Afrika fern zu halten, sehr nach dem grünen Tische schmecken, denn die Epheleute, ebenso wie die meisten wirklichen Negervölker, sind lange nicht so sehr dem Trunke ergeben, wie manche „Kulturvölker"; und gerade was die Branntweinsperre betrifft, so wird damit gar nichts ausgerichtet, da der Neger selbst den viel gefährlichern Palmwein bereitet. Man sieht wohl Betrunkene, doch meist im Palmweinrausch; jedenfalls ist Trunksucht nicht als ein Nationallaster des Negers zu bezeichnen.

Was den Europäer im Verkehr mit allen Negern, sogar oft den europäisch gebildeten, am unangenehmsten berührt, ist seine Neigung zu Lüge und Diebstahl. Für den Unterschied zwischen wahr und unwahr hat er gar kein Verständnis, und für den zwischen mein und dein nur dann, wenn er fürchtet, beim Stehlen abgefaßt und mit einer Tracht Prügel bedacht zu werden. Prügel sind überhaupt fast das einzige Mittel, Unarten und Unredlichkeiten zu verhindern und zu strafen, obwohl dann und wann auch ein Neger zu finden ist, der wirklich Ehrgefühl besitzt. In diesem Punkte hat sich übrigens der Islam in hohem Maße kulturförderlich bewiesen: er ist es, der den Schwarzen zu Ehrgefühl erzieht. Vom Ephevolke sind aber bisher nur vereinzelte von durchziehenden Haussahändlern zum Glauben des Propheten bekehrt worden; doch hat sich die zusammenhängende Macht des Islam von Norden her immerhin bis in die Nähe des Ephevolkes vorgeschoben und auch dieses schon beeinflußt. Das macht sich namentlich in der Kleidertracht geltend, worin mehr und mehr die Mohammedaner nachgeahmt werden. Auf diesem Wege schreitet überhaupt der Islam vor: der Mohammedaner kommt als Händler, in reicherer Tracht, und diese auch für sich zu erlangen, trachtet der heidnische Neger zuerst; mit den Kleidern fängt es an, mit dem Koran hört es auf.

Man pflegt den Neger faul zu nennen, und man hat damit Recht, aber auch Unrecht. „Wie ein Neger arbeiten" ist von alters her eine sprichwörtliche Redensart, und in der That leistet die Ausdauer des Negers Arbeiten, die kaum irgend ein andrer Arbeiter verrichten könnte. Er schafft auf seinem eignen kleinen Yams- oder Maisfelde, in seiner Ölpalmpflanzung oder marschirt mit einer Zentnerlast auf dem Kopfe fast unmenschlich, ohne daß ihn jemand treibt; zu solcher Arbeitsleistung kann ihn der Weiße auch ohne Zwang oder Schnapsspenden heranziehen. Aber es fehlt ihm die Stetigkeit der Arbeit; er bekommt einen seiner Einfälle, wirft die Arbeit hin, sie mag für einen fremden Herrn sein oder seine eigne, und legt sich ein paar Wochen auf den Rücken, bis er alles aufgezehrt hat. Dann greift er wieder zu und arbeitet wie — nun eben wie ein Neger. Ihm fehlt in seiner reichlich spendenden Natur noch der Gedanke an die Zukunft, und das „Sorget nicht für den andern Morgen"

übt er in wahrhaft verblüffender Weise. Die Zeit kennt er überhaupt nicht, kann auch nicht begreifen, warum der Europäer eilfertig ist: als ob nicht morgen auch die Sonne aufginge! In der Sprache der Ephe giebt es auch für gestern und morgen nur ein Wort.

Was mich persönlich am Neger und auch an unsern sonst gutmütigen Epheleuten am unangenehmsten berührt, ist die herzzerreißende Grausamkeit gegen Tiere. Nicht eine Spur von Gefühl legen sie gegen andre Geschöpfe an den Tag. Schildkröten, die sie braten wollen, legen sie mit dem Schild auf leichtes Grasfeuer; das bischen Gras verpufft schnell unter dem erbärmlich zappelnden Tier, ein neues Häufchen wird angezündet, und die Qual des armen Tieres dauert minutenlang, bis es getötet wird. Dann verzehren sie es halb roh. Die Barbarei zu schildern, mit der sie Hühner behandeln, ehe sie sie töten, sträubt sich die Feder; daß sie das Tier in brühendes Wasser stecken und noch bei lebendigem Leibe zu rupfen beginnen, ist noch nicht das ärgste. Sonderbarer Widerspruch der Natur! Diese selben Leute glauben an Seelenwanderung, und daß in jenem gequälten Huhn vielleicht die Seele eines verstorbnen Verwandten lebe; sie tauchen ihm, bevor die jammervolle Abschlachtung beginnt, den Schnabel noch in Wasser, damit die Seele auf der weiten Reise zu Gott nicht verdürste! Man muß diese stumpfsinnige Barbarei geradezu als einen Mangel in dem Hirn dieser Menschen betrachten.

Derselbe Widerspruch zeigt sich aber auch toten Menschen gegenüber. Verstorbnen gegenüber herrscht große Pietät, sogar eine Art Ahnenkultus; und vor den Geistern der Verstorbnen hegt man eine gewisse Furcht, die dazu führt, daß Groß und Klein in wahrhaft kindischer Angst es meidet, nach Dunkelwerden durch den Wald zu gehen, wo die Toten begraben werden. Mindestens gehen sie nur zu zweien, denn ame deka meñon, sagt ihr Sprichwort: „Ein Mann ist schlecht.“ Und doch gehen sie mit den Leichen getöteter Feinde entsetzlich um; es gilt als recht, daß man ihnen wenigstens den Kopf abschneide. Ein mir befreundeter Häuptling pflegte sich solche Köpfe stets auf den Tisch zu stellen, sodaß in seinem Hause zeitweilig ein entsetzlicher Geruch herrschte. War endlich nur noch der fleischlose Schädel übrig, so sägte er die Hirnschale ab und schlürfte mit wahrhaft kindischer Freude seinen Palmwein daraus.

Die Geistesbildung des Ephevolkes äußert sich, wie es auf einer solchen Kulturstufe nur geschehen kann, mehr in ihrer ganzen Lebensweise, als in thatsächlichen Geisteswerken, obwohl es an solchen durchaus nicht fehlt. Die Intelligenz und die überlieferte Kenntnis eines Volkes treten zunächst und am alltäglichsten in seinem wirtschaftlichen Leben hervor. Und da zeigt sich uns der Epheneger als seßhafter und fleißiger Ackerbauer, als geduldiger Fischer und an der Küste als mutiger Seefahrer, der sein Boot geschickt durch die gefährliche Brandung zu bringen weiß. Aber ist ein Teil des Volkes auch

emsig bemüht, dem Boden die Frucht abzunehmen, und halten sie auch mit Buschmesser und Hacke unter Schweißströmen ihre kleinen, aber ergiebigen Farmen rein, so lebt doch eine unbesiegbare Neigung zum Handel in dem ganzen Volke. Händler werden ist ihr letztes Ziel, und oft genug werfen sie gutbezahlte Arbeit bei den Europäern hin, kaufen ein paar Sachen auf den Faktoreien — Tabak, Kattun, Rum, Pulver u. dgl. —, laden sich die schwere Last auf den Kopf und gehen in den „Busch," d. h. ins Innere, um Öl oder Gummi dafür bei den Bauern zu lösen und zur Küste zu schleppen. Die Mühseligkeit ist größer, als die Arbeit am Ort, aber sie reisen über alles gern.

Trotz dieser Neigung fehlt es nicht an Kunstsinn im Volke, und fast könnte man versucht sein, von Künstlerehre oder mindestens Handwerkerehre zu sprechen. Die Schmiede und Weber besonders sind stolz auf ihre Kunst und geben sie nur selten auf, um einen Handel zu beginnen. Die Schmiedearbeiten — Schwerter, Dolche, Glocken, Geräte — zeigen aber auch nicht nur Geschick, sondern auch guten Geschmack; dasselbe gilt in noch höherm Grade von der Weberei, bei der meist einheimisches, seltener europäisches Baumwollgarn verwendet wird. Die Töpferei, die überwiegend von Frauen betrieben wird, liefert oft geradezu künstlerische Erzeugnisse, obwohl die Ephe-leute die Töpferscheibe nicht kennen. Da werden Teller und Schüsseln, hohe Öllampen, Wasser- und Palmweintöpfe geformt und gebrannt: nur das Glasiren kennen sie noch nicht. Auffällig ist die Form dieser Geräte: es zeigen sich keine Anlehnungen an modern europäische Formen, sondern vielmehr dieselben Gestalten, wie im alten Ägypten und Griechenland; das altgriechische Muster tritt besonders deutlich an den hohen Öllampen und den kraterengleichen Öl- und Palmweinkrügen hervor. Nimmt man hierzu die Thatsache, daß auch der sehr einfache und praktische Webstuhl dem altägyptischen gleicht, so ergiebt sich schon daraus ein weitgegangener Kultureinfluß von Ägypten durch den Sudan hindurch, der vor Jahrtausenden stattgefunden hat. Eine zweite großartige Kulturwanderung von Ägypten durch den Sudan nach Südwesten hat seit Jahrhunderten der Islam angetreten.

Neben dem Kunstgewerbe tritt stellenweise eine Art von Baukunst hervor. Im allgemeinen wohnt das Ephevolk in kleinen Lehmhütten, die mit Gras gedeckt werden. Es ist aber bemerkenswert, daß die Epheleute, ebenso wie ein Teil der Asante und Fanti, nicht runde Hütten bauen, die einen einfachen runden, zeltartigen Aufbau des Daches aus dünnen Stäben und Gras gestatten, sodaß das Ganze ein etwas vervollkommnetes Zelt darstellt, sondern daß sie vielmehr vierseitige Häuschen aufführen, mit Dachfirstbalken und abgeschrägten Giebeln. An diesen Häusern tritt in manchen Ortschaften schon ein unzweifelhafter Kunstsinn hervor; denn wie Weberei, Töpferei, Schmiedekunst, Lederarbeiten an einzelnen Orten herkömmlicherweise mit Vorliebe getrieben werden, so wenden andre ihre ganze Sorgfalt auf den Häuserbau und in

Verbindung damit auf eine freilich noch sehr urwüchsige Wandmalerei. Das Haus der Ephelente zeigt oft eine nach vorn offene Vorhalle oder Veranda, die bei längern Fronten durch viereckige Pilaster gestützt ist. Diese, wie auch die Wände werden aus Lehm über einem leichten Holzgerüst hergestellt. Man hat in dieser Pilasterordnung zweifellos eine Nachahmung des Faktoreistiles zu erkennen; aber der Neger hat ihn in eigentümlicher Weise und seinem Baumaterial entsprechend zu verwerten gewußt. Namentlich tritt dieser Stil an den sogenannten Palaverhallen auf, öffentlichen Gebäuden, die am freien Hauptplatz der Stadt stehen und dazu dienen, Gerichtssitzungen und Beratungen abzuhalten; doch nehmen die Beratenden gewöhnlich nicht in, sondern vor der Halle unter einem Schattenbaume Platz, sodaß die Halle mehr als Zierde der Stadt dient. Diese Hallen sind oft dreißig Fuß und darüber lang bei einer Tiefe von etwa zehn bis fünfzehn Fuß; im allgemeinen hält man das Maß so ein, daß sich Länge und Tiefe verhalten wie zwei zu eins. Die etwa zwei Fuß starken Pilaster haben Abstände von acht bis zehn Fuß, und genau hinter den Lücken von je zweien ist die Rückwand des Gebäudes von Fenstern durchbrochen. Die Höhe der Hallen ist sehr verschieden; manchmal zeigen sie nur eine Pilasterhöhe von sechs bis acht Fuß, oft aber steigen sie bis zu zwanzig Fuß empor. Der Architrav ist gewöhnlich nur ein bearbeiteter Baumstamm; häufig aber wird auch eine Decke von dünnern Stämmen darüber gelegt, darauf ein Architrav aus Lehm hergestellt und dann die untere Fläche der tragenden Stämme gleichfalls mit Lehm beworfen. Das ganze Gebäude wird endlich noch mit feinem Thon geputzt und mit Wasser abgerieben, sodaß völlig glatte Wände entstehen, von denen der Regen abfließt, ohne das Mauerwerk beschädigen zu können. Das Dach fällt bei geringerer Tiefe der Halle einseitig nach hinten ab; bei größerer Tiefe aber baut man ein Giebeldach und deckt es wie immer mit langem Savannengras und Binsen.

Die Wände der vornehmen Häuser werden innen und außen mit schwarzer, aus Ruß hergestellter Farbe getüncht und darauf oft Malereien angebracht. Als Farben dienen dabei für weiß Kreide, für gelb und rot Ocker, für schwarz Ruß, und diese Farben werden mit einem kleinen Zusatz von fettem Thon angerührt. Blau habe ich für Wandmalerei nie gefunden, denn die einzige blaue Farbe, die diese Neger selbst bereiten können, Indigo, läßt sich für Wandmalerei schlecht verwenden und dient daher nur zum Färben von Garn im Gespinst und fertig gewobenen Tüchern. Gegenstände der Malerei sind einesteils symmetrische Figuren, namentlich aus bunten Dreiecken zusammengesetzt, die durch die Diagonalen von Quadraten und Oblongen hergestellt werden, wie es besonders bei der Bemalung ihrer kleinen hölzernen Thüren geschieht; anderenteils auch Tier- und Menschengestalten. Die Menschen, meist breitbeinig von vorn gesehen, fallen selten gut aus, dagegen erreichen die Darstellungen von Tieren oft eine hohe Naturwahrheit. Ich sah einmal eine ge-

fleckte Antilope auf einer Hauswand in gelb und weiß dargeſtellt, die wirklich als künſtleriſch ſchön bezeichnet werden konnte: nicht wie eine getuſchte Fläche erſchien das Bild, ſondern mit einer kräftigen Schattenanlage der tiefern Partien, auch ſelbſt der Rippen. Weniger künſtlich ſind die Erzeugniſſe der Plaſtik, die durchweg Götter- und Ahnenbilder darſtellen, alſo im Dienſte des Kultus geſchaffen ſind. Es ſind platt auf der Erde ſitzende Geſtalten, der Rumpf unverhältnismäßig groß und nichts als eine Cylinderform, auf der mit ſehr kurzem Hals oder auch ganz ohne dieſen der Kopf ſitzt. Die kurzen Beine, eigentlich nur eine Andeutung von Beinen, ſind gerade nach vorn geſtreckt, die kümmerlichen Arme, feſt an dem Rumpf liegend, erreichen trotz der ſitzenden Stellung noch nicht den Boden und ſchneiden etwa da ab, wo der Rand des Beckens ſein müßte. Am beſten gelingt den „Bildhauern“ an dieſen aus Lehm, Thon oder weichem Holz gearbeiteten Bildwerken noch der Ausdruck des Geſichtes, an dem das Auge recht hübſch durch geſchickt ausgewählte Kaurimuſcheln dargeſtellt wird.

(Schluß folgt)

Die atheniſche Staatsverfaſſung

nach der wiederaufgefundnen Schrift des Ariſtoteles

Von F. Knoke

(Schluß)

Nachdem Ariſtoteles mit der Darlegung der drakontiſchen Verfaſſung zu Ende gekommen iſt, fährt er fort: „Nach wie vor aber mußten die Leute mit ihrem Leibe für die Schulden haften, und das Land blieb in den Händen weniger.“ In der ihm eignen vornehmen Weiſe ſpricht er auch hier ein großes Wort gelaſſen aus. Es enthält jedoch eine ſcharfe Verurteilung der ganzen bisherigen Geſetzgebung. Denn daß Drakon bei aller ſeiner ſtaatsmänniſchen Thätigkeit kein Mittel gefunden hatte, dem ſozialen Elende zu ſteuern, darin liegt der große Fehler dieſes Mannes. Es iſt der große Irrtum, der darin beſteht, daß man meint, mit dem Strafrecht in der Hand die Schäden der Welt heilen zu können, derſelbe Irrtum, der zu allen Zeiten, insbeſondre auch in unſern Tagen ſoviel Unheil angerichtet und die Menſchheit über ihre wahren Aufgaben ſo lange getäuſcht hat.

Die sozialen Verhältnisse, wie sie bis auf Solon bestanden, schildert Aristoteles folgendermaßen: „Die Staatsverfassung war in jeder Hinsicht oligarchisch, und insbesondre mußten die Armen den Reichen Frohndienste leisten, nicht bloß sie selbst, sondern auch ihre Weiber und Kinder. Denn das ganze Land war in den Händen weniger, und die Armen erhielten dafür, daß sie die Felder der Reichen bebauten, nur den sechsten Teil der Erträgnisse, alles andre hatten sie an ihre Herren abzuliefern, und wenn sie etwas schuldig blieben, so durften sie in die Gefängnisse abgeführt werden und hafteten mit ihrem Leibe für die Schulden."

Die Zustände waren so unerträglich, daß sich das Volk schließlich gegen die Reichen empörte und ein langwieriger Streit daraus entstand. Denn was half dem Lande die schönste Verfassung, wenn der arme Mann vor Elend umkam, was half alle Kodifikation von Recht und Gesetzen, wenn den sozialen Gebrechen nicht gesteuert wurde! Hierin Wandel geschafft zu haben, das war das unsterbliche Verdienst des Solon. Er muß eine ungewöhnlich achtunggebietende Persönlichkeit gewesen sein. Denn obwohl er nach seinem Vermögen und seiner Stellung nur dem Mittelstande angehörte, besaß er doch infolge seiner außerordentlichen Eigenschaften ein solches Ansehen, daß er von beiden streitenden Parteien als Schiedsrichter und Archont gewählt und ihm in diesen schwierigen Zeiten die Staatsleitung anvertraut wurde. Daß er seine Aufgabe mit Ernst aufnahm und mit Entschiedenheit durchführte, beweisen seine Maßregeln; daß ihm die Sache des Volkes in hohem Maße am Herzen lag, beweisen insbesondre auch seine Gedichte, von denen teils in andern Schriftstellern, teils in der Schrift des Aristoteles merkwürdige Überreste vorhanden sind.

Die sozialen Maßregeln, die Solon zu Gunsten des Volkes traf, bestanden erstens in der gänzlichen Aufhebung der Schuldknechtschaft. Dadurch wurde nicht nur einem großen Teile der Bürger die Freiheit der Person zurückgegeben und somit ein wertvolles Gesetz der Humanität zur Geltung gebracht, sondern es wurde schon durch diese Anordnung ein großer Teil der Schulden wirklich aufgehoben.

Dabei blieb aber Solon nicht stehen. Er führte auch die sogenannte Seisachtheia oder Lastenabschüttelung durch. Was hierunter zu verstehen sei, darüber hat es bereits in frühern Zeiten die verschiedensten Ansichten gegeben. Man war geneigt, die Lastenabschüttelung nur in einer Herabsetzung des Münzfußes zu erkennen, die bekanntlich ebenfalls von Solon ins Werk gesetzt worden ist. Durch Aristoteles werden wir jedoch belehrt, daß diese Neuerung einen für sich bestehenden Teil der solonischen Gesetzgebung gebildet hat, mit der Seisachtheia nichts zu thun hat und später als diese eingeführt worden ist. Worin bestand nun die Lastenabschüttelung? Die neuern Erklärer verstehen darunter, soweit ich mich habe unterrichten können, ausnahmslos eine vollständige Aufhebung aller Schulden. Ich glaube aber nicht, daß Solon

soweit gegangen sei. Weder der Ausdruck σεισάχθεια noch die Bezeichnung der Maßregel als eine χρεῶν ἀποκοπή macht diese Auslegung notwendig. Im Gegenteil sieht man nicht ein, wozu es einer besondern Aufhebung der Schuldknechtschaft, die, wie Aristoteles sagt, nicht bloß für die Zukunft, sondern auch für die Gegenwart berechnet war, bedurfte, wenn durch eine so weit gehende Schuldentilgung jedes Verhältnis der Art ohnehin aufgehoben wurde.

Der Schlüssel des Verständnisses liegt in der Erzählung, die Aristoteles an die Verordnung des Solon knüpft. Darnach besprach sich Solon vor dem Erlaß der Seisachtheia mit einigen Freunden über seine Absicht. Diese aber mißbrauchten das Vertrauen des Gesetzgebers zu ihrem persönlichen Vorteil, indem sie sich Geld borgten, hierfür viel Land zusammenkauften und alsdann infolge der Lastenabschüttelung reiche Leute wurden. Wer in diesem Erlaß eine Bestimmung erblickt, die sich auf jedwede Schulden erstreckte, übersieht, daß der Erlaß in unsrer Erzählung an den Besitz von Land geknüpft wird. Man könnte nun an eine allgemeine Tilgung der Hypotheken denken. Aber auch diese Erklärung ist nicht annehmbar. Es ist kaum zu denken, daß die Freunde des Solon beabsichtigt haben sollten, das Geld, das sie soeben geborgt hatten, einfach nicht wieder zurückzugeben. Es wäre dies eine niederträchtige Handlungsweise gewesen, die den Solon selbst in ein höchst verdächtiges Licht hätte setzen müssen. Welcher rechtschaffene Staatsmann hätte Gefallen an dem Umgange mit Leuten haben können, die offenkundige Betrüger und Diebe waren? Nehmen wir vielmehr an, daß durch die Maßregel des Solon alle Reallasten aufgehoben wurden, die am Grundbesitz hafteten, so wird die Erzählung völlig verständlich. Die Freunde Solons kauften demnach für ihr geliehenes Geld viel Land zu billigem Preise zusammen, weil dieser selbstverständlich durch die auf den Feldern ruhenden Lasten herabgedrückt worden war. Infolge der Maßregel Solons hatten sie aber den Vorteil, daß ihnen jene Lasten abgenommen wurden und ihre Besitzungen nun einen viel höheren Wert erlangten, ohne daß sie unmittelbar jemand in seinem Vermögen schädigten. Sie benutzten nur, wie man heute sagen würde, die „günstigen Konjunkturen“ ähnlich manchem hochangesehenen Spekulanten unsrer Zeiten, der sich zu bereichern in der Lage war, weil er rechtzeitig hinter die Kulissen der Gesetzgebung oder der Verwaltung zu sehen vermochte. Daß das Verfahren der Freunde des Solon anständig gewesen sei, soll damit noch nicht behauptet werden. Aber daß es denn doch ein Unterschied ist, ob jemand, ohne andern etwas zu entziehen, seine Kenntnisse von den Absichten der Regierung zu seinem persönlichen Vorteile benutzt, oder ob er geradezu seine Mitbürger ihres Vermögens beraubt, dürfte wohl allgemein zugestanden werden.

Nehmen wir also an, daß Solon einfach alle Abgaben und Lasten, die auf dem Grundbesitze ruhten, aufgehoben habe, so wird das ganze Verhältnis leicht verständlich. Die bisherige Annahme beruht auf einer unrichtigen Vor-

stellung von dem Worte Schuld, das Aristoteles in diesem Zusammenhange gebraucht. Es ist hier nicht an geliehenes Geld zu denken, das zurückgezahlt werden sollte, sondern wir haben uns unter dem Wort allgemein die Verpflichtungen von Zinsbauern ihren Gutsherren gegenüber zu denken. Denn wenn Aristoteles ausdrücklich sagt, die Armen hätten an die Gutsbesitzer fünf Sechstel ihres Einkommens vom Acker zahlen müssen, so läßt sich dieses Verhältnis unmöglich daraus erklären, daß die Armen zu irgend einer Zeit von den Reichen Geld geborgt und daß nun die erstern mit jenen Abgaben die Zinsen zu zahlen hatten. Wie ließe es sich sonst erklären, daß alle Bauern dieselben Prozente ihres Ertrages entrichten mußten? Oder hatten sie jedesmal solche Summen geliehen, daß diese sich in einem feststehenden Verhältnis zu dem von ihnen bewirtschafteten Acker befanden? Eine unmögliche Vorstellung.

Wir erkennen jetzt die hohe Bedeutung der solonischen Gesetzgebung. Nicht in einer Aufhebung sämtlicher Schulden bestand sie. Nicht in einer Maßregel, die sicherlich ungerecht und noch dazu nur von vorübergehendem Wert gewesen wäre. Solon hat neben der persönlichen Freiheit, die er den attischen Bürgern gab, auch einen unabhängigen Bauernstand geschaffen. Er hat nicht bloß die Hörigkeit der Person, sondern auch die Hörigkeit des Grund und Bodens aufgehoben. Solon ist somit den größten Gesetzgebern aller Zeiten an die Seite zu stellen, ja er ist der Vorgänger aller wahrhaft bedeutenden Gesetzgeber gewesen. Er steht auch hoch über Lykurg. Zwar gab dieser seinen Mitbürgern politische Gleichheit, aber er beschränkte sie auf einen Teil der Bevölkerung. Solon verlieh die bürgerliche und wirtschaftliche Unabhängigkeit allen seinen Landsleuten. Durch ihn wurden, wenn man von den damals noch wenigen Sklaven und Fremden absieht, die Bewohner Attikas allesamt ein freies Volk.

Unter den weitern Gesetzen des Solon verdient hervorgehoben zu werden, daß bereits durch ihn die Besetzung der Archontenstellen durch das Los eingeführt worden ist. Wir haben gesehen, daß das Los schon unter Drakon eine Rolle spielte, und darauf hingewiesen, daß dieses Mittel, die Stellen zu besetzen, keineswegs als ein Auswuchs demokratischer Grundsätze betrachtet werden darf. Auch beruhen die Bedenken dagegen jedenfalls auf einer Verkennung der Verhältnisse. Allerdings war es nicht zu verhindern, daß in die Ratsversammlung der Vierhundert auch minderwertige Elemente eindrangen. Aber diese konnten bei einer so großen Versammlung jedenfalls keinen großen Schaden stiften. Außerdem ist zu bedenken, daß die Ratsherren, wie auch die höhern Beamten, immer doch nur aus den drei obersten Klassen, also aus der besten Bevölkerung hervorgingen — die Archonten wurden sogar bis ins fünfte Jahrhundert hinein nur aus den beiden obersten Klassen genommen —, daß ferner nicht bloß die Bildung überhaupt, sondern insbesondre die politische Schulung bei den Athenern durchschnittlich höher war, als in unsern

Zeiten. Unleugbar aber bot die Loſung gegenüber der Wahl entſchiedne Vorteile, da alle die Aufregung und all der Schmutz der Wahlintriguen und der Wahlagitation, wie er z. B. in unſern Tagen ſo widerwärtig an die Oberfläche tritt, bei der in Athen geltenden Einrichtung wegfiel. Übrigens iſt es ein Irrtum geweſen, wenn man gemeint hat, die Loſung der Archonten, der wichtigſten Beamten in Athen, habe unmittelbar aus der Maſſe des Volkes heraus ſtattgefunden. Vielmehr wurde nach der ſoloniſchen Verfaſſung zunächſt eine Aufſtellung von vierzig Kandidaten vorgenommen, die durch die vier ſtändiſchen Phylen, zehn aus jeder Phyle, wirklich gewählt wurden. Erſt aus dieſer Zahl gingen die neun Archonten durch das Los hervor. Es iſt alſo erſtens von Wichtigkeit, daß die Athener, wenigſtens in der ältern Zeit, keineswegs dem blinden Zufall die Beſetzung der wichtigſten Beamtenſtellen überlaſſen haben, daß vielmehr für den Archonten jedesmal vier bis fünf Perſonen vorgeſchlagen wurden. Andrerſeits iſt darauf hinzuweiſen, daß auch bei dieſer Wahl der ariſtokratiſche Charakter der ſoloniſchen Verfaſſung inſofern gewahrt blieb, als bei der geringen Zahl der Mitglieder, die den höhern Phylen angehörten, dieſe gegenüber den Niedrigern ſehr bedeutend ins Gewicht fielen. Erſt ſpäter, in der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts, trat inſofern ein Änderung ein, als man erſtens die Zahl der für das Los vorzuſchlagenden Bürger auf fünfhundert vermehrte, ſodann das Archontenamt auch der dritten Klaſſe zugänglich machte.

Unter den Beſtimmungen, die Solon traf, iſt ferner hervorzuheben, daß er das Gemeindegericht als die höchſte Inſtanz einrichtete, an die von der Entſcheidung der andern Gerichte appellirt werden konnte.

Endlich verdient Erwähnung, daß er eine Änderung der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältniſſe herbeiführte. Was die erſten betrifft, ſo wurde die Mine (*μνᾶ*), die vorher nahezu ſiebzig Drachmen betragen hatte, auf hundert feſtgeſetzt. Es iſt dabei aber zu bedenken, daß die alten Drachmen Doppeldrachmen waren, daß die Mine ſomit um etwa 27 Prozent herabgeſetzt wurde. Daß dieſe Neuerung nichts mit der Seiſachtheia zu thun hat, iſt bereits erwähnt worden. Sie hatte lediglich kommerzielle Bedeutung. Solon führte ſtatt der bisherigen äginetiſchen Währung die euböiſche ein und brachte ſomit das attiſche Münzweſen mit der perſiſchen Goldwährung in Einklang. Die Maßregel iſt auch inſofern von Intereſſe, als ſie beweiſt, daß der atheniſche Außenhandel in der damaligen Zeit einen großen Aufſchwung gewonnen haben muß, ſodaß ein Feſthalten an Einrichtungen eines beſchränkten Handelsgebiets nicht mehr zuläſſig erſchien.

Man wird aus dieſen Mitteilungen erſehen, wie wichtig und wertvoll auch nach den neueſten Prüfungen attiſcher Staatsgeſchichte die Geſetzgebung des Solon geweſen iſt, und wie ſehr die Athener Recht hatten, wenn ſie deren Urheber als ihren größten Staatsmann und Geſetzgeber prieſen.

Freilich verdiente noch manche sonstige Angabe des Aristoteles über die Verfassung der Athener erwähnt zu werden. Da es jedoch nur die Absicht dieses Aufsatzes ist, anzudeuten, wie wertvoll die Mitteilungen sind, die wir unserm berühmten Gewährsmanne zu verdanken haben, so dürfte dieser Zweck bereits zur Genüge erreicht worden sein. Auch wenn bei weitem nicht alle die neuen Belehrungen, die wir von ihm empfangen, angeführt worden sind, und wenn auch so manches Verständnis erst durch weiteres Eindringen in die Schrift gefunden werden wird, das Ergebnis wird doch bereits aus dieser Ausführung gewonnen werden: wir haben es mit einem Funde ungewöhnlicher Art zu thun, mit einer wissenschaftlichen Quelle, die nicht nur für den Augenblick die Gelehrtenwelt in Aufregung versetzt, sondern auch für die Zukunft Fachmännern und Nichtfachmännern unter den Gebildeten einen reichen Schatz der Anregung und der Belehrung bieten wird.

Neues über Schleswig-Holstein

Wer die Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte aufmerksam verfolgt, kann von Zeit zu Zeit beobachten, wie sich plötzlich von verschiednen Seiten Fleiß und Aufmerksamkeit der Forscher und Darsteller auf dasselbe vorher vernachlässigte Thema richten. Beispiele dafür wollen wir hier nicht aufführen, sondern uns gleich zu dem jüngst hinzugekommenen wenden. Bei allem Überfluß an Flugschriften und publizistischem, ja selbst amtlich veröffentlichtem Material war die schleswig-holsteinische Angelegenheit bis ganz vor kurzem sehr arm an Darstellungen, und gerade der Abschnitt, der für die Herzogtümer der rühmlichste ist, die Erhebung von 1848 gegen die eiderdänische Vergewaltigung, hatte überhaupt keinen Geschichtschreiber gefunden, denn die Erinnerungen Focks und des Prinzen von Noër sind beides keine Geschichtsbücher mit objektiven Absichten. Nun liegen plötzlich vier Schilderungen der genannten Ereignisse vor. Die eine bei Sybel, die zweite in den Koburgischen Memoiren; in beiden natürlich mehr nebenbei, aber doch mit gutem und zum Teil neuem Material. Die beiden andern Darstellungen behandeln das Thema selbständig; die erste sind die Erinnerungen eines alten Mitkämpfers, F. v. Levetzow, von denen ein Heft vorliegt (Schleswig, Bergas, 1890), das erkennen läßt, daß dieses Werk eine durchaus tüchtige und zuverlässige Erzählung geben, aber schwerlich viel neues

und insbesondre kein überraschendes politisches Material bringen wird. Dies ist dagegen im weitesten Maße der Fall bei dem soeben im Buchhandel erschienenen letzten dieser Werke: der aktenmäßigen Geschichte der schleswig-holsteinischen Frage in den Jahren 1848 und 1849 von dem vormaligen Ministerresidenten der Hansestädte in London und Washington, Dr. Rudolph Schleiden, einem gebornen Holsteiner, der selber abwechselnd als diplomatischer Vertreter und als Regimentsbeamter der Herzogtümer im Mittelpunkte der von ihm geschilderten Bewegung gestanden hat und heute einer der wenigen Überlebenden von den in dieser Bewegung hervorragenden Persönlichkeiten ist. Sein Buch erscheint als dritter Band der Schleidenschen Lebenserinnerungen (Wiesbaden, Bergmann, 1891), doch mit einem Sondertitel (Schleswig-Holsteins erste Erhebung), der es schon äußerlich als Geschichtswerk kennzeichnet. In der That ist es ganz und gar ein Geschichtswerk; man könnte sagen, der Verfasser habe ihm eben nur zwei Bände persönlicher Nachrichten vorausschicken wollen. Die Personalien treten in dem neuen Bande zurück, der Verfasser erzählt von sich selber nur, soweit es mit zur Geschichte seines Heimatlandes gehört, und das wird ihm um so leichter, als sein eignes Leben in den genannten Jahren wirklich ganz und gar in der Thätigkeit und den Gedanken für die kämpfenden und bedrängten Landsleute aufging. Seinen Stoff entnimmt er nicht nur den eignen Erinnerungen, Aufzeichnungen und Briefen und dem schleswig-holsteinischen amtlichen Material, von dem ihm ein guter Teil aus seiner eignen Stellung her in Konzepten und Abschriften verblieben ist, sondern auch andern wichtigen Akten und Aufzeichnungen, die er sich schon seit Jahrzehnten als eifriger Sammler mit Hinblick auf den jetzt erfüllten Zweck von sonst beteiligten Personen, z. B. preußischen Ministern, Reichskommissaren, schleswig-holsteinischen Diplomaten u. s. w. verschafft hat. Das alles setzt ihn in den Stand, die politische und diplomatische Seite seines Themas mit annähernder Vollständigkeit und großer Zuverlässigkeit zu schildern und zugleich über die Vorgänge, Stimmungen und leitenden Persönlichkeiten in Frankfurt und Berlin viel neues und lehrreiches zu erzählen, andres zu berichtigen. Wir heben aus diesen eingeflochtenen Mitteilungen einiges heraus.

Schleiden war es, der von der „provisorischen" Regierung der Herzogtümer — denn „provisorisch" hieß ja 1848 alles — alsbald an verschiedne für freundlich gehaltene deutsche Höfe und auch nach Frankfurt gesandt wurde. Hier trat er mit den Vertretern der Präsidialmächte am Bundestage, aber auch sogleich mit dem Vorparlament in Verbindung und veranlaßte dessen vielerörterte Aussprache für die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund. Wenn diese Anregung Laube in seiner Geschichte des ersten deutschen Parlaments zu der Bemerkung veranlaßt hat, ein „jüngerer erfahrener Reineke namens Schleiden" habe die Sache „mit bewußter Einfachheit" in Gang gebracht, so wehrt sich der Verfasser mit Recht gegen den darin erkennbaren

Vorwurf, daß Antrag und Beschluß staatsrechtlich nicht ganz zulässig gewesen seien. Die Beschlüsse des Vorparlaments sollten ja nur moralisches Gewicht ausüben, gar keine bindende Rechtskraft besitzen, und der Beschluß lautete denn in Wirklichkeit auch nur, die Versammlung spreche die „laute bestimmte Überzeugung“ aus, daß auch das mit Holstein op ewig ungedeeld verbundne andre Herzogtum in den Bund aufgenommen werden müsse. Der junge, soeben aus Kopenhagen entflohene dänische Justizrat war inmitten der Doktrinäre und Grundrechtsgelehrten in Frankfurt in der That nur der klare, rasch erfassende und handelnde Kopf. Was Genauigkeit, ja Pedanterie in staatsrechtlichen Dingen anlangt, so dürfte es wohl überhaupt schwer sein, einem jener Schleswig-Holsteiner von 1848 darin gleichzukommen, sie waren alle, eigentlich nur mit Ausnahme Olshausens, so urlegitimistisch und erzkonservativ, diese von ganz Europa beargwöhnten Männer, die die beschworene Stellung ihres „Herzogs“ in Kopenhagen gegen die dänischen Revolutionäre und damit nur ihr eignes Recht verteidigen wollten, daß die unschlüssigen Ministerien von Berlin und andern Residenzen bei weitem nicht an sie hinanreichten. Übrigens sah gerade Schleiden eine seiner Hauptaufgaben in Frankfurt darin, seinen Landsleuten die sich aufdrängenden demokratischen Freischaren aus Deutschland vom Halse zu halten.

Später war er im Fünfzigerausschusse und ging in dessen Auftrage neben Mathy nach Berlin, um dort Preußens Hilfe und die Verwirklichung der Aufnahme Schleswigs in den Bund zu betreiben. Auf die damalige Verlegenheit der Berliner Regierung gegenüber Frankfurt wirft schon der Anfang seiner Erzählung ein drastisches Licht: „Bei unsrer Ankunft in Berlin am Nachmittage des 14. April war der preußische Ministerrat gerade zu einer Sitzung im königlichen Schlosse vereinigt. Mathy und ich begaben uns dorthin, um anzufragen, wann wir empfangen werden könnten. Erst nach eindringlichem Zureden entschloß sich der etwas hochfahrende Kanzleidiener, unsre Karten, auf welchen wir unserm Namen nur die Worte »Abgeordneter des Fünfzigerausschusses« hinzugefügt hatten, zu dem Ende in das Sitzungszimmer zu bringen. Unmittelbar darauf öffnete er leichenblaß und mit langem Gesicht die Flügelthüren und führte uns zum Ministerpräsidenten Camphausen. Er hatte nicht gewußt, daß der Fünfzigerausschuß auch in der preußischen Hauptstadt ein Schreckgespenst war.“ Die Sendung der beiden Abgeordneten hatte ja zunächst guten Erfolg; besonders leuchtete, wie Schleiden erzählt, Camphausen ihre Bemerkung ein, die schleswig-holsteinische Sache gebe gute Gelegenheit, das in Süddeutschland stark gesunkene Ansehen des Königs durch kräftige Förderung dieser dringlichsten deutschen Angelegenheit wieder zu heben.

Mitte Mai siedelte Schleiden dann als Bevollmächtigter seiner Regierung ganz nach Berlin über. Seine sorgfältigen Mitteilungen und Erörterungen vervollständigen noch mit vielen kleinen Zügen die im ganzen bekannten That-

sachen: die jähen Stimmungswechsel, ja Launen des Königs, das Schwanken der innern und der äußern Politik infolge der häufigen Ministerwechsel und die vielfältigen Beängstigungen durch das Ausland und den Gang der deutschen Verfassungsfrage, die mangelnde Kenntnis der staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogtümer bei vielen leitenden Persönlichkeiten und das allgemeine Mißverständnis über den Charakter ihrer Erhebung. Dem arbeitete der unermüdliche Schleiden kräftig und mit vielen Augenblickserfolgen entgegen. Mehrfach ging er wiederum im Einverständnis mit den preußischen Ministern in seine Heimat, zweimal auch in Wrangels Hauptquartier, als gerade der Abschluß des Malmöer Waffenstillstandes drohte. Dessen Vorverhandlungen waren der Regierung der Herzogtümer und ihren Vertretern in Preußen ängstlich verborgen gehalten worden. Da war es jener alte Haudegen, der dem Grafen Reventlow und Schleiden den Entwurf vom 2. Juli in eigentümlich bieder-pfiffiger Weise zugänglich machte: er ließ sie allein und wies ihnen einen Haufen Zeitungen zum Zeitvertreib an, worunter sie den Entwurf fanden. So erst wurde es möglich, bestimmte Verbesserungsversuche zu unternehmen. Es gelang freilich nur noch bei den militärischen Bestimmungen, im übrigen schloß Preußen oder vielmehr der General von Below, den die letzten Instruktionen nicht mehr erreicht hatten, den Vertrag sogar noch schmachvoller ab, als jener Entwurf vom 2. Juli gelautet hatte. Noch am 29. August versuchte der Ministerpräsident v. Auerswald den schleswig-holsteinischen Bevollmächtigten durch ein beschönigendes Referat hinzuhalten, anstatt ihm den Wortlaut des geschlossenen Vertrages mitzuteilen. Vorgeschichte und Charakter des Vertrages finden in Schleidens Buche die vollste Anstellung und lassen die Kläglichkeit dieser politischen Leistung und Preußens Scham darüber in unverhüllter Deutlichkeit erscheinen.

Über den König bringt der Verfasser noch mancherlei Anekdoten, die zu dem bekannten Bilde von ihm passen. Dem Freiherrn Max von Gagern sagte Friedrich Wilhelm in den Tagen seiner Versprechungen für die Leitung Deutschlands, er sehne den Augenblick herbei, wo er seinem Vetter in Wien wieder das silberne Waschbecken halten könne, und fügte hinzu: „Ich will lieber meine Krone niederlegen, als das Schwert gegen Rußland ziehen, werde auch nie den goldnen Reif auf meine Stirn drücken; der gebührt meinem Vetter von Österreich, der das heilige Öl schon empfangen hat.“ Dem Freiherrn Heinrich von Arnim, von dem eine Anzahl dieser Mitteilungen stammt, befahl er am 3. Mai sogar, „ohne Rücksprache mit seinen Kollegen im Ministerium dem Bundestage zu melden, daß Seine Majestät die deutsche Kaiserkrone an das Haus Österreich übertrage. Als der Minister das mit dem Bemerken ablehnte, daß er lieber auswandern würde, weil er keinem Könige von Preußen dienen könne, der sich freiwillig Österreich unterwerfe, erhielt er die zornige Antwort: »Das ist der verfluchte preußische Dünkel!« Der König wollte nichts

von der Verantwortlichkeit seines Ministers des Auswärtigen wissen und entschloß sich erst am folgenden Tage, den übrigen Fürsten gegenüber rücksichtlich der Oberhauptfrage eine abwartende Stellung einzunehmen, als sämtliche Minister sich mit Herrn von Arnim einverstanden erklärten." Gegen Usedom äußerte der König, Arnim leide an der deutschen Lustseuche. Das Jahr darauf, bei der Ablehnung der Kaiserwürde, erzählte der Prinz von Preußen dem als Reichskommissar in der schleswig-holsteinischen Sache fungirenden Frankfurter Abgeordneten Stedmann, er habe am Vormittage des 3. April um elf Uhr noch nicht gewußt, was sein königlicher Bruder um zwölf Uhr der Abordnung der Nationalversammlung antworten würde. Und während der König gelegentlich den Personen gegenüber, die wegen der Herzogtümer Audienz hatten, mit keinem Worte der Angelegenheit, um deretwillen sie kamen, und überhaupt Schleswig-Holsteins erwähnte, erklärte er Stedmann sogar seine Zuneigung für den dänischen König und seinen Verdruß über die Charakterfestigkeit der Schleswig-Holsteiner.

Mit noch bestimmtern und schärfern Strichen vermag der Verfasser natürlich die Porträts der damals leitenden Beamten von Berlin zu zeichnen, mit denen er selber in häufige amtliche und sich anschließende persönliche Berührung kam. So findet man in dem Buche vieles über Camphausen, Heinrich von Arnim, Schleinitz, Auerswald, Pfuel, den Grafen Bülow, ferner über die fremden Gesandten und die deutschen und preußischen Parlamentarier. Auch die Volksmänner und Straßenpolitiker reizten die Neugier und die belustigte Aufmerksamkeit unsers äußerst lebhaften und in Bekanntschaften und Erlebnissen geradezu sammlerisch gewinnsüchtigen Diplomaten. Seinem hervorragenden Talente, immer „dabei zu sein," verdanken wir eine Anzahl höchst anschaulicher und pikanter Szenen, die mehr als die ausgedehnteste Beschreibung in die damalige Berliner Gesellschaft, in den Parlamentstrubel und mitten in die Politik der Gasse und der Barrikade versetzen. Das einemal wollten sie den Verfasser und seinen Landsmann, den Zoologen Professor Peters, sogar als „Reaktionärs" an die Laterne knüpfen. Köstlich ist geschildert, wie bei dem Sturme auf Auerswalds Ministerhotel am 21. August, als man hört, wie der Pöbel unten die Hausthür sprengt und eindringt, die Gäste des Ministers, soweit sie nicht lieber hinterwärts entflohen sind — natürlich bleibt Schleiden wieder dabei — wenigstens ihre Paletots anziehen, um etwas mehr gepolstert zu sein, und wie sich der belgische Gesandte Baron Rothomb mit seinem Spazierstöckchen nach der Saalthüre zu auslegt und mit gepreßter Stimme sagt: Eh bien, messieurs, mettons nous en position!

Selbstverständlich kannte Schleiden auch Varnhagen von Ense. Er wußte von ihm manche, aus guter oder trüber Quelle geflossene wichtige Nachricht zu ziehen, hütete sich aber seinerseits vor dem Allerweltskrämer umso mehr,

als er ihn bei dem ersten Besuche gerade in sein unermeßliches Tagebuch stoppelnd getroffen hatte. Auch Bunsen lernte er kennen, als dieser Anfang August 1848 vorübergehend nach Berlin kam. Der Ritter, den seine Doppelstellung als Reichsbevollmächtigter und preußischer Gesandter in London oft genug in Konflikte brachte, hatte sich eben, unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin, wieder einmal für den „preußischen Staatsdiener" entschieden und die Quittung dafür in des Königs „mit innig vergnügtem Gesicht" geäußerten Worten empfangen, daß man ihn nicht „vergeuden" werde. Diese Wendung konnte Schleiden sogar von außen beobachten. „Als ich ihm am Morgen des 3. August meinen ersten Besuch machte, empfing er mich im schwarzen Rock mit Nankingweste und -Pantalons und einem schwarz-rot-goldnen Uhrbande. Am 5. hatte er letzteres bereits mit einem schwarz-weißen vertauscht, statt der gelben weiße Unterkleider angelegt. Diese Metamorphose erschien mir ebenso charakteristisch für ihn, wie der sehr geschickte Schritt, durch welchen er sich im Frühjahre unter den durch die Revolution völlig veränderten Verhältnissen als Diplomat möglich zu erhalten verstanden hatte. Damals empfahl er sich in einem nach Schleswig-Holstein gerichteten Privatbriefe als advocatus patriae in partibus infidelium und sprach den Wunsch aus, in den Herzogtümern in das deutsche Parlament gewählt zu werden. Als er infolge hiervon im vierten schleswigschen Wahldistrikt gewählt ward, nahm er diese Wahl durch ein Schreiben an das Wahldirektorium vom 18. Mai mit dem Hinzufügen dankend an, daß er durch die Verhandlungen über die Sache der Herzogtümer, für deren »gerechte Forderungen« er warme Wünsche aussprach, abgehalten werde, »sogleich in diesem Augenblick jenem Rufe zu folgen.« Er nahm jedoch niemals seinen Sitz in der Nationalversammlung ein und sagte mir jetzt, daß er zwar gern auf kurze Zeit nach Frankfurt gehen würde, das jedoch nicht thun könne, da niemand zween Herren zu dienen vermöge, wenn diese nicht d'accord sein."

Die Dinge, wie wir sie hier herausgepflückt haben, machen natürlich nicht die Hauptsache des inhaltreichen und anziehenden Buches aus. Sein Schwerpunkt liegt in der aktenmäßigen Darlegung und der sachkundigen, gewissenhaften Erörterung der politischen Verhandlungen in Berlin, Frankfurt, London, Malmö und Kopenhagen und der Regierungsführung in den Herzogtümern selbst. Die Haltung Preußens erfährt da oft genug bittere, aber gerechte Kritik; auch die Aufdeckung der zum Teil schmählichen dänischen Ränke hält sich von jeder Leidenschaftlichkeit fern. Bei der besondern Scharfsichtigkeit des Verfassers für die Schwächen von Freunden wie Gegnern verdient es geradezu Bewunderung, wie außerordentlich rechtlich und wacker sich nach seiner genauen und auch bei Personen vorurteilsfreien Darstellung die verschiednen auf einander folgenden Regierungen der Herzogtümer (die „provisorische," die „gemeinsame" und die Statthalterschaft) in all ihren Schwierigkeiten und Be-

drängnissen benommen haben. Sie haben jederzeit Loyalität, Dankbarkeit und Zuverlässigkeit der Politik selbst vorangestellt und es doch in der Politik immer noch so gut gemacht, als es nach Lage der Dinge überhaupt möglich war.

Auf die Kriegsereignisse geht der Verfasser nur ein, so weit er dabei Augenzeuge war. Bei dem denkwürdigsten dieser Ereignisse, dem weltbewegenden Tage von Eckernförde, war er gerade wieder dabei und schildert diese herzerhebende Begebenheit mit höchster Anschaulichkeit, dann auch das plötzliche erschütternde Ende des Dramas. Es war Abend und dunkel geworden, die eroberten Schiffe lagen in der Bucht, Schleiden und sein Gefährte Lorentzen wollten gerade nach Schleswig zurückfahren, um der Regierung die große Botschaft zu bringen, und stiegen den Hügel hinauf. Da erfolgte, gerade als beide sich auf das schnelle Krachen von ein paar Schüssen hin umsahen, die fürchterliche Explosion. „Der Christian VIII. flog in die Luft. Die Dunkelheit wich plötzlich größter Tageshelle. Eine ungeheure schwarze Rauchwolke schwebte über dem Ganzen. Brennende Balken und Masten bildeten riesige Sterne darin, und die in der Luft krepirenden Bomben durchzuckten wie Blitze, denen der Donner unmittelbar folgte, diese Wolkenmasse. Es war ein unbeschreiblich großartiger, furchtbar schöner Anblick!"

Noch schulden wir dem Verfasser ein Wort, um seiner persönlichen Glaubwürdigkeit auch an dieser Stelle zu öffentlicher Genugthuung zu verhelfen. Das Koburgische Memoirenwerk hat diese Glaubwürdigkeit etwas erschüttert. Da heißt es nämlich in einem wörtlich abgedruckten Briefe Schleidens, der Herzog habe zwei Stunden im Kugelregen ausgehalten. Da nun längst durch die von Professor Jansen in Kiel gegebnen Nachweise das heldenmütige Benehmen des Herzogs schmerzlich herabgedrückt worden ist, so mußte der einzige Zeuge, an den sich der Herzog hält, in etwas eigentümlichem Lichte erscheinen. Dagegen wehrt sich nun Schleiden, was man ihm nicht verdenken kann, und zwar folgendermaßen: „Herzog Ernst II. von Koburg hat mir die Ehre erwiesen, Auszüge aus zwei Briefen, welche ich demgemäß in jener Nacht und am folgenden Tage über das Ereignis an unsern Vertreter in London, Dr. K. Sammer, richtete, in seinen Denkwürdigkeiten (Band I. S. 400 ꝛc.) abzudrucken. Als ich dieselben las, erschien es mir undenkbar, daß ich mich in solcher Weise, wie es dort geschehen, über die persönliche Tapferkeit des Herzogs, welcher danach zwei Stunden im Kugelregen gehalten haben und dem ein Pferd totgeschossen sein sollte, ausgesprochen haben könne, da der mir von dem Verhalten Sr. Hoheit gebliebene Eindruck ein ganz andrer war. Ich erbat mir deshalb von der Familie meines inzwischen verstorbnen Freundes die noch vorhandnen Originale jener Briefe und erhielt dadurch den Beweis, daß meine Erinnerung mich nicht getäuscht hatte. In meinem Briefe vom 5. April hatte ich geschrieben: »Der Herzog hat, wie er uns erzählte, vier Stunden im Kugelregen gehalten, und ist ihm ein Pferd totgeschossen.« Se. Hoheit hat

es für gut befunden, in dem veröffentlichten Auszuge die Worte: »wie er uns erzählte« auszulassen und die 4 in eine 2 umzuwandeln.“ Von so etwas ahnte man bei allem Mißtrauen gegen diese Memoiren doch nichts. Schleiden weist ferner aus Erkundigungen bei dem wirklichen Helden des Tages, Hauptmann von Jungmann, und andern nach, „daß außer den beiden Pferden der Nassauer Batterie, welche ich neben mir fallen sah, überhaupt kein Pferd, also auch keines Sr. Hoheit totgeschossen ist. In gleicher Weise ward unzweifelhaft festgestellt, daß der Herzog, nachdem die feindlichen Schiffe die Einfahrt in die Bucht forcirt hatten, Eckernförde bald verlassen und, weil die Landstraße längs des Strandes dem Feuer zu sehr ausgesetzt war, mit seinem Adjutanten den weiten Umweg um das Windebyer Noor herum in fluchtartiger Eile zurückgelegt hatte. Auf diesem Ritt war der Herzog in einen Sumpf oder eine überschwemmte Wiese geraten, was es erklärlich macht, daß er, um die Kleider zu wechseln, zunächst nach seinem entfernten Hauptquartier in Gettorf zurückkehrte. Allgemeines Staunen hatte es nur erregt, daß Se. Hoheit sich erst am späten Nachmittag, als der Kampf vorüber war, abermals in Eckernförde zeigte.“ Den Oberbefehl an dem Tage von Eckernförde hatte niemand anders als Jungmann, und dieser stand nicht etwa unter dem Herzog, sondern unter dem Kommando des Generals von Bonin.

Auch das Pflaster, das der alte Politiker nach all diesen Erörterungen schließlich streicht, ist nicht übel: „Das warme Interesse, welches Herzog Ernst zu allen Zeiten meinem engern Heimatlande bewiesen hat, sichert Hochdemselben für immer die dankbare Anerkennung jedes Schleswig-Holsteiners. Deshalb wird denn auch ein jeder es gern übersehen, daß der Herzog den sehr begreiflichen Aufmerksamkeiten, welche die Statthalter und die Bevölkerung ihm, als dem einzigen regierenden deutschen Fürsten, welcher in dem damaligen Kriege ein kleines Kommando führte, erwiesen, sowie diesem untergeordneten Kommando in seinem Werke eine Bedeutung beilegt, welche dieselben nicht hatten und nicht haben konnten, und daß er, da seine Stellung ihm keine Gelegenheit zu eingreifender Thätigkeit und zu genauer Beobachtung der wirklichen Zustände bot, über diese und die wahre Stimmung des Landes manche schiefe Urteile fällt.“

Schleiden bewältigt die oft etwas bedrohliche Fülle der Akten mit gutem Geschick und versteht, sobald er in freieres Fahrwasser einlenken kann, hübsch zu erzählen.*) Seinen Landsleuten nicht minder wie der Geschichtswissenschaft und aller patriotischen Teilnahme an der Vorgeschichte der deutschen Einigung hat er mit seinem Buche einen wichtigen Dienst geleistet, sodaß wir der wohl bald zu erwartenden Fortsetzung mit Spannung entgegensehen.

*) Über die rein stilistische Seite seiner Darstellung wird sich der erfahrne Grenzbotenleser aus den mitgeteilten Proben wohl selbst ein Urteil bilden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Trunksuchtsgesetz. Die Bemerkungen über diesen Gegenstand in Nummer 41 fußen doch wohl auf einem zu kleinen Beobachtungsfelde. Es heißt da: „Hätten sich die Herren [die Teilnehmer am Kölner Juristentage] in ihrem Leben auch nur einmal acht Tage auf einem westpreußischen Dorfe oder überhaupt in einem Dorfe aufgehalten, so würden sie wissen, daß zwei Gewohnheitssäufer, besonders wenn ein jüdischer Krugwirt dahinter steckt, vollständig ausreichen, um ein ganzes fleißiges, sparsames und glückliches Dorf in eine verpestete Brutstätte fauler, sittenloser, verlumpter Bewohner zu verwandeln.“ Ich habe nun fast mein ganzes Leben teils auf Dörfern zugebracht, teils in kleinen Städten, die in lebhaftem Verkehr mit dem Dorfe stehen, habe jedoch dabei die Wahrnehmung gemacht, daß zwei Lumpen gewöhnlich — als Lumpen verachtet werden, aber niemanden anstecken. Ich kenne die ländlichen Verhältnisse ziemlich genau in Schlesien, in einem anstoßenden Kreise der Mark Brandenburg und in Baden. Der schlesische Bauer ist kein solches Kind, daß er sich „verführen“ ließe, sondern ein verständiger und tüchtiger Mann, der es ernstlich übel nimmt, wenn man ihn als Kind unter Vormundschaft stellen will und etwaige derartige Versuche mit oppositionellen Wahlen zu beantworten pflegt. In Oberschlesien rechts von der Oder, wo der Großgrundbesitz vorherrscht, war die polnische Bevölkerung, der es ja auch mehr als der deutschen an Umsicht und Selbstbeherrschung fehlt, eine Zeitlang in Trunksucht versunken. Die Schuld daran trugen die elenden wirtschaftlichen Verhältnisse, die Hungersnöte und die jüdischen Kneipwirte (im übrigen Schlesien giebt es solche nicht). Das Übel ist ohne Straf- und sonstige Gesetzgebung längst gehoben worden durch die von Geistlichen gestifteten und geleiteten Mäßigkeitsvereine, durch die Bemühungen der Volksschule, noch mehr aber durch Hebung der wirtschaftlichen Lage des Landes, die den Arbeitern eine etwas menschlichere Lebensweise ermöglicht. Die Not ist zwar stellenweise immer noch groß, und in den Industriebezirken herrscht jene Roheit, die nun einmal nicht überwunden werden kann, wo hunderttausende mit grober, schwerer und schmutziger Arbeit beschäftigter Menschen zusammengedrängt wohnen, aber ein Volk von Trunkenbolden sind die polnischen Oberschlesier nicht mehr; das werden die sächsischen Gutsbesitzer bezeugen. In den badischen Weindörfern ist jeden Sonntag die ganze Bevölkerung angeheitert und manchmal etwas mehr als das. Aber das zu verhindern würde kein Strafgesetz imstande sein, die Leutchen trinken ja ihr eignes Gewächs; man müßte denn in jedes Haus vor die Kellerthür einen Gendarmen stellen, und es wäre dann noch sehr die Frage, wie lange der trocken stehen würde. In der Pfalz und im Rheingau wird es wohl ebenso sein. Sind die Westpreußen so ver—en, wie der Verfasser behauptet, so mag man für sie ein Ausnahmegesetz machen, nicht aber das ganze deutsche Volk durch ein Trunksuchtsgesetz beleidigen.

Daß ein solches eine Beleidigung sein würde, ist auch auf dem Juristentage bemerkt worden. Den frivolen Ton, der dort in der Verhandlung über den Gegenstand geherrscht hat, billige ich durchaus nicht, aber sachlich war das, was

gegen den Entwurf vorgebracht wurde, im allgemeinen begründet, namentlich auch die Bemerkung, daß der Entwurf das deutsche Volk zu einem Volke von Trunkenbolden stemple. Es läßt sich schwer verstehen, wie ein Jurist, noch dazu ein recht hochgestellter, darauf antworten konnte, ebensogut könne man sagen, daß ein Gesetz gegen Diebstahl die Deutschen zu einem Volke von Dieben stempeln würde! Diebstahl ist ein Verbrechen, und zur Bestrafung der Verbrechen ist die Strafrechtspflege eben da! Bei allen zivilisirten Völkern und Halbbarbaren werden Diebstahl, Raub, Betrug, Mord, Mißhandlung, Ehebruch und Notzucht bestraft, und nicht das Gesetz dagegen, sondern die hohe Zahl der Übertretungen gereicht einem Volke zur Unehre. Trunksucht aber ist eine Leidenschaft, eine üble Angewohnheit, ein Laster, und gegen solche pflegen Strafgesetze nicht gemacht zu werden; geschieht es dennoch, so müssen aus einer so außerordentlichen Maßregel ungünstige Schlüsse auf den Charakter des betreffenden Volkes gezogen werden. Nicht Diebstahl und Trunksucht sind einander entsprechende Begriffe, sondern einerseits Trunksucht und Unehrlichkeit, Habsucht oder Leichtsinn — und würde gegen eines dieser Laster ein Gesetz erlassen, so würde allerdings das deutsche Volk zu einem unehrlichen, habsüchtigen oder leichtsinnigen Volke gestempelt — andrerseits Diebstahl und solche Thaten, zu denen der einzelne Rausch oder die Gewohnheit des übermäßigen Trinkens Anlaß giebt. Diese Thaten sind aber sämtlich schon mit den bestehenden Gesetzen zu fassen. Nachdem der Paragraph über groben Unfug ein paar Jahre hindurch auf Fälle angewandt worden ist, an die der Gesetzgeber gar nicht gedacht hat, könnte er ja wohl auch in den Fällen angewendet werden, für die er gemacht ist. Vor ein paar Monaten wurde in Breslau ein Mann verurteilt, weil er sich durch Liederlichkeit außer stand gesetzt hatte, für seine Familie zu sorgen, und vor wenigen Wochen in Glatz ein Gastwirt, weil er einen Arbeiter zum übermäßigen Trinken verleitet und ihm auf diese Weise einen Lotteriegewinn abgelockt hatte. Sind demnach genug alte Paragraphen vorhanden, warum will sich da die Regierung das Odium neuer Strafparagraphen aufladen? Denn Straf- und Polizeivorschriften, die sich nicht auf anerkannte Verbrechen beziehen, sondern Handlungen, die bisher als juristisch indifferent galten, erst zu Verbrechen stempeln und so jeden Volksgenossen der Gefahr der Bestrafung aussetzen, machen den Gesetzgeber immer verhaßt. Warum werden die schon vorhandnen Paragraphen so wenig angewandt? Vielleicht, weil die Gefängnisse schon übervoll sind? Sollte dies der Grund sein, dann würden neue Paragraphen erst recht unangewendet bleiben. Dagegen, daß Trunkenheit in Zukunft nicht mehr als strafmildernder Grund behandelt werde, haben wir nichts einzuwenden. In zivilrechtlicher Beziehung ließe sich vielleicht noch manches zur Verhütung von wirtschaftlichem Schaden thun, aber dafür ist der Rahmen eines Trunksuchtsgesetzes zu eng. Ein Mann, der in üppigem Leben andrer Leute Geld durchbringt und dann mit einer Million Schulden durchbrennt, richtet nicht allein seine eigne Familie, sondern auch noch ein paar Dutzend oder ein paar hundert Gläubigerfamilien zu Grunde. Liederlichkeitsschulden aller Art müßten demnach für unklagbar erklärt, und Familien auf ihren Antrag von den Verpflichtungen gegen einen Vater, der nicht Ernährer, sondern Verderber der Seinigen ist, entbunden werden. Die Entmündigung des Trunkenboldes und seine Unterbringung in einem Asyl ist ein Akt der Fürsorge nicht für die Familie (dieser nützt das nur dann, wenn Vermögen vorhanden ist, was bei Branntweinsäufern selten der Fall zu sein pflegt), sondern für den Trunkenbold; mag man den Kerl auf dem Miste verfaulen lassen, wenn nur die Familie das Recht erhält, ihn beim Erscheinen in der Familienwohnung als Hausfriedensbrecher hinauszuweisen! Doch

auf Einzelheiten einzugehen, hat ja keinen Zweck, da es bereits feststeht, daß der Entwurf in sehr veränderter Gestalt in den Reichstag kommen wird; nur die hübsche Bemerkung der „Hamburger Nachrichten," deren Urheber im Sachsenwalde sitzen dürfte, möchten wir allgemeiner Beachtung empfehlen, daß dem Entwurfe nach nicht der bestraft werden würde, der viel trinkt, sondern der wenig verträgt. „Der Unsinn liegt auf der Hand," fügt der Verfasser bei.

Britannien hat allerdings Trunksuchtsgesetze, dafür sind aber die Engländer, Schotten und Iren auch wirklich ein Volk von Trunkenbolden, und die in einem Teile der niedern Bevölkerung seit einigen Jahrzehnten eingetretene Besserung ist nicht den Strafgesetzen, sondern den Gewerkvereinen und Genossenschaften zu danken. Viel Mühe giebt sich die Kapkolonie mit gesetzlichen Maßregeln gegen die Trunksucht. Das Argus annual and South African Directory für 1891 berichtet ausführlich darüber. Im Jahre 1883 wurden neue Intoxicating Liquor Laws erlassen, die bei Ausarbeitung des deutschen Entwurfes benutzt worden sein dürften. Die Zahl der Verurteilungen ist von 1877 bis 1883 von 4545 auf 8349 und bis 1888 auf 10890 gestiegen, die der verurteilten Personen von 3799 auf 7000 und 9628. Im Jahre 1889 wurde zur Untersuchung des Erfolges dieser Gesetzgebung eine Kommission niedergesetzt, deren 1200 Seiten lange Berichte zu dem Ergebnis kommen: nichts Gewisses weiß man nicht. Der Mehrheit scheint es so, als ob die Gesetze gut seien, aber noch lange nicht hinreichten, daß es, um sie wirksam zu machen, noch vieler Verschärfungen und Zusätze, einer viel größern Anzahl von bessern Aufsichtsorganen bedürfen würde, und daß die Abneigung der Bevölkerung die Wirkung der Gesetze vereitle. Der Minderheitsbericht aber sagt es gerade heraus, daß die Trunksucht bei der farbigen Bevölkerung zugenommen habe, und daß, wenn sich die Weißen hie und da gebessert zu haben scheinen, das eben nur Schein sei, indem sie sich jetzt öfter als ehedem zu Hause betrinken. In einigen Bezirken sei allerdings eine augenfällige Besserung eingetreten, sie sei aber nicht den Gesetzen zu danken, sondern der Thätigkeit religiöser Vereine, namentlich der Good Templars, der Gesellschaft vom blauen Bande (Blue Ribbon) und der Heilsarmee. Wie das Verbot des Sonntagsausschanks und der öffentlichen Lustharkeiten die Engländer und Schotten samt ihren Weibern zu stillen Säufern gemacht hat, ist ja wohl allgemein bekannt. Der Haustrunk ist weit gefährlicher als der Wirtshaustrunk, weil er die ganze Familie an den täglichen Branntweingenuß gewöhnt.

Sarreguemines. Die Städte im Elsaß gewähren heute im Vergleich mit der Zeit vor etwa zehn Jahren einen entschieden erfreulichern Anblick. Man hörte zwar auch damals auf den Straßen meistens Deutsch sprechen, aber in Geschäften stellten sich besonders Leute, die jeder Sprache den östlichen Accent aufprägen, an, als ob sie nur Französisch verstünden, und in einzelnen Gasthöfen erfrechte man sich, in Franks zu rechnen. Dergleichen scheint gegenwärtig nicht mehr vorzukommen. Und wenn „Franzosen" namens Weil, Beermann, Wormser und dergleichen noch nicht gelernt haben, wie chemiserie, opticien, brasserie u. s. w. auf deutsch heißen, wenn Ladenmädchen glauben, nach jedem dritten Wort ein M'sieu einschalten zu müssen, wenn in Mülhausen, dem der deutsche Markt längst den französischen ersetzt hat, im Textilmuseum nur französische Aufschriften angebracht sind — so lassen sich solche Dinge dortzulande immerhin eher entschuldigen, als anderswo. Ob es die Bekehrten immer aufrichtig meinen, muß dahingestellt bleiben; Kenner der Verhältnisse meinen, daß man in den Regierungskreisen Ursache habe, vorsichtig gegen Personen zu sein, die plötzlich ein hitziges Deutschtum zur Schau

tragen. Doch erkennen auch sie an, daß die allgemeine Wehrpflicht und der Handelsverkehr mit Deutschland den besten Einfluß haben. Es ist darum ganz erfreulich, im Rheinlande auf Speise- und Waschtischen u. s. w. soviel elsässisches Thongeschirr anzutreffen, aber sehr unerfreulich, daran meistens die Marke Sarreguemines lesen zu müssen. Französlingen, die so unglücklich sind, den Namen Utzschneider zu führen, mag es ein Trost sein, wenn sie sich jener lächerlichen Verzerrung des Namens Saargemünd bedienen, und bei Lieferungen nach Frankreich kann man das als Geschäftskniff gelten lassen. Aber deutsche Abnehmer sollten sich solche Unverschämtheit doch verbitten. Eben so gutes und wahrscheinlich eben so wohlfeiles bedrucktes Steingut kann man ja auch aus andern Fabriken beziehen und so den Herren an der Saar Zeit lassen, sich daran zu gewöhnen, daß dieser Fluß auf seinem ganzen Laufe wieder seinen alten ehrlichen Namen trägt.

Zeitungsehrlichkeit. Das Erinnerungsheft der Grenzboten hat ihren Herausgebern eine große Anzahl Glückwünsche von Freunden und Lesern eingetragen. Auch manche Zeitungen haben ein freundliches Wort für sie gehabt, ein gewisser Teil der Presse aber kann den alten Haß nicht vergessen. Die Vossische Zeitung, der wir, wie allen größern Zeitungen, in der Absicht, ihr eine Aufmerksamkeit zu erweisen, das Heft übersandt hatten, erwähnt daraus nur die Stelle, wo erzählt wird, aus welcher Veranlassung die gegenwärtigen Herausgeber die Leitung des Blattes in die Hand nahmen, und knüpft daran die boshafte Bemerkung, es sei „bedauerlich, daß nicht auch der Inhalt des »Übereinkommens« — mit Dr. Busch — von dem offenherzigen Verleger mitgeteilt würde." Der Verleger schrieb ihr darauf offenherzig, das Übereinkommen sei dahin gegangen, daß Herr Dr. Busch für das Honorar der Grenzboten mitarbeite, und bat die Vossische Zeitung, dies ihren Lesern mitzuteilen und ihm einen Abzug dieser Mitteilung zuzuschicken. Der Gedanke, daß die Vossische Zeitung für sich nicht dieselbe Offenherzigkeit für nötig halte, wie für den Grenzbotenverleger, liegt uns fern; da sie uns aber keinen Abdruck geschickt hat, darf sie es uns nicht übel nehmen, wenn wir sie hier daran erinnern.

Mehr als eine kleine Bosheit, eine plumpe Flegelei und eine Unehrlichkeit dazu hat aber irgend eine andre Zeitung oder Zeitungskorrespondenz für nötig gehalten, in einer Notiz, die in eine ganze Reihe von Blättern und Blättchen übergegangen und dort offenbar mit eben soviel Wonne wie Gesinnungstüchtigkeit mit etlichen Variationen abgedruckt worden ist. Auch diese Notiz knüpft — ohne im übrigen eine Silbe über das Heft zu sagen — an dieselbe Stelle an und giebt mehr oder weniger deutlich der Vermutung Ausdruck, daß sich die Grenzboten damals verkauft hätten. Leute, die selbst für Geld zu haben sind, werden den Adel ihrer Gesinnung stets auch bei andern voraussetzen. Die bewußte Unehrlichkeit und Gemeinheit der Unterstellung tritt aber dadurch klar zu Tage, daß das Erinnerungsheft drei Seiten nach der betreffenden Stelle — da, wo von der Aufnahme, die die politischen Artikel der Grenzboten fanden, die Rede ist — die Bemerkung enthält: „Bezahlt, Reptil und dergleichen zarte Anzüglichkeiten flogen wie spitze Pfeile auf sie ein; daß jemand uneigennützig, mit Überzeugung und Begeisterung für Bismarck eintreten könnte, während sich fast alle Federn auf dem Preßgeflügelhofe, bezahlte und unbezahlte, gegen ihn sträubten, erschien undenkbar, und was die Grenzboten zunächst erduteten, war Haß und Hohn." Diese Stelle hat übrigens auch die Vossische Zeitung ihren Lesern mitzuteilen übersehen. Wir glauben, daß wir sie nur auf dieses Versehen aufmerksam zu machen brauchen, um sie zu veranlassen, daß sie dem genügt, was der Anstand

gebietet, da wir sie für eine anständige Zeitung halten. Bei dem andern Klüngel rechnen wir nicht auf Anstand; wir nehmen hier auch nur von ihm Notiz, nicht weil wir es für nötig hielten, unsertwegen ihm gegenüber auch nur ein Wort zu verlieren, sondern weil es auf andre ein falsches Licht werfen könnte, wenn wir ihn ohne Abfertigung ließen.

Litteratur

Christian Hofman von Hofmanswaldau. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts von Dr. Josef Ettlinger Halle, M. Niemeyer, 1891

Dieses Buch ist die erste eingehende Monographie über das berüchtigte Haupt der zweiten schlesischen Schule. Man hat daran Anstoß genommen, diese Schule mit einem eignen Namen zu bezeichnen, weil sie sich zeitlich nicht scharf von der ersten scheiden lasse und nur eine neue Entwicklungsstufe von ihr darstelle; mit Recht tritt der Verfasser in der Einleitung für den alten Namen ein: die „Ära des Schwulstes“ mit ihren kühnen Metaphern, ihren gewagten Hyperbeln auf der einen, mit ihren epigrammatisch zugespitzten, an Gegensätzen und scheinbaren Widersprüchen reichen Witzeleien auf der andern Seite, wie sie sich etwa seit der Mitte des Jahrhunderts besonders unter italienischem Einfluß entwickelt, steht wegen dieser Eigentümlichkeiten des Stiles sowohl in Hofmanswaldaus „galanter Lyrik“ wie in den Gryphischen und Lohensteinischen Dramen geradezu in Gegensatz zu Opitz und Flemming, den Hauptvertretern der nüchternen ersten schlesischen Schule. Auch der Barockstil ist nur eine Ausartung der Kunst der Renaissance, aber hier, wie in der Dichtung der jüngern Schlesier, ist das neue so eigentümlich, daß die Scheidung auch in der Bezeichnung angemessen erscheint.

Nach einem knappen Überblick über Hofmanswaldaus äußere Schicksale, soweit er sich aus den ziemlich spärlich fließenden Quellen gewinnen läßt, behandelt der Verfasser anschaulich und ausführlich, doch ohne sich kleinlich in Nebendingen zu verlieren, Hofmanswaldaus Dichtungen. Die einzelnen Gattungen seiner Muse werden nach Inhalt und Wesen geschildert: die Übersetzungen von französischen und italienischen Originalen, die geistlichen und ernsten wie die weltlich-erotischen Gedichte, dann die Epigramme und endlich die Heldenbriefe ziehen vor dem geistigen Auge des Lesers vorüber, das dabei die Dinge durch eine geschichtlich-vergleichende Brille zu sehen bekommt. Eine zusammenfassende Betrachtung des absonderlichen Stiles des Dichters und seiner Schule bringt der dritte Abschnitt des Buches, der vierte untersucht die Einwirkungen, die Hofmanswaldau erfahren hat, zuerst die einheimischen, dann die der Franzosen, der Engländer und besonders der Italiener. Ob es berechtigt war, diese Einflüsse noch einmal in einem besondern Kapitel vorzutragen, darüber ließe sich streiten — sie sind alle schon vorher gestreift, zum Teil eingehend behandelt worden —; in dem Aufspüren von einzelnen Anlehnungen ist der Verfasser sicher zu weit gegangen. Wenn Hofmanswaldau von den Rosen auf den Lippen der Geliebten, von dem Schnee, der das Haupt des Alters be-

decke, singt, so braucht er nicht an ähnliche Stellen bei Marino gedacht zu haben, bei dem er allerdings sonst in die Schule gegangen ist. Dagegen vermissen wir unter den einheimischen Vorläufern des Dichters einen Mann, der zwar etwas abseits von der großen Heerstraße steht, aber gerade seines reichen metaphorischen Stiles wegen zu einem Vergleiche mit Hofmannswaldau einlädt, Friedrich Spe. Bei der großen Verschiedenheit beider Dichter in allen andern Dingen fällt die Ähnlichkeit ihres poetischen Stiles umso mehr auf, soweit nur irgend von Ähnlichkeit zwischen den kindlich-volkstümlichen Tönen der demütig sich hingebenden Muse des frommen Jesuiten und dem gespreizten Schwulst des schlesischen Bürgermeisters die Rede sein kann. Die Sprache der Trutznachtigal wimmelt von Bildern. Jesu Arme und Hände heißen die Schwesterlein der Schwanen, seine Augen sind gläserne Bogen, von denen Pfeile die Herzen verwunden, zwei Fensterlein, aus denen süße Flämmlein fliegen, seine Lippen „purpur Schwesterlein," von seiner Stirne fallen „rot Korallen." Die Sonne singt er an „du klares Gold," den Mond „du bester Hirt auf blau gefarbten Weiden"; die Wolke nennt er weichen Schnee, den Schnee „die Winterwoll so rein geschoren," ein Vergleich, den Wernike in seinem Epigramm auf Hofmannswaldau bitter tadelt. Was für den Schlesier die Seide ist, das sind für Spe die Perlen. „Ihr scheinend Perlen klar," so ruft er die Sterne an; „die Morgenperlen rund und weiß" sind der Tau, aber auch den Hagel bedeuten sie (die Perlen voll von Kälte stark geleimet). Wie „Perlen klar aus Orient" schießen ihm die Thränen von den — an andrer Stelle perlenweiß genannten — Augen. Die bezeichnendste Stelle für diese Bildersprache, die alles so sinnenfällig wie möglich zu malen sucht, sind wohl folgende Verse, in denen die „Gespons Jesu" ihren Bräutigam schildert:

Nach Balsam süß und Bisem
Riecht ihm der Atem fein:
Sein Haupt auch raucht und windet (duftet)
Nach Cimmeth und Cibeth: — —
Die Morgenröt erbleichet
Und scheinet gleich dem Kot,
So nur man sie vergleichet
Gen seinen Wänglein rot;
Sonn, Mon han ihm entstohlen
Von seiner Stirnen rein
All ihren Glanz und Strohlen,
Den Gold und Perlenschein.
Corall und Purpurseiden
Gleich jedes auch erwarb
Von seinen Lefzen (Lippen) beiden
Die schöne Rosenfarb;
Ist weiß und rot beineben
Von rotem Traubenschaum,
Den er erpreßt von Reben
Mit schwerem Kelterbaum.
Händ, Füß hat er gefarbet
In ausgepreßtem Wein,
Zu rot hat er verarbet (arbeitet)
So weißes Helfenbein.*)

Sehr naiv mutet es uns an, wenn Spe bei Bildern, die ihm selbst kühn vorkommen mochten, ausdrücklich sagt, daß er jetzt ein Bild gebrauche und was er damit bezeichnen wolle. So singt er von den Füssen:

So pur und rein sie laufen — —
Wers will gar zierlich taufen,
Der nenns geschmolzen Glas,

*) Es ist die Sprache des hohen Liedes, dieses reichsten Urquells üppiger Bildersprache, die sowohl Spe in seinen geistlichen wie Hofmannswaldau und seine Vorgänger und Nachfolger in der weltlichen Lyrik sprechen. Unmittelbar auf einen Vers des hohen Liedes und nicht auf Marinos Alpi d'avorio ist auch Hofmannswaldaus „Libanon von Cedern grüner Lust" zurückzuführen; derselbe Vers und schwerlich Marinos colonne alabastrino hat das Vorbild für die „weißen Marmel-Säulen" des deutschen Dichters abgegeben, er heißt: Seine Beine sind wie Marmelsäulen, gegründet auf güldenen Füßen. Seine Gestalt ist wie Libanon, auserwählt wie Cedern.

und ähnlich wendet er sich an die Himmel:

Auf, auf, Gott will gelobet sein,
Du blaues Feld und Wasen,
Euch Himmel ich dort oben mein, (!)
Ihr Zelt, von Glas geblasen!

An die gewagtesten Umschreibungen Hofmannswaldaus erinnert es, wenn Spe die Katze als die „pelzen Mäusfall" oder das Brot als den Weizenschnee bezeichnet; auch die gesuchten Widersprüche hat er schon, zuweilen gehäuft:

Er mich mit süßem Grimmen
Mit kühlem Brand verwund.
Von kühlem Feuer und Flammen,
Von bittersüßer Glut,
Von Lieb und Leid zusammen
Mir schmelzet Herz und Mut.

Mit dieser Abschweifung beabsichtigen wir nichts weniger, als Spe als ein Vorbild Hofmanswaldaus hinzustellen; sie soll nur zeigen, daß diese gekünstelte Sprache schon vor der Mitte des Jahrhunderts (Friedrich Spe ist 1639 gestorben) auch in Deutschland gebraucht wurde, und daß Hofmanswaldau nicht der Vorwurf zu machen ist, er habe seine Reime mit fremden, mit welschen Federn geschmückt. Das ganze barocke Zeitalter trägt in allen Kulturländern im wesentlichen dieselben Züge, und die Dichtersprache spiegelt sie wieder.

Noch ein Wort über die Darstellung des Verfassers. Er schreibt im ganzen fließend und anschaulich, und der Verfasser der Sprachdummheiten würde sich gewiß darüber freuen, daß nur ganz wenige Relativsätze mit welcher zu beginnen wagen. Doch scheint er etwas von der Zeit angesteckt worden zu sein, die er behandelt. Die brieflichen Rapporte, der mobile Geist unsers Dichters, seine städtische Carrière (so!), die Purgation des Geschmacks und ähnliches erinnern an die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Anstatt von der blumenreichen Poesie der Pegnitzschäfer zu sprechen, fällt er denn auch reizend mit einem Fremdwort hinein und macht sich über ihre blümerante (!) Zierlichkeit lustig. Schlimmer als das sind Sätze wie die folgenden, die unklares Denken verraten: Seine Wohlthätigkeit galt als stadtbekannt. — Von seiner Polyhistorie geben nicht sowohl seine Zeitgenossen Zeugnis, als auch seine eigne Vorrede. Wehe dem Tertianer, der ein non tam — quam etiam verbräche! Das Druckfehlerverzeichnis zu dem Buche hätte viermal so lang werden müssen, wenn es mit der Sorgfalt durchgeführt worden wäre, mit der es begonnen worden zu sein scheint.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Sozialdemokraten in Erfurt

Die Spaltung, die Haltung des Parteivorſtandes und das neue Programm — das ſind die drei Erſcheinungen auf dem letzten Sozialdemokratenkonzilium, die ein wenig erwogen werden wollen. Daß Parteien gasförmiger Natur zu ſein pflegen und auf die Dauer nur durch äußern Druck zuſammengehalten werden, iſt eine alte Erfahrung. Wann die Sozialdemokraten anfangen würden, ſich zu ſpalten, war alſo nach Aufhebung des Ausnahmegeſetzes nur eine Frage der Zeit, und Auerbach, der Führer der Jungen, hatte ganz recht mit dem naiven Geſtändnis, das ihm in der konſtituirenden Verſammlung ſeiner Berliner Geſinnungsgenoſſen am 20. Oktober entfuhr: die jetzige Freiheit ſei der Partei weit gefährlicher als die frühere Unterdrückung. Die Spaltung geht nun ſo naturgemäß wie möglich vor ſich. Nach links hin zerren die Ungeduldigen, die Hitzköpfe, die verbohrten Theoretiker, die Fanatiker, die ihr Paradies binnen Jahr und Tag fertig haben wollen und nach ſo kleinlichen Dingen wie Zahlen, Machtverhältniſſen und Möglichkeiten nicht fragen. Nach rechts hin zieht Herr von Vollmar, der für das ihm in nebelhafter Ferne ſchwebende Paradies nur noch platoniſch ſchwärmt und, um es mit den Worten ſeiner Gegner auszudrücken, die revolutionäre Proletarierpartei in eine die gegenwärtige Geſellſchaftsordnung anerkennende, für die Beſſerung der Lage der Arbeiter wirkende „opportuniſtiſche“ oder „poſſibiliſtiſche“ Demokratenpartei verwandeln will. Wie viel oder wie wenig „Genoſſen“ den Mut finden werden, ſich um die ausgeſchloſſenen Oppoſitionsführer zur Gründung einer neuen Partei zu ſcharen, bleibt abzuwarten. Vollmar und ſeine Baiern ſind nicht exkommunizirt worden, und das bedeutet, daß der Parteitag vor ihnen die Segel geſtrichen hat.

Bebel und Liebknecht mögen mit Worten dagegen proteſtiren, ſo viel ſie wollen, thatſächlich haben ſie längſt den Boden betreten, auf dem Vollmar ſteht. Es iſt daher gar nicht zu verwundern, daß dieſer, wie Auerbach klagte, „ſo ganz anders behandelt wird“ als die Oppoſition. So kühn auch Bebel und Genoſſen bei jeder Gelegenheit verkündigen, daß ſie dem Proletariat die politiſche Macht erobern wollen, ſo unterlaſſen ſie es doch niemals, vorſichtig und beſcheiden daran zu erinnern, wie weit ſie noch von dieſem Ziele entfernt ſind. Vor dem Worte Anarchiſt bezeugen ſie einen ſo unverſtellten Abſcheu, wie ihn nur ein richtiger Bourgeois empfinden kann; jeden Aufruhrverſuch nennen ſie Wahnſinn und jeden, der zu einem ſolchen Luſt hat, einen Kindskopf, und warnend prophezeien ſie, daß die Genoſſen, wenn ſie wirklich ſo toll ſein ſollten, wie Spatzen zuſammengeſchoſſen werden würden. Nur auf geſetzlichem Wege könne man ſich allmählich dem Ziele nähern. Freilich, ſagte Liebknecht in der Verhandlung am 16. den Jungen, „können nicht alle Fragen auf dem Wege der Geſetzgebung gelöſt werden, aber zeige man uns doch einen andern Weg! Ich ſehe nur noch den der Gewalt, und dieſer führt zum Anarchismus, und den gehen wir nicht mit!“ Ja Bebel geruhte ſogar, ſich zu einer halb und halb patriotiſch klingenden Äußerung herabzulaſſen: „Wir ſind vor allen Dingen Deutſche, greift man unſer deutſches Vaterland an, ſo ſind wir daran ebenſo intereſſirt wie die herrſchenden Klaſſen.“ Ganz gewiß iſt Bebel ſehr ſtark intereſſirt, denn wenn er auch noch nicht erſter Klaſſe fährt wie Singer und ſich noch nicht ſo feiner geſellſchaftlicher Verbindungen erfreut wie Herr von Vollmar, ſo iſt er doch ein gutſituirter Bourgeois und zärtlicher Familienvater. Er weiſt demnach auch den Vorwurf Vollmars zurück, er habe auf den nahen Krieg ſpekulirt, von dem er den „großen Kladderadatſch“ erhoffe. Wir glaubens ihm; er iſt gewiß ſo weit wie wir davon entfernt, einen großen Kladderadatſch zu wünſchen, denn über die Jahre und die Lagen, wo man eine kindiſche Freude daran hat, wenn alles drunter und drüber geht, iſt er glücklich hinaus. Wenn er in Volksverſammlungen den nahen Zuſammenbruch der „verrotteten Geſellſchaft,“ der kapitaliſtiſchen Wirtſchaft prophezeit, ſo geſchieht es nur, um die „Kindsköpfe“ warm zu halten. Das hat er in der Sitzung am 19. ſelbſt eingeſtanden. Begeiſterung, ſagt er da, iſt es, was wir vor allem brauchen; wie ſollen wir aber die Leute begeiſtern, wenn wir, wie Vollmar will, ihnen ſagen, das Ziel liege in weiter Ferne? Darin hat Bebel Recht; nichts iſt geeigneter, die Maſſen zu entflammen und fortzureißen, als der feſte, der fanatiſche Glaube an die nahe Verwirklichung eines phantaſtiſch großartigen Zieles. Die Sache hat nur einen Haken: zündet die Begeiſterung, ſo mögen die „Kindsköpfe“ nicht länger ſtillſitzen und abwarten, ſondern ſchlagen los und laſſen ſich wie die Spatzen totſchießen. Gelingt es aber, ſie zu zügeln, und dauert die Geſchichte zu lange, ſo ſchwindet mit dem Feuer der Begeiſterung auch der Glaube. Da nun die

Parteileitung das zweite Übel als das kleinere vorzieht, so wird ihr nichts übrig bleiben, als den von Vollmar empfohlenen Weg einzuschlagen, den sie ja nach ihrem eignen Geständnis eigentlich bereits betreten hat, wenn auch widerwillig, zögernd und mit allerlei Vorbehalten und Verwahrungen. Die Fraktion, sagte Molkenbuhr in seinem Bericht am ersten Beratungstage, stehe nicht auf dem Standpunkte der Opposition, die es table, daß man sich vor der Hand mit kleinen Fortschritten in der Verbesserung der Lage der Arbeiter begnüge. Die Fraktion habe es für ihre Pflicht gehalten, auch kleine Vorteile anzunehmen, ohne dabei das letzte Ziel aus den Augen zu verlieren. Damit ist der unheilvolle Grundsatz aufgegeben: es muß erst ganz schlecht werden, damit wir es dann durch allgemeinen Umsturz mit einem Schlage gutmachen können. Hoffen wir, daß die Herren mit der „neuen Taktik" Ernst machen, in den Volksvertretungen weniger nörgeln und mehr mitarbeiten als bisher! Auch einige Änderungen des Programms enthalten Zugeständnisse in demselben Sinne. Den beiden vorjährigen Zugeständnissen, daß man die Religion für Privatsache erklärte und die Redensart vom „ehernen Lohngesetz" fallen ließ, sind diesmal zwei weitere gefolgt. Die „reaktionäre Masse" ist gestrichen worden. Der Ausdruck, sagte Liebknecht, sei zwar in einer Agitationsschrift zulässig, aber nicht in einem Programm, denn er sei ungenau. Erstens bildeten die Gegner keine gleichartige Masse, und zweitens sei das Wort reaktionär ein unwissenschaftliches Wort, weil es der bestimmten Bedeutung ermangle. Das andre Zugeständnis machte Liebknecht allerdings nur für seine Person. Den Streit darüber, ob die sozialistische Gesellschaft noch einen Staat kennen würde, äußerte er bei der Erläuterung des Programms, halte er für einen bloßen Wortstreit; was sei denn der Staat anders als eine Ordnung oder Organisation? Sehr richtig! Gelänge es in diesem Augenblicke, die sozialistische Gesellschaftsordnung zu verwirklichen, so würden wir in Deutschland eine Republik haben mit Herrn Bebel als Präsidenten und Herrn Liebknecht als Minister der öffentlichen Arbeiten. Ohne Finanzminister würde es nicht drei Tage gehen (ob dieser Beamte den für die Gemeinschaft erforderlichen Anteil am Nationalprodukt in Geldform oder in natura einzöge, das würde am Wesen seines Amtes nichts ändern), und nach und nach würden sich die übrigen Ministerien einstellen, das Kriegsministerium vielleicht zu allererst, denn die Nachbarn würden nicht säumen, sich bei dem großen Freudenschmause des reich gewordnen Proletariats zu Gaste zu bitten und die neue Ordnung auf ihre Festigkeit zu prüfen.

Das neue Programm beginnt mit einem kurzen Abriß der volkswirtschaftlichen Lehren des Sozialismus. Zuerst wird dargelegt, wie die gegenwärtige Entwicklung darauf abziele, den Kleinbetrieb zu zerstören, den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln zu trennen, die Früchte der durch die Maschinen gesteigerten Produktivität verhältnismäßig wenigen Großkapitalisten zuzuwenden

und das Dasein der sich stetig mehrenden besitzlosen Arbeiter immer unsichrer und elender zu machen. Das ist nichts andres, als was auch Rodbertus sagt, und was wir selbst in diesen Heften oft genug gesagt haben. Auch folgenden Satz können wir mit Vorbehalt unterschreiben: „Das Privateigentum an Produktionsmitteln, das ehedem das Mittel war, dem Produzenten das Eigentum an seinem Produkt zu sichern, ist heute zum Mittel geworden, Bauern, Handwerker und Kleinbürger zu expropriiren und die Nichtarbeiter — Kapitalisten, Großgrundbesitzer — in den Besitz des Produkts der Arbeiter zu setzen." Wir unterschreiben ihn natürlich nur mit dem Vorbehalt, daß die Zahl der kleinen Besitzer, die selbst arbeiten und sich demnach des Genusses ihres vollen Arbeitsprodukts erfreuen, Gott sei Dank noch groß ist, daß es genug Kapitalisten giebt, die nicht als müßige Rentenempfänger leben, sondern als Unternehmer und Leiter arbeiten, und darunter wieder viele, die den gemeinsamen Arbeitsertrag mit ihren Arbeitern nach einem gerechten und billigen Maßstabe teilen, und daß es nicht an gesetzlichen Mitteln fehlt, dem Expropriationsprozeß, wo er wirklich nach dem sozialistischen Programm vor sich geht, Einhalt zu thun. Mit diesem dreifachen Vorbehalt ist schon der Punkt angedeutet, wo wir uns von dem sozialistischen Programm trennen. Marx hatte sich als Hegelianer in den Glauben verrannt, der eingeleitete Expropriationsprozeß müsse in allen Kulturstaaten bis zur gänzlichen Vernichtung des kleinen und mittlern Besitzes fortschreiten; dann werde die Wirtschaft mit Privatkapital durch die „Expropriation der Expropriateure" plötzlich ins Gegenteil, in die Wirtschaft mit Gemeinbesitz umschlagen. So reinlich und radikal vollziehen sich aber die weltgeschichtlichen Umschläge nicht. Weder ist an eine gänzliche Vernichtung des Kleinbesitzes noch an eine durchgreifende Verdrängung des Privatbesitzes durch den Gemeinbesitz zu denken. Sondern die Völker sind verständig genug, durch Maßregeln zur Befestigung und Wiederherstellung des Kleinbesitzes und durch Einführung von Gemeinbesitz (z. B. durch die Eisenbahnverstaatlichung) der Katastrophe vorzubeugen. Demnach ist es ein Irrtum, wenn das neue Programm in Übereinstimmung mit dem alten die Verwandlung des Privatbesitzes in den Gemeinbesitz und der Einzelproduktion in die Gesellschaftsproduktion als das einzige und unfehlbare Heilmittel für alle sozialen Nöte empfiehlt.

Daß „die Interessen der Arbeiterklassen in allen Ländern mit kapitalistischer Produktionsweise die gleichen" seien, wie es weiter in dem ersten theoretischen Teile des Programms heißt, wird leider bis zu einem gewissen Grade so lange richtig bleiben, als das Großkapital international ist und die Volkswirtschaft von der Weltwirtschaft abhängt. Freilich pflegen bei den Arbeitern der übrigen Nationen, namentlich bei den französischen, in jedem Konflikt zwischen den Interessen des internationalen Proletariats mit denen der Nation die erstern hinter die letztern zurückzutreten, und wie schön wäre es, wenn wir

dem deutschen Arbeiterstande dasselbe nachrühmen könnten; diesen jedoch patriotischer zu machen, ist leider das Verhalten des deutschen Großkapitals wenig geeignet. Man braucht weder Proletarier noch Sozialdemokrat zu sein, um sich von der „nationalen Wirtschaftspolitik" jener Herren angewidert zu fühlen, die sich einen Teil ihrer Erzeugnisse von ihren deutschen Landsleuten teuer bezahlen lassen, um den andern Teil im Auslande desto billiger verkaufen zu können.

Die sozialdemokratische Partei glaubt, wie es weiter heißt, ihr soziales Programm nicht durchführen zu können, wenn sie nicht die politische Macht erlangt. Das stimmt schlecht zu dem vorgeschützten Glauben, der Kapitalismus müsse auf dem Wege der natürlichen Entwicklung von selbst in den Sozialismus umschlagen. Doch wollen wir darüber mit den Herren nicht rechten; es liegt in der Natur thatkräftiger Menschen, daß sie der Entwicklung ein wenig nachzuhelfen bemüht sind. Für die Zeit, wo sie die Macht, d. h. also doch allermindestens die Mehrheit im Reichstage haben werden, stellen sie in dem zweiten, praktischen Teile ihres neuen Glaubensbekenntnisses ein politisches Programm auf. Es ist ein Programm für Kindsköpfe, denn nur solche können glauben, daß eine ultrademokratische Verfassung, die allenfalls für das Bauern- und Hirtenvölklein von Uri paßt, in einem modernen Großstaate durchgeführt werden könne. Da Herr Bebel an diesem Verfassungsentwurfe mitgearbeitet hat, so versteht sichs von selbst, daß darin die hochkomische Zuthat der politischen Gleichberechtigung der Frauen nicht fehlt. Über einige der Punkte, die dann noch „zunächst zum Schutze der Arbeiterklasse" gefordert werden, wird sich reden lassen, da es sich dabei nur um ein Mehr oder Weniger von Maßregeln handelt, deren Berechtigung und Notwendigkeit allerseits grundsätzlich zugestanden werden. Einige andre Forderungen halten wir für unbedingt verwerflich. Wir heben nur eine hervor, weil sie ein grelles Licht auf die innere Verwandtschaft der Sozialdemokratie mit dem Liberalismus wirft: „Rechtliche Gleichstellung der landwirtschaftlichen Arbeiter und der Dienstboten mit den gewerblichen Arbeitern; Beseitigung der Gesindeordnung." Es wäre interessant, zu sehen, wie sich ein Liberaler anstellen würde, wenn er diese Forderung zurückweisen sollte. Auch die in den Verhandlungen zu Erfurt oft wiederkehrende Betenerung der gemäßigten Sozialdemokraten, womit sie die Fanatiker zu beschwichtigen suchten, daß sie ja gar nicht daran dächten, sich der Regierung und den herrschenden Parteien für etwaige arbeiterfreundliche Gesetze zu Dank verpflichtet zu fühlen, entspricht streng dem zuerst von Adam Smith förmlich zum Dogma erhobnen liberalen Grundsatze, daß im politischen und wirtschaftlichen Leben nur die Selbstsucht walten dürfe.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem schon oft ausgesprochnen, wenn auch begreiflicherweise von den Liberalen heftig bekämpften Satze, daß der Sozialismus das Kind des Liberalismus sei. Uns können sie es nicht

übel nehmen, denn wir machen ihnen keinen Vorwurf daraus. Halten wir doch die großen Parteien für notwendige und berechtigte Gebilde, und einer von ihnen aus den unliebsamen Folgen, zu denen die strenge Durchführung ihrer Grundsätze führt, einen Vorwurf machen, das wäre unsrer Ansicht nach ungefähr ebenso gescheit, wie wenn man den Löwen unmoralisch nennen wollte, weil er kein Gras frißt, oder den Sturm, weil er den Feuerfunken weiter trägt. Indem der Liberalismus die Stände und Korporationen zerstört und jeden Einzelnen ausschließlich auf seine eigne Kraft verweist, führt er zur Herrschaft der wenigen Starken, Klugen und vom Glück begünstigten über die unbeholfene Masse, die dann schließlich, nachdem sie sich der Macht der großen Zahl bewußt geworden ist, gegen jene wenigen gemeinschaftliche Sache macht, sodaß also, soviel am Liberalismus liegt, die Weltgeschichte wirklich nach dem Programm von Marx verlaufen müßte. Und indem der Liberalismus alle patriarchalischen Herrschafts- und knechtischen Abhängigkeitsverhältnisse löst und alle männlichen Wesen, die ein gewisses Alter erreicht haben — die richtige Grenze ist schwer zu finden —, für gleichberechtigte Staatsbürger und den Willen der Mehrheit für Gesetz erklärt, erklärt er damit zugleich die Proletarierherrschaft für berechtigt und selbstverständlich in dem Falle, daß die Mehrzahl der Männer eines Volkes aus Proletariern besteht. Auch die Weiberemanzipation und das Frauenstimmrecht ist nach liberalen Grundsätzen schwer abzuweisen, sobald es einige Millionen selbständig erwerbender Frauen im Staate giebt.

Demnach hängen die Aussichten der Sozialdemokratie davon ab, wie weit andre Kräfte vorhanden sind — wir sagen nicht konservative Kräfte, weil das Wort konservativ allerlei hierher nicht passende Nebenbedeutungen hat —, die den liberalen in wirtschaftlicher und in sozialer Beziehung das Gleichgewicht halten: wie weit es einerseits gelingen wird, den kleinern und mittlern Privatbesitz vor dem Rachen des Großkapitals zu erretten, und ob andrerseits der organische Trieb der Gesellschaft stark genug sein wird, den scheußlichen Klassengegensatz durch ständische und korporative Bildungen und Pietätsverhältnisse zu überwinden. Solche Bestrebungen zu erleichtern, zu fördern, zu unterstützen, ist die wichtigste Aufgabe des Staates auf diesem Gebiete; was er außerdem thut und thun kann, ist von zweifelhaftem Werte. Repression hilft zwar für den Augenblick, wenn auch mehr zum Scheine als wirklich, steigert aber nicht bloß die Verbitterung der zunächst betroffnen, sondern auch, weil sie viel Geld kostet und die Bewegungsfreiheit im allgemeinen beschränkt, die allgemeine Not und daher die allgemeine Unzufriedenheit. Die Zwangsversicherung, so wohlthätig sie im einzelnen empfunden werden mag, führt nicht allein auf eine abschüssige staatssozialistische Bahn, auf der zur rechten Zeit Halt zu machen schwierig sein wird, sondern befestigt auch den Klassengegensatz, anstatt ihn zu schwächen und zu mildern. Schutzmaßregeln für die

Jugend werden nötig werden, wenn die Sozialdemokraten ihren Vorsatz ausführen, sich auf die Fabrikation von Jugendschriften zu verlegen; aber ob damit mehr ausgerichtet sein würde, als mit dem längst gehandhabten Schutze gegen sonstige schlechte Lektüre, das wäre immer noch die Frage. Hoffen wir, daß die von der Parteileitung anzustellenden Dichter recht ungenießbares Zeug schreiben, das wäre der beste Schutz. Eine Presse endlich, die, ohne im Dienste einer Partei zu stehen, belehrend, Verständigung fördernd, die Gegensätze mildernd wirkt, ohne zu ermüden, wird sehr wesentlich dazu beitragen, daß die Ereignisse, wie sie sich auch immer gestalten mögen, einen ungefährlichen Verlauf nehmen.

Deutsche Neger

Von Ernst Henrici

(Schluß)

In der ursprünglichsten Weise und doch in klarer Weise offenbart sich das Geistesleben der Völker in seiner Sprache: sie allein ist Gemeingut des ganzen Volkes, in ihrer Handhabung tritt auch der geistige Standpunkt des Einzelnen klar hervor. Die Sprache des Ephevolkes ist grammatisch sehr scharf durchgebildet. Sie bedient sich zur Darstellung der Formen überwiegend hinten angefügter Silben (Suffixe), seltener der Vorsilben (Präfixe). Es giebt in ihr genau dieselben Redeteile, wie in den arischen Sprachen; die Nomina bilden die Mehrzahl stets durch Anhängung von wo, das ursprünglich das persönliche Fürwort sie als Plural ist. Nur der Dahomedialekt bildet den Plural auf le (diese); so heißt z. B. so das Pferd, Plural sowo, im Dahomedialekt sole. Das Zahlensystem ist dekadisch, doch läßt sich aus dem etwas altertümlichen Dahomedialekt noch erkennen, daß in älterer Zeit eine pentadische Grundlage bestand: man zählte also stets nur die fünf Finger einer Hand durch, während das neuere System die zehn Finger beider Hände als Grundlage nimmt. In der Konjugation bestehen vier Zeitformen: Präsens, Perfekt, Futur und ein Aorist, nebst deren Infinitiven, Imperativen und sogar einem Partizip. Kurz, schon die Formenbildung ist reich. Noch weiter aber entfaltet der Sprachgenius seine Kraft im Satzbau. Die Worte haben nicht nur eine kräftige Sinnlichkeit bewahrt, sondern diese Sinnlichkeit wird noch erhöht durch die Fügung der Worte, besonders beim Verbum. Der Epheneger sagt nicht:

„Ich werde die Sache holen," sondern: „Ich werde gehen nehmen die Sache kommen." Hier offenbart sich die Neigung zu scharf sinnlicher Bezeichnung in der Zerlegung des Verbalbegriffes in seine einzelnen Stufen. Ein andres Beispiel. Wir sagen: „Ich will jetzt gehen," der Epheneger: mayi de azo, das heißt wörtlich: „Ich werde gehen, nehmen jetzt." Er denkt sich nämlich, daß, wenn er geht, er irgend etwas nehmen müsse, also etwa die Hacke, wenn er zur Feldarbeit geht, den Dolch oder das Gewehr, wenn er über Land will, eine große Toga, wenn er einen Besuch abstattet. Diese Schärfe im Ausdruck der Verbalbegriffe ist das charakteristischste an seiner Sprache, aber, wie man leicht erkennt, auch eine ungeheure Schwierigkeit; denn um diese „Gruppenverben," wie ich sie in meinem Lehrbuch der Ephesprache genannt habe, richtig und dem Herkommen gemäß anzuwenden, muß man das ganze Leben des Volkes mitgemacht, also lange unter ihm gewohnt haben. Menschen, die sich eine solche Sprache geschaffen haben, stehen auf keiner niedrigen Geistesstufe; in der That lernen junge Epheneger, die man in Europa erzieht, leicht und schnell europäische Sitte, wenn auch freilich mehr äußerlich, und Fertigkeit im Handwerk. Aber der Verstand überwiegt bei diesen Völkern gewaltig über das Gemüt und das produktive Denken. Deshalb überflügelt der junge Neger zuerst seinen weißen Schulkameraden weit, besonders in der Mathematik und in den Sprachen. Für die Sprachen ist seine Begabung wahrhaft erstaunlich; Neger, die sieben oder acht Sprachen reden, sind durchaus keine Seltenheit. Kommt es aber auf höhere geistige Auffassung an, so versagt das Negergehirn vollständig. So können z. B. sonst tüchtige Negerköpfe die Vorgänge der Geschichte nicht begreifen; immer wieder werfen sie die Ereignisse durch einander. Auf den Missionsschulen findet man in den höhern Klassen höchst interessante Beispiele für den mangelhaften chronologischen Sinn. Den verschiednen Menschenrassen sind eben verschiedne Geistesgaben zu teil geworden. Aber nicht nur diese, sondern auch die sittlichen Begriffe sind viel mehr Rasseneigentümlichkeit als anerziehbar; es giebt ohne Zweifel auch Rassenmoralen.

Treten wir den Geisteserzeugnissen des Ephevolkes näher, so zeigt sich, daß sich das Volk in demselben Sinne schaffend bethätigt hat, wie die verwandten übrigen Negervölker: die Yoruba, die Adanme, die Asante, die Fanti und andre. Geistiges Gemeingut des ganzen Volkes sind außer der Sprache die sehr zahlreichen und zum Teil sehr schönen Sprichwörter. Hier ein paar Proben davon: Der Hahn kräht nicht in der Einöde. Baumäste abhauen, nicht Winde bewegen. Zwei Könige sitzen nicht in der Stadt. Niemand ißt Kaktus. Kleid ist Mensch, Geld ist Mensch. Ein Baum macht nicht den Wald. Der Bucklige schläft nicht auf dem Rücken. Einer erlegt den Elefanten, viele Städte essen davon. Mit dem Stocke, der zur Hand ist, schlägt man nach der Schlange. Wendet der Mensch sich um, sieht er doch nicht, was auf seinem Rücken ist.

Fabeln und Geschichten erzählt das Volk fleißig, doch sind sie mehr ein Besitz einzelner, die sie an schönen Abenden im Hofe am Feuer erzählen. Ein guter Geschichtenerzähler ist immer ein gesuchter Gesellschafter. Zum Teil sind diese Geschichten sehr poetisch; ich lasse hier eine, die ich aus dem Volksmunde niedergeschrieben habe, in deutscher Übersetzung folgen.

„Vor dem Palaste des Königs von Dahome saßen auf einem Baumstamm drei Jünglinge. Da sahen sie drei Jungfrauen aus des Königs Hause gehen, und der eine sagte: »Könnte ich die Jungfrau zur Rechten nur auf einen Monat zur Gattin haben, so wollte ich gerne sterben.« Der zweite sprach: »Könnte ich die Jungfrau zur Linken nur eine Woche zur Gattin haben, so wollte ich auch gerne sterben.« Und der dritte sprach: »Könnte ich die Jungfrau in der Mitte nur drei Nächte haben, so wollte ich gerne sterben.« Sie waren aber alle drei schöne Mädchen. Da hörte der König, was sie gesagt hatten, rief die Jünglinge zu sich und sagte: »Es sei, wie ihr gesagt habt, ihr sollt die Mädchen haben.« Dann ließ er sie ergreifen und ins Gefängnis werfen, und dem ersten gab er sogleich sein Mädchen. Als ein Monat um war, ließ er ihm den Kopf abschlagen. Dann bekam der zweite die von ihm ersehnte Jungfrau, und nach acht Tagen fiel auch sein Kopf. Nun ward dem letzten sein Mädchen ins Gefängnis gegeben. Und da sie den Jüngling lieb gewann, sagte sie in der zweiten Nacht: »Ich habe eine Mutter nicht weit von hier im Dorfe, die ist reich an Perlen und Gold, und wenn wir fliehen, so will ich bei dir bleiben, und an Gold und Perlen und Kauris soll es uns nicht fehlen.« Der Jüngling war erfreut, und sie begannen mit den Händen in die Lehmwand ein Loch zu kratzen, aber erst in der dritten Nacht, als alles schlief, öffneten sie es nach außen und krochen hinaus. Dann eilten sie zu des Mädchens Mutter und nahmen Kauris und Perlen mit sich, viele Schnüre. Als die Leute am Morgen dem Könige sagten, daß sie entflohen wären, schickte er seinen Hauptmann mit Soldaten aus, die beiden zu fangen. Als diese aber nach Pheda ans Meer kamen, waren sie schon fort bis Phla (Groß-Popo), und als die Soldaten nach Phla kamen, waren die beiden schon in Anecho (Klein-Popo), und als sie dorthin kamen, waren die beiden schon in Agbedrafo (Porto Seguro), und als die Soldaten nach Agbedrafo kamen, waren sie schon in Keta, und als sie nach Keta kamen, waren der Jüngling und die Jungfrau schon am Volta. Da standen sie an dem großen Fluß und baten einen Mann, der ein Boot hatte, daß er sie übersetzen möchte. Der aber wollte lange nicht, und sie mußten ihm viel Geld versprechen. Endlich fuhr er sie über. Als sie aber mitten auf dem großen Wasser waren, siehe, da erschienen des Königs Soldaten am Ufer. Und als sie die Fliehenden sahen, riefen sie dem Fährmann zu, daß er sie zurückbringen sollte. Der fürchtete sich und wollte umkehren, aber das Mädchen versprach ihm, daß er viele Perlen bekommen sollte. Da fuhr er sie vollends über. Und die Soldaten

schossen nach ihnen, es war aber zu weit. Am andern Ufer gaben sie dem Fährmann viele Perlen, der Hauptmann des Königs aber zog mit seinen Soldaten ab.

Als der Jüngling mit dem Weibe weiterzog, kamen sie nach Ada an eine Stelle, wo ein Mann lag, der von einer Schlange gebissen war und sterben wollte. Und seine Tochter, eine schöne Jungfrau, fragte den Fremden, ob er das Mittel holen wolle, den Vater wieder lebendig zu machen. Und ihr Oheim, der auch da war, drohte dem fremden Dahomemann, daß er ihn töten würde, wenn sein Bruder stürbe; wenn er ihn aber gesund machte, sollte er das Mädchen zum Weibe bekommen. Und da das Adamädchen das Mittel kannte, sagte sie es ihm leise, und er pflückte das Kraut im Busche, und der Mann wurde gesund. Da zog der Jüngling mit seinen beiden Weibern nach Ga (Akra).

Es waren aber viele Menschen auf dem Markte, und sie ergriffen ihn und sagten, daß der alte König getötet werden solle, und er selbst solle ihr neuer König werden, wenn er raten könne, was für ein Stier, ein weißer oder ein schwarzer, in ein gewisses Haus gesteckt worden sei. Wenn er aber falsch riete, würden sie ihn töten. Da kam des alten Königs junge Tochter und flüsterte dem fremden Jüngling ins Ohr, sie wollte aufpassen, welche Farbe der Stier hätte, und wenn sie ihn an das Haus führten, so würde sie dahinter stehen, ihm gegenüber; und wenn sie einen weißen Strich auf der Stirn hätte, dann sollte er sagen, ein weißer Stier, und wenn sie einen schwarzen Strich hätte, so wäre der Stier schwarz. Also that sie. Als der Jüngling nun an das Haus trat, stand des alten Königs Tochter ihm gegenüber, und ein weißer Strich war an ihrer Stirn. »Ein weißer Stier ist in dem Hause,« rief er, und die Priester und alles Volk jubelten, daß er ihr neuer König wäre. Da töteten sie den alten König, und seine kluge Tochter ward des jungen Königs dritte Gemahlin.

Welches von den drei Mädchen hat nun dem Jüngling das beste gethan? Da sagte einer der Zuhörer: »Die dritte, denn sie hat ihn zum König gemacht.« Ein andrer sagte: »Die zweite, denn er wäre gar nicht nach Ga gekommen und nicht König geworden, wenn sie nicht die Mittel gekannt hätte, und seine Flucht hätte nichts genützt, denn der Adamann hätte ihn doch getötet.« Da sagte ein dritter: »Nein, die erste hat ihm das beste gethan. Denn wenn sie ihm nicht geholfen hätte, wäre er nicht nach Ada gekommen, hätte den Mann nicht geheilt und wäre auch nicht König von Ga geworden.«"

Mit dieser letzten Betrachtung schließt die Geschichte, die wirklich klingt wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Aber niemandem wird der Anklang an das griechische Ariadnemärchen entgehen: der im Hause eingeschlossene Stier, die kluge Königstochter. Und wie die griechische Geschichte vom Minotauros ein Nachklang des ägyptischen Apiskultus ist, so

deutet auch dieses Märchen der Epheneger auf einen alten Stierkultus. Ob eine doppelte Entwicklung dieses Kultus bei den Ägyptern und den Negern vor sich gegangen ist, oder ob dieser Kultus seinen Weg durch den Sudan genommen hat, wer möchte das entscheiden, wo die Nachklänge fast ganz verwischt sind? Für die Wanderung durch den Sudan spricht allerdings der Umstand, daß andre Kultureinflüsse sicherlich von Ägypten aus ihren Weg genommen haben, wie schon hervorgehoben wurde.

Litteratur im eigentlichen Sinne giebt es bei den Epheneegern nicht, denn sie besitzen keine Niederschriften ihrer Geisteserzeugnisse. Wohl aber leben im Munde des Volkes, außer zahllosen Geschichten, wie der eben nacherzählten, und Tierfabeln auch unzählige kleine sangbare, lyrische Ergüsse, die fast durchweg von der denkbar größten Kürze sind. Der Inhalt ist bald das Lob eines Häuptlings oder eines andern Mannes, bald das Lob der Fruchtbarkeit des Landes oder des guten Wetters. Bis zu der einfachsten Form: „Unser Herr ist ein guter Mann“ steigen diese Erzeugnisse herab, die aber wirkliche Lyrik sind, da sie nur gesungen werden. Im Dahomestamm haben sich die einfachen Loblieder der Helden zu kurzen Schilderungen ihrer Thaten erweitert, sodaß hier Anfänge von Balladendichtung vorliegen.

Der Negergesang ist schön, wenn man sich in seine Eigentümlichkeit hineingefunden hat. Die Melodien dieser durchweg als Recitativ komponirten Gesänge, in denen ein Hauptsänger auftritt, den der Chor nur im Refrain unterstützt, sind einfach und den hochschottischen Liedern ähnlich. Die Lieder halten sich gewöhnlich in Moll und in den Intervallen Grundton, kleine Terz, Quinte, alle in Ober- und Unteroktave; dazu kommen sehr reichliche Verzierungen und nach dem schnellsten Tempo plötzlich eine langgezogene Fermate, in die der Chor mit dem ganz einfach gehaltenen Refrain einfällt, der oft nichts als Grundton, Sekunde und Unter-Septime in langsamem Andante ist. Das Thema arbeiten diese Gesänge in reichster Weise durch; wenn auch weit entfernt von dem Rhythmen- und dem Melodienreichtum unsrer Musik, schwingen sie sich doch zu kühnem und ergreifendem dramatischem Pathos auf. Als ich nach meiner ersten afrikanischen Reise, 1887, in meinem Buche „Das deutsche Togogebiet“ auch über die Musik der Neger ein Wort sagte, hatte ich noch nicht unter und mit dem Volke gelebt, wie jetzt; damals waren mir noch keine Gesänge aufgestoßen, die zu dem Hauptthema ein Seitenthema stellen. Sänger von größerer Kunstfertigkeit tragen aber auch solche Lieder thatsächlich vor, und selbst Übergänge von dem vorwiegenden Moll nach Dur werden in äußerst kühner Weise gemacht; nicht nur das Seitenthema wird dann in der andern Tonart durchgearbeitet, sondern plötzlich taucht das Hauptthema in Dur-Variationen auf.

Die vortragenden Solosänger haben ihre Kenntnis aus der Volksüberlieferung. Wer tieferes Musikverständnis hat, lernt es ihnen ab und singt

allmählich selbst, erst einfachere, dann schwerere Stücke als Solist. Die weniger begabten bleiben im Chor, der aber auch, da er nicht selten zweistimmig wird, eine gewisse Fertigkeit erfordert. Die zweite Stimme folgt dabei durchweg unsern Harmoniegesetzen. Ich habe unter den Volkssängern Tenorstimmen von hoher Anmut und Kraft gehört; das Volk schart sich an mondhellen Abenden zu Hunderten um sie, um als Chor ihren Gesang zu begleiten.

Wenn sich der weniger musikalische Neger eins singt, so kann man allerdings nicht auf Genüsse rechnen. Sie haben die widerwärtige Gewohnheit zu fisteln, statt ihre männliche Stimme zu gebrauchen, und von Melodie ist keine Spur. Zu beklagen ist, daß da, wo europäische Kultur diese Leute berührt, also namentlich an der Küste, der Naturgesang verschwindet: die naive Sangeslust geht dort schon jetzt zu Grunde.

Der Gesang ist die schönste Äußernng des Kunstsinnes der Epheleute, durch ihn kann sich der Europäer, wenn er fähig ist, sich in ihre eigentümlichen Melodien zu versenken, als Mensch eng mit seinen schwarzen Brüdern verbunden fühlen. Hier ist echte Kunst, hier das echteste Merkmal der Menschlichkeit.

Schrift besitzt das Ephevolk nicht, wohl aber findet man hie und da im Lande Angehörige eines andern Negervolkes, das eine nationale Schrift entwickelt hat. Waileute, dem großen Volk der Mande angehörig, also mit den mohammedanischen Mandingos eines Stammes, kommen als Arbeiter gern in andre westafrikanische Gebiete, und ihre Zahl ist auch in Togo nicht klein, wo sie als Faktorei- und Plantagenarbeiter, ja sogar in der deutschen Schutztruppe als Soldaten dienen. Die Wai sind Heiden, ihre Heimat aber ist das zum Teil christliche Liberia. Einer ihrer christlich gewordnen Volksgenossen, der in London erzogen wurde, erfand in den dreißiger Jahren die Waischrift, die völlig unabhängig von allen andern Schriften ist: eine Silbenschrift mit 147 Zeichen, von denen aber jedes für mehrere ähnlich klingende Silben verwendet wird. Es gehört also eine vollständige Kenntnis der Sprache dazu, die Schrift richtig lesen zu können.

Wenn man die geistige Stufe von Naturvölkern beurteilen will, so sind Religion und Recht von hervorragender Wichtigkeit. Auf die Rechtsgrundsätze der Ephe näher einzugehen, würde hier zu weit führen; ich verweise in dieser Beziehung auf eine zusammenhängende Darstellung: „Das Volksrecht der Ephe," die ich in der Zeitschrift für vergleichende Rechtskunde gegeben habe. Die religiösen Vorstellungen haben sich bei den Epheleuten zu einem ziemlich klaren System gestaltet, das ein Beweis für die Höhe ihrer geistigen Begriffe ist. Sie beten keine Fetischklötze an, was wohl überhaupt kein Mensch thut. In dem Vorhandensein von Götterbildern und heiligen Sinnbildern und in deren Verehrung liegt ebenso wenig roher Fetischismus, wie in der Bilder- und Reliquienverehrung der Christen und in den Götterbildern der

Griechen. Gott, Mawu, ist einer; er allein hat die Welt gebaut, tief unter ihm stehen die kleinen Götter, die des Gewitters und andre, auch die bösen und der Satan, Abosan genannt. Aber Gott ist zu hoch, sich um alle Kleinigkeiten in der Welt zu kümmern, deshalb treiben die kleinen Götter, gute wie böse, ihr Wesen, die einen plagen den Menschen, die andern helfen ihm. Nun ist der Neger ein nüchterner Rechner. Er sagt sich: Wenn mich die bösen Götter mit Krankheit, Viehseuche, Mißwachs, Dürre und dergleichen plagen, so bringe ich ihnen ein Geschenk, um sie in gute Stimmung zu versetzen. Er opfert also gerade den bösen Göttern und dem Teufel, denn Gott ist ja so gut, daß er doch niemand etwas zu Leide thut. Dieser Standpunkt ist nun gelegentlich falsch aufgefaßt, der Satz aus ihm abgeleitet worden, daß der Neger keine Vorstellung von einem gütigen Gotte habe, sondern dem Teufel diene. Er bringt aber sehr wohl auch Dankopfer, besonders das große Erntedankopfer, das, wie bei den Semiten, in den Monat September fällt. Da werden die Erstlinge des jungen Yams, der Lieblingsspeise des Negers, Mawu zum Opfer gebracht, ein freundliches Fest fröhlicher Ackerbauer. Was die Seelenlehre betrifft, so glaubt das Ephevolk an die Unsterblichkeit. Von Gott geht die Seele aus, zu Mawu kehrt sie dereinst im Tode zurück, um von ihm, dem Allmächtigen, später wieder einmal in einen irdischen Leib gesandt zu werden. Das ist der Anfang zu einem Glauben an Seelenwanderung, aber klar ist dieser Glaube nicht durchgebildet, denn es herrscht keineswegs die Auffassung, daß die Seele von Gott wieder fort müsse. Wenn der Neger außer an Gott und an untere Götter auch an Gespenster (noli) glaubt, so unterscheidet er sich darin nicht von vielen seiner Brüder mit weißer Haut, denn das Maß der Gespensterfurcht ist auch bei den Negern sehr verschieden, es geht bis zu völliger Skepsis.

Auf die Moral hat das Religionssystem dieser Neger kaum merklichen Einfluß; denn der Gedanke einer Belohnung des Guten und einer Bestrafung des Bösen nach dem Tode fehlt ganz und gar, aber auch der einer Belohnung und Bestrafung in diesem Leben. Die Seele ist dem Neger ein bloß mechanischer Begriff, eine Erscheinungsform der Natur ebenso wie der Körper, aber kein moralischer Begriff. Deshalb betrachtet er gesetzliche Strafen auch nie als Sühne der beleidigten Moral, wie selbst Mörder oft bei uns, sondern nur als eine nützliche Einrichtung, um abzuschrecken.

Während bei vielen auf niederer Kulturstufe stehenden Völkern die Priester als Träger höherer Bildung zu betrachten sind, ist dies bei den Ephenegern nicht der Fall. Wohl haben sich die Priester mancherlei besondre Kenntnisse zu erwerben, worin sie jahrelang in Priesterschulen unterwiesen werden; besonders müssen sie sich auch mit der Geheimsprache der Priester vertraut machen. Aber von einer höhern Bildung läßt sich bei ihnen nicht reden, und ihr Einfluß auf das Volk ist gering. Es gelingt ihnen wohl gelegentlich

einmal die Leute durch ihren Zauber in Furcht und Schrecken zu setzen, aber überwiegend geht das Volk seine eignen Wege, und viele lachen sogar über die Priester, da sich ihre Lehre von der einfachen Naturreligion des Volkes absondert. Dann und wann sucht man wohl bei ihnen Hilfe, besonders wenn sichs um Diebstahl oder andre Verbrechen handelt. Dann glaubt man an die Fähigkeit der Wahrsager, den Übelthäter ermitteln zu können; aber man glaubt es, weil man es wünscht, und lacht sie hinterher doch aus. Dasselbe gilt von dem Geisterbeschwörer, der die Geister Verstorbener zitirt und sprechen läßt. Da wird den Leuten am Abend wohl gruselig, aber am Morgen quieken sie lustig dem Seelenrufer die Worte nach, die er, um die Geisterstimme zu markiren, am Abend gesagt hat.

Dieses Volk ist zweifellos begabt und kulturfähig in dem Maße, wie es seine geistige Anlage und seine Rassenmoral gestatten. Auf Entwicklung von Gemüt wird man nicht viel zu rechnen haben, aber das Bedürfnis nach formaler Bildung ist sehr groß. Deshalb hat die Norddeutsche Mission, die unter dem Anlostamm vor bald vierzig Jahren schon die Missionsarbeit begonnen hat, keine besondern Erfolge erzielt, während doch das Verlangen nach Schulbildung groß ist. Diesem Verlangen kommt die Reichsregierung jetzt nach, demnächst wird in Anecho (das amtlicherseits ebenso geschmackloserwie unberechtigterweise noch immer Kleinpopo genannt wird) die erste deutsche Schule eröffnet werden, zu der ein reicher Schwarzer, Almeida mit Namen, tausend Mark beigesteuert hat. Daß trotz der geringen Gelegenheit, europäische Bildung zu erwerben, schon längst eine große Zahl von Schwarzen Englisch und Portugiesisch versteht und des Schreibens kundig ist, hat man weniger auf das Dasein der britisch-wesleyanischen Mission, als auf das rege Streben der Schwarzen zurückzuführen; sie ergreifen auch die schwache Gelegenheit zum Lernen begierig.

Zukünftige Jahrhunderte werden vielleicht dieses begabte Volk zu Christen und Kulturmenschen machen — vielleicht auch nicht, wenn es der Islam mit seiner siegreichen Hand erfaßt. Aber das Volksleben, wie es sich jetzt in seiner Natürlichkeit gestaltet hat, entbehrt des Reizes nicht, und verständige Kulturbringer werden nicht an seine Stelle die Begriffe europäischer Kultur setzen wollen, sondern aus seinem eignen Wesen und Reichtum heraus eine dem Volksgeist entsprechende Kultur zu entwickeln suchen, wobei europäische Gesittung und christliche Moral den befruchtenden Samen bilden müssen.

Die Teilung des chriſtlichen Erbes

Geſchichtsphiloſophiſche Gedanken. 12

Die populären und größtenteils auch die wiſſenſchaftlichen Darſteller konfeſſioneller Dinge ſind bis auf den heutigen Tag der angeſtammten Sitte treu geblieben, die eigne Konfeſſion weiß und die der Gegner ſchwarz zu malen, falls aber Widerſpruch erfolgt, ſchneeweiß und kohlſchwarz aufzutragen. Dem Philoſophen ſteht es von vornherein feſt, daß beide Parteien ſowohl Recht als Unrecht haben müſſen, aber er wird nicht ſo kindiſch ſein, zu glauben, daß man die Wahrheit erhalte, wenn man ſchwarz und weiß zu grau vermiſche. Ausgehend vielmehr von der Überzeugung, daß ſo gewaltige und langlebige Körperſchaften, wie es die Konfeſſionen ſind, weder der ideellen noch der geſchichtlichen Berechtigung entbehren können, wird er die Stellung beider in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts anzugeben verſuchen: die Kräfte und Verhältniſſe, deren Erzeugniſſe ſie ſind, die verſchiednen Aufgaben, die ihnen die Vorſehung geſtellt hat, die Dienſte, die beide dem Menſchengeſchlecht auf ſeiner mühſeligen irdiſchen Pilgerſchaft leiſten. Unter den Geſchichtſchreibern kenne ich nur einen, der ſich dieſer Aufgabe mit heiligem Ernſt und philoſophiſchem Scharfblick unterzogen hat: Karl Adolf Menzel, der denn auch, wie ſichs gebührt, von beiden Parteien wie die Peſt gemieden wird. Eine Zeit lang wurde er in katholiſchen Kreiſen eifrig geleſen; aber nachdem die freiere Richtung des deutſchen Katholizismus unterdrückt worden iſt, darf er auch dort nicht mehr gekannt noch genannt werden. Der Philoſoph kann und darf keinen andern Standpunkt einnehmen als Menzel. Von dieſem Standpunkt aus haben wir an einem einzelnen Gegenſtande, der politiſchen und der Gedankenfreiheit, zu zeigen verſucht, wie die Vorwürfe, die die Konfeſſionen einander gegenſeitig machen, größtenteils dadurch hinfällig werden, daß die wohlthätigen wie die verderblichen Erſcheinungen, um die es ſich handelt, gar nicht aus den verſchiednen Glaubenslehren und Kircheneinrichtungen entſprungen, ſondern die Wirkungen andrer Urſachen ſind. Jetzt wollen wir zu zeigen verſuchen, daß es falſch iſt, die eingetretene Spaltung, wie auch viele Proteſtanten thun, als ein Unglück zu beklagen; gerade die Spaltung war notwendig, notwendiger als die Reformation ſelbſt.

Eine Reformation ohne Spaltung ließe sich recht gut denken; sie würde auch wohl zu stande gekommen sein, wenn sie den Bedürfnissen der Völker entsprochen und demnach in dem Plane der Vorsehung gelegen hätte. Warum sollten sich nicht im Süden so gut wie im Norden Fürsten und Adliche in dem Gedanken zusammengefunden haben, die Kirchengüter einzuziehen und aus den Kirchenfürsten besoldete Superintendenten zu machen? Warum sollte die Priesterehe nicht ebensogut im Westen durchgesetzt werden können, wie sie es längst schon im Osten war, selbst bei den Uniten, die den Papst anerkennen und von ihm anerkannt werden? Was hätte die Italiener, die schon zwei Jahrhunderte früher den Kirchenbann verspottet und seit tausend Jahren unzähligemale ihre Päpste verjagt, mißhandelt, verstümmelt, umgebracht hatten, was hätte sie abhalten sollen, eine Anzahl von Kirchengebräuchen als abergläubisch, heidnisch oder wenigstens unpassend zu verwerfen, wenn es ihnen so beliebt hätte? Es beliebte ihnen eben nicht, und darum geschah es nicht. Unter einem Bauernvolke, dem ein vom Tischler rot und grün angestrichener Truhendeckel besser gefällt als eine Madonna von Rafael, hatte es keine Schwierigkeit, das alttestamentliche Gebot durchzusetzen: Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, es anzubeten. Die Romanen hingegen können und wollen ohne geschnitzte und gemalte Bilder nicht leben; sie können und wollen von einer Anbetung und Verehrung des Göttlichen nichts wissen, wenn ihnen nicht gestattet wird, sich die zu verehrenden Personen oder Gegenstände bildlich vor Augen zu stellen und an solchen bildlichen Darstellungen ihre Schöpferkraft zu versuchen. Ja sie wollen noch mehr: wie sie denn im allgemeinen schon fleischgewordne Plastik sind und beim Sprechen durch Geberde und Körperhaltung auszudrücken pflegen, was sie meinen und empfinden, so wollen sie auch die äußern und innern Ereignisse des religiösen Lebens in dramatischer Form dargestellt sehen und womöglich selbst dabei mitwirken. In welchem Grade die sinnliche Vorstellung ein unaustilgbares Lebenselement der Religion des Romanen ist, daran mag folgende Anekdote erinnern. Der Kanonikus Alonso Cano zu Granada (um 1600) war ein bedeutender Maler und fromm in der Art seiner Nation. Sprach ihn ein Bettler an, und er hatte kein Geld bei sich, so ging er in den nächsten Laden, bat um Feder und Papier, zeichnete einen Kopf, eine Figur oder ein Stück Architektur darauf und setzte den Preis samt seiner Namensunterschrift darunter. Das gab er dem Bettler, der ohne Mühe einen Käufer fand. Auf dem Sterbebette erschreckte er seine Umgebung ein wenig durch zwei charakteristische Handlungen: er wies den Beistand seines Pfarrers zurück, weil dieser bekehrten Juden, gegen die Cano eine unüberwindliche Abneigung hegte, die Kommunion gespendet hatte; und er stieß das Kruzifix zurück, das man ihm darreichte, weil das Bild des Gekreuzigten eine schlechte Pfuscharbeit war. „Quält mich nicht mit dem Dinge da — sagte er —, sondern gebt mir ein einfaches Kreuz ohne Bild, damit ich den Heiland an-

beten kann, wie er ist und wie ich mir ihn vorstelle.“ Es ist leicht einzusehen, daß eine religiöse Liebe, die sich in sichtbaren Gestalten auszudrücken gewohnt ist, nicht mit der gleichen Vollkommenheit, „in Tönen denken“ kann, während umgekehrt, wo der lebhafte Formensinn fehlt, das Gemüt seine Bewegung in Tönen ausströmen muß. So kommt es, daß die Kirchenmusik in Italien keinen religiösen Charakter trägt, sondern nur eine weltliche Zuthat zur kirchlichen Feier ist, während die deutschen, und zwar sowohl protestantische wie katholische Komponisten, den absolut vollkommnen musikalischen Ausdruck für alle religiösen Stimmungen und Empfindungen gefunden haben. Der gregorianische Gesang stammt aus einer Zeit, wo die heutige italienische Nationalität noch gar nicht vorhanden war, und Palestrina bestätigt nur als Ausnahme die Regel; wird doch von seinen Kompositionen in Deutschland weit öfter Gebrauch gemacht als in Italien.

Berücksichtigen wir nun noch die klimatischen und Ansiedlungsverhältnisse, so werden wir uns vollends überzeugen, daß der Ausdruck der religiösen Ideen im Süden ganz anders ausfallen mußte als im Norden und hier wie da gar keine andre Gestalt annehmen konnte, als die er in Wirklichkeit angenommen hat. Vergleichen wir die Straßen von Neapel oder Sevilla mit der Stube des verschneiten und einsamen norwegischen Bauernhauses in der ewig langen Winternacht. Den Bewohnern des letztern bleibt gar keine andre Art der Erbauung übrig, als sich um die Lampe herum zu setzen, zuzuhören, wie der Hausvater aus der Bibel oder aus der Postille vorliest, und dann zum Schluß ein frommes Lied anzustimmen. Lesen müssen sie schon, um nicht vor Langerweile zu verzweifeln. Annähernd so verhält es sich doch auch schon in Deutschland auf dem Lande. Eine sechsundachtzigjährige arme Frau, die in ihrem elenden verfallenden Hüttchen mutterseelen allein wohnte und im Winter manchmal wochenlang keinen Menschen zu Gesicht bekam, fragte ich einmal, ob ihr die Zeit nicht lang würde. „I nee — sagte sie —; do bat ich a wing, und do sing ich a wing, und do is der holbe Taag rim.“ Die Frau war katholisch, aber man sieht, sie hätte sich allenfalls ganz ohne Gottesdienst behelfen können. Dagegen würde dem Neapolitaner die Zumutung, Gott anzubeten und den religiösen Empfindungen seines Herzens Ausdruck zu verleihen ohne Bilder, ohne die dramatischen Darstellungen des katholischen Kultus in großen prachtvollen Hallen, ohne Aufzüge und Tänze in freier Luft, ohne flatternde bunte Fahnen unter dem blauen Himmel, ohne das Glitzern von Flittergold und Glassteinen im Sonnenlicht einfach unverständlich sein. Und Lesen im geschlossenen Zimmer! Welcher Mensch mit gesunden Sinnen hielte das dort lange aus, wenn er nicht etwa lahm wäre! Eine Predigt anzuhören aber hat man nur dann Geduld, wenn sie mit zugkräftigen Geschichtlein gewürzt und durch ein unserm Geschmack nach unpassendes Beiwerk von symbolischen Handlungen und Geberden zum Schauspiel gemacht oder in eine

solche Disputation aufgelöst wird, wie sie jedermann aus Goethes Beschreibung kennt. Nun verhält es sich aber mit den gesellschaftlichen wie mit den Einzelorganismen: andre Lebensweise fordert andre innere Einrichtungen, einen andern Körperbau, andre Struktur. Das religiöse Drama erfordert, wenn es nicht unter freiem Himmel aufgeführt wird, einen Prachtbau, der gemeinsamen Lesung genügt das Familienzimmer, der Predigt ein schmuckloser Saal. Der Mann, der dem lieben Gott im Kirchenpalast die Honneurs macht, muß ein vornehmer Herr in Prunkgewändern, ein Kirchenfürst sein; im Bet- und Predigtsaal thuts schon ein bürgerlicher Mann im schlichten schwarzen Rock. Soll das Heilswerk nach seinen geschichtlichen Bestandteilen und psychologischen Wirkungen in Bild und Handlung äußerlich vorgeführt werden, so gehört dazu eine Fülle von Zeremonien, dem nordischen Bibelleser genügt die Vergegenwärtigung im Schriftwort und in der stillen Betrachtung. Die kunstvolle Kirchenverfassung und der kunstvolle Bau des Kultus erfordern zu ihrer wissenschaftlichen Rechtfertigung ein nicht minder kunstvolles Dogmengebäude; dem frommen Schriftleser genügt die Erfahrung des eignen Herzens zum Beweise dafür, daß Gottes Wort, so weit er es versteht, Wahrheit spricht; und was er davon nicht versteht, das läßt er, als ihn nicht angehend, beiseite liegen, ohne darüber zu grübeln.

Die Notwendigkeit der Spaltung war also mit der Ausprägung der Volkscharaktere gegeben. Aber da diese Notwendigkeit sogar heute nur von wenigen erkannt und zugestanden wird, so war vor vierhundert Jahren erst recht nicht daran zu denken, daß sie erkannt und daß demgemäß eine freiwillige Trennung beschlossen worden wäre, abgesehen davon, daß Kirchen noch weniger als Staaten zu den Einrichtungen gehören, die nach einem vorbedachten Plane durch einen Gesellschaftsvertrag gegründet werden können. Vielmehr ergab sich die Trennung als unvorhergesehene und ganz unbeabsichtigte Wirkung einer Reformbewegung, die viel bescheidner und anspruchsloser begonnen hatte, als hundert Jahre früher die großartige und geräuschvolle Staatsaktion der Reformkonzilien. Der erste Urheber und Hauptträger jener Bewegung aber war, ohne es jemals im Leben geahnt zu haben, die Verkörperung der nach eigentümlicher Gestaltung ringenden religiösen Volksseele der Nordländer, und nicht bloßer Zufall, sondern der richtige Ausdruck des innern Zusammenhanges der Dinge war es, daß er von der Rechtfertigungslehre ausging, die zum „Materialprinzip" des Protestantismus erhoben, hundert Jahre lang wütend umstritten, dann in ihr Gegenteil verkehrt ward, und von der heute niemand mehr etwas wissen mag. „Die kirchliche Praxis — sagt H. Schmidt in der Realencyklopädie von Herzog und Plitt (Band 12, S. 572) sehr schön — und die die letztere rechtfertigende scholastische Theorie war zu einem System ausgewachsen, das ohne Frage mit dem pharisäischen eine auffallende Ähnlichkeit hatte, zartere Gewissen mit der Menge von Einzelaufgaben, von deren

Erfüllung die Heilsgewißheit abhängen sollte, ebenso unerträglich belastend als den oberflächlichen in der kirchlichen Heilsgarantie ein Ruhepolster gewährend." Hier fiel also das nationale Bedürfnis der Deutschen, denen es nicht sowohl darum zu thun ist, das Höchste und Wichtigste äußerlich dargestellt zu sehen, als es im innersten Gemüte zu erfassen, mit dem allgemeinen kirchlichen Reformbedürfnis zusammen, da doch auch die Südländer über der prächtigen Schale den Kern nicht ganz vergessen sollen. Man braucht nur die herrlichen Thesen zu lesen — wie viele Protestanten kennen wohl ihren Wortlaut? —, um zu sehen, wie vollkommen es Luther gleich beim ersten Griff gelungen war, den Kern zu erfassen; namentlich in der 1., 2., 43. und 44. These: „Da unser Meister und Herr Jesus Christus spricht, thuet Buße u. s. w., will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete oder unaufhörliche Buße sein soll. Und kan noch mag solch Wort nicht vom Sakrament der Buße, d. i. von der Beicht und Genugthuung, so durch der Priester Amt geübt wird, verstanden werden. Man soll die Christen lehren, daß es des Bapsts Gemüt und Meinung nicht sei, daß Ablaß lösen irgend einem Werk der Barmherzigkeit mit ichts sollte zu vergleichen sein. Man soll die Christen lehren, daß wer dem Armen giebt oder leihet dem Dürftigen, besser thut, denn daß er Ablaß löset."

Mit der gerechten Entrüstung über einen groben Unfug verband sich die Erinnerung an Erfahrungen des eignen innern Lebens, Luthern zu einer Umformung der kirchlichen Rechtfertigungslehre einzuladen. Es ist bekannt, daß seine Auffassung aus schweren Seelenkämpfen hervorging. „Begierig und tief — sagt Köstlin in der Encyklopädie (Band 9, S. 39) — erfaßte er den Zuspruch eines einfachen alten klösterlichen Lehrmeisters, der ihn auf den Artikel von der Sündenvergebung verwies und ihm gebot, hierauf zu hoffen. Die beste und fruchtbarste Belehrung empfing er vom Ordensvikar Johann von Staupitz, der ihm ein vertrauter und väterlicher Freund wurde." Welcher Art war diese Belehrung? Daß es Köstlin in seiner fürs Volk geschriebnen Biographie Luthers nicht sagen mochte, wird man gern entschuldigen, aber daß er es in einem wissenschaftlichen Werke verschweigt, ist unbegreiflich, weil gerade dieser Trost in Verbindung mit zahlreichen bei Köstlin ebenfalls fehlenden Aussprüchen Luthers den Schlüssel zu seiner Rechtfertigungslehre bildet. Luther selbst erzählt die Sache (Werke bei Walch XXII, S. 553 und Briefe bei De Wette V, S. 680). „Als ich ihm [Staupitzen] einst schrieb: o meine Sünde, Sünde, Sünde [was eine Zeile aus dem Meßkanon ist], erhielt ich zur Antwort: Du willst ohne Sünde sein und hast doch keine rechte Sünde. Christus ist die Vergebung aller rechten Sünden, als die Eltern morden, öffentlich lästern Gott verachten, die Ehe brechen u. s. w., das sind rechte Sünden. Du mußt ein Register haben, darin solche Sünden stehen, wenn Christus dir helfen soll, nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen." Diese Worte

hat sich Luther zum Leitstern erkoren. Demnach war ihm von da ab Moses mit seinem ewigen„ Du sollst nicht!" im Buche und im Gewissen „aller Henker Meister" und der gerade Gegensatz zu dem freundlichen und tröstlichen Evangelium von der Sündenvergebung, ein Wegbereiter für Christus aber nur insofern, als er die Menschen so lange zur Verzweiflung treibt, bis sie bei Christus den Trost der Sündenvergebung suchen.

Man sieht, Luther mit seiner Rechtfertigungslehre und die Jesuiten mit ihrer Moralkasuistik verfolgen ganz denselben Zweck. Beide wollen dem Menschen aus der Verzweiflung heraushelfen, in die ihn seine Unfähigkeit, dem heiligen Gesetze Gottes zu genügen, gestürzt hat. Die Jesuiten versuchen es mit einer kaufmännischen Buchführung, indem sie bei jeder einzelnen Sünde genau zu ermitteln suchen, wieviel davon auf die Rechnung von allerlei Umständen kommt, für die der Sünder nichts kann, und wieviel dieser an guten Absichten aufzuweisen hat, die noch einen Teil des auf seine Rechnung zu setzenden Schuldkontos tilgen, sodaß von diesem nur noch eine Kleinigkeit übrig bleibt, die durch einige Wochen Fegefeuer zu tilgen wäre, wenn nicht zahlreiche Abläße auch dieser Pein überhöben. Ist der Beichtvater geschickt und gefällig, so versteht er wohl auch noch ein Guthaben für den reuigen Büßer herauszurechnen. Luther dagegen meint es etwa folgendermaßen: „Du hast mich, lieber Gott, so gemacht, wie ich bin, und falls Adam an meiner Beschaffenheit schuld ist, so hast du eben diesen gemacht, wie er war. Ein Hundsfott, der mehr thut, als er kann, und was ich kann, das bleibt eben ein gutes Teil hinter dem zurück, was du in der Schrift forderst. Meine Sache ist es nicht, den Widerspruch aufzuheben zwischen deinem Wort und deinem Werk, sondern das ist deine Sache. Du hast es denn auch, wie wir zu unsrer Freude im Evangelium lesen, durch Christus wirklich gethan. Ich verstehe dein Thun nicht, aber ich vertraue dir. Nimm mich also hin, wie ich bin, wie du mich geschaffen hast, wie du mich zuerst durch Adam, dann durch Christum hast werden lassen. Mache nun mit mir, was du willst, was dabei herauskommen wird, kann nur gut sein." Diese Worte finden sich nirgends bei Luther, aber wir hoffen mit ihnen seine Meinung getroffen zu haben.*)

*) Man vergleiche außer vielen andern Stellen die im elften Bande der Ausgabe seiner Werke von Walch S. 12: „Fragst du aber, wie muß man es denn anfangen, fromm zu werden, oder, was muß man thun, daß Gott in uns anfange? Antwort: Ey hörst du nicht, daß kein thun, kein anfangen in dir ist, fromm zu werden, so wenig als auch zunehmen und vollenden in dir ist. Gottes allein ist, anfangen, fördern und vollenden. Alles, was du anfängst, ist Sünde und bleibt Sünde, es gleisse, wie hübsch es wolle, du kannst nichts denn sündigen, thu, wie du willst." Gerade die am meisten charakteristischen Aussprüche Luthers, die hierher gehören würden, sind zu derb für die zarten Ohren des heutigen Geschlechts, so namentlich einige, die sich an folgenden Stellen finden: Ausgabe von Walch V, 822. VIII, 88. und 878. XI, 349. XIII, 1480. Jenaer Ausgabe II, 478. Op. lat. Jen. III, 853 b. Ep. a Joh. Aurifabro coll. 1, 4 und 545 b.

Man erkennt in dieſer Anſicht ſchon deutlich die Brücke, die zu der heutigen philoſophiſchen führt, die den Begriff der Sünde durch den der naturnotwendigen Unvollkommenheit verdrängt hat. Zu unterſuchen, ob und wie weit dabei noch die perſönliche Verantwortung beſtehen könne, iſt hier nicht der Ort. Aber jedenfalls entſpricht die offenherzige, kühne Auffaſſung Luthers dem deutſchen Volkscharakter und den berechtigten Anſprüchen des männlichen Geiſtes beſſer als die kluge ausgedifteltе Schachermethode der Jeſuiten, die den Schwung des Geiſtes lähmt und alle Unbefangenheit raubt, indem ſie dazu anleitet, das Gute wie das Böſe mit kalter, vorſichtiger Berechnung zu thun. Auch iſt die lutheriſche Anſicht, geſunden Naturen wenigſtens, bei weitem nicht ſo gefährlich, wie ſie furchtſamen, mütterlich beſorgten Tugendhütern erſcheint. Der gute Menſch, der ſich in ſeinem dunkeln Drange des rechten Weges wohl bewußt iſt, wird ſich, wenn er nur nicht von guten Vorbildern verlaſſen lebt, aus allen Irrgängen immer wieder in den rechten Weg hineinfinden und bei edler Geſinnung ſchließlich ein tüchtiger, nützlich wirkender Menſch werden, falls nicht, was allerdings infolge unſrer heutigen Strafpraxis häufig geſchieht, gleich die erſte jugendliche Unbeſonnenheit dazu benutzt wird, ihn in den Pfuhl des profeſſionellen Verbrechertums, dieſer ſchlimmſten Errungenſchaft der modernen Kultur, hineinzuſtoßen, aus dem es keinen Rückweg giebt.

Aber was der unbefangene Sinn einer geſunden, ſtarken und kühnen Menſchennatur gut zu machen begonnen hatte, das verdarb die Theologie. Wider Erwarten und Willen zum Kirchenſtifter geworden, durfte ſich Luther nicht darauf beſchränken, durch das Beiſpiel ſeiner eignen Seelenerfahrung den geſunden Menſchenverſtand und das edle Gemüt ſeiner Landsleute auf ſich ſelbſt zu ſtellen; er mußte eine Anſicht, die für ſtarke, unabhängige und geſinnde Geiſter die beſte, für ſchwache, der Leitung bedürftige, jedem äußern Anſtoß nachgebende wenig brauchbar und unter Umſtänden ſehr gefährlich iſt, in Formeln gießen, in Lehrbüchern breit treten, für Katechismen zurechtmachen, gegen Angreifer verteidigen. Die Faſſung der neuen Rechtfertigungslehre, die die alte pauliniſche ſein ſollte — wer verſteht die? —, fiel ſo unglücklich wie möglich aus, und in der Hitze des Streites wurde an dem Vorhange gezerrt, der die tiefſten göttlichen Geheimniſſe verbirgt, und hinter dem für uns, ſo lange wir im ſterblichen Fleiſche wandeln, das Grauſen und der Wahnſinn lauern. In dem Streite wider Erasmus, der die Willensfreiheit verteidigte, fiel das ſchreckliche Wort, hinter dem geoffenbarten Gotteswillen, der die Bekehrung und das Leben des Sünders fordere, ſtecke ein andrer, verborgner, der von Ewigkeit beſchloſſen habe, einen Teil der Menſchen böſe werden und der ewigen Verdammnis verfallen zu laſſen, und dieſe Nachtſeite der tröſtlichen Rechtfertigungslehre war es dann, die Calvin mit Vorliebe ausbildete.

Konſtantin Rößler hat 1876, durch den Kulturkampf veranlaßt, ein Buch

herausgegeben (Das deutsche Reich und die kirchliche Frage), dessen Auffassung kirchenpolitischer Fragen zwar von den Ereignissen überholt und dessen unmittelbarer Zweck nicht erreicht worden ist, dem aber ein reicher Schatz tiefsinniger Betrachtungen und treffender Bemerkungen bleibenden Wert verleiht. Darin beklagt er (S. 237), daß der heutige Gebildete — vom Volke ist gar keine Rede, — ganz verloren in die Außenwelt, das Verständnis für solche Dinge völlig verloren habe, und fährt dann fort: „Wie steht es aber mit der Theologie? Wie viel [evangelische] Theologen verstehen wohl den Unterschied des Protestantismus und des Katholizismus in seiner Wurzel? Wie viel Theologen sind wohl imstande, die Bedeutung der Lehre vom rechtfertigenden Glauben anzugeben, so anzugeben, daß sie die kirchlich typischen Ausdrücke in die entsprechende geistige Sprache einer andern Vorstellungswelt übersetzen?“ Darauf könnte man zunächst erwidern, und Katholiken würden nicht ermangeln es zu thun, daß eine Lehre, die nicht einmal von den Theologen der eignen Kirche verstanden wird, keinen Pfifferling wert sei, und daß es nicht der Mühe lohne, sie zu studiren oder darüber zu streiten. Man könnte ferner einwenden, daß sich die Kirche das Übersetzen ihrer typischen Ausdrücke in die geistige Sprache einer andern Vorstellungswelt entschieden verbitten müsse. Christus und Paulus haben so oft und so entschieden wie möglich erklärt, daß das Evangelium nicht für die Schriftgelehrten und Weltweisen, sondern für die Armen und Einfältigen bestimmt sei, und wenn die Kirche von dieser Richtschnur (die streng innezuhalten freilich dem Apostel Paulus selber nicht immer gelungen ist) abweichen wollte, so wäre sie nicht mehr die Kirche Christi und Pauli. Ihre Lehre solle daher nicht ein Typus, eine hergebrachte oder vereinbarte Redeweise sein, in die der Gelehrte etwas andres hineinzulegen berechtigt wäre, als was der Ungelehrte darunter versteht, sondern sie wolle schlicht und wörtlich verstanden sein. Aber sehen wir nach, wie es sich mit dem beklagten Mangel an Verständnis verhält.

Die protestantische Rechtfertigungslehre an sich ist ganz leicht verständlich, und namentlich der ganz klare Heidelberger Katechismus läßt nicht den geringsten Zweifel übrig, wie sie gemeint sei. Frage 60 lautet: „Wie du bist gerecht für Gott? Antwort: Allein durch den wahren Glauben an Jesum Christum, also, daß, ob mich schon mein Gewissen anklagt, daß ich wider alle Gebote Gottes schwerlich gesündigt und derselben keins nie gehalten habe, auch noch immerdar zu allem Bösen geneigt bin, doch Gott ohne all mein Verdienst, aus lauter Gnaden, mir die vollkommene Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi schenkt und zurechnet, als hätte ich nie keine Sünde begangen noch gehabt, und selbst allen den Gehorsam vollbracht, den Christus für mich hat geleistet, wenn ich allein solche Wohlthaten mit gläubigem Herzen annehme.“ Nachdem dann noch auseinandergesetzt worden ist, daß wirklich nur der Glaube gerecht mache, unsre guten Werke aber weder die Gerechtigkeit noch ein Stück

davon ausmachen, noch uns irgend welches Verdienst erwerben können, lautet die Frage 64: „Macht aber diese Lehre nicht sorglose und verruchte Leute? Antwort: Nein, denn es ist unmöglich, daß die, so Christo durch den wahren Glauben sind eingepflanzt, nicht Frucht der Dankbarkeit sollen bringen."

Diese Antwort auf Frage 64 wurde nun durch die tägliche Erfahrung aufs schlagendste widerlegt. Die Rechtfertigungslehre machte in der That überall „sorglose und verruchte Leute." Zwar dürfte es auch den Katholiken schwer werden, durch den Augenschein die Wahrheit ihrer Rechtfertigungslehre zu erweisen, wonach mit dem Glauben zugleich auch die Liebe eingegossen und der Mensch nicht bloß für gerecht erklärt und von Gott angesehen, sondern wirklich gerecht gemacht wird, sodaß sich seine Gottes- und Nächstenliebe in guten Werken bethätigt, zumal wenn man auf die vielen sieht, die nicht bloß einmal in der Taufe, sondern vom dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre ab im Bußsakrament alljährlich mindestens einmal „gerechtfertigt" werden. Allein die daran geknüpfte Lehre, daß bei dem zu den Jahren der Unterscheidung gelangten Menschen die Rechtfertigung nicht ohne alles Zuthun des Menschen zu stande komme, und daß die Mitwirkung mit der Gnade, wie sie beim Rechtfertigungswerke nötig sei, so auch nachher erfordert werde, um das errungene Heil zu sichern und die erworbene Gerechtigkeit und Heiligkeit von Stufe zu Stufe zu vervollkommnen, fordert doch zu sittlichen Anstrengungen auf, die dort, wo die Seelsorge richtig gehandhabt wird, auch nirgends ganz ausbleiben. Es braucht nicht weitläufig erklärt zu werden, daß die protestantische Rechtfertigungslehre keinen derartigen Antrieb enthält, sondern das gerade Gegenteil. Sie mußte umso verhängnisvoller wirken, als Luther nicht müde wurde, die Unfreiheit des Willens und die Unwiderstehlichkeit der Naturtriebe zu predigen, und blinde Eiferer wie Amsdorf zu der tollen Behauptung fortschritten, gute Werke schadeten dem Seelenheile des Menschen. Die Zeugnisse protestantischer Zeitgenossen, die Döllinger in seinen drei dicken Bänden zusammengetragen hat, ergeben wirklich ein recht düsteres Bild. Wahrscheinlich sind die Klagen Luthers und seiner Freunde über die eingerissene Sittenverderbnis sehr übertrieben; die grausame Enttäuschung, die sie erlitten, mochte sie zum schwarzsehenden Unmut verleiten. Luther war fest überzeugt gewesen, daß sich die Frucht der guten Werke von selbst einstellen müsse, sobald die Wurzel des Glaubens ins Herz gesenkt sei; er war höchlich erstaunt darüber, daß die Leute durch das Evangelium nicht besser, sondern schlimmer zu werden schienen, und er hat niemals begreifen können, woher das komme. Den auf der Hand liegenden Grund übersehend, suchte er die Ursache bald im Teufel bald in einem unerforschlichen Ratschluß Gottes. Er klagte, das Papsttum mit seinen Einrichtungen sei für den großen Haufen geeigneter gewesen als das Evangelium; zum mindesten, meinte er, müßte der Bann wieder aufgerichtet werden. So kam er denn dahin, die weltlichen Obrigkeiten anzurufen, daß

sie die in die Brüche gegangene christliche Zucht wieder herstellten, und in dem Maße, als diese dem Rufe folgten, was bei manchen nicht vor Ablauf des siebzehnten Jahrhunderts geschah, ist es denn auch besser geworden, und zwar zum Teil besser als in den katholischen Ländern; und so ward denn leider offenbar, daß der Büttel eine stärkere sittliche Macht sei, als der „allein rechtfertigende" Glaube.

Diese beschämende Thatsache wollen die evangelischen Theologen um keinen Preis eingestehen, und um sie und noch so manches andre Unbequeme zu verbergen, haben sich manche von ihnen eine Sprache angewöhnt, die das gerade Gegenteil von der offnen, ehrlichen, kühnen, stets unzweideutigen Sprache Luthers ist und nicht selten an den Galimathias erinnert, den Rabelais die Pariser Advokaten im Glockenprozeß reden läßt. Da darf man sich dann freilich nicht wundern, daß die Rechtfertigungslehre, so vorgetragen, „Metaphysik" ist, in dem Sinne, den der französische Spötter dem Worte beilegt, und daß sie niemand versteht. Als kleine Probe geben wir aus der oben schon angeführten Abhandlung über die Rechtfertigung (Realencyklopädie Band 12, S. 575) einen Satz, der noch lange nicht zu den schlimmsten gehört. „Als die größte Schwierigkeit freilich empfand die lutherische Dogmatik doch immer die Aufgabe, die von dem subjektiven ethischen Faktor unabhängige Heilsgewißheit festzuhalten, ohne doch die Bedingtheit der Teilnahme an der Reichsvollendung durch die sittliche Erneuerung zu kompromittiren." Das heißt auf Deutsch: Wie man die Menschen dahin bringen könne, ihre eigne sittliche Kraft anzustrengen, nachdem man ihnen den Satz eingeprägt hat, daß sie ohne ihr Zuthun durch Gottes Gnade allein selig werden und daß ihnen ihr eignes Thun rein gar nichts nütze, das haben die lutherischen Theologen bis heute noch nicht herausgekriegt. Ein andres, was unbedingt verschleiert werden soll, ist das, daß positiv gläubige Theologen und Pastoren, wenn sie der Sache auf den Grund gehen, dort gewöhnlich die altkirchliche Rechtfertigungslehre finden, wie denn sogar Hengstenberg „trotz seiner orthodoxen Tendenz unleugbar in das tridentinische Fahrwasser zurücklenkte" (Schmidt a. a. O.) Und in der That, wer überhaupt an die Erlösung im paulinischen Sinne glaubt und zugleich der Meinung ist, das Geheimnis der göttlichen Gnadenwirkung könne entschleiert und die Heilswirkung auf dem Wege der Seelenanatomie für das Auge des Beobachters bloßgelegt werden, dem wird jene Beschreibung des Zusammenwirkens von Gnade und Menschenwillen, von Glaube, Hoffnung und Liebe, die das tridentinische Konzil und der Römische Katechismus geben, besser als jede andre gefallen und vollständig genügen. Im Sinne dieser Erklärungen haben sich denn auch die Theologen beider Parteien in den Religionsgesprächen, und zwar schon gleich bei jenem ersten, das zu Augsburg nach Verlesung der Konfession und der Konfutation veranstaltet wurde, sehr leicht zusammengefunden, wie auch die Träger und Pfleger späterer Unionsbestrebungen. Aber

diese theoretischen Einigungen blieben ohne alle Wirkung. Die Rechtfertigungslehre hatte den von der Vorsehung gewollten Erfolg gehabt; überall war sie begierig aufgegriffen und leicht verstanden worden. Fast ebenso viel wie das Wettern gegen Papst, Pfaffen und Menschensatzungen und das Wort von der Freiheit hatte sie dazu beigetragen, Luthern und seinem Werk die Herzen im Fluge zu erobern. Den Volksmassen, die den leichtern Weg zum Himmel kennen gelernt hatten, fiel es nicht ein, auf den schwerern zurückzukehren und dazu auch noch das Joch tausendfältiger kirchlicher Satzungen wieder auf sich zu nehmen. Auch hatte die Vernichtung der kirchlichen Jurisdiktion die Machtvollkommenheit der protestantischen Fürsten so bedeutend vermehrt, daß diese von Wiederherstellung des alten Kirchentums nichts wissen mochten. In Augsburg waren es Luther und der kursächsische Kanzler Brück, die beizeiten den Riegel vorschoben; dieser im richtig verstandnen Interesse der Fürsten, jener, ohne auf den gelehrten Disput einzugehen, mit richtigem Instinkt aus der Volksseele heraus Einspruch erhebend. „Ich höre — schrieb Luther an Spalatin —, ihr habt ein wunderbarlich Werk angefangen, den Papst und Luthern zu vertragen; aber der Papst will nicht, und Luther bittet dafür. Seht nur zu, daß ihr eure Mühe und Arbeit nicht umsonst verspielet. Wo ihr aber, wider ihrer beiden Willen, die Sache verrichtet, so will ich bald eurem Exempel nachfolgen und Christum mit Belial auch vertragen." Nicht an der Rechtfertigungslehre, sondern an den Fragen der Priesterehe und des Laienkelches scheiterten die Verhandlungen zu guterletzt. Sehr gut sagt K. A. Menzel bei dieser Gelegenheit: „Mehrere Geschichtschreiber haben geglaubt, wenn die Theologen diese Meinungsverschiedenheiten zu heben willens oder vermögens gewesen wären, würde das große Werk der Aussöhnung vollbracht gewesen und eine Partei der andern in die Arme gesunken sein. Aber es galt hier nicht einzelne Vorstellungen, sondern diese letzten Streitpunkte bildeten nur den verkürzten Ausdruck eines innern großen Gegensatzes, der seit Jahrhunderten die herrschende Kirche bedroht, der in Luthers Lehren seinen Körper gefunden hatte und nun, nachdem er in diesem länger als ein Jahrzehnt hindurch ein kräftiges Leben behauptet hatte, auch äußerlich durch die Verkettung der politischen und bürgerlichen Verhältnisse aufrecht erhalten ward." Als dann die Rechtfertigungslehre ihre Bedeutung verloren hatte, vom Volke vergessen war und nur noch im Katechismus und in den gelehrten Büchern der Theologen ein schattenhaftes Dasein führte, war es neben dem Interesse der Fürsten und dem scharf ausgeprägten Unterschiede der kirchlichen Lebensformen der Haß der Protestanten gegen den Papst, was alle Vermittlungsbestrebungen wohlmeinender Theoretiker vereitelte. Luther hatte bei der Abreise aus Schmalkalden den dortigen Freunden zugerufen: Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst! Dieser sein Segenswunsch ist in Erfüllung gegangen. Weit dauerhafter als die sola fides hat sich dieses Erbstück Luthers erwiesen; es ist

auch jenen Proteſtanten geblieben, die im übrigen „ſeines Geiſtes keinen Hauch“ verſpüren, die nicht einmal ſeine Worte kennen und entweder gar keine Rechtfertigung brauchen oder nur die durch Liebe und gute Werke gelten laſſen.

(Schluß folgt)

Der Streit um den Geſchichtsunterricht

Daß wir in einem Zeitalter des Ringens und Kämpfens leben, dafür erhalten wir täglich Beweiſe mehr als genug. Daher entſteht auch in uns mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit die Sehnſucht nach der behaglichen Muße unſrer Väter, nach jener Zeit, wo die Deutſchen einer Nation von Privatgelehrten glichen, denen die Händel dieſer Welt weit abſeits lagen. Und doch würden wir in dem erſehnten Zuſtande nicht lange verharren wollen; denn einmal angeſteckt von dem raſtloſen Drängen und Treiben, das dem Eintritt neuer geſellſchaftlicher Einrichtungen vorauszugehen pflegt, würde uns die müßige Stille bald leid werden und der Kampfplatz in ſo idealem Lichte erſcheinen, daß er uns unwiderſtehlich anzöge.

Gewiß wäre es nun wünſchenswert, wenn ſich innerhalb des Streitens und Ringens ein Ort fände, auf dem man ſich beruhigt niederlaſſen und mit einer größern Gemeinſchaft ausruhen könnte, um neue Kräfte zu ſammeln. Wo aber die Geſellſchaft von einer ſo ſtarken innern Unruhe gepackt iſt, daß ſie ihr nicht entrinnen kann, da werden nach und nach alle Gebiete ergriffen, ſodaß es den Anſchein gewinnt, als ſchwankte die vaterländiſche Erde, und als ſuchte der Fuß vergebens nach feſtem Boden.

Wie ſehr auch das geſamte Bildungsweſen von dieſer Unruhe ergriffen iſt, iſt in dieſer Zeitſchrift ſchon mehrfach dargelegt worden. In erſter Linie waren es aber ſchulpolitiſche und ſchulorganiſatoriſche Fragen, die eine gewiſſe Aufregung verurſachten, während die Erörterung techniſcher Aufgaben den Fachkreiſen überlaſſen blieb. Nun hat man aber auch dieſe Grenze überſchritten, und damit iſt auch den Grenzboten Gelegenheit gegeben, eine Sache zu beſprechen, die bisher der Didaktik anheimfiel.

Allerdings iſt ſie intereſſant genug, weite Kreiſe zum Nachdenken anzuregen. Und es war wohl nicht zufällig, daß, wenn einmal wieder Unterrichtsangelegenheiten vor ein größeres Publikum gebracht werden ſollten, gerade

diese in den Vordergrund der Besprechung gerückt ward. Sie betrifft nichts geringeres als die historische Bildung des Volkes. Seit der Einigung des Reiches nimmt man hieran ein viel tiefer gehendes Interesse als früher, wo es nicht darauf ankam, bis zu welchem Abschnitt der Geschichtsunterricht vordrang. Ein Glück, wenn damals der Schüler noch die Freiheitskriege hörte; gab es doch Gymnasien, wo die Prima monatelang mit assyrischer und babylonischer Geschichte angeödet wurde. Dem will man nun mit einem Schlage abhelfen, zumal da die Meinung verbreitet wird, daß die geschichtliche Bildung der leitenden Kreise gegenwärtig überhaupt nur auf der Schule, nicht mehr auf den Universitäten erworben werde. Deshalb komme dem Geschichtsunterricht in den höhern Anstalten, den Gymnasien, Realschulen u. s. w. gegenwärtig eine so hohe Bedeutung zu, und man müsse deshalb besondre Anstrengungen machen, um diesem wichtigen Lehrfach den rechten Erfolg zu sichern. So wandeln sich die Zeiten. Melanchthon wies die Ausbildung in der Geschichte an die Universität; heute soll sie den Schulen überlassen bleiben.

Auch in den Grenzboten (1891, Heft 24) ist diese Ansicht vertreten worden auf Grund des statistischen Nachweises, daß von hundert Studenten an deutschen Universitäten nur zehn geschichtliche Kollegien belegen. Die Thatsache mag richtig sein. Aber sie ist traurig genug, da sie zeigt, wie sehr sich auch die Studenten in Spezialstudien verlieren und ihre allgemeine Bildung vernachlässigen. Hoffentlich ist das keine bleibende, sondern eine vorübergehende Erscheinung. Denn was soll aus dem nachwachsenden Geschlecht werden, dessen historische Bildung sich nur auf das stützen kann, was die Schule überliefert hat? Zum Lesen umfangreicher Schriften wird sich ein Geschlecht schwerlich bequemen, das an den Vorlesungen der Universität vorübergeht.

So betrübend die angeführte Thatsache ist, so hat sie doch das eine Gute, daß sie den Blick auf den Geschichtsunterricht in den Schulen gelenkt hat, und daß sich hervorragende Männer mit eingehendem Interesse dieses Themas bemächtigen. Befinden sich unter ihnen Fachgelehrte, so ist dies um so freudiger zu begrüßen. Denn steigen diese in die didaktische Arena hinab, so darf man annehmen, daß sie gegenüber einem dürftigen Formalismus, mit dem die Nachfolger Pestalozzis vielfach die Unterrichtsmethodik übersponnen haben, Anweisungen geben, die sich durch Sachkenntnis, Sicherheit und Klarheit auszeichnen. Wo eine umfassende gründliche Kenntnis der Dinge herrscht, da darf man wohl auch ein eindringendes Verständnis für die Wege voraussetzen, auf denen die Weitergabe der gewonnenen Ergebnisse erfolgt. Und um den besten dieser Wege handelt es sich jetzt. Über das Ziel ist man einig. Man ist überzeugt, daß die Schule nicht bloß eine bestimmte Menge geschichtlichen Wissens zu überliefern hat — obwohl in Wirklichkeit häufig nicht einmal das erreicht wird —, sondern daß ihr Ziel ein höheres ist, nämlich durch den Unterricht in der Geschichte die Gesinnung der Schüler so zu be-

einflussen, daß sie dereinst als charaktervolle Männer Gut und Blut einsetzen für die Ehre und die Größe ihres Vaterlandes. Die Unterweisung in der Geschichte ist nicht in erster Linie Wissens-, sondern Willenssache. Die Beschäftigung mit der Geschichte soll den Schüler dahin bringen, daß er sich bereits als thätigen Teil des Volkes fühle. Er muß wissen, daß auf ihn gerechnet wird, und er soll wollen, daß man auf ihn rechnen könne. Die Zeit der Träume ist vorüber. Was an physischem und geistigem Vermögen dem deutschen Volke zu Gebote steht, muß ausgebildet und ausgebeutet werden. Auch der Geschichtsunterricht fällt unter den Gesichtspunkt der Erziehung. Ja es beruht geradezu unsre Zukunft darauf, daß in dem heranwachsenden Geschlecht das Verständnis angebahnt werde für die schweren und vielverzweigten Aufgaben der Gegenwart. Während in frühern Zeiten dem deutschen Schüler einzuprägen war, daß er sich nie freiwillig zugreifend an den Schicksalen des Vaterlandes beteiligen dürfe, wird jetzt alles darauf ankommen, daß die Schüler begreifen lernen, sie werden dereinst als Bürger des geeinten Reiches schwere Pflichten übernehmen, damit das Reich nicht nur erhalten bleibe, sondern zu neuen Thaten fortschreite. Sie sollen zu dem felsenfesten Glauben erzogen werden, unserm Volke stehe noch Großes bevor, und sie sollen sich so rüsten, daß die kommende Zeit kein kleines Geschlecht finde.

Dazu gehört Verständnis für die Weltstellung des Reiches und die Aufgaben seiner Bürger. Darin sind alle verständigen Leute einig. Einig sind sie auch darin, daß gewisse politische Grundbegriffe wohl der Geschichte der alten Völker zu entnehmen sind, daß aber diese bei weitem nicht ausreicht, die Gegenwart zu verstehen. Dazu gehört eine eindringende Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung des eignen Volkes.

Hier beginnt nun der Zwiespalt. Hier macht sich die Unruhe des lebenden Geschlechts bemerkbar. Der einfache Weg, der natürlichen Entwicklung zu folgen, von den Alten zu den Neuern allmählich aufzusteigen bis an die Schwelle der Gegenwart, erscheint nicht mehr ausreichend. Nein, umgekehrt, von der Gegenwart aus in das Altertum hinein — das wird als einzig wahrer Weg angepriesen, in unsrer Jugend geschichtliche Bildung zu pflegen und Vaterlandsliebe zu wecken.

Hiermit wäre die Sache gründlich auf den Kopf gestellt. In der Methodik des Geschichtsunterrichts genügt keine Reform; da kann nur ein trotziger Radikalismus helfen, der das gerade Gegenteil thut von dem, was man bisher für recht gehalten hat. Wie kommt man dazu? Fürchtet man, daß der Geschichtsunterricht bei dem hergebrachten Schlendrian oder bei der Vorliebe für das klassische Altertum trotz aller Mahnungen und Vorschriften der Behörden mitten drin stecken bleibe, ohne an die Darstellung unsers Jahrhunderts zu gelangen? Da wäre es ja freilich ein gutes Mittel, das Gegenwärtige an den Anfang zu stellen und dann zuzusehen, wie weit man etwa

rückwärts käme. Das Deutsche käme zu voller Geltung, man könnte sich absolut nicht mehr darum herumdrücken.

Aber dieser praktisch-taktische Gesichtspunkt darf doch nicht als ausschlaggebend betrachtet werden. Was ist also bestimmend, den vorgeschriebnen Gang in der Geschichte als radikales Heilmittel zu verkünden? Es will uns scheinen, als wären die Vertreter und Anpreiser des neuen Universalmittels von der historischen Nähe so geblendet, daß sie die psychologische Ferne nicht gewahren, in die sie geraten sind.

Die historische Nähe, d. h. das, was in der Gegenwart geschieht, was in das Leben, in die Entwicklung der Schüler, in ihren Erfahrungskreis selbst hineinfällt, dies bilde, sagt man, den natürlichen Ausgangspunkt für die geschichtliche Betrachtung. An den Heldengestalten der vaterländischen Geschichte und zwar vor allen an den uns zunächststehenden, gleichsam greifbaren Gestalten der letzten hundert bis zweihundert Jahre soll der Schüler sein historisches und nationales Bewußtsein gewinnen und stärken. Will man das spezifische historische Bewußtsein der Nation heben, heißt es, so muß sich möglichst früh der Geschichtsunterricht auf die neueste Zeit, auf die Erlebnisse der jüngsten Geschlechter beziehen. Die Ereignisse, die in erster Linie den Zustand geschaffen haben, worin sich das heranwachsende Geschlecht befindet, seien der einfachste und natürlichste Anknüpfungspunkt für alle historische regelrechte Empfindung. Erst die nationale Grundlage schaffen, dann kann der allgemeine weltgeschichtliche Standpunkt sein Recht finden! Würde auf Grundlage der genealogischen Tafeln einige Zeit hindurch die Lebensgeschichte unsrer Väter, Großväter und Urgroßväter behandelt, würde Liebe, Achtung und Begeisterung für ihre Werke, ihre Thaten und des Vaterlandes Größe erzeugt, würde damit der historische Sinn der Nation mächtig gefördert worden sein, so bestünde dann keine Schwierigkeit, an den systematischen Unterricht des Gesamtverlaufs geschichtlicher Dinge hinanzutreten.

Der maßgebende Gesichtspunkt bei diesem Vorschlage dürfte also der sein, daß die historische Nähe das Interesse und den Sinn für das Geschichtliche am besten begründe, so wie etwa die Behandlung der Geographie seit langem schon zu größtem Vorteil der Schüler eine eingehende Beschäftigung mit dem heimatlichen Boden voranstellt, ehe die fremdländischen Gebiete behandelt werden.

Aber es ist doch sehr die Frage, ob auf dem Gebiete des historischen Geschehens das geschichtlich Nahe auch zugleich das psychologisch Nahe bedeute. Muß diese Frage verneint werden, so fällt damit der neue Vorschlag, mit der Betrachtung der Gegenwart den Geschichtskursus zu beginnen, in sich zusammen. Denn wir wollen doch nicht in die Fehler der alten Didaktiker vor Ratich und Comenius zurückfallen, die nur Rücksicht auf den Lehrgegenstand nahmen, ohne darnach zu fragen, wie sich der Geist der Schüler damit abfinden könne?

Um nun nachzusehen, ob die geschichtliche Betrachtung der neuesten Zeiten an die Spitze der geschichtlichen Unterweisung gestellt werden könne, ist es nötig, zunächst an die unbestrittene Thatsache zu erinnern, daß die Gegenwart ein Produkt der Vergangenheit ist. Wer also Verständnis für die Gegenwart gewinnen will, muß dem allmählichen Werden und Wachsen durch die Jahrhunderte hindurch nachgegangen sein. Dieses Bewußtsein des durchgängigen historischen Zusammenhanges läßt sich nur auf diesem Wege gewinnen. Ohne dieses schwebt das Gegenwärtige in der Luft; es ist ein Chaos widerstreitender Mächte, ein sinnloses Durcheinander von Meinungen. Ordnung und Sinn kommt erst dadurch in dieses Wirrsal, daß man den Fäden nachgehen kann, die in die Vergangenheit zurückführen, daß man den Gesamtweg überblickt, auf dem jede politische Handlung ein Glied in einer Kette von Wirkungen bildet, die eben in ihrer Gesamtheit als Geschichte erscheinen.

Das, was die Gegenwart ausmacht, ist offenbar etwas höchst kompliziertes. Es beruht auf der rastlosen Arbeit von Jahrhunderten, Jahrtausenden. Alles, was Menschen je empfunden, erfahren, erdacht und versucht haben auf dem Gebiete der Geistes- wie der Naturwissenschaften, ist aufgehäuft zu einem ungeheuern Schatze, den zu mehren die Nation sich Tag für Tag anschickt. In diesen gewaltigen Strom, der in seiner Tiefe nur ein einziges Geschehen zeigt, während auf seiner Oberfläche die mannichfaltigsten Strömungen nebeneinander dahinschießen, Strudel und Wirbel bildend, sich einengend und fortreißend, wird der werdende Mensch hineingestellt, mit der harten Forderung, sich die Kräfte der Gesamtheit zu eigen zu machen, um wiederum die Kraft des Ganzen zu mehren. Denn aus dem Paradiese vertrieben, heißt es für den Menschen arbeiten, den verzehrenden Drang stillen in dem Bewußtsein, als ein Glied des ungeheuern Organismus, als ein Ring in der unermeßlichen Kette dem Fortschreiten des Ganzen zu dienen. Dies wird um so wirkungsvoller geschehen können, je klarer der Einzelne die bisherige Entwicklung überschaut, je genauer er die Kräfte kennen lernt, die oft geheimnisvoll und den Blicken der Masse verborgen in der Tiefe wirken. Die Kenntnis dieser Entwicklung wird ohne Zweifel am besten und sichersten von dem erlangt werden, der dem allmählichen Werden und Wachsen mit steigendem Interesse gefolgt ist. Auf die Erziehung übertragen, würde das bedeuten, daß der werdende Mensch dem Werden der Kultur nachzuführen sei, wenn er dereinst ein mit vollem Bewußtsein in die Arbeit der Gegenwart eingreifendes Glied der menschlichen Gesellschaft sein soll.

Hierzu nötigt uns vor allem die Thatsache, daß der jugendliche Geist gewisse Entwicklungsstufen durchläuft, die man nicht unbeachtet lassen darf, wenn man erziehen will. Hätte man immer das Goethische Wort vor Augen: „Der menschliche Geist nimmt nichts an, was ihm nicht zusagt," so würde man ohne Zweifel so manchen thörichten Vorschlag für sich behalten haben,

ohne damit die Welt zu beglücken. Die geistige Nahrung muß, wenn sie die geistige Kraft mehren soll, genau der Verdauungsfähigkeit des jugendlichen Geistes angepaßt sein. Nur das kann das Interesse der Schüler nachhaltig fesseln, was von ihnen aufgenommen und verarbeitet werden kann. Die psychologische Bedingung für alle Vorstellungen, die Interesse wirkend in den Gedankenkreis eintreten sollen, ist aber, daß sie ähnlich, mit ihm verwandt sind, von ihm erwartet werden, kurz die peinlichste Berücksichtigung der in der Entwicklung einander folgenden Apperzeptionsstufen. Goethe fordert nichts andres, wenn er sagt: „Echt ästhetisch-didaktisch könnte man sein, wenn man mit seinen Schülern an allem Empfindungswerten vorüber ginge oder es ihnen zubrächte im Moment, wo es kulminirt und sie höchst empfänglich sind."

Das ist die psychologische Nähe, von der wir sprachen. Wer sie geringschätzt, mag ein großer Gelehrter sein; als Erzieher ist er ganz unbrauchbar. Diese Wahrheit kann nicht laut genug verkündet werden. Wer auf einem Instrument spielen will, dem die Saiten fehlen, den hält man mit Recht für einen Narren. Ein ebensolcher Narr ist der, der erzieherische Einwirkungen erzielen will, ohne die psychischen Bedingungen zu kennen, unter denen der jugendliche Geist thätig zu sein pflegt, der infolge dessen Nahrungsstoffe vorschlägt, die der kindlichen Fassungskraft schnurstracks zuwiderlaufen. Die Gegenwart eines hoch kultivirten Volkes zeigt so verwickelte Verhältnisse, daß es die größte Versündigung an den jugendlichen Geistern bedeutet, wenn man damit die geschichtliche Unterrichtsreihe beginnen will. Nicht mit einemmale steht ein Volk auf einer bestimmten Kulturhöhe. Dazu bedarf es jahrhundertelanger, mühseliger Arbeit. Von niedern Stufen zu höhern, von einfachern zu immer reicher werdenden Gestaltungen heißt es da emporklimmen. Und wie das Volk, so hebt sich auch der Einzelne in seiner Entwicklung von niedern zu höhern Stufen empor, von einfachen und leichten zu immer reichern und schwierigern Vorstellungen, von gegebnen Anschauungen zu abstrakten Begriffen. Wie in der Entwicklung des Volkes zuerst eine mythische, dann eine historische und zuletzt eine philosophische Anschauungsweise hervortritt, so besitzt der Einzelne zuerst eine phantasiemäßige, dann eine thatsächliche und zuletzt eine reflektirende Denkweise. Dies in theoretischer Hinsicht. In praktischer machen sich ebenfalls drei große Entwicklungsstufen geltend, insofern in der Gesamtheit ein Aufsteigen vom patriarchalisch geordneten zum gesetzlich geordneten und von da zu dem zweckmäßig organisirten Zustande der Gesellschaft stattfindet, während in der Entwicklung des Einzelnen zunächst Gebundenheit an eine fremde Autorität vorherrscht, dann freie Bewegung unter der Autorität des Gesetzes, endlich die Selbstautorität oder die Herrschaft sittlicher Ideen eintritt.

So lösen sich in der Entwicklung des Einzelnen und der Gesamtheit be-

stimmte Entwicklungsstufen ab. Es liegt auf der Hand, daß, wenn es der Erziehung gelänge, beide Apperzeptionsreihen, die generelle mit ihren Bildungsstoffen und die individuelle mit ihren mannichfachen Vorstellungen, Wünschen und Neigungen, genau auf einander zu stimmen, sie in einer gesetzmäßig notwendigen Reihenfolge ein durchgreifendes Mittel besäße, dem Unterricht seine rechte Wirkung zu sichern.

Auf induktivem Wege findet man im Studium der Kinderseele gewisse Entwicklungsstufen. Unabhängig davon zeigt die Völkerpsychologie in der Entwicklung der Gesamtheit gewisse Fortschrittsgesetze und Entwicklungsstufen. Es liegt nahe, das darwinistische Prinzip, daß die ontogenetische Entwicklung die phylogenetische wiederhole, auf das geistige Gebiet anzuwenden und nachzusehen, inwieweit sich beide Entwicklungsreihen, die individuelle und die generische, decken.

In keinem Falle wird man naturwidrig verfahren, wenn man das Werden des Schülers an dem Werden der Gesamtentwicklung nährt. Oder hätte sich Goethe ganz vergriffen, als er aussprach: „Wenn auch die Welt im ganzen fortschreitet, die Jugend muß immer wieder von voru anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen"? Wäre Kant vollständig im Unrecht, wenn er lehrt, daß die Erziehung im einzelnen die Ausbildung der Menschheit im allgemeinen durch ihre verschiednen Generationen nachahmen solle?

Das scheint alles vergessen zu sein. In einem übel verstandnen Patriotismus glaubt man sich sorglos aller psychologischen Lektionen überhoben. Oder ist der heutige Sextaner anders, als der frühere? Kann er im genialen Sprung sich über alles gewordne hinwegsetzend mit innerm Verständnis unsre neuere Gesetzgebung, das Getriebe der Parteien und das Gedränge der Stände anschauen? Es muß wohl so sein. Denn in dem allerneuesten für Sexta bearbeiteten geschichtlichen Lehrbuch*) heißt es Seite 21: die Bevölkerung Deutschlands „fühlte sich nach 1815 durch die staatlichen und bürgerlichen Zustände der Zeit eingeengt, und die neu entstehenden Verkehrsmittel, Eisenbahn und Telegraph, mehrten die Unruhe." Der heutige Sextaner muß wirklich ein Wundertier sein, wenn man ihm zumuten kann, einzusehen, wie zwischen der Mehrung der Unruhe und den staatlichen und bürgerlichen Zuständen ein innerer Zusammenhang bestehen soll. Was denkt sich ferner der Knabe bei der „Härte des Kampfes ums Dasein," bei den „Klagen und Forderungen der Sozialdemokratie," der „Einführung der sozialen Republik," der „Wut bethörter Volksmassen"? Was soll der Satz: „In Deutschland blieb alles beim Alten" (S. 22) bedeuten, da ja der heutige Sextaner erst das Neue kennen

*) Stenzler, Lindner und Landwehr, Lehr- und Lesebuch der Geschichte von der Gegenwart bis auf Kaiser Karl den Großen. Berlin, Mittler und Sohn.

lernt? Wie versteht er den Satz (S. 50): „Fr. Wilhelms Gesetze galten dem Wohle der Gesamtmonarchie, und kraftvoll unterdrückte er den Trotz der Stände, die von ihrer Selbständigkeit und vom Althergebrachten zum Wohle des Ganzen nichts aufgeben wollten"?

Worte, nichts als Worte. Wenn zu Ende des vorigen Jahrhunderts gesagt wurde, das schrecklichste Geschenk, das ein feindlicher Genius dem Zeitalter machen könne, seien Kenntnisse ohne Fertigkeiten, so könnte man heute ausrufen, das verderbenbringendste Geschenk seien Worte ohne Begriffe.

Seit den Tagen Pestalozzis ist es eine unumstößliche Wahrheit: Den Worten des Lehrers darf kein mattes Echo, sondern es muß eine frische, eigenartige Antwort folgen. Wo der Unterricht aus einer Masse von Worten besteht, zu denen die nötigen Anschauungen und Begriffe fehlen, da darf man sich nicht einbilden, daß die geistigen Kräfte geweckt und gestärkt würden. Das Gegenteil ist der Fall. Das Interesse und das Kraftgefühl der Schüler erlahmt gar bald, wenn sie zu den Worten des Lehrers keinen Vorstellungsinhalt hinzuthun können. Nichts schädigt die geistige Entwicklung des Schülers mehr, als eine für seine Altersstufe nach Stoff oder Form ungeeignete geistige Kost. Was vom Jüngling mit Heißhunger ergriffen wird, erzeugt dem Knaben aufgedrängt nur zu häufig Widerwillen und Stumpfsinn. Was einem jüngern Alter oft qualvoll eingetrichtert werden muß, das erfaßt das spätere, an dem Verfolg der geschichtlichen Entwicklung gereifte Alter mit wahrem Genuß. Der Unterricht muß es dahin bringen, daß sich der Schüler mit wirklichem Interesse und fröhlich schaffendem Eifer ernster Geistesarbeit widmet. Er kann dies aber nur dann, wenn die Unterrichtsstoffe der jeweiligen Entwicklungsstufe angemessen sind. Nur da, wo sich der Gedankenkreis des Lehrers, der von oben kommt, mit dem wirklichen Gedanken- und Gemütsleben der Schüler, das sich von unten nährt, vermählt, nur da kann von geistigem Wachstum die Rede sein. Daß dieses Grundgesetz geistiger Gesundheit in geradezu sträflicher Weise verletzt wird, wenn man den Geschichtsgang auf den Kopf stellt und vom Geschichtsunterricht „in aufsteigender Linie" redet, liegt auf der Hand. Man lese nur den neuesten Vorschlag von Herman Grimm im zwölften Heft der Deutschen Rundschau. Da gestaltet sich der Geschichtsgang folgendermaßen:

1. Sexta. „Ohne der weiter zurückliegenden Vergangenheit zu erwähnen, wird dem Sextaner als Geschichte mitgeteilt, daß im Jahre 1870 ein großer Kampf des deutschen Volkes gegen Frankreich stattfand, und daß von den deutschen Fürsten 1871 in Versailles das deutsche Kaisertum proklamirt ward. Wie es vorher in Deutschland unter Kaiser Wilhelm I. aussah, geht den Schüler einstweilen nichts an. . . . Die heutige politische Gestaltung Deutschlands lernt er (der Sextaner!) kennen, als habe vorher das Chaos geherrscht.

Er weiß nur von der Gegenwart" — aber fragt mich nur nicht, wie. Nach Grimm lernt der Sextaner „in ursächlicher Verknüpfung das begreifen, was er um sich her vor Augen hat. Der Junge hat zu wissen, daß er innerhalb eines großen Organismus stehe, ohne den er alles einbüßen würde, was für das Leben von Wert ist." Ganz einverstanden, wenn dies als Ziel des Geschichtsunterrichts am Ende der Gymnasialzeit erreicht ist. An den Anfang gestellt, ist es reine Phrase.

2. Quinta. Dem Quintaner wird nun eröffnet, es sei vor den Zeiten unsers jetzigen deutschen Kaiserreichs eine Zeit von fast zwei Jahrhunderten gewesen, in der es in Deutschland anders aussah als heute. Diese Epoche (natürlich „Epoche"!) sei die des preußischen Königreichs. Einhundertundsiebzig Jahre lang habe es Könige von Preußen gegeben, die nicht Kaiser von Deutschland waren. Mit der Krönung Friedrichs I. als einer ausgangbildenden (!) Thatsache werde begonnen. Alles Vorhergehende könne unerörtert bleiben. Auch hier handle es sich nur um die äußere Gestalt der Ereignisse, deren feinerer innerer Zusammenhang erst spätern Jahren sich erschließe. Wir freuen uns dieses Zugeständnisses, wie auch des folgenden Satzes: „So einfach es erscheint, die Reihe der Könige als Mustertypen von Herrschergestalten in der Folge ihrer Regierungen hinzustellen, so schwierig wird dies, wenn wir bedenken, daß hier Kinder zu unterrichten sind, die vom Einfluß der Charaktere auf die Ereignisse noch keinen Begriff haben." Und doch heißt es dann später: „Die Zeit der Herrschaft Friedrich Wilhelms II. ist erfüllt von der französischen Revolution, und es muß dieses ungeheuerste Ereignis der menschlichen Geschichte in die Phantasie der Kinder so verständlich und zugleich wahrhaft eingetragen werden, daß der spätere Mann zurückdenkend die Richtigkeit dieser Umrisse anzuerkennen sich genötigt sieht."

An dieser Stelle ist deutlich sichtbar, zu welchen psychologischen Ungeheuerlichkeiten man sich versteigt, wenn die Geschichte der Gegenwart und der kurz vorangegangnen Zeiten an den Anfang der geschichtlichen Unterweisung gestellt wird. Wenn Grimm weiterhin gesteht, es sei nicht leicht, das Jahr 1848 so zu fassen, daß es von Quintanern verstanden werden könne, so sagen wir dagegen, es ist geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, weil dem Quintaner nicht weniger als alle Bedingungen zur verständnisvollen Auffassung fehlen.

3. Quarta. „Hatte die Schwierigkeit bei der zweiten Epoche (Epoche!) in der Darstellung der französischen Revolution gelegen als eines weltumwandelnden Ereignisses, das alle Völker angeht, so macht uns diesmal die Geschichte der Reformation Sorge." Also der Verfasser dieses neuesten Geschichtsganges ist doch von geheimer Angst gequält, daß die Hauptpersonen, die diesen Gang verfolgen sollen, dabei Schiffbruch leiden möchten. Und um was ängstigt er sich bei der Geschichte der Reformation in Quarta? „Die Klasse ist von protestantischen, katholischen und jüdischen Schülern erfüllt, und

der Quartaner verhält sich in anwachsendem Maße aktiv dem gegenüber, was er in der Schule hört. Die Gegensätze, um die es sich bei der Reformation handelt, bestehen heute fort. Er verlangt Auskunft. Ich müßte als Lehrer einer Quarta selbst thätig gewesen sein, um angeben zu können, auf welchem Wege die Geschichte Deutschlands hier so zu erzählen sei, daß die religiöse Bewegung zu altersgemäßer Darstellung gelange." Schade, daß Grimm niemals Geschichtslehrer gewesen ist. Er hätte dann das Kunststück gelöst, eine objektive Darstellung der Reformationszeit zu geben, die gleichermaßen Protestanten und Katholiken — den jüdischen Quartanern ist wohl die Sache gleichgiltig — befriedigen könnte, zumal da er sich hier offen zu dem psychologischen Beweggrund als dem ausschlaggebenden bekennt: „Die Altersstufe des Schülers kommt hier im höchsten Grade in Betracht." Warum gerade nur hier? Der Verfasser meint, der Schüler habe noch nicht das Recht zu urteilen, aber er sei doch wiederum alt genug, im Leben des Tages längst auf die tiefern Unterschiede der religiösen Bekenntnisse aufmerksam geworden zu sein. Sehr wahr; infolgedessen urteilt aber auch der Schüler, und oft sehr treffend, wenn es nur die Geschichtslehrer immer wüßten!

Ein merkwürdiger Widerspruch begegnet uns mehrfach in den Darlegungen Grimms. Er meint, die Unerfahrenheit des Schülers in geistigen Dingen gereiche dem Schüler bei dem Kapitel über die Reformation mehr zum Vorteil als zum Nachteil. Und auch vorher ist mehrfach erwähnt worden, daß die geschichtlichen Erzählungen in der Seele der Sextaner und Quintaner einen mythischen Charakter annähmen; es wird gefragt, wie weit man imstande sein werde, den Ereignissen die halbmythische Gestaltung zu verleihen, deren es für den noch so kindlichen Schüler bedürfe — und doch soll dieser ein klares Bewußtsein von dem Werte des Staatswesens erhalten, das seit zweihundert Jahren in ununterbrochenem Emporkommen begriffen sei!

Über den weitern Gang, der empfohlen wird, können wir uns kurz fassen. Der Tertianer hört von der deutschen Geschichte vor der Reformation; der Sekundaner setzt den Fuß auf römisches Gebiet und lernt nun das gewaltige Reich kennen, auf dessen Schultern wir standen und stehen. Dem Primaner wird endlich die griechische Welt als letzte Erfahrung aufgeschlossen. Ihm ist die Geschichte der Griechen so darzustellen, daß Politik, Kunst und Wissenschaft ein untrennbares Ganze bilden. Durch den Einblick in die griechische Gedankenwelt soll der Schüler ein Bild der geistigen Gesamtentwicklung der Menschheit gewinnen. „Wer möchte — fragt Grimm — dies [das Ausgehen von der Gegenwart bis zu den Griechen zurück] ein Rückschreiten nennen? Es ist ein geistiges Emporklimmen, wo sich auf jedem Ruhepunkte die Aussicht erweitert. . . . Der Gang von heute rückwärts zu den Griechen führt den Schüler bergan. Ein Weg durch drei Jahrtausende zu immer lichteren Regionen, der die Erfahrung gewährt, daß ein Volk gelebt habe, welches

aus eigner Kraft sich zu einer Klarheit der Weltanschauung erhob, ohne die die Lehre Christi später die Stelle nicht gefunden hätte, die sie fand."

Also von den dunkeln, verwirrten Regionen der Gegenwart aufwärts in die lichten Räume des Griechentums! Wäre dies für den deutschen Knaben das rechte Ergebnis? Wie stimmen dazu die kaiserlichen Worte: „Der Geschichtsunterricht muß mehr als bisher das Verständnis für die Gegenwart und insbesondre für die Stellung unsers Vaterlandes in derselben vorbereiten"? Kann dies dadurch geschehen, daß die Geschichte der neuesten Zeit einer Altersstufe zugemutet wird, die gar nichts damit anfangen kann? Das Beste, was wir von der Geschichte haben, sagt Goethe, ist der Enthusiasmus, den sie erregt. Aber wenn dieser Enthusiasmus nicht ein Strohfeuer sein soll, so muß er mit dem Verständnis der historischen Ideen verknüpft sein; er muß aus dem historischen Sinn, der in der Jugend geweckt werden soll, herauswachsen. Wo Unverstandnes überliefert wird, kann er sich nicht entwickeln, denn da wird von vornherein zerstört, was bisher als größter Vorzug einer echten Erziehungsschule gerühmt worden ist: die sorgsame Pflege eines langsamen, naturgemäßen Wachstums der jugendlichen Geister.

Nein, wir wollen im allgemeinen bei dem bisherigen Gange stehen bleiben. Von den zurückliegenden einfacheren und durchsichtigeren Verhältnissen des Altertums wollen wir den Schüler einführen in die vaterländische Geschichte, ihr einen breiten Raum gönnen und sie fortführen bis zur Wiederaufrichtung des Reiches durch Kaiser Wilhelm I.

Man fürchte nicht, daß der Schüler von den Geschicken unsers Volkes zu spät erfahre. Ehe der Unterricht in der deutschen Geschichte beginnt, hört der Schüler in der Familie und im Umgang erzählen von den großen Männern und Herrschern unsers Volkes; die Jugendlitteratur giebt ihm reichlich Gelegenheit, von unsern Staatsmännern und Heerführern zu lesen, und eine von vaterländischem Geiste durchdrungene Schulgemeinde sorgt dafür, daß an den vaterländischen Gedenktagen die Gemüter in ihrer Liebe zu Kaiser und Reich immer mehr erwärmt und befestigt werden. Das ist die Hauptsache. Man glaube ja nicht, durch einen forcirten Patriotismus ein thatkräftiges Geschlecht zu erziehen, das sich anschicken werde, die idealen Güter der Nation freudig zu mehren. Das Gegenteil ist der Fall. Überfütterung, stark hervortretende Absichtlichkeit ruft gerade die Gegenwirkung hervor. Auf dem Gebiete der religiösen Gefühle haben wir das in unsern Schulen zur Genüge erlebt — und erleben es täglich zur allertiefsten Schädigung des religiösen Interesses. Nun ist man glücklich dabei, in blindem Übereifer auch die nationalen Gefühle im Keime zu zerstören, ein ödes Strebertum groß zu ziehen und die geistigen Kräfte noch mehr zu verflachen.

Da erscheint es als Pflicht für jeden, der sein Vaterland lieb hat, die warnende Stimme zu erheben. Und es ist das doppelte Pflicht in einer Zeit,

die nur zu sehr auf das Praktisch-Verwendbare, auf möglichst frühzeitiges Fertigmachen des Menschen hindrängt. Nicht früh genug kann man die Schüler zur Schule schicken, nicht früh genug die herrlichen Berechtigungen ersitzen lassen, nicht früh genug ihnen die Gegenwart mit ihren verwickelten Verhältnissen, ihren schroffen Gegensätzen und Kämpfen aufdrängen. Jean Pauls Wort: „Unsre Kinder sollen ihr Eden, ihre schöne ideale Phantasiewelt behalten, solange als möglich; sie sollen ihr Paradies bewohnen, wie die ersten Eltern, diese wahren ersten Kinder“ ist vergessen oder verachtet. Das Paradies ist verloren, ruft man. Jetzt heißts arbeiten und ringen und hasten, wenn man in dem Menschengeschiebe vorwärts kommen will, und zwar muß der Knabe sobald als möglich in diesen Kampf ums Dasein eingeführt werden. Daß er einmal eingeführt werden muß, ja; sobald als möglich? nein.

Uns schwebt der Gedanke vor, daß nach dem nervösen Treiben der Gegenwart auch wieder ruhigere Zeiten kommen werden, wenn eine Ausgleichung zwischen den Gegensätzen gefunden, die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten, Reichen und Armen, Freunden und Feinden des heimatlichen Bodens überbrückt worden ist. Könnte sich doch unser Bildungswesen freier halten von den Strömungen des Tages, festhalten an den großen Zielen unsrer vaterländischen Arbeit, ruhiger bewahren das, was die vorausgegangene Anstrengung Großes und Gutes geleistet hat, wenn auch unter andern Formen, wie sie das fortschreitende Leben verlangt! Dann würde vielleicht ein Geschichtsgang eher Anklang finden, wie er uns vorschwebt in dem die Entwicklung nachahmenden Fortschritt von untern zu obern Stufen, von ältern zu neuern Zeiten. Dieser Gang sei zum Schluß hier noch flüchtig skizzirt, damit auch das Positive nicht fehle.

Daß es in der menschlichen Entwicklung eine Zeit giebt, wo die Phantasie noch stärker schafft als im Jünglingsalter, nämlich die Kindheit, dürfte unbestritten sein. Und daß sich diese Zeit am liebsten beschäftigt mit den Erzeugnissen, die dem Kindheitsalter des Volkes entsprungen sind, ist ebenso unbestritten. Also beginne man in der Schule den geschichtlichen Unterricht mit einer guten Auswahl deutscher Volksmärchen. Sie sind die beste und geeignetste Nahrung für eine Zeit, wo das Kind alle Außendinge noch als seinesgleichen betrachtet und behandelt und daher die Wirklichkeit lediglich nach seinen Wünschen und Phantasien gestaltet. Mit der zunehmenden Erkenntnis des Wirklichen wird aber die Märchenstufe überwunden. Die Außenwelt tritt dem Kinde als eine von dem Ich und seinen Wünschen unabhängige Objektivität gegenüber. Trotzdem giebt das Ich seine gestaltende Kraft nicht auf; es ändert sie nur, indem es allmählich einsieht, daß es sich zur Beherrschung, zur Bewältigung der Außendinge nach deren Natur richten müsse. Diese Entwicklung hat auch die Gesamtheit durchgemacht. Dem Kinde kann sie in epischer Weise nahe gelegt werden in der Geschichte Robinsons. Hier bekommt

der Schüler eine Ahnung davon, welche Riesenarbeit in der vorhistorischen Zeit geleistet worden ist dadurch, daß sich der Mensch die Natur dienstbar machte. In dem Schicksal des Robinson tritt dem Schüler greifbar zu Tage, welche Mühe auch die kleinste Errungenschaft dem Menschen gekostet hat — gegenüber der gedankenlosen Stumpfheit und gefühllosen Roheit, mit der so viele Zeitgenossen an den Wohlthaten der Kulturarbeit vorübergehen.

Aber im Robinson sah der Schüler nur, wie sich ein Einzelner durch eigne Anstrengung emporarbeitet und sich die Natur bis zu einem gewissen Grad unterthan macht. Darnach wird er in eine größere menschliche Gemeinschaft eingeführt. Eine solche tritt ihm in den einfachsten sozialen Verhältnissen, in der Familiengeschichte der biblischen Patriarchen entgegen. Welche natürlichen Grundzüge menschlichen Fühlens und Strebens, welche einfachen und faßbaren Elemente aller geselligen Verhältnisse hier gegeben sind, haben Goethes und Herders Schilderungen des patriarchalischen Lebens in beredter Weise aufgezeigt. Hier sind die echten Elemente für die Weckung der Geschichtsempfindung gegeben. Nur aus dem Bewußtsein der Familie heraus entwickelt sich der historische Sinn. Er wächst aber nur allmählich, und nichts ist vielleicht wichtiger als sein Ausgangspunkt. Denn mit ihm verbinden sich die eignen Kindererfahrungen, die eigne Familientradition und die heimatlichen Sagen. Das Vaterländische aber kommt dadurch zur Geltung, daß der Schüler nicht nur die biblische, sondern auch die heimatliche Patriarchengeschichte kennen lernt aus der Sagenzeit der Thüringer Landgrafen. Sie führen dann den Knaben am besten ein in die Heroenzeit seines Volkes, die in Parallele gestellt wird zu der biblischen Heldenzeit, der Zeit der Richter. Aus der Nibelungenzeit tritt der Volksschüler dann ein in die deutsche Geschichte — daß er heutigen Tages noch mit abgerissenen Erzählungen aus dem Altertum geplagt wird, ist einfach albern — und verfolgt diese bis zur Gegenwart, während der Gymnasiast in die Welt der griechischen Sagen eingeführt wird.

Bis hierher war die Bildung der Knaben eine allen gemeinsame, sie mögen stammen, aus welchen Kreisen sie wollen. Vier Jahre soll dieser Elementarkursus umfassen; dann erfolgt die Trennung, die geboten ist mit Rücksicht auf die Lebenskreise, in denen der Einzelne später zu wirken berufen ist. Wer sich eine gelehrte Bildung erwerben will, geht auf das Gymnasium, wer einen praktischen Beruf zu ergreifen gedenkt, dem bietet sich die Realschule an; den breiten Schichten des Volkes dient die Volksschule. Sie baut sich auf rein nationaler Grundlage auf; die Realschule berücksichtigt die neuern Sprachen, während das Gymasium, das der Bildung die tiefste, nämlich eine historische Grundlage giebt, die Einführung in das klassische Altertum hinzufügt, immer aber nur unter dem Gesichtspunkte, daß hier Nährquellen für unser geistiges nationales Leben reichlich geflossen sind und noch fließen.

Daß der Begriff der Familie, den wir als notwendigen Ausgangspunkt

aller geſchichtlichen Unterweiſung hinſtellten, zeitlich und räumlich in der einen oder der andern Weiſe zum Begriff des Staates geführt hat, iſt allgemein anerkannt. Dieſen Weg muß auch der Einzelne geführt werden, da das Staatsbewußtſein aus jenen natürlichen Grundlagen nur allmählich herauswächſt. Werden hier Mißgriffe gemacht, Verfrühungen aller Art vorgenommen, ſo fürchten wir, daß alle Staatskunſt und alle Schulmeiſterei keine Patrioten erziehen wird.

Der natürliche Gang vom Märchenmenſchen zum hiſtoriſchen iſt weit und ſchwierig. Die Zeit, die dem Gymnaſiaſten zur Verfügung ſteht, dieſen Weg nachzuſchreiten, würde ſich nach unſrer Überzeugung am beſten ſo zerlegen, daß die beiden erſten Jahre der griechiſchen, zwei folgende der römiſchen und die fünf übrigen der deutſchen Geſchichte in ihrem Verlauf bis zur Wiederaufrichtung des Reiches gewidmet würden. Von der deutſchen Geſchichte werden ſelbſtverſtändlich, wo es ſich nötig macht, Rückblicke und Ausblicke gethan in die Entwicklung der Völker, die auf unſre Geſchicke von Einfluß geweſen ſind, um jede nationale Bornirtheit fern zu halten.

Auf ſolche Weiſe wollen wir das heranwachſende Geſchlecht einführen in die Elemente, aus denen ſich unſer Volk zu der jetzigen Höhe emporgearbeitet hat. In gründlicher, dem natürlichen Entwicklungsgange nachgehender Weiſe, bei der ſich Vor- und Rückblicke in reichlichem Maße von Abſchnitt zu Abſchnitt eröffnen, in denen die wachſende Einſicht in die hiſtoriſche Auffaſſung von Perſonen und Thatſachen hervortritt, wollen wir das Verſtändnis für die jetzige Lage der Nation gewinnen, energiſche, patriotiſche Geſinnung befeſtigen und zu thatkräftigem Handeln anſpornen.

Berliner Liebesromane

Ein Menſch, der über ſich ſelbſt klar und unbefangen urteilt, gewinnt damit unwillkürlich unſre Achtung, nicht bloß weil dieſe Eigenſchaft ſo ſelten iſt, ſondern weil wir hoffen dürfen, uns mit ihm auch bei einem Streite leichter zu verſtändigen, als mit einem in ſeine Ideen verrannten Menſchen. Heinz Tovote, einer der begabteſten unter den Berliner Naturaliſten, ſcheint uns ſolch ein unbefangner Mann zu ſein, und darum wollen wir an dieſer Stelle von ſeinen Büchern reden. Die Unbefangenheit, die wir an ihm loben, tritt in den zwei Vorreden zu Tage, die er ſeinen Berliner Romanen: „Im Liebesrauſch“ (vor

einem Jahre) und jüngst seinem neuesten Werke „Frühlingssturm“*) mit auf den Weg gegeben hat. Er spricht in diesen Vorreden über den Naturalismus überhaupt und seine zwei Bücher im besondern, und das von uns in einer Besprechung der „Kritik der Moderne“ von Hermann Bahr ausgegebene Schlagwort von der „Überwindung des Naturalismus“ von innen heraus nimmt er an. Nun ist freilich aus Tovotes bisher veröffentlichten Büchern von einer „Überwindung“ des Naturalismus noch nicht viel, ja vielleicht garnichts zu spüren; immerhin ist ihm doch schon mehr als eine Ahnung von der Beschränktheit der ganzen naturalistischen Ästhetik aufgestiegen. Er hat z. B. die künstlerische Werthlosigkeit der peinlich getreuen Schilderung und Aufzählung toter Dinge, wie sie Zola liebt, erkannt; ebenso den Hang zur pathologischen Betrachtung des Seelenlebens, zur psychophysischen Analyse, zum Studium der Hysterie und dergleichen medizinischer Probleme, die beispielsweise Ola Hansson in seinen grenzenlos langweiligen, aber von den Parteigenossen sehr gepriesenen „Alltagsfrauen“ behandelt. Tovote hat überhaupt von Anfang an mit gutem Instinkt, wenn auch im Banne der naturalistischen Strömung das eigentliche Gebiet der Poesie betreten, und darum interessirt er uns, obgleich uns seine Stoffe abstoßen.

Der Berliner Naturalismus hat Tovote zunächst dahin geführt, die Frauenfrage als die der Behandlung in dem modernen Berliner Roman würdigste Angelegenheit zu betrachten; doch muß auch die Lektüre des Guy de Maupassant und seiner Verwandten bestimmend auf ihn gewirkt haben. Nach seiner Erklärung im Vorwort zum „Frühlingssturm“ hat er die Absicht, in einem Cyklus von drei Romanen die „Kokottenliebe“ darzustellen. Er geht von der Beobachtung aus, daß das Weib in der Großstadt die „Beute“ des Mannes sei. Das Mädchen, das nicht im Schutze der Familie verbleibt und von hier aus heiratet, ist allen Nachstellungen der männlichen Selbstsucht, allen Gefahren der in ihm selbst schlummernden Sinnlichkeit ausgesetzt. Aus dieser Grundthatsache entstehen jene Verhältnisse zwischen den Geschlechtern, die Tovote mit Vorliebe darstellt. Der ungeheure Überschuß an ledigen Mädchen in der Großstadt erzeugt das Grisettentum, und mit diesem wächst der Mann nicht bloß der Berliner Gesellschaft auf, die erste Liebe des modernen Mannes ist die Grisette. Tovote interessirt sich nicht in der Art Paul Lindaus für die „armen Mädchen,“ er führt uns nicht in die Fabriken oder in die Wirtschaften mit weiblicher Bedienung, sondern er stellt die Wirkung dar, die diese Zustände und wirklich unleugbaren Thatsachen auf die Gemütsbildung des modernen Mannes üben. Damit betritt er ein der Poesie viel näher liegendes Bereich, als es das des sogenannten Sittenromans ist, denn er führt uns in die wirklich modernste Innerlichkeit, er zeigt uns die aus den neuesten sozialen

*) Frühlingssturm. Berliner Liebesroman. Berlin, F. u. P. Lehmann, 1891.

Veränderungen Berlins entstandene Herzensbildung oder besser Herzensverbildung; er muß uns die Leidenschaften, die innern Kämpfe von Männern und Frauen schildern, die eine Folge der sozialen Schäden sind, und das ist ganz unzweifelhaft Sache der Dichtkunst, so abscheulich, so entsetzlich und widerwärtig unter Umständen die behandelten Dinge und Menschen auch sein mögen. Es kommt nur darauf an, wie Tovote diese Dinge behandelt, und welche Wirkung er mit seinen Büchern beim Leser hervorruft.

Im *Liebesrausch* erzählt er uns die Liebesgeschichte eines aus adlicher Familie stammenden Mannes, der seine Tage bis dahin keineswegs mit Nichtsthun oder mit frivolem Lebensgenuß verbracht hat, sondern mit ernster wissenschaftlicher Arbeit. Herbert von Düren ist Sozialpolitiker, trotz seiner Herkunft hat er herzliche Teilnahme für das arme Volk, und den Ehrgeiz, als sein Vertreter einen Sitz im Reichstage zu bekommen. Da trifft er im Theater zufällig eine von ihrem Liebhaber sitzengelassene Kokotte, die einmal schon bei flüchtiger Begegnung einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat, und entbrennt im Verkehr mit ihr zu so wahnsinniger Leidenschaft, daß er, obwohl er ihre Vergangenheit ganz gut kennt, sich zur Ehe mit ihr entschließt. Unter Verheimlichung ihres wahren Charakters bringt Herbert Lucien sogar zu seiner alten Mutter, und die gute alte Frau, die mit rührender, entsagungsvoller Zärtlichkeit an ihrem alten Sohne hängt — Herbert ist siebenunddreißig Jahre alt —, wird nach und nach zur Zustimmung zu einer Ehe bewogen, vor deren Sündhaftigkeit sie ein wahres Grauen hat, das sie doch allmählich überwinden muß. Bald zeigen sich die Folgen dieser schrecklichen Ehe, in die ja das Mädchen selbst nur höchst ungern getreten ist, da sie ihre Unwürdigkeit tiefer als irgend ein andrer Mensch empfindet, da sie sich Herbert auch ohne gesetzliche Form ewig verbunden fühlt. Herbert von Düren wird nicht bloß von seinem Bruder, einem Offizier, und von seinem ganzen Gesellschaftskreise verlassen, sondern auch die von ihm so sehr geliebten Arbeiter werden abgestoßen.

Weiter ins Tragische die Handlung zu führen, hat aber Tovote, sei es nun nicht den Mut oder nicht die Kraft oder, was das wahrscheinlichste ist, nicht die Einsicht gehabt. Er verliert den unbefangnen kritischen Blick und wird sentimental, er verliebt sich selber in die Kokotte und macht sie zu einer sentimentalen Heldin, wie die Kameliendame, er wird so unwahr und so „verlogen idealistisch“ als nur möglich, die Marlitt hätte es nicht schlimmer machen können. Um nämlich die Kokotte seines Romans erträglich zu machen, fühlte er gleich im Beginn die Notwendigkeit, sie nicht bloß mit jener unendlichen Schönheit und Anmut auszustatten, die alle ihre Freunde bezaubert, sondern sie auch mit allerlei Tugenden und Talenten zu schmücken. Lucie, das Kind eines Landkutschers, die erst Fabrikmädchen, dann Kellnerin gewesen ist, besitzt ein außerordentliches Sprachtalent, das ihr nach mehrjährigem Aufenthalt in

England zu einer so seltnen Herrschaft über die englische Sprache verholfen hat, daß man sie für eine geborne Engländerin hält; außerdem ist sie musikalisch, spielt, ohne es in der Jugend gelernt zu haben, ganz vortrefflich Klavier, hat ferner eine hübsche litterarische Bildung, ist überhaupt erstaunlich bildungsfähig! Wer lacht da? Der Naturalist will das alles buchstäblich gesehen und erlebt haben, er hat sich der Wahrheit und nur der Wahrheit verschrieben, und wenn er es sagt, muß es schon so sein! Daß ein Weib von dieser angeblichen Gemütstiefe und diesem Adel des Gefühls mindestens wahnsinnig werden muß, wenn sie wie Lucie von rohen Männern vergewaltigt wird, das ist zwar nach der alten Menschenkenntnis sehr wahrscheinlich, nicht aber nach der naturalistischen Psychologie, die ja alles besser wissen muß. Lucie ist also bis auf ihren von gemeinen Männern verunreinigten Leib ein Ausbund von Frauengüte und Lieblichkeit. Nach Tovotes Fachkenntnis führen die Kokotten überhaupt ein merkwürdiges Doppelleben; nirgends mehr als bei ihnen findet man die wahre Liebe, die himmlische Liebe, Venus Urania, denn sie geben ihren Leib zwar in der Not des Lebens dem Genuß der Männer hin, aber ihre Seele geht eigne Wege, sie bleibt unbefleckt und der reinsten Erhebung fähig. Das niedrigste Laster hindert sie nicht, im Kern ihrer Seele gute, edle Menschen zu sein. Und auf Grund dieses Sophismas einer dem gesunden Fühlen entfremdeten Poetenseele, auf Grund dieser Philosophie der Roués gelangt Tovote dahin, seine Lucie mit einem wahren Heiligenschein ins Grab zu legen. Mit unendlicher Rührung schildert er die Tragik dieses Kokottenschicksals, die darin besteht, daß sich durch den späten und ungerechten Argwohn des eignen Gatten ihre abscheuliche Vergangenheit an Lucien rächt. Herbert sieht bei dem befreundeten Maler Fritz Lauthner, einem Naturalisten, das Porträt Luciens. Plötzlich fällt es ihm ein, eifersüchtig, argwöhnisch zu werden, sie kann sich doch am Ende gegen ihn vergangen haben, und in blinder Wut jagt er die schwangere Frau aus seinem Hause. Die heilige Lucie, die Märtyrerin der Mannesroheit, nimmt auch dieses Kreuz auf sich und flüchtet sich auf Herberts Gut, wo sie unter Schmerzen entbunden wird und stirbt.

In dieser alle gesunde Natur des Publikums vergiftenden Sentimentalität des Erzählers liegt der gröbste Fehler des Romans. Für die bodenlose Schwäche und „Waschlappigkeit“ seines Helden findet Tovote nicht das geringste Wort; er fühlt nicht, daß seine ganze Psychologie eine grenzenlose Schwäche des menschlichen Willens zur Voraussetzung hat, daß er da Menschen schildert, die verächtlich sind, weil sie keine Gewalt über sich selbst haben, und daß ein Mann wie Herbert — Kokottenknecht und anerkannter Gelehrter — ein psychologisches Monstrum ist, das keine Wahrheit in sich hat. Das ist eine der Folgen des naturalistischen Grundsatzes von der sogenannten künstlerischen Objektivität.

Nie hat wohl ein schlecht verstandener ästhetischer Begriff soviel Unheil.

angerichtet, als der von der Objektivität des Künstlers in der Ästhetik des Naturalismus. Aus einem rein formalen Gesetz machen die Naturalisten einen auch den Stoff und Gehalt der Darstellung beherrschenden Grundsatz, und darin liegt der heillose Irrtum. Der Dichter soll objektiv oder gegenständlich sein, das heißt er soll die Dinge selbst reden lassen, er soll so darstellen, daß die Idee der Dichtung aus der Fabel und den Charakteren selbst klar werde. Die künstlerische Objektivität ist die natürliche Folge des Phantasieschaffens und stellt sich ungesucht ein, wenn dieses vollkommen, genial ist; sie soll nur das Kunstwerk vor den äußerlichen Zusätzen und nachhinkenden Erklärungen des Dichters bewahren, aber beileibe nicht dem Kunstwerk jeglichen sittlichen Gehalt rauben, beileibe nicht fordern, daß sich der Dichter jeglichen Werturteils über seine Gestalten und über die von ihm behandelten Dinge enthalte! Das ist niemals mit dem Gesetze gemeint gewesen. Die Naturalisten fälschen in verhängnisvoller Weise den Begriff der künstlerischen Objektivität, indem sie sie mit der Objektivität des naturwissenschaftlichen Forschers und Beobachters verwechseln. Diese Verwechslung ist nicht bloß ein Unglück, sondern geradezu ein Selbstbetrug. Die ästhetische Wertschätzung der Dinge fällt zwar nicht immer genau mit ihrer sittlichen zusammen, die rote Farbe ist sittlich gleichgiltig, weder wertlos noch wertvoll; aber nicht alle ästhetischen Dinge sind sittlich gleichgiltig: die ästhetische Wertschätzung der menschlichen Handlungen und Charaktere ist von ihrem sittlichen Werte schlechthin nicht zu trennen. Man muß wissen, wo die Parallele der ästhetischen Wahrnehmung und der wissenschaftlichen Beobachtung anfängt und wo sie aufhört, und nur wer das, sei es mit Bewußtsein oder intuitiv recht trifft, bewegt sich künstlerisch sicher. Das ist bei den Naturalisten sehr selten der Fall, denn sie glauben, sich an der künstlerischen Objektivität zu versündigen, wenn sie auch ihrem sittlichen Gefühl und Urteil Spielraum gewähren. Daher bei Tovote die interessante Erscheinung, daß er in der Vorrede zum „Frühlingssturm" ganz vernünftig über seine zwei Romane spricht, zugesteht, daß er in ihnen „waschlappige Menschen" gezeichnet habe, und doch künstlerisch, wie es seine Pflicht gewesen wäre, diese Erkenntnis nicht ausgesprochen hat. Er zeigt, daß ihm noch nicht alle gesunde Einsicht abhanden gekommen ist, aber er steht als Schaffender noch durchaus im Banne des naturalistischen Objektivitätsbegriffs und glaubt, sich die Hände in Unschuld waschen zu dürfen, nachdem er die allerschmutzigsten Geschichten erzählt hat. Das ist das Merkwürdige an diesem gewiß begabten Schriftsteller und das, was uns zur Beschäftigung mit ihm veranlaßt hat Dabei muß hervorgehoben werden, daß Tovotes künstlerische Objektivität oder zu deutsch: seine Gestaltungskraft, seine Phantasie, seine Fähigkeit, uns an seine Menschen und ihre Leidenschaften glauben zu machen, nicht gering ist. Diesem unzweifelhaften Talent ist der — für unsre Überzeugung giftige — Erfolg seines „Liebesrausch" bei dem großen Haufen zuzuschreiben. Tovote

schildert die Sinnlichkeit berückend, hinreißend, er versetzt seine Leser in Fieberglut; um so unseliger ist sein Thun, denn es erhitzt die Einsichtslosen für bodenlos verächtliche Menschen! Tovote spricht von der „Überwindung des Naturalismus," aber er steckt noch tief, bis über die Ohren in ihm drin. Wie will er ihn überwinden, wenn er nicht zur Erkenntnis seiner Hauptlüge gelangt, daß der Künstler die Wahrheit darstellen müsse, ohne die Wahrheit zu sagen? Denn darauf läuft ja der Irrtum von der „Objektivität" hinaus: eine entsetzliche Welt zu schildern, ohne eben das Verabscheuungswürdige an ihr fühlbar zu machen, sondern den schwachen Leser durch die Schilderung von Wollust zu berauschen! Das ist doch Lüge.

Wir wissen sehr wohl, wie der Naturalismus zu seiner Forderung der Objektivität gelangt ist. Es ist ihm darum zu thun, die Poesie wieder zu beleben, sie soll nicht alte, abgebrauchte Schablonen benutzen, sie soll nicht die Sprache der Vergangenheit, sondern die der Gegenwart reden, unser Gefühl, unser Herz darstellen. Das ist sehr löblich und achtungswert. Auch unsre Zeit soll ihre Kunst haben. Aber um den neuen Zeitinhalt zu kennen, muß man ihn auch aufsuchen und in sich aufnehmen; darum wandern die Neuerer überall hin, wo die Zeit am sichtbarsten Neues geboren hat: in die Höhen und Tiefen der Großstadt. Es genügt aber nicht, den neuen Stoff und den neuen Lebensgehalt zu suchen, man muß ihn auch in seiner Eigentümlichkeit fühlen und erkennen, und um dieses Vermögen recht sicher zu erwerben, heißt es, sich alles angelernten Wissens und Denkens entschlagen, sich zum reinen Organ des neuen Lebens gestalten, auf daß es im Gemüt des Dichters seine Eindrücke ganz unverfälscht hinterlasse. Das ist die Lehre des Impressionalismus und des Naturalismus und wie die neuen Sekten alle heißen. Ihr Irrtum liegt erstens in der abstrakten Auffassung des dichterischen Gemüts, sodann aber auch in dem Mangel an Einsicht in das Wesen der Kunst. Denn eine neue Kunst ist nicht möglich ohne ein neues Lebensideal. Bloß die Welt wiederspiegeln, bloß die Wirklichkeit abschreiben, heißt nicht künstlerisch schaffen. Der Dichter, der die alten Leidenschaften der neuen Menschen oder die neuen Leidenschaften der alten Menschen darstellen will, muß einen festen Standpunkt haben, von dem aus er sie beurteilen kann, er muß sich zu einer sittlichen Grundanschauung bekennen, er muß wissen, was sittlichen Wert hat und was ihn nicht hat. Das kann er nur, wenn ein Ideal von Sittlichkeit in ihm lebendig ist, sonst geht er im Stoffe selbst unter, wie es eben Heinz Tovote ergangen ist, der im „Liebesrausch" als Künstler dieselbe Anschauung hat, wie seine schwachen Kokottenfreunde. So lange es kein neues Lebensideal giebt, ist auch keine neue Kunst möglich. Das Grundgebrechen des Naturalismus liegt in seiner materialistischen Philosophie, die wesentlich unproduktiv ist: sie ist analytisch, beobachtend, aber nicht pfadfindend, nicht führend für die Menschen. Das kann nur eine idealistische

Philosophie sein, diese allein ist schöpferisch. Doch steht die Kunst in keiner solchen Abhängigkeit von der Philosophie, daß sie nicht auch ohne die Wissenschaft weiter kommen könnte. Eine neue Art, das Leben zu nehmen, die Welt zu fühlen, hängt nicht ausschließlich von einer neuen Philosophie ab; geniale Dichter können das auch ohne die Hilfe der Wissenschaft besorgen. Sicher aber ist, daß der Materialismus keine Kunst fördert, sie steht mit ihrem Gemüt turmhoch über ihm.

Zu diesen Bemerkungen giebt uns Tovotes zweiter Kokottenroman: Frühlingssturm Anlaß, denn es wird hier auch rein dialektisch viel von der neuen Kunst und der neuen Zeit gehandelt, er ist so recht ein Spiegelbild der Gesinnung Tovotes und seiner Genossen.

Die Fortschritte, die er in diesem „Frühlingssturm“ bekundet, sollen nicht geleugnet werden. Vor allem fällt die flüssigere Form, die freiere Technik, die geschicktere Komposition ins Gewicht, die Episoden stehen in innerer Beziehung zur Haupthandlung, die Motivirung ist lückenlos und ungezwungen. Über die Sentimentalität des ersten Romans urteilt Tovote selbst verständig ab, es zeigt sich hier keine Spur mehr von ihr, aber umso peinlicher tritt seine sittliche Verzweiflung, umso sichtbarer die Einseitigkeit seiner nicht geringen poetischen Begabung hervor. Das eigenste Wissen Tovotes ist seine Kenntnis der Liebesleidenschaft; diese Leidenschaft ist ja von jeher die heimische Region der Dichter, und Tovote kann sich mit seiner Kenntnis der Liebe schon sehen lassen. Freilich scheint er sie sich in einer Gesellschaft geholt zu haben, die nicht nach unserm Geschmack ist: im Verkehr mit den Grisetten. Die Liebe in dieser Gesellschaft ist einziger Lebenszweck und zugleich Geschäft, sie ist meist so, daß wir auch in der freiesten Männergesellschaft am liebsten nicht von ihr sprechen. Tovote idealisirt überhaupt die Liebesleidenschaft in der Richtung, daß er sie ins Grenzenlose, ins Unerschöpfliche, ins Unersättliche steigert, im „Frühlingssturm“ ebenso wie im „Liebesrausch“; doch dadurch unterscheidet er sich von den Naturalisten, daß er sich mit Vorliebe bei der Freude des Genusses, den sie gewährt, aufhält, während die andern auch den Rückschlag, den Katzenjammer, die Entnervung schildern, und zwar lieber, als die Freude. Tovote setzt Menschen mit gewaltiger Kraft voraus. Solche Schilderungen der Liebesleidenschaft könnte nur ein Philister beklagen, wenn Tovote nicht gerade mit Vorliebe die Leidenschaft raffinirter Erotiker darstellte. Ihre Seelengeheimnisse hat er gründlich studirt, und er wetteifert mit einem Bourget in der Zergliederung der Zustände hochgebildeter und äußerst empfindsamer Erotiker.

Die Handlung des „Frühlingssturms“ ist kurz diese. Der ausgezeichnete Maler Robert hat ein wunderbar schönes Modell, eine Choristin irgend eines Vorstadttheaters. Lotte heißt dieses verteufelt schöne und kluge Geschöpf. Er steht zu ihr in keinem intimen Verhältnis, sondern betrachtet sie rein

ästhetisch; sie hat ihm zu seinem aufsehenerregenden Mädchenbild gesessen und ist ihm dabei eine gute Freundin geworden. Sie liebt ihn, wie man einen Bruder liebt, vertraut ihm alle Erfahrungen und Sorgen mit ihren Liebhabern an. Für diese zwei, der Sinnlichkeit so sehr ergebene Menschen ist gerade der rein kameradschaftliche Verkehr das höchste Vergnügen. Nachdem aber das Bild vollendet seinen Weg in die Öffentlichkeit gefunden hat, hört dieser Platonismus auf. Robert ist ein durch und durch raffinirter Lebenskünstler; er faßt die künstlerische Arbeit als die Blüte eines genußreichen Lebens auf und bedarf darum des Genusses, er bedarf der Weiber, um schöpferisch zu sein. Er ist ein Mensch von viel Klarheit des Urteils, ohne sentimentale Schwäche, er verachtet diese Weiber; es erhöht aber seinen Genuß, sich in ihren verzwickten Gedankengang, in ihren Kampf mit dem Gewissen hineinzufühlen und sie selbst von ihrem Standpunkte aus zu beurteilen. Für eine unverdorbene Frau aus guter Familie würde Robert nicht den kleinsten Teil von dieser nachfühlenden Güte haben, sie wäre ihm viel zu langweilig. Aber sich von einer kleinen Choristin leidenschaftlich lieben zu lassen, wo er weiß, jeder andre Mann gewinnt ihr mit Geld und guten Worten eine Nacht ab — das ist etwas für diesen der Wirklichkeit ohne Zweifel gut nachgezeichneten Genußling. Robert warnt seinen in der Liebe noch jungfräulichen Freund Jan, einen jungen Gelehrten, vor den Gefahren des Verkehres mit einer Teufelin wie Lotte. Jan ist ein gescheiter, scheinbar nüchterner Mensch, aber schließlich wird er im Umgange mit Robert zur Leidenschaft für Lotte entzündet. Diese selbst wendet sich von dem Maler ab dem Büchermenschen zu, der ihr gerade mit seiner Zurückhaltung und Ruhe imponirt, und trotz aller Warnungen Roberts entwickelt sich zwischen beiden eine verzehrende Leidenschaft: der Frühlingssturm. Furchtbar ist die Wirkung dieser Leidenschaft auf Jan und Lotte. Die Selbstentwürdigung Jans findet keine Grenze. Aber allmählich verzieht sich der Sturm, und Jan findet sich in der Liebe zu einem anständigen Mädchen wieder. Nun aber bricht der sittliche Nihilist in Tovote verblüffend und unbegreiflich durch. Nachdem der Leser schon freudig aufgeatmet hat, daß der Frühlingssturm an Jan vorübergebraust ist, ohne ihn zu zerbrechen, erfährt er noch zum Schluß die Meinung Tovotes, daß es — keine anständigen Frauen mehr giebt. Das gute Mädchen, das Jan heimführt, und mit dem er ein neues gesundes Dasein begründen will, vergiftet sich in der Brautnacht aus Furcht vor der Entdeckung ihrer Sünden. Dieser Schluß ist eine Roheit ohnegleichen und giebt unserm Urteil Recht, daß Tovote gar keine sittliche Überzeugungen hat, daß er in seiner Skepsis es richtig bis zum Nihilismus gebracht hat. Denn diesen Schluß etwa als Strafe für Jan aufzufassen, der seiner Würde im Verkehr mit einer Kokotte so viel vergeben hat, geht doch nicht an; dann hätte in ihm selbst eine Wirkung entstehen müssen, die ihn uns als unglücklich und zur Harmonie

verdorben vorstellen müßte. Die üble Erfahrung aber, die Jan mit seinem geläuterten Empfinden macht, ist nicht schändlich für ihn, sondern für das weibliche Geschlecht, dem er sein reines Gefühl geweiht hat. Folglich bleibt gar nichts andres übrig, als anzunehmen, daß Tovote seinem Nihilismus so roh und unzweideutig als nur möglich Ausdruck habe geben wollen. Das ist ihm ohne Zweifel gelungen, aber ebenso richtig ist, daß dieser Nihilismus einfach abgeschmackt ist. Denn solange ich meine Mutter achte, kann ich am Weibe nicht verzweifeln; solange ich ein gesunder Mensch bin, werde ich sittliche Reinheit von körperlicher Keuschheit beim Weibe nicht trennen; solange ich nicht so wie Tovote im Kokottengeiste untergegangen bin, werde ich die Ethik der Kokotte nicht zu der meinigen machen. Es ist die Ethik der Schwächlinge.

Die „Überwindung des Naturalismus," die sich Heinz Tovote zum Ziele setzt, ist demnach solange unmöglich, bis er nicht bloß ein geschmackvoller, sondern auch ein sittlich gesunder Mensch geworden sein wird. Sein ehrliches künstlerisches Streben verdient, daß man die Hoffnung nicht ganz aufgiebt, er werde auch sittlich zur Klarheit gelangen.

Wien Moritz Necker

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Des Kaisers Bart. Als der Kaiser heuer von seiner nordischen Reise einen Vollbart mitbrachte, waren die Berliner Hofbarttratzer sehr betrübt, denn ihre besten Kunden aus der Gesellschaft wollten nun ebenfalls den Schmuck des Mannes tragen. Jetzt aber herrscht wieder große Freude, da dieselben edeln Herren seit dem 22. Oktober den bloßen Schnurrbart viel schöner finden als den Vollbart. Ist man nun auch keinen Augenblick darüber im Zweifel, wer höher zu achten ist, der Ackerknecht, der seinen Bart trägt, wie er will, oder der hochadliche Herr, der es für das größte Glück seines Lebens hielte, wenn er einmal mit Serenissimo verwechselt würde, so muß man doch fragen, ob denn der Bart das einzige ist, was so schnell gewechselt wird, oder ob nicht in Fragen der auswärtigen Politik, des Heerwesens, des höhern Unterrichts mancher, mag er zur Hofgesellschaft gehören oder nicht, eben so bereit ist, seine Meinung zu ändern. Wir haben leider jetzt viele Männchen, aber wenig Männer, seit der große Mann abgetreten ist.

Heer und Mode. Als der Kaiser Brigadekommandeur war, erließ er eine scharfe Verordnung gegen die spitzen Schuhe, die weiten Beinkleider mit den Bügelfalten, die kurzen Überröcke und die willkürliche Form der Mützen. Wir wissen nicht, ob bei den Regimentern, die der Kaiser damals führte, diese Verordnung noch jetzt befolgt wird, aber das wissen wir, daß in den meisten andern Regimentern die Engländerei stark eingerissen ist. Es fehlt nicht mehr viel bis zum Aufkrempen der Beinkleider. Wahrscheinlich ist es unsern Leutnants bekannt, daß

den Adjutanten eines unsrer Prinzen ausdrücklich vorgeschrieben wird, ihre Kleider bei einem bestimmten Schneider in London anfertigen zu lassen. — Wie das Volk über die neue Mode denkt, sieht man fast aus jeder Nummer der Fliegenden Blätter.

Eile mit Weile. Ein Beamter, der neulich zu einer vierzehntägigen Militärdienstleistung eingezogen werden sollte, wollte davon befreit werden und gab sein Gesuch vormittags 11 Uhr in einem Bureau des Generalkommandos ab. Um 2 Uhr, also nach drei Stunden, war er in dem Besitz einer kalligraphisch ausgeführten, von dem Chef des Generalstabs unterschriebnen Antwort.

Gegenstück: Der Magistrat einer größern Stadt hatte im September irgend eines Jahres einen Gymnasiallehrer zum Direktor gewählt. Als im Februar von der Bestätigung noch nichts zu hören war, wandte sich der Gewählte an einen befreundeten Rat im Kultusministerium, erhielt aber von diesem den Bescheid, er könne ganz ruhig sein, die Sache nehme ihren normalen Verlauf.

Dieser schleppende Gang scheint jetzt bei vielen Zivilbehörden „normal“ zu sein. Es war das aber nicht immer so. Wenn Friedrich Wilhelm I. von solcher Bummelei hörte, so fuhr er mit seinem Rohrstock — — aber wie kann man von solchen rohen Zeiten reden! Heute sind wir ja so gebildet, so fortgeschritten!

An unsre Leser

Wenn in den nächsten Wochen und Monaten einmal ein Heft der Grenzboten an Mannichfaltigkeit des Inhalts, Sauberkeit der Sprache, vielleicht auch Sauberkeit der äußern Herstellung zu wünschen übrig lassen sollte, oder Störungen in der Ausgabe der Hefte entstehen sollten, so bitten wir dies mit dem Setzerstreik zu entschuldigen, der am 1. November begonnen worden ist und voraussichtlich längere Zeit dauern wird. Wir werden alles aufbieten, Unregelmäßigkeiten zu vermeiden, können aber für nichts einstehen.

Die Redaktion und die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die höhere Mädchenſchule

Es iſt eigentlich ein undankbares Geſchäft, über unſre höhere Mädchenſchule zu ſchreiben. Denn die Thatſache iſt wohl kaum zu beſtreiten, daß das Publikum ſehr geneigt iſt, bei den Worten „höhere Mädchenſchule“ zu lächeln und die Achſeln zu zucken. Man denkt an die zahlreichen ſpaßhaften Geſchichten der Fliegenden Blätter aus der Mädchenſchule, an die fabelhaft albernen Aufſatzthemata, die an dieſen Schulen gegeben worden ſein — ſollen; man denkt an die Aufſätze, die unſre illuſtrirten Unterhaltungsblätter von Zeit zu Zeit bringen, und die in der Regel in einer mehr oder weniger vollſtändigen Verurteilung des höhern Mädchenſchulweſens der Gegenwart zuſammentreffen. Kurz, wenn nach Iphigeniens Wort der Frauen Zuſtand beklagenswert iſt, ſo iſt der der höhern Mädchenſchule noch weit beklagenswerter. Sogar wenn das preußiſche Abgeordnetenhaus, lauter ernſte Männer, auf dieſe Frage zu ſprechen kommt, entwickelt ſich die Verhandlung zu einer anmutigen Heiterkeit, ſoweit das mit einer allgemeinen Gleichgiltigkeit und zugleich Ermüdung vereinbar iſt. Ermüdung, weil die Mädchenſchulfragen gewöhnlich ganz am Schluß einer Sitzung verhandelt werden; da iſt es denn kein Wunder, daß, nachdem man ſtundenlang eingehend über die höhern Knabenſchulen geſprochen hat, unter dem Eindruck der allgemeinen Gleichgiltigkeit und Müdigkeit die Sache ganz kurz nach dem Wunſche des Regierungskommiſſars und dem Antrage des Referenten ablehnend erledigt wird. Ergreift gar das Wort ein ebenfalls ermüdeter und daher nicht völlig glücklicher Redner, ſo wird ſeine Verſicherung, er wolle kurz ſein, mit lauter Heiterkeit aufgenommen; die Verhandlung löſt ſich in Wohlgefallen auf, und die berechtigten Wünſche von Hunderten von fleißigen und gewiſſenhaften Lehrern werden abermals unter allgemeiner Zuſtimmung als ſchätzbares Material zu den Akten gelegt, d. h. begraben.

Es ist leider wahr, die Mädchenschule hat wenig Freunde; ein bescheidener Trost nur ist es, daß sie dieses Los so ziemlich mit dem gesamten übrigen Schulwesen teilt, dessen verschiedene Gestaltungen gleichermaßen angefochten werden. Wenn man rechts hört, so taugen die Gymnasien nichts; hört man links, so ertönt ein Wehgeschrei über die Realgymnasien. Warum sollte die höhere Mädchenschule etwas taugen? Die Schule hat ja überhaupt eine verhängnisvolle Ähnlichkeit mit der Eisenbahn. Die Eisenbahn thut Tag und Nacht ihre Pflicht, ist der rastlos klopfende Puls unsers fieberisch bewegten Lebens; aber das versteht sich von selbst, kein Mensch dankt es ihr. Von der Eisenbahn ist bloß die Rede, wenn durch Zufall oder Sorglosigkeit ein Unglück geschehen ist, und dann schimpft man auf sie. Gerade so ergeht es der Schule. Sie führt von Jahr zu Jahr neue Geschlechter zur Bildung; das ist ihre Pflicht, ihre Wohlthaten verstehen sich von selbst, und man braucht ihr nicht zu danken. Macht aber die Schule einmal einen Fehler, dann bricht ein allgemeiner Zornschrei los; nicht der einzelne Lehrer, die einzelne Schule hat einen Fehler gemacht, die gesamte Schule taugt nichts. Es ist das die leidige Gewohnheit, zu verallgemeinern, von einem Bekannten auf fünfzig Unbekannte zu schließen.

Welches mögen wohl die Ursachen sein dieses fast allgemein unfreundlichen oder gar geringschätzigen Urteils über unsre höhere Mädchenschule?

Solcher Ursachen giebt es, wie selbstverständlich, mehrere. Da ist zunächst der unglückliche Gesamtname „höhere Töchterschule," der erst ganz langsam der preußischen Bezeichnung „höhere Mädchenschule" zu weichen beginnt. Die Leiterin einer Privatmädchenschule würde sich lieber die Zunge abbeißen, als auf die „vornehme" Bezeichnung „Töchterschule" Verzicht zu leisten. Und doch ist die Bezeichnung durchaus unrichtig, lediglich mundartliches Schweizerdeutsch. Als der treffliche Leonhard Usteri in Zürich im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts die erste Mädenschule mit höhern Zielen einrichtete, gab er ihr nach schweizerischem Sprachgebrauch den Namen „höhere Töchterschule"; denn der Schweizer, wohl auch sein Nachbar, der Schwabe, nennt ein erwachsenes Mädchen eine große Tochter, während nach allgemeinem deutschem Sprachgebrauch das Wort Tochter eigentlich nur das Verhältnis des Kindes zu seinen Eltern bezeichnet; das hindert ja nicht, daß der Lehrer, überhaupt der Ältere, ein seiner Fürsorge anvertrautes Kind wohl auch liebevoll väterlich sein Töchterchen nennen kann. Tochter ist der Gegensatz zu Sohn, wie Mädchen der Gegensatz zu Knabe. Mit der vernünftigen Einrichtung kam das einfältige, unserm Sprachgefühl durchaus widersprechende Wort nach Deutschland; man nannte die über die Ziele der Volksschule hinausgehenden Mädchenanstalten höhere Töchterschulen, und die Wirkung davon sind die stets wiederholten, ebenso witzlosen als sprachwidrigen Späße über die „höhern Töchter." So wenig eine zerbrochene Mausefalle eine Falle für zerbrochene Mäuse ist, ebensowenig ist eine höhere Töchterschule eine Schule für höhere Töchter. Es wäre recht sehr zu

wünschen, daß wenigstens alle öffentlichen Lehranstalten für Mädchen das abgeschmackte und sprachwidrige Wort fallen ließen.

Aber der alberne Name ist das geringste Übel, worunter unsre höhere Mädchenschule leidet; ein weit größeres ist die Vielgestaltigkeit ihrer Erscheinung. Hier ist es eine ausgedehnte Anstalt mit zehn Jahresstufen und vollständig getrenntem Klassensystem, bisweilen mit einer langen Reihe von Parallelklassen; anderwärts, auch in Städten von mehr als hunderttausend Einwohnern, sind es neunjährige Schulen. Und so geht es weiter ohne Grazie in infinitum, Schulen mit acht, sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei Klassen und Jahresstufen, ja mit einer Klasse; staatliche Schulen, Schulen der bürgerlichen und Kirchengemeinden, Schulen einer Genossenschaft von Interessenten, Privatschulen von zehn Klassen bis zu Schülchen mit zwei Dutzend Schülerinnen in ein paar Klassen; paritätische Schulen und Schulen mit ausgeprägt konfessioneller Färbung; Schulen mit einem akademisch oder seminaristisch gebildeten Leiter oder einer Leiterin; Schulen mit einem zum guten Teil akademisch gebildeten, andre mit einem ganz oder vorwiegend seminaristisch vorgebildeten Lehrerkolleg; Schulen, in deren Lehrerschaft das männliche, wieder andre, bei denen das weibliche Element in einseitiger Weise überwiegt; Schulen mit einer dauernden Bevölkerung und solche, die auf Schülerinnen angewiesen sind, die nur eins bis zwei Jahre verweilen. Und alle diese Anstalten, teilweise vergänglich wie der Pilz, der im Wald aufschießt, alle nennen sich mit demselben vogelfreien Namen „höhere Mädchenschule“ oder vornehmer „höhere Töchterschule.“ Das einzige Kennzeichen, das diese unglaublich vielgestaltigen Anstalten einigt, besteht darin, daß sie mehr oder minder über das Lehrziel der Volksschule hinausgehen, die einen, indem sie mit ihren Schülerinnen Goethe und Schiller, Shakespeare und Racine lesen, die andern, indem sie ein paar Jahre lang den kleinen oder großen Plötz als Mittelpunkt ihrer Tagesordnung betrachten. Während sich die höhere Knabenschule längst in eine Reihe wohlgesonderter Anstalten, in Realschule und Bürgerschule, Gymnasium und Realgymnasium mit ihren Vorstufen auseinandergelegt hat, nennt sich jede kleinste Mädchenanstalt, die ein bischen fremde Sprache treibt, höhere Töchterschule.

Gegenüber dieser verblüffenden Mannichfaltigkeit der Fürsorge für „höhere“ Bildung der weiblichen Jugend ist es im Grunde nicht so sehr zu verwundern, wenn die Urteile über die Ergebnisse dieser Bildung ebenso verschiedenartig sind wie die Anstalten, die diese Bildung vermitteln; es urteilt eben jeder nach dem, was er vor Augen hat. Der eine ist zufrieden, weil seine Tochter eine ausgebildete, wohl eingerichtete Schule bis zu Ende besucht hat; der andre schilt, denn seine Tochter hat von dem kümmerlichen Schülchen, wo sie ein paar Jahre lang gewesen ist, eine herzlich fadenscheinige Bildung mitgebracht. Wüßte jeder, der über unsre höhere Mädchenschule abspricht, welche unglaubliche Mannichfaltigkeit von guten und schlechten Anstalten sich unter der gemeinsamen Flagge „höhere Mädchenschule“ verbirgt, so würde er vorsichtiger in seinem

Urteil sein, nicht urteilen nach dem, was ihm gerade vor Augen liegt, nach den Beobachtungen, die er in einer Weltstadt wie Berlin oder in einer Kleinstadt wie Posemuckel gemacht zu haben glaubt, mit Urteilen, die im übrigen wahrscheinlich ganz gewaltig auseinandergehen würden, und doch ist jedes in seiner Weise einseitig und ungerecht. Es ist aber besonders dieses unselige Verallgemeinern nach den Großstädten, das auf das Urteil über unsre höhere Mädchenschule ungünstig eingewirkt hat. Da kommt so ein junger Mann, der sich gern über Erziehungsfragen hören läßt, nach Berlin und wird bei Frau Wilhelmine Buchholz eingeführt. Er lernt die unliebenswürdige Fräulein Edith und Polizeileutnants Mila kennen und entsetzt sich über die Mißgebilde der deutschen Mädchenerziehung, die mit ein bischen fremdländischem Sprachflitter, mit etwas Klavierstümperei die Lücke des Wissens und der Herzensbildung ausfüllen wollen. Daß Frau Wilhelmine ein paar allerliebste, verständige, artig gebildete Töchter hat, die die guten Seiten der deutschen Mädchenbildung der Gegenwart zeigen, merkt der schnellfertige Urteiler nicht, dessen Weisheit nicht weiter reicht, als jene Verkehrtheiten der Schule zuzuschreiben, während es doch manche andre Mißstände giebt, die dabei mitwirken, vor allem die häusliche Erziehung oder vielmehr Nichterziehung. Das Geschrei eines sprechfertigen Mißvergnügten aber dringt zehnmal weiter als die stillvergnügte Meinungsäußerung der tausende von Familien, die alljährlich mit den Leistungen der höhern Mädchenschule ganz zufrieden sind und doch kein lautes Gerede davon machen, weil sich ihrer verständigen Meinung nach das alles von selbst versteht.

Zum Schlusse sei hier noch eines Mangels der höhern Mädchenschule gedacht, des Mangels nämlich, daß ihre Schülerinnen nicht über das auch für die Volksschule giltige schulpflichtige Alter von vierzehn Jahren festgehalten werden können. Auf den höheren Knabenschulen müssen die Schüler wenn auch nicht bis zum Schlusse, so doch bis zu einer gewissen Klassenstufe die Anstalt besuchen, um den einjährigen Dienst zu erreichen. Die Zöglinge der Mädchenschule treten vielfach mit vierzehn Jahren nach der Konfirmation aus, und nur ein kleinerer Teil findet es der Mühe wert, bis zum Schlusse des Lehrganges, dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre, auszuhalten; manche fallen noch in den letzten Schuljahren, ein oder gar ein halbes Jahr vor dem völligen Abschlusse des Lehrganges ab, um sich in aus- oder inländischen Pensionen den in seinem Werte sehr zweifelhaften Firnis der Vollendung zu holen. Das alles sind Gründe, die es erklärlich machen, daß man mit dem Worte: „Meine Tochter hat die höhere Mädchenschule besucht“ nicht denselben deutlichen Begriff verbinden kann, wie wenn ich sage: „Mein Sohn hat das Zeugnis zum einjährigen Dienst oder zum Studium erworben.“ Hier klar bestimmte Verhältnisse, dort die Möglichkeit unendlicher Mannichfaltigkeit. Hat sie eine ausgebildete höhere Mädchenschule besucht? Ganz oder nur die Unter- und Mittelklassen? Oder hat sie nur ein paar Jahre lang auf einer sogenannten höhern Töchterschule

ein bischen Französisch und Englisch getrieben? Ich bin sehr geneigt zu der Annahme, daß die unfreundlichen Urteile über die höhere Mädchenschule und ihre Leistungen vielfach von solchen Schülerinnen genommen sind, die keine gute Schule oder diese nicht ganz besucht haben.

Nun könnte man fragen: Giebt es denn keine wirklichen höheren Mädchenschulen? Gewiß, zahlreiche; Schulen mit einem vollständigen Aufbau von neun oder zehn einjährigen Klassen, einem aus akademisch und seminaristisch gebildeten Lehrern und staatlich geprüften Lehrerinnen zusammengesetzten Lehrerkolleg, Schulen, die sich bemühen, durch gewissenhafte Erziehung und gediegnen Unterricht auch ernstern Anforderungen zu genügen und dieses Ziel auch im wesentlichen erreichen. Abgesehen von einzelnen Mißvergnügten, an deren Mißstimmung weniger die Leistungen der Schule als die ihrer Kinder schuld sind, ist das Publikum zufrieden. Ab und zu wird die in der Gegenwart so beliebte Klage über Überbürdung laut. Wo das geschieht, wird die Sache untersucht, das etwa vorhandene Übel wird abgestellt, schwächere Schülerinnen werden nach Kräften entlastet; im ganzen darf man sagen, daß diese ewigen Klagerufe, die Schule überbürde ihre Schülerinnen, sogar vielfach zu einer übertriebenen Zartfühligkeit der Leiter geführt hat, sodaß diese geneigt sind, in der Entlastung eher zu viel als zu wenig zu thun und die Anforderungen an eine tüchtige erziehende Arbeitsleistung gar zu sehr herabzusetzen. Ganz ausgeprägt sind diese Bestrebungen hervorgetreten in Preußen unter dem Minister von Goßler; der im Jahre 1886 entworfene Normallehrplan mit seinem neunjährigen Klassenaufbau war ein solcher Versuch, die Leistungen der preußischen höhern Mädchenschule herunterzudrücken, ihnen amtlich eine Organisation zu geben, über die bereits eine große Überzahl andrer Schulen hinausgewachsen war. Es hat sich durch den fast allseitigen Widerspruch herausgestellt, daß eine allgemeine Durchführung dieses Normallehrplans unmöglich war; so ging er denn als Normal-Lehrplan für Berlin hinaus, und auch die höhern Mädchenschulen von Berlin haben bereits zum allergrößten Teil in aller Stille den zehnjährigen Lehrplan der „Provinzen" angenommen.

Wie die preußische höhere Mädchenschule bisher, was ihre Ausbildung in Klassenaufbau und Zielen betrifft, von der Regierung keine Förderung erfahren hat, so hat sie, wie es scheint, die Versuche, eine rückläufige Bewegung anzubahnen, nicht allzu ernst genommen, ist stetig ihres Weges weiter gegangen, arbeitet planmäßig und gewissenhaft in der bisherigen Weise weiter. Aber was hilft das? Es findet sich ja immer wieder hier oder da einer, der seine oberflächlichen, der Himmel weiß wo und wie gemachten Beobachtungen mit großem Geräusch in irgend einem Blättchen zu Markte bringt; es finden sich auch Leute genug, die dieselben Beobachtungen gemacht zu haben glauben und in die Wehklage über die Erbärmlichkeit unsers höhern Mädchenschulwesens einstimmen. Die wirkliche höhere Mädchenschule muß diese mißvergnügten Urteile von vielfach unberufenen und unkundigen über sich ergehen lassen; sie mag sich

trösten mit dem Urteile des Auslandes. Auch Frankreich hat seit 1871 kräftige und trotz einiger dem Charakter und den gesellschaftlichen Einrichtungen des französischen Volkes entsprechenden Wunderlichkeiten sehr anerkennenswerte Versuche zu einer Hebung seines früher völlig vernachlässigten höhern Mädchenunterrichts gemacht; ein Franzose aber, Eugen Blum, äußert sich 1889: „Viele Dinge und Menschen, die Europa mit Lärm angefüllt haben, werden verschwunden sein, wenn noch blühend und wohlthätig die deutsche Einrichtung der höhern Mädchenschule fortleben wird." Mit dieser Anerkennung eines sehr kundigen Fremden, dazu eines Franzosen, der allerdings in seiner Darstellung ausschließlich die größern öffentlichen Anstalten von Deutschland berücksichtigt, wird sich unsre höhern Mädchenschule wohl trösten können über die Mißachtung so manches Deutschen, der sich aus ein paar windigen Beobachtungen sein minder günstiges Urteil zurecht gemacht hat.

Unsre höhere Mädchenschule hat sich langsam, aber stetig und gesund entwickelt; sie ist kein schwankes, ins Kraut geschossenes Gewächs, sondern sie ist langsam gewachsen, wie eine vom Sturm geschüttelte, mit ihren Wurzeln sich mühsam festklammernde, nur dünne Jahresringe ansetzende Gebirgstanne. Die Geschichte der ältern höhern Mädchenschulen ist die Geschichte eines unausgesetzten mühsamen Kampfes ums Dasein, in dem sie nicht unterstützt wurde durch die Förderung hoher Behörden, sondern lediglich durch die verständige Anpassung an die Bedürfnisse der Gegenwart, das eigne Streben, ihre Arbeit mehr und mehr zu vertiefen.

Ein entscheidender Fortschritt wurde angebahnt durch den Weimarer Tag im Herbst 1872, auf dem zum erstenmale eine große Zahl von Mädchenlehrern und -Lehrerinnen zusammentrat, die Ziele der höhern Mädchenschule festzustellen, und durch die sich alsbald anschließende, von dem Ministerium Falk berufene Berliner Konferenz im August 1873, die ein gleiches für den preußischen Staat unternahm und im Vergleich zu dem noch etwas unzulänglichen Erfahrungen auch im Großen und Ganzen mit Glück vollzog. Während auf Grund dieser beiden Feststellungen eine ganze Anzahl deutscher Mittelstaaten die gesetzliche Ordnung ihres höhern Mädchenschulwesens, die Anerkennung dieser Anstalten als höherer mit Kraft und Erfolg durchführte, sodaß in dieser Hinsicht ein weiteres kaum mehr zu wünschen übrig bleibt, ist diese aufsteigende Bewegung in dem führenden deutschen Staate, in Preußen, alsbald in ein betrübendes Stocken gekommen. Freilich liegen da die Verhältnisse teilweise anders. Neben Provinzen mit zahlreichen großen, reichen, hochentwickelten Städten stehen andre mit einer bäuerlichen Bevölkerung und unbemittelten kleinen Städten, in denen die von einer Mittelschule für Mädchen dargebotene Bildung vollkommen ausreichte; es fanden sich wohl auch in derselben Provinz beide Verhältnisse hart neben einander. Die kleineren Staaten mit ihren enger begrenzten Gebieten, ihren mehr gleichartigen Verhältnissen hatten da leichtere Arbeit. So ist es erklärlich, daß man es in Preußen vorzog,

einstweilen mit staatlichen Eingriffen abzuwarten, dagegen der Schule freie Entwicklung zu gestatten. Das war denn ganz schön, und die preußische höhere Mädchenschule hat diese ihr gewährte Freiheit der Entwicklung redlich benutzt; es sind während dieser Zeit fast in allen Städten, die nach Bevölkerungszahl und Wohlstand die Möglichkeit dazu boten, Mädchenschulen entstanden, die dem Begriffe der höhern Mädchenschule, wie er sich nach und nach gebildet hat, annähernd oder völlig entsprechen. Die preußische höhere Mädchenschule ist ohne Zuthun des Staates dem ursprünglichen Zusammenhange mit der Volksschule entwachsen, hat sich in langsamem Fortschritt einen ebenbürtigen Platz neben der höhern Knabenschule erkämpft. Wenn aber etwa vonseiten des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen die mehrfach wiederholte Bitte ausgesprochen ward, es möchten diese Schulen, wie es bereits in einer Reihe von Mittelstaaten geschehen ist, von der gesetzlichen Zugehörigkeit zur Volksschule befreit, ihnen die Berechtigungen höherer Lehranstalten gewährt werden, so lautete immer die Antwort: Es ist noch nicht an der Zeit! Die Anstalten sind noch viel zu mannigfaltig, als daß sich der Begriff der höhern Mädchenschule feststellen ließe. Man dürfe zwischen den ausgebildeten Schulen der größern Städte und den halbfertigen Anstalten der Landstädte keine Schisma herstellen, denn auch die halbfertigen leisteten in ihrer Weise ganz Gutes; man dürfe nicht den Anstaltsehrgeiz der Schulleiter anstacheln, und was der Bedenken mehr waren. So hat das preußische Kultusministerium die Bitten der großen Lehranstalten um gesetzliche Regelung des höhern Mädchenschulwesens bisher beharrlich zurückgewiesen, weil sich in den kleinen Städten ebensoviele, vielleicht auch mehr halbfertige Schulen befanden, Anstalten, die sich nach den Verhältnissen nie oder doch in den nächsten fünfzig Jahren nicht, was Klassenaufbau, Bildung des Lehrerkollegs, Feststellung der Lehrziele u. s. w. betrifft, zu einer wirklichen höhern Mädchenschule ausbilden werden, und weil man diese „Kleinen" nicht durch die Feststellung eines klaren Begriffs der höhern Mädchenschule kränken wollte. So sind denn die zehnjährigen, in Doppelklassen aufgebauten, von akademisch gebildeten Oberlehrern und Professoren unterrichteten Berliner Großschulen gesetzlich gleichgeordnet den winzigen Schulorganismen, die in zwei bis drei Klassen, von einigen Lehrerinnen bedient, ein bischen Französisch lehren und sich dabei mit dem tönenden Namen „höhere Töchterschule" zieren. Die höhere Mädchenschule ist eine Schule dritter Klasse; im amtlichen Zentralblatt erscheint sie nach den Schullehrerseminaren und Präparandenanstalten, den Taubstummen- und Blindenanstalten. Wie wunderbar verschieden die Verhältnisse der Mädchenanstalten bezüglich der Schulaufsicht, des Gehalts- und des Wohnungszuschusses, der Pensionirung, der Witwen- und Waisenversorgung beschaffen sind, mag nur angedeutet werden. Es lassen sich diese Zustände so zusammenfassen: die Rechtsverhältnisse der höhern Knabenschulen, wie der Volksschulen sind gesetzlich festgesetzt, die der höhern Mädchenschule die zwischen beiden steht, in keiner Weise; weder an den Rechten dieser noch jener

hat sie Anteil, sie ist ganz und gar abhängig von der Willkür, oder sagen wir freundlicher, dem Wohlmeinen des Patrons, d. h. in der Regel der Stadtgemeinde. Soll dieser Mißstand aber jemals abgestellt werden, so ist bei der erdrückenden Mannichfaltigkeit ihrer Gestaltung vor allen Dingen der Begriff der wirklichen höhern Mädchenschule festzustellen, das Schisma herzustellen zwischen den wirklichen höhern Lehranstalten und denen, die nur den Namen führen und viel richtiger Mittelschulen heißen.

Aber, sagt man, die Mädchenschule ist keine höhere Lehranstalt, kann keine sein, denn es mangelt ihr dazu das erste Kennzeichen: der Staat hat ihr nicht die Erteilung von Berechtigungen gestattet. Diese Begriffsbestimmung einer höhern Lehranstalt erscheint so schief wie möglich. Allerdings erteilten die höhern Knabenlehranstalten bisher die Berechtigung zum einjährigen Dienste und werden auch in Zukunft die Berechtigung zum akademischen Studium erteilen. Wenn man davon ausgeht, daß der Begriff einer höhern Lehranstalt unzertrennlich sei davon, daß sie Berechtigungen erteile, so hat allerdings die preußische höhere Mädchenschule in den nächsten Jahrhunderten nicht die Aussicht, in die Zahl der höhern Lehranstalten einzutreten; ihre Schülerinnen dienen weder ein- noch dreijährig, und das akademische Studium wenigstens der Medizin, das in einer ganzen Reihe europäischer Kulturstaaten dem weiblichen Geschlechte offen steht, wird ihr in dem europäischen Reiche der Mitte wohl noch geraume Zeit verschlossen sein. Im übrigen erleidet die Lehre von den Berechtigungen in Zukunft eine sehr wesentliche Änderung, sobald der einjährige Dienst nicht mehr von einer erreichten Klassenstufe, sondern von dem Bestehen einer besondern Prüfung abhängt. Wir sind der Meinung, daß die Rangstufe einer Lehranstalt nicht abhängig sei von den Berechtigungen, die sie zu vergeben habe, sondern von ihren Leistungen. Die zehnjährige höhere Mädchenschule darf sich nicht vermessen, mit zwölfjährigen Lehranstalten, wie Gymnasium und Realgymnasium, gleiche Rechte zu beanspruchen, wohl aber darf sie das mit der zehnjährigen lateinlosen Realschule. Beide Anstalten haben das Latein als Lehrstoff nicht, beide vermitteln eine durchaus moderne Bildung, mit besondrer Betonung der beiden neuen Sprachen; außerdem pflegt die Realschule mit Vorliebe die Mathematik, die selbstverständlich in der Mädchenschule über die Bedürfnisse des praktischen Rechnens nicht hinausgeht, die höhere Mädchenschule ebenso entschieden das Deutsche. Das gleicht sich also aus. Wenn aber sogar die neunjährige höhere Bürgerschule für Knaben mit ihren weit bescheidnern Lehrzielen zu den höhern Lehranstalten zählt — freilich nur mit Hilfe der Berechtigungen —, so darf man billig fragen, warum die zehnjährige Mädchenschule keine höhere Lehranstalt sei? Alle höhern Mädchenschulen preußischer Großstädte, die längst die Möglichkeit der Erweiterung besaßen, sollten darin den Ruf erkennen, die in freiwilliger Selbstbeschränkung gewählte Gleichstellung mit der höheren Bürgerschule aufzugeben und sich mit zehnjährigem Lehrgang — denn ein weiterer ist nach unsern

deutschen Verhältnissen überhaupt nicht vorauszusetzen — in Gliederung und demgemäß in Ansprüchen der Realschule gleichzustellen.

Eine solche Gleichstellung ist um so wünschenswerter, als eine ganze Anzahl preußischer höherer Mädchenschulen — es mögen etwa siebzig gegenwärtig sein — eine mindestens das dreifache betragende Anzahl akademisch gebildeter Lehrer besitzt. So lange das nicht der Fall war, konnte immerhin Bedenken getragen werden, Schulen mit ausschließlich oder doch vorwiegend weiblichen Lehrkräften in die Zahl der höhern Lehranstalten einzureihen. Das ist in den beiden letzten Jahrzehnten durchaus anders geworden. Der Kampf ums Dasein ist eben ein allmächtiges Naturgesetz; bei der Überzahl akademisch gebildeter Lehrkräfte wandte sich eine Menge junger Lehrer der höhern Mädchenschule zu, und gleichzeitig kam die Mädchenschule vielfach durch den Übergang an die Stadtgemeinden zu festerem Bestand und finanzieller Sicherung. Noch vor dreißig Jahren gehörte großer Mut oder großes Gottvertrauen dazu, wenn es ein akademisch gebildeter Mann unternahm, Mädchenschullehrer zu werden; es war ein völliger Sprung ins Dunkle. Heutzutage besitzt jede ausgebildete höhere Mädchenschule eine der Zahl ihrer obern Klassen mehr oder weniger entsprechende Zahl studirter Lehrkräfte; die Gesetzgebung des Jahres 1872, derzufolge in Preußen der elementarisch gebildete Lehrer durch die glücklich bestandene Prüfung für Mittelschulen das Recht des Unterrichtens an den obern Klassen höherer Mädchenschulen erwirbt, durch die Rektoratsprüfung zur Leitung jeder höhern Mädchenschule befähigt wird, besteht allerdings zu Recht, ist aber völlig veraltet. Diesen durchaus geänderten Verhältnissen wird die künftige preußische Gesetzgebung für das höhere Mädchenschulwesen Rechnung tragen müssen.

Es wird aber auch noch in einer andern Hinsicht geschehen müssen. In den letzten Jahren ist von Berlin eine lebhafte Bewegung ausgegangen, die für die Lehrerkollegien der höhern Mädchenschulen eine größere Beteiligung der Frauen verlangt und eine ganze Anzahl der wichtigsten Lehrfächer ausschließlich für Lehrerinnen in Anspruch genommen hat. Die Begründung dieser Forderung war recht unglücklich; aber das hindert nicht, daß die Forderung berechtigt war. Es liegt doch eigentlich der Wunsch nahe, daß bei der Mädchenbildung auch eine entsprechende Anzahl Lehrerinnen beteiligt sei, und nicht bloß in den technischen Fächern. Da nun die Einrichtung der öffentlichen höhern Mädchenschulen zu Berlin zum guten Teil nach der Konferenz von 1873 stattgefunden hat, so ist es erklärlich, wenn man, um recht vollkommenes zu erreichen, gedacht hat: für die höhere Mädchenschule ist das Beste gerade gut genug. Das ist sehr schön, aber doch nicht ganz richtig. Man hat mit Vorliebe akademisch gebildete Lehrer angestellt und dadurch die Lehrerinnen in unbilliger Weise in den Hintergrund gedrängt; das Mädchen verlangt aber nicht bloß Kenntnisse, sondern auch Erziehung, zu der im allgemeinen doch die Lehrerin geeigneterer erscheint. Man wolle das nicht mißverstehen; wir sind der Meinung, daß der

unterrichtende Lehrer auch erziehen, die erziehende Lehrerin auch unterrichten soll; aber zugleich der Meinung, daß die obern Klassen höherer Mädchenschulen der Thätigkeit tüchtiger Lehrerinnen nicht entbehren können. Das ist gerade bei den nicht langsam gewachsenen, sondern rasch am grünen Tische eingerichteten Berliner Schulen nicht genügend berücksichtigt worden. Eine Begründung dieses Urteils müssen wir uns hier versagen. Wir wundern uns gar nicht, wenn angesichts dieser Zustände gerade von Berlin aus gegen die Überschwemmung der obern Klassen höherer Mädchenschulen mit Lehrern protestirt wurde. Hätten sich die protestirenden Frauen mit dem Verlangen begnügt, namentlich die fremden Sprachen, zu deren Unterricht sie vermöge ihrer Vorbildung und ihrer gesamten Anlage besonders befähigt sind, zu verlangen, so würde man sich gern zufrieden geben. Aber sie haben Religion, Geschichte, Deutsch als ihr ausschließliches Gebiet beansprucht; dagegen muß entschieden Einsprache erhoben werden. Herr von Goßler hat diese Ansprüche mit Recht als nicht genügend begründet zurückgewiesen, aber zugleich Lehrgänge des Deutschen und der Geschichte eingerichtet, um bereits geprüfte Lehrerinnen für den Unterricht dieser Fächer auch in obern Klassen vorzubereiten. Das ist seit einigen Jahren mit erfreulichem Erfolge geschehen, wenn auch die Zahl der Bewerberinnen nicht eben groß ist. Die Gesetzgebung der Zukunft wird eine bestimmte Anzahl akademisch gebildeter Lehrer für die wirkliche höhere Bürgerschule fordern müssen; aber es ist gar nichts dagegen einzuwenden, wenn den Lehrerinnen, die diese höhern Lehrgänge in Berlin mit einem guten Zeugnis verlassen haben, völlige Gleichberechtigung gewährt wird mit einem akademisch gebildeten geprüften Lehrer.

Ein andres ist es mit den Lehranstalten, die sich höhere Mädchenschulen nennen, aber sich bisher mit einem ausschließlich oder doch vorwiegend aus Lehrerinnen bestehenden Kolleg beholfen haben. Das eine ist bei einer gesetzlichen Regelung so unzulässig wie das andre; das wird also ebenfalls geordnet werden müssen.

Nachdem der Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen Jahr für Jahr vergeblich die gesetzliche Regelung des höhern Mädchenschulwesens in Preußen erbeten hatte, hat sich 1887 ein preußischer Verein gebildet zu dem Zwecke, unser höheres Mädchenschulwesen im allgemeinen, die vollständige innere und äußere Ausbildung der öffentlichen höhern Mädchenschulen Preußens im besondern zu fördern. Er hat zunächst einen Normallehrplan ausgearbeitet, der die zehnjährige zehnklassige Schule als die normale voraussetzt, ein schätzenswertes Verdienst. Er ist zweimal bei dem Minister von Goßler und der Volksvertretung vorstellig geworden, hat die schweren Unzuträglichkeiten in der gegenwärtigen staatlichen Stellung der Mädchenschule in Preußen dargelegt und um Abhilfe gebeten; er hat als nächstes Mittel dazu bezeichnet die Scheidung der Anstalten in wirkliche höhere Mädchenschulen, die den höhern Knabenlehranstalten gleichberechtigt zu halten wären, und in niedere, die die Rechtsstellung neben der Volksschule bewahren sollten; er hat in seiner Eingabe darauf hin-

gewiesen, daß der Staat der höhern Mädchenschule wohl Pflichten auferlege, daß sie aber an den Rechten weder der höhern Knabenlehranstalten noch der Volksschule Anteil habe. Das Abgeordnetenhaus hat beide Gesuche nach einer kurzen und teilweise heitern Verhandlung abgelehnt.

Anfang Juli 1891 hat dann der Vorstand des preußischen Vereins eine Audienz bei dem neuen Kultusminister Herrn v. Zedlitz nachgesucht und gewährt bekommen; er hat dabei die Bitte vorgetragen, es möge eine neue Konferenz nach Art der von 1873 einberufen werden. Der Herr Minister erkannte das Bedürfnis einer Regelung der Mädchenschulverhältnisse an, wenn er auch zugleich auf die durch ihre Vielgestaltigkeit veranlaßten Schwierigkeiten hinwies; er bezeichnete den Weg einer Konferenz als ihm durchaus sympathisch, betonte aber, diese könne nur dann zu brauchbaren Ergebnissen führen, wenn sich die Beteiligten zuvor in allem wesentlichen unter einander verständigt hätten und der Konferenz ganz bestimmt formulirte Vorschläge zur Beratung stellten. Im übrigen erbat er sich diese Vorschläge erst etwa nach Jahresfrist, da die gegenwärtig vorliegende Regelung des höhern Knabenschulwesens und das Volksschulgesetz die Unterrichtsverwaltung so lange vollauf in Anspruch nehmen würde.

So wäre denn, wenn auch erst in Jahresfrist, eine Fortsetzung der Konferenz von 1873 in Aussicht genommen, und das ist immerhin ein wichtiger Fortschritt nach dem völligen Stillstande der letzten achtzehn Jahre. Der preußische Verein wird ein umfassendes Programm für die gesetzliche Regelung des höhern Mädchenschulwesens ausarbeiten müssen. Die leitenden Gedanken sind ihm von früher her vorgezeichnet: völlige Scheidung der wirklichen zehnjährigen höhern Mädchenschule und der, die nur den Namen führt; klare Festsetzung des Begriffes der erstern in Bezug auf Dauer des Lehrganges, Klassenaufbau, Lehrziele, Zusammensetzung des Lehrerkollegs; Anerkennung der wirklichen höhern Mädchenschule als einer höhern Lehranstalt mit denselben Berechtigungen, wie sie die Realschule hat, die mit ihr die gleichen Ziele anstrebt; Unterordnung unter das Provinzialschulkollegium, während die unfertigen Schulen wie bisher der Königlichen Regierung unterstellt bleiben. Auf Einzelheiten hier einzugehen hat keinen Zweck. Es ist nicht einzusehen, warum bei ernstem, festem Willen in Preußen nicht dasselbe sollte geschehen können, was in Württemberg, Baden, Braunschweig, Hessen, Sachsen, Oldenburg, Anhalt u. s. w. schon seit Jahren geschehen ist. Möge dem Minister von Zedlitz gelingen, was dem Minister von Goßler nicht hat gelingen wollen; der bisherige rechtlose Zustand des höhern Mädchenschulwesens in Preußen hat hin und wieder so unhaltbare Zustände hervorgebracht, daß es Zeit wird, damit aufzuräumen.

Die Teilung des christlichen Erbes

Geschichtsphilosophische Gedanken. 12

(Schluß)

Was ist nun bei dieser Erbteilung jedem zugefallen? Die Katholiken behaupten, sie hätten das ganze behalten. Ist das richtig? Allerdings haben sie neben der Bibel und den Sakramenten auch eine Menge nützlicher Einrichtungen behalten, die sich im Laufe der Zeit gebildet haben (keineswegs alle, denn von Konzilien im altkirchlichen Sinne, von der altkirchlichen Bußanstalt, den davon wieder ganz verschiednen halbkirchlichen Sendgerichten der Karolingerzeit und so manchem andern ist keine Spur mehr vorhanden), außerdem ihr scholastisches Lehrgebäude, ihre gewaltige Hierarchie, in manchen Ländern einen Teil ihres weltlichen Reichtums und den ganzen im Laufe der Jahrhunderte angesammelten Wust teils sinnvoller, teils abgeschmackter und abergläubischer Gebräuche, d. h. also neben dem Christlichen viel Zweifelhaftes und entschieden Unchristliches. Aber ein Stück, ein sehr wichtiges und wesentliches Stück hat die katholische Kirche verloren: den protestantischen Geist. Nicht den Geist überhaupt, denn wie könnte eine solche Weltmacht vierhundert Jahre lang leben ohne Geist! Auch nicht den christlichen Geist, denn Glaube, Hoffnung und Liebe beseelen viele ihre Glieder, aber den protestantischen Geist, den Geist der freien Prüfung und unerschrocknen Kritik, der sich in den Urteilen Christi über das jüdische Gesetz, in seinen Strafpredigten gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer, gegen die Mächtigen seines Volkes äußert, sowie in der Geringschätzung äußerlicher Ordnungen, überkommener Gebräuche und menschlicher Satzungen, die wir bei Paulus finden, und in dem Rat, den dieser Mann des Geistes allen ohne Unterschied giebt: Prüfet alles, was gut ist behaltet! Denn das ist ja wohl der Sinn, den heutzutage jedermann den zufällig entstandnen Worten Protestant und Protestantismus beilegt. Um zu sehen, welchen Begriff die protestantische Theologie damit verbinde, befragte ich die „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“ von Herzog und Plitt, erhielt aber leider keine Antwort, denn dieses achtzehnbändige Werk enthält so wenig einen Artikel „Protestant“ oder „Protestantismus“ wie einen Artikel „Reformation.“ So bleibe ich denn auf meine eigne einfältige Weisheit angewiesen. Und die sagt mir, daß der Protestantismus

in der Kirche dasselbe sei, was im Staate die Opposition, der umwälzende, Stockung und Versteinerung verhütende, reinigende, aber auch zersetzende und auflösende Widerspruchsgeist. Aus diesem seinem Wesen folgt nun, daß ihn zwar keine Kirche entbehren kann, daß er aber das gerade Gegenteil des kirchlichen, des einigenden, erbauenden und bindenden Geistes ist, weshalb man von jedem Protestanten sagen kann: soweit er Protestant ist, sei er nicht Glied der oder irgend einer evangelischen Kirche, und soweit er Glied einer Kirche ist, sei er kein Protestant. Luther selbst war dem Papste gegenüber Protestant, in seiner eignen neuen Kirche aber ein unfehlbarer Papst, der keinen Widerspruch duldete. Seine Protestanten wiederum waren die „Schwarmgeister," denen er nicht das geringste Zugeständnis machte, und deren „heiligen Geist," auf den sie sich beriefen, er „über die Schnauze hieb." Dieser Geist nun also, der in den neuen Kirchen das Übergewicht bekam, weil es Luthers kleinen Nachfolgern zwar nicht am guten Willen gebrach, den Papst zu spielen, aber an der Kraft, ist der katholischen Kirche abhanden gekommen. Bis auf Luther hatte sie ihn besessen. Niemals hatte es ihr bis dahin an Priestern, Mönchen, Nonnen, Königen, Gelehrten, Dichtern gefehlt, die unerschrocken und offen des Rügeamtes walteten. Verbrannt wurden doch nur solche „Häretiker," die ganz unmittelbar entweder den Grundlagen der Hierarchie oder gar den Grundlehren des Christentums zu Leibe gingen; dagegen dachte niemand daran, einen Bernard von Clairvaux, eine Hildegard, einen Dante für Ketzer zu erklären. Bei der großen Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts aber fuhr der Oppositionsgeist aus dem alten Gebäude heraus und richtete sich daneben ein neues oder vielmehr eine Menge neuer, leicht beweglicher und wandelbarer Hütten ein; das alte Gemäuer aber ward von denen, die drin blieben, streng in seinem eignen Stile vollends ausgebaut und gegen jede Neuerung verwahrt. Erst seit dem Tridentinischen Konzil ist die katholische Kirche engherzig, unbeweglich und unveränderlich geworden, was sie früher nicht war. Und damit nicht nur für die Zukunft jeder Widerspruch gegen die kirchlichen Obern abgeschnitten, sondern auch jede Kritik der Obern früherer Zeiten unmöglich gemacht und so den gefährlichen Folgerungen, die aus deren Worten und Thaten gezogen werden könnten, vorgebeugt werde, hat sich in unsern Tagen der Papst für unfehlbar erklären lassen und hat den in Frankreich, Deutschland und Italien neuerdings erwachten kritischen Geist der Katholiken, so gut dieser es auch mit der Kirche meinen mochte, schonungslos totgetreten. Nach dieser vollständigen Austreibung des kritischen Geistes würden nun sogar Glaube, Hoffnung und Liebe den katholischen Kirchenleib nicht länger am Leben zu erhalten vermögen, wenn ihm nicht der ausgetriebene Protestantismus den Dienst erwiese, ihn unaufhörlich zu bekämpfen, solchergestalt zur Handhabung des geistigen Schwertes, zur Abstellung gar zu arger Mißbräuche und zu sittlichen Anstrengungen zu zwingen, sodaß also die Opposition von innen durch die von außen ersetzt wird. Gleichzeitig erweist die weltliche Macht allerorten den Katholiken den

Gefallen, ihnen reichlich Gelegenheit zu bieten, daß sie den auch der einzelnen Persönlichkeit für ihre Kraftentwicklung und Charakterbildung unentbehrlichen Oppositionsgeist, der der Kirche gegenüber „kusch“ machen muß, auf den Staat loslassen können.

Die beiden neuen Konfessionen haben also zuvörderst den protestantischen Geist geerbt, und zwar in solcher Fülle, daß dadurch der Kirchengeist zuguterletzt in eine arge Bedrängnis geraten ist, aus der er sich bis heute nicht hat herausfinden können. Sodann dürfen sie beide das Verdienst beanspruchen, der Gemeinde wieder zu ihrem Rechte verholfen zu haben, wodurch einerseits einer Forderung des germanischen Geistes genügt, andrerseits die apostolische Kirchenverfassung wenigstens einigermaßen wieder hergestellt wird. Nicht daß der katholischen Kirche das Gemeindeleben ganz abhanden gekommen wäre; in der französischen Revolution wie im preußischen Kulturkampf, wo sich viele Gemeinden jahrelang ohne geistliche Leitung zu helfen gewußt und vortrefflich behauptet haben, hat es sogar eine höchst achtungswerte Kraft geoffenbart. Aber für gewöhnlich tritt es doch allzusehr hinter der Herdenform zurück, und wenn auch das Bild von Hirt und Herde in der Poesie recht rührend wirkt, so hat doch seine Umsetzung in die Praxis für den gebildeten Mann von gereiftem Charakter wenig anmutendes. Endlich ist es beiden neuen Konfessionen besser als der alten Kirche gelungen, nach Überwindung der anarchischen Übergangszustände eine christliche Ordnung und Sittenzucht herzustellen, freilich nicht durch die Kraft des rechtfertigenden Glaubens, sondern durch weniger ideale Mittel und beiden auf verschiednen Wegen.

Die lutherischen Kirchen haben ihr eigentümliches Gepräge von Luther empfangen, nicht von Luther dem Kirchenstürmer, sondern von Luther dem Kirchengründer. Die Gemütsreligion ist es, die er, seinem eignen und des deutschen Volkes Charakter entsprechend, den Seinen gesichert hat. Daher ist nicht, wie bei den Romanen, die bildende Kunst, sondern die Musik das Element, worin die Religion des Lutheraners ihren Ausdruck sucht. Der Gemeinde im Kirchenliede das Mittel zur würdigsten und wirksamsten gemeinschaftlichen Äußerung ihrer religiösen Empfindung gegeben zu haben, ist vielleicht unter Luthers Verdiensten um die kirchliche Neuschöpfung das größte. Den Kunstgesang und die Instrumentalmusik aus der Kirche grundsätzlich auszuschließen, ist Luthers Meinung gewiß nicht gewesen. Beides blieb anfänglich nur darum weg, weil nichts passendes davon vorhanden, die Ein- und Durchführung des Volksgesanges auch vorläufig das unendlich wichtigere war. Die Musik, und gerade auch die Kirchenmusik, bildet daher ein wichtiges Bindeglied zwischen den deutschen Protestanten und den deutschen Katholiken; Händel und Bach werden von diesen so gut anerkannt, wie das österreichische Dreigestirn von jenen, in den Werken von allen fünfen vernimmt das deutsche Gemüt die Äußerungen seiner geheimsten, tiefsten und heiligsten Regungen. Nicht allein in Konzerten und Gesangvereinen, sondern auch auf protestantischen

und katholischen Kirchenchören treffen sich zuweilen gläubige Anhänger beider Konfessionen, und die Harmonie ihrer Stimmen offenbart die tiefere Harmonie ihrer Herzen. Die bedeutendsten Orgelkompositionen sind gemeinsames Gut beider. Die Katholiken haben sich eine Anzahl lutherischer Choräle angeeignet, andre umgebildet und auch neue dazu geschaffen; in manchen Gemeinden konnte man bis vor wenigen Jahren sehr schönen Volksgesang hören, wenigstens bei Nebenandachten und beim Predigtliede, hie und da sogar auch bei der Messe. Außerdem fehlte es ihnen im Anfange unsers Jahrhunderts nicht an talentvollen Komponisten, die den großen Meistern der Polyphonie nacheiferten. Namentlich Schlesien zeichnete sich aus, und vielleicht ist es nicht zu kühn, wenn den Breslauer Domkapellmeister Schnabel, dessen schönste Sachen nicht einmal im Druck erschienen sind, seine Verehrer den schlesischen Beethoven nennen. Nach dem Urteile von Kennern hatte der Breslauer Dom einige Jahrzehnte hindurch die beste Kirchenmusik der Welt. Augenblicklich begeht der dortige Fürstbischof eine ungeheure Dummheit. Wie überhaupt die deutschen Katholiken von jeher so einfältig gewesen sind, die Gesetze der römischen Klerisei mit großer Gewissenhaftigkeit auszuführen, an deren Beachtung in Rom selbst kein Mensch denkt, so schaffen die deutschen Bischöfe jetzt, päpstlichen Befehlen gehorsam, mit Hilfe des Cäcilienvereins ihre gute Kirchenmusik und ihren schönen Volksgesang ab, während die Italiener bei ihrem erbärmlichen und unwürdigen Gedudel bleiben. Der Gregorianische Gesang, der von jetzt ab allein herrschen soll, bringt zwar bei sparsamer Anwendung tiefe Wirkung hervor, steht aber in seiner Strenge und Steifheit dem Volke zu fern, als daß er dessen tägliches musikalisches Brot werden könnte. Seine allgemeine Durchführung wird die Freude am Gottesdienst merklich schwächen. Hie und da kommt es zu einer kleinen Rebellion. Auf einem oberschlesischen Dorfe hat es sich ereignet, daß bei einem Requiem die Cäcilianer und die Anhänger der alten Musik ein jedes für sich musizirten, wobei natürlich die letzteren siegten und die Feinde zum Schweigen brachten, denn Viola, Baß und Geigen, wie viel mehr die vox humana, die müssen alle schweigen vor dem Trompetenschall.

Also das wäre ein Feld, wo die deutschen Protestanten und Katholiken, dem Romanismus wie dem Puritanismus zum Trotz, einander gar leicht finden würden. Auch von Kirchenschmuck, von Anwendung der lateinischen Sprache und von Zeremonien war Luther kein grundsätzlicher Feind. Er bekämpfte das Übermaß, war allem äußerlichen Wesen abgeneigt, sofern es die rechte Gesinnung und reinen Glauben gefährdet, und für seine Person als richtiger formenblinder sächsischer Bauer für die Reize der bildenden Künste unempfänglich; war er doch bei seinem Aufenthalt in Rom an den Herrlichkeiten des Altertums und der Renaissance wie blind vorbeigegangen und hatte nur alle Heiligtümer andächtig besucht. Aber zu den Bilderstürmern gehörte er nicht; begann doch die eigentliche neue Kirchengründung mit einem hitzigen Kampfe gegen solche. Luther hat seine Ansicht über diese Dinge mit der ihm eignen

Offenherzigkeit und Deutlichkeit ausgesprochen. In der Einleitung zur deutschen Messe bekennt er, daß er die lateinische Sprache nicht ganz aus dem Gottesdienste verbannen möchte. „Denn — schreibt er — es ist mir alles um die Jugend zu thun. Wenn ichs vermöchte, und die griechische und hebräische Sprache wären uns so gemein als die lateinische und hätten so viel feiner Musica und Gesangs, als die lateinische hat, so sollte man einen Sonntag um den andern in allen vier Sprachen, deutsch, lateinisch, griechisch und hebräisch Messe halten, singen und lesen." Es war ihm nämlich darum zu thun, den Gebrauch der Sprachen, in denen die Bibel verfaßt ist, in Übung zu erhalten. Und nach Einführung der Reformation in Brandenburg schrieb er dem Propst Buchholzer, der sich darüber beklagt hatte, daß in der neuen Kirchenordnung so viele Zeremonien beibehalten worden seien: „Was das betrifft, daß Ihr Euch beschweret, die Chorkappe oder Chorrock [den die heutigen Katholiken Vespermantel nennen] in der Prozession, in den Bet- und Kreuzwochen und am Tage Marci zu tragen und den Umgang mit einem reinen Responsorio um den Kirchhof des Sonntags und auf das Osterfest mit dem Salve festa dies (ohne Umtragen des Sakraments) zu halten, darauf ist dies mein Rat: wenn Euch Euer Herr, Markgraf und Kurfürst will lassen das Evangelium Christi lauter, klar und rein predigen ohne menschlichen Zusatz, und die beiden Sakramente der Taufe und des Leibes und Blutes Jesu Christi nach seiner Einsetzung reichen und geben wollen, und fallen lassen die Anrufung der Heiligen, daß sie nicht Nothelfer, Mittler und Fürbitter sein, und die Sakramente in der Prozession nicht umtragen, und lassen fallen die täglichen Messen der Toten, und nicht lassen weihen Wasser, Salz und Kraut, und nur singen lassen reine Responsorien und Gesänge, lateinisch und deutsch, im circuitu oder Prozession, so gehet in Gottes Namen mit herum, und traget ein silbern oder golden Kreuz, und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seiden oder Leinwand, und hat Euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hohepriester, drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papsttum Ornate genannt hat. Haben auch Ihre kurfürstlichen Gnaden nicht genug an einem circuitu oder Prozession, daß ihr umhergeht, klingt und singt, so gehet siebenmal mit herum wie Josua mit den Kindern Israel um Jericho gingen, machten ein Feldgeschrei, bliesen mit Posaunen. Und hat Euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, mögen Ihre kurfürstlichen Gnaden vorher springen und tanzen, mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, bin damit sehr wohl zufrieden, denn solche Stücke geben und nehmen dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Not zur Seligkeit, und das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemacht werde. Und könnt ichs mit dem Papst und Papisten so weit bringen, wie wollt ich Gott danken und fröhlich sein."

Religion ist nicht denkbar ohne Mystik, oder vielmehr die echte Religion

ist Mystik, und die echte Mystik ist Religion. Auf zweierlei Weise aber sucht sich der religiös erregte Mensch, der Mystiker, des Göttlichen zu vergewissern, durch die äußerliche Darstellung in Sinnbildern und durch die innerliche Empfindung. Der Natur Luthers entsprach die zweite Art der Mystik, und wie die gleichgestimmten, dem kirchlichen Symbolwesen abgeneigten deutschen Mystiker seine Lehrmeister gewesen waren, so blieb er auch selbst ein solcher Mystiker sein Leben lang. Gott und Teufel waren ihm keine Verstandesbegriffe, Christus war ihm keine bloß historische Gestalt, sondern alle drei waren ihm leibhaftig gegenwärtig, er unterhielt sich und zankte wohl auch mit ihnen, und sein rechtfertigender Glaube war nichts andres, als die lebhafte Empfindung seiner wirklichen durch Christus vermittelten Lebensgemeinschaft mit Gott, in nichts verschieden von den entsprechenden Empfindungen eines Franz von Assisi oder Ignatius von Loyola, als in der Theorie, die sein Theologenverstand dazu ausklügelte, und in dem Fehlen der Visionen. Einem so gestimmten Gemüt konnte es nicht einfallen, auf die Kirchenlehre von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl zu verzichten, sie ist in der Augsburgischen Konfession kräftig und unzweideutig ausgedrückt; nur die Verwandlungslehre (Transsubstantiation), diese Ausgeburt scholastischer Spitzfindigkeit, ließ man, wie sichs gehörte, fallen. Es war daher weder theologische Verschrobenheit noch Eigensinn, wenn Luther in Marburg die dargebotene Bruderhand Zwinglis mit den Worten zurückstieß: „Ihr habt einen andern Geist," sondern es war der Ausdruck seiner tiefsten Empfindung; in diesem wie in jedem andern Augenblicke seines Lebens vollkommen wahr, konnte er nicht anders.

Das Gemeindeprinzip, das Luther in seiner ersten Zeit verkündigt hatte, hat er zwar nicht zurückgenommen, aber nachdem er sich von seiner Undurchführbarkeit überzeugt hatte, durch Einrichtungen beschränkt, die den Keim einer neuen Hierarchie enthalten. Mit Hilfe des weltlichen Armes rief er sie ins Leben. Nachdem er sich mit seinem berühmten Rundschreiben wegen der Schulen an die Stadtobrigkeiten gewandt hatte, schrieb er an seinen Kurfürsten, da seit dem Abgange des päpstlichen Bannes und geistlichen Zwanges an vielen Orten die Leute schlechterdings nichts mehr für die Kirche geben wollten, der Undank gegen das göttliche Wort allgemein sei, und keine Furcht Gottes noch Zucht mehr herrsche, so liege es dem Kurfürsten als oberstem Haupte ob, sich dieser Dinge anzunehmen. Der Kurfürst habe Macht, die Städte und Dörfer zu Beiträgen zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen und Besoldung der Pfarrer und Lehrer zu zwingen, so gut wie zum Bau von Brücken, Wegen und Stegen. „Wenn ichs mit gutem Gewissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Pfarrer noch Prediger hätten, und [auch] fürderhin] lebten wie die Säue, als sie [jetzt] thun. Da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Papstes Bann ist abgegangen, und thut jedermann, was er nur will. Weil aber uns allen, sonderlich der Obrigkeit, geboten ist, für allen Dingen doch die arme Jugend, so täglich geboren wird und daher wächst,

zu ziehen und zu Gottes Furcht und Zucht zu halten, muß man Schulen und Pfarrherrn und Prediger haben. Mögen die Alten ja nicht, mögen sie zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend versäumet und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Obrigkeit." Die Wirkung dieser Mahnung war die Visitation der kursächsischen Lande, die Dotation der Pfarreien und Schulen und die Einsetzung der „Superattendenten". Alle Geistlichen wurden auf die vorgeschriebene Kirchenordnung verpflichtet, die Widerstrebenden — es waren ihrer nicht viele — ihres Amtes entsetzt; die den „Sektirern" angedrohte Landesverweisung brauchte nicht angewandt zu werden, da Volk und Adel in ganz Kursachsen mit der neuen Religionsform einverstanden waren. Es ist klar, daß die durch Übernahme der Kirchenhoheit verstärkte Staatsgewalt auf dem Gebiete der Sittenpolizei mehr ausrichten mußte, als früher die beiden einander vielfach durchbrechenden und aus Eifersucht grundsätzlich schwächenden Gewalten ausgerichtet hatten, wenn nämlich jene sich der Sache ernstlich annahmen, was allerdings erst nach dem dreißigjährigen Kriege, wo die eingerissene heillose Verwilderung den Staat um seiner Selbsterhaltung willen dazu zwang, allgemein geschah.

Die Reformirten haben sich bei der Erbteilung das rationalistische und das inquisitorische Element erwählt. Stähelin (s. den Artikel „Zwingli" in der Encyklopädie) ist unmutig darüber, daß „nüchterene Verständigkeit bis zum Überdruß als der spezifische Grundzug von Zwinglis Geistesart ausgegeben werde." Es ist nun aber einmal der, der beim Vergleich mit Luther, Calvin und dem alten Kirchenwesen am meisten auffällt. Ein klarer, allem Mystischen, Abergläubischen und Überschwänglichen abholder Kopf, ein schlichter, rechtschaffner, aber seinen Vorteil verständig wahrnehmender Sinn, ein guter Patriot, Freund einer guten bürgerlichen und Familienordnung, so steht Zwingli vor unsern Augen, ein trefflicher Vertreter des Schweizervolkes, wie es aller Welt bekannt ist. Freilich hat das Evangelium, dem er diente, seinen Charakter geläutert und ihm höhern Schwung verliehen; aber hätte er es gar nicht gekannt, sondern nur die Alten, die er liebte und eifrig las, er würde nicht wesentlich anders gewesen sein und gelebt haben, er würde auch dann mäßig und ehrbar gelebt, seinen Mitbürgern gute Ratschläge gegeben, gegen abergläubischen Unfug und die verwilderude Reisläuferei geeifert haben. Weniger mit dem Gemüt — am wenigsten mit der Phantasie —, als mit dem Verstande suchte er die göttlichen Dinge zu erfassen. Wie nun der mit Begriffsbestimmungen, mit den Sätzen der Identität und des Widerspruchs hantirende Verstand ehedem schon die Götterwelt der Griechen aufgelöst hatte und auch den mittelalterlichen Kirchenglauben aufgelöst haben würde, wenn die Untersuchungen der Scholastiker ins Volk gedrungen wären, so mußte dieser Erfolg jetzt eintreten, wenn die scholastische Zergliederung der Glaubenslehren in der Muttersprache vorgenommen wurde. Luther hatte das sofort gemerkt und daher „die Vernunft, des Teufels Hure, zu erwürgen geboten." (Hase sagt in seiner herrlichen, Luthers

Wesen in einer Reihe von Gegensätzen entwickelnder Charakteristik des großen Reformators, Kirchengeschichte S. 413: „er hat mit seiner Glaubensfülle von Christus sich selbst über die heilige Schrift gestellt und doch die Vernunft u. s. w. zu erwürgen geboten." Das „und doch" ist hier falsch; nicht Gegensatz oder Widerspruch, sondern das Verhältnis von Grund und Folge waltet hier ob; eben die Glaubensfülle verbittet sich den Einspruch der Vernunft, womit selbstverständlich das gemeint ist, was wir Heutigen den Verstand zu nennen pflegen; dieser bleibt nun einmal der Todfeind des Glaubens.)

Bei Zwingli beschränkte sich vorläufig die zerstörende Wirkung des Verstandes auf die Wegräumung des eucharistischen Mysteriums. Daß Brot nicht Fleisch sein, und daß sich Christus, der zur Rechten des Vaters sitzt, nicht auf dem Altar einer Kirche oder gar gleichzeitig auf den Altären von tausend Kirchen befinden könne, das gilt einem solchen hellen Kopfe als ausgemachte Sache; darum konnte ihm ja das „ist" der Einsetzungsworte gar nichts andres als „bedeutet" bedeuten. Ganz in der Weise der späteren Rationalisten sagt er, die Worte Christi seien so zu verstehen, wie wenn ein Familienvater, der auf die Reise geht, seiner Gattin beim Abschiede einen Ring mit seinem Bilde überreichte und dabei spräche: Hier hast du deinen Gatten, an dem ergötze dich während meiner Abwesenheit. Man kann nicht wissen, was er zur Verbrennung Servets gesagt haben würde, wenn er sie erlebt hätte, aber es ist klar, daß seine Methode auch die Geheimnisse der Trinität, der Menschwerdung Gottes, der Erbsünde und Erlösung zerstören mußte, sobald sie darauf angewendet wurde, und daß sie vom Christentum nichts übrig lassen konnte, als den guten weisen Lehrer von Nazareth und etliche Sittenvorschriften, die man bei Buddha, Confutsius, Sokrates und den Stoikern ebenso gut findet. Zwar läßt sich zwischen Zwingli und den Rationalisten des vorigen Jahrhunderts kein sichtbarer Zusammenhang nachweisen, aber ihr geistiger Vater bleibt er doch. Damit soll kein Tadel gegen ihn ausgesprochen werden. Der Rationalismus ist notwendig, um den Glauben vor Ausartung in Aberglauben und Fanatismus zu bewahren. Wo er, seines Amtes waltend, den Glauben vernichtet, da ist nicht er daran schuld, sondern die Glaubensschwäche der Gläubigen.

Im sechzehnten Jahrhundert lag diese Gefahr noch sehr fern, und gerade in der reformirten Kirche wurde von Calvin, der an Stelle des früh verstorbnen Zwingli das Haupt der Reformirten wurde, und der auch in der Abendmahlslehre das mystische Element einigermaßen wiederherstellte, der einstweilen nur grundsätzlich anerkannte Rationalismus durch den Inquisitionsfanatismus unschädlich gemacht. Calvin hatte sich ganz in die schrecklichen Geheimnisse der erbsündlichen Verderbnis, des göttlichen Zornes und der Gnadenwahl versenkt. Von hier aus fand er den Weg, die gefährlichen Folgen der Lehre vom rechtfertigenden Glauben, die Luthern in die tötlichste Verlegenheit versetzten, zu überwinden. Allerdings hatte schon der praktische Zwingli diesen Weg betreten. Ich weiß mich im Besitz des rechten Glaubens, also muß ich erwählt sein —

mit diesen Worten drückt Stähelin die Meinung des Züricher Reformators aus; die desselben Glaubens leben, bilden die Kirche. Der Staat aber ist von Gott als Organ der Kirche eingesetzt, damit er die dem christlichen Geiste entsprechende Lebensform erzwinge. Und so gebot denn im Jahre 1530 ein Sittenmandat der Regierung von Zürich „aufs allerernsteste" jedermann „zum wenigsten" den sonntäglichen Besuch des Gottesdienstes, und zwar unter der Androhung, daß die Widerhandelnden, „bis sie sich zum christlichen Gehorsam ergeben," von ihrer Zunft oder Gemeinde ausgeschlossen, ihnen der Genuß der bürgerlichen Nutzungen entzogen und in der Stadt die Ausübung ihres Gewerbes oder Berufs untersagt werden solle. Ferner wurde die Zahl der Wirtshäuser beschränkt, jede Art von Spiel verboten und was sonst zu einem streng christlichen Leben gehört, angeordnet. Bei Calvin vollends bildet die Freiheit des Christenmenschen, von der Luther ausgegangen war, und die auch noch in dem Gegensatze des tröstlichen Evangeliums gegen das harte Gesetz eine so große Rolle spielt, nicht einmal den Ausgangspunkt des Lehrsystems. Calvin geht vielmehr, wie Herzog in der Encyklopädie darlegt, von der Roheit, Trägheit und Schwäche des Menschen aus, infolge deren der Mensch der Abhängigkeit von Erziehern bedürfe. Die von Gott eingesetzte Erzieherin des Menschengeschlechts sei die Kirche. Außerhalb dieser Kirche gebe es kein Ziel; ihre Mitglieder seien eben die zur Seligkeit prädestinirten und daher gerechtfertigten, während die draußen stehenden nach Gottes Ratschluß der Verdammnis verfallen seien. Die Kirche hat ein von Gott eingesetztes Lehramt, dem die Gläubigen Gehorsam zu leisten verbunden sind. Dieses Lehramt wird durch die aus Geistlichen und Ältesten zusammengesetzte Synode repräsentirt. Die Synode bürgt für die richtige Auslegung der heiligen Schrift (erhält also die Reinheit des Glaubens aufrecht), giebt Gesetze und handhabt die Kirchenzucht; Übertreter zeigt sie dem Staate zur Bestrafung an. Mit welcher unnachsichtigen Härte Calvin diese Grundsätze durchgeführt und jeden Versuch des Widerstandes durch Gewaltmaßregeln gebrochen hat, ist bekannt. Er handelte dabei stets in der aufrichtigen Überzeugung, daß ihm Gott dieses schwere Amt, gegen dessen Übernahme er sich lange gesträubt, auferlegt habe, und daß er sich durch Ungehorsam gegen den göttlichen Ruf die Verdammnis zuziehen, oder — um uns seiner Dogmatik gemäß auszudrücken — beweisen würde, daß er zu den Reprobirten gehöre. Da haben wir also die Theokratie, wie sie Rom angestrebt hatte, nur anders organisirt und in einem winzigen Umkreise und mit jenem ganzen System der Überwachung des Privatlebens und der Gedankenäußerungen samt dem Denunziantentum, wie es sich in der Inquisition verkörpert hatte, und wie es dann später die Jesuiten wenigstens innerhalb ihrer Genossenschaft durchführten, wo sie es nicht darüber hinaus durchzusetzen vermochten. Denn die Inquisition beschränkte sich nicht auf den Glauben, sondern überwachte auch die Sitten. So verbot z. B. ein Dekret der spanischen Inquisition die Anfertigung und Ausstellung unanständiger Gemälde und Skulpturen bei Strafe

der Exkommunikation, einer Geldbuße von 1500 Dukaten und einjähriger Verbannung. Auch setzte das „heilige Offizium" Inspektoren ein, deren Amt es war, die Straßen, Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäude in dieser Beziehung zu überwachen. Das war nun allerdings in den Gemeinden Zwinglis und Calvins nicht nötig, da hier überhaupt keine bildlichen Darstellungen geduldet wurden. Aber auf zweimalige Darbringung der Messe setzte Knox in Schottland die Todesstrafe. Hiermit, sagt Döllinger, trat eine geistliche Tyrannei ein, die mit solcher Härte, mit so schonungslosem Eingreifen in das Privat- und Familienleben nur noch in Nordamerika [anfänglich] geübt worden ist. Die Presbyterien dehnten ihre Gewalt so weit aus, handhabten die furchtbare Waffe der Exkommunikation, die fast einer völligen Ächtung und Ausstoßung aus dem gesellschaftlichen Verbande gleichkam, mit solchem Erfolge, daß kein Mensch ein Gefühl der Sicherheit haben, daß fast jede Handlung des Lebens vor das presbyteriale Forum gezogen werden konnte. Im Kampfe gegen den „Götzendienst" der Bilder, der Gebräuche, der Messe gelangte dann das Puritanertum folgerichtig zur gänzlichen Vernichtung des Kultus, denn die Predigt in ihr Recht wieder eingesetzt zu haben ist zwar gewiß ein unbestreitbares Verdienst aller drei Reformatoren, aber was die ganze Welt bis dahin unter einem Kultus verstanden hatte, das ist sie doch für sich allein entschieden nicht; die Kirche ward Sonntagsschule.

Nur in einem armen, kalten und nebligen Lande wie Schottland konnte das Puritanertum auf länger als ein Jahrhundert die Alleinherrschaft behaupten. Wenn man Buckle glauben darf, der übrigens schottische Schriftsteller in Menge als Zeugen anführt, kannte man in dem Schottland des siebzehnten Jahrhunderts kein schlimmeres Verbrechen als eine Äußerung der Freude, es galt als Sünde, am Sonntage Schiffbrüchige zu retten, es war nicht weniger verboten, andern eine Freude zu machen, als selbst fröhlich zu sein, alle zartern Regungen, nicht allein die geschlechtliche Liebe, sondern auch das Mitleid und die Mutterliebe waren verpönt; ohne Erbarmen zeigte der gottesfürchtige Schotte den unerbittlichen Predigern auch seinen nächsten Verwandten zur Bestrafung an, wenn dieser ein Ketzer oder sonst ein Sünder war. Man kann sich des Vergleichs mit Spanien nicht erwehren, wo der Inquisitionsgeist nicht den milden Gefilden Andalusiens und Valencias, sondern der kastilischen Hochebene mit ihrem Höllenklima (trockene Glühhitze wechselt mit eisigen Winden) entsprossen ist. Während aber die Spanier selbst in Kastilien außer den Autodafes immerhin noch in ihren reichgeschmückten Kirchen und dem Prunk der Kirchenfeste, in Dichtkunst und Musik genug Aufheiterndes fanden, blieb den Schotten nach harter Wochenarbeit als einzige Erholung eine siebenstündige Reihe von Predigten, in denen sie weinend, seufzend und bebend die Schilderung der furchtbaren Strafgerichte Gottes vernahmen. Wie der Rechtfertigungsglaube, wenn auch in calvinischer Beleuchtung vorgetragen, ein ganzes Volk hundert Jahre lang in solche Höllenfurcht versetzen konnte, würde man gar nicht verstehen ohne die

Annahme, daß die Natur des Landes und die dadurch begründete freudlose Lebensweise eine tiefe Traurigkeit erzeuge, der ehedem nur die wilde Lust der Freiheit, wie sie die Bergschotten bis zur Zerstörung ihrer Clanverfassung genossen, einigermaßen das Gleichgewicht zu halten vermocht hatte.

Wie sehr dieser Bußgeist das materielle Gedeihen Schottlands gefördert hat, ist bekannt. Weil kein Fünklein geistiger Kraft im Genußleben, in sündhaften Zerstreuungen oder im eiteln Tand der schönen Künste verpufft werden durfte, fuhr die ganze Energie des stahlharten, thatkräftigen Volkes, nachdem sie sich eine Zeit lang in der Bekämpfung und Verfolgung Andersgläubiger entladen hatte, in die Industrie und den Handel. Auch der wissenschaftlichen Forschung kamen der anerzogene tiefe Ernst und die Gewohnheit der Gedankenkonzentration zu statten; eine Reihe glänzender Namen schmückt die Geschichte der wissenschaftlichen Litteratur Schottlands. Das ist es vorzugsweise, was uns Heutige mit dem Puritanertum einigermaßen aussöhnt.

Was Luthern mißlungen war, die Durchsetzung der Gemeindeverfassung, gelang den Reformirten aus dem einfachen Grunde, weil sie von Haus aus Bürger republikanischer Gemeinwesen waren. Je nach den Umständen nahm diese Gemeindeverfassung einen mehr aristokratischen oder demokratischen, theokratischen oder weltlichen Charakter an. Wenn sie sich auch in dem monarchischen Frankreich behauptete, so hatte sie es dem Umstande zu danken, daß die Reformirten in der Minderheit blieben und lange Zeit hindurch einen der Staatsregierung feindlichen Bund von Städterepubliken bildeten. In Schottland und England waren es Revolution und Empörung, was vorübergehend eine republikanische Kirchenverfassung ermöglichte, die im Hauptlande bald wieder als Dissentertum hinter die Staatskirche zurücktreten mußte und sich auch in Schottland nicht in ihrer ursprünglichen Form behauptet hat. Auch in der Blütezeit des Puritanismus, sagt Döllinger, konnten sich die Presbyterien als Sittengerichte nur in kleinen Städten und in Dörfern halten, „wo jeder die Verhältnisse der übrigen kennt, wo jeder mit seinen Nachbarn, mit vielen andern in verwandtschaftlicher Verbindung steht, jeder seine Motive der Feindschaft, der Parteilichkeit hat.“ In dem monarchischen Deutschland, in der Pfalz, blieb das calvinische Kirchenwesen der Willkür des Landesherrn so gut untergeben, wie das lutherische. Dagegen zeigten die an Selbstregierung gewöhnten Städte, und zwar nicht bloß die freien Reichsstädte, sondern auch fürstliche Städte wie Breslau, eine natürliche Hinneigung zur calvinischen Glaubens- und Kirchenform, nachdem sie schon, früher als die Fürsten, den Ermahnungen Luthers zu einer bessern Ordnung ihres Schul- und Armenwesens nachgekommen waren. Als solcher sauerteigartiger Zusatz hat der Calvinismus überall sehr gut gewirkt. Aber wo er zur Herrschaft kam, machte er das Fegefeuer dieses irdischen Jammerthals vollends zur Hölle. Niebuhr, den Döllinger zitirt, nennt die calvinistische Religion plump tyrannisch und sagt, sie habe „allenthalben, in England, in Holland, in Genf ihre Blutgerüste eben

so gut aufgerichtet wie die Inquisition, ohne ein einziges von den Verdiensten der katholischen zu haben." Auch die wirtschaftlichen guten Wirkungen äußerte der Calvinismus, in Schottland wenigstens, erst nachdem seine Alleinherrschaft gebrochen war. Nach der Schilderung des schottischen Patrioten Fletcher bestand am Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein Fünftel des Volkes aus herumwandernden Bettlern, von denen viele Hungers starben, und die Hälfte des Grundbesitzes befand sich in den Händen einer trägen, nichtsnutzigen und gewaltthätigen Menschenklasse; Fletcher wußte kein andres Heilmittel gegen die Verwilderung vorzuschlagen, als die Einführung der Sklaverei. (Döllinger, Kirche und Kirchen, S. 261.)

Technische Fragen

Unter dem Titel: Technische Fragen und Probleme der modernen Volkswirtschaft ist kürzlich eine Reihe von „Studien zu einem System der reinen und ökonomischen Technik" erschienen, deren Verfasser der Professor an der technischen Hochschule in Wien Dr. J. Herrmann ist (Leipzig, C. F. Winter, 1891). Während die im ersten Vierteljahr 1890 der Grenzboten S. 145 besprochenen Studien desselben Verfassers über „Sein und Werden in Raum und Zeit" mehr den Eindruck geistreicher, unter sich wenig zusammenhängender Essays machten, erheben die vorliegenden, übrigens nicht weniger geistreichen den Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit, systematischen Zusammenhang und praktische Brauchbarkeit. Es wird darin gezeigt, wie der Mensch die Elemente seiner Wirksamkeit: Raum, Zeit, Kraft und Stoff zum „technischen Prozeß" planvoll und zweckmäßig verbindet, jene erste Stufe der tastenden Versuche, wo das Gelingen seiner Unternehmungen von störend oder fördernd eingreifenden Naturgewalten, von der Willkür seiner menschlichen und tierischen Arbeitsgehilfen abhängig war, weit hinter sich läßt und zuerst zur „Akkuratesse" des Handwerks, dann zur „Präzision" des Maschinenbetriebes emporsteigt. Die verschiedenen von der Technik angewandten oder anzuwendenden Methoden werden nach einer Übersichtstafel abgehandelt, deren Hauptkategorien heißen: Meidung, Fürwendung, Hemmung, Förderung, Hinderung, Mittlung, Beseitigung, Herbeiführung, Unterdrückung, Schaffung. Um dem Leser eine Ahnung von dem Inhalte zu geben, setzen wir noch die „Spezialmethoden" der fünften Kategorie, der Hinderung her: Trennen und Unterbrechen, Wehren und Schützen, Stemmen und Spreizen, Tragen und Abhalten, Zusammenhalten, Einhüllen und Decken, Ab- und Einsperren. Da der Verfasser mit allen Zweigen nicht allein

unsrer heutigen Technik, sondern auch der der Naturvölker und der alten Kulturstaaten genau vertraut ist — nur die mittelalterliche scheint ihm nicht in dem gleichen Maße bekannt zu sein —, so vermag er jeden seiner theoretischen Sätze durch Beispiele aus der Chemie oder der Elektrotechnik, der Weberei oder der Baukunst, dem Bergbau, der Kriegsführung oder dem Ackerbau oder sonst einem technischen Gebiet zu erläutern und seine Darstellung so anschaulich wie anziehend zu machen. Sehr hübsch schildert er die „Unterpräzision" in manchen Verwaltungszweigen des österreichischen Kaiserstaates. So sagt er S. 174: „Wenn ein Stellungspflichtiger in Wien erfahren soll, daß die Abstellung (?) oder die Kontrollversammlung am so und so vielten des Monats stattfinden werde, dann wird demselben (ihm ?) ein schriftlicher Auftrag durch den Gemeindediener persönlich zugestellt, er habe unweigerlich bei Androhung schwerer Strafe an einem bestimmten Tage im Rathause zu erscheinen. [Er habe bei Strafandrohung zu erscheinen?] Dort findet er manchmal mehrere Hunderte, ja Tausende vom gleichen Schicksale betroffener im Vorzimmer, in dunkelm, dunstigem Raume, oft in nassen Kleidern harrend, und muß nun viele Stunden lang warten, bis er vorgerufen wird, um dann nichts andres zu erfahren, als daß er erst später, an dem eigentlichen Amtstage um die und die Stunde zu erscheinen habe. Würde nicht etwa eine rekommandirte Korrespondenzkarte geeigneter sein, eine solche Verständigung zu bewirken, ja könnte eine Ankündigung in einem gelesenen Zeitungsblatte oder an besonders dazu bestimmten Straßenecken nicht auch noch rascher den Zweck erfüllen?" Die von vielen gehegte Erwartung, daß der Krieg in Zukunft durch die technische Vollendung der Kriegsführung unmöglich gemacht werden würde, verstärkt der Verfasser durch wissenschaftliche Beweisführung.

Wir verkennen weder die hohe Bedeutung dieser von Herrmann begründeten neuen Wissenschaft, der Theorie der Technik, noch ihren praktischen Wert; hat doch der Begründer die Welt mit einem unsrer wichtigsten Verkehrsmittel, der Postkarte beschenkt, das er „vor mehr als zwanzig Jahren bei Erforschung des Gesetzes der Spezialisirung theoretisch gefunden hatte". Aber Herrmann schreibt nicht bloß für Techniker und zur Förderung der Technik. Er ist ein Philosoph, ja der Apostel einer Religion, denn er predigt die Technik als den neuen wahren Messias. Und damit stiftet er Verwirrung oder vermehrt wenigstens die schon herrschende, besonders da sein Buch in dieser Hinsicht Widersprüche enthält, die er nicht zu lösen versucht, ja die er gar nicht zu bemerken scheint. Ausgegangen von jenem liberalen Optimismus, der in jedem technischen Fortschritt einen Kulturfortschritt und in jedem Fortschritt der Kultur einen Fortschritt menschlicher Vollkommenheit und Glückseligkeit sieht, hat er zwar im Verlauf seiner Forschungen so manches bemerkt, was dieser Auffassung widerspricht, aber die ungeheure bunte Menge fachwissenschaftlicher Einzelheiten, die seinen Geist in Anspruch nehmen, läßt ihn nicht zur Sammlung, nicht zu einer Überschauung der gewonnenen Ergebnisse kommen, aus der ihm klar

werden würde, daß die Technik jene höchsten Aufgaben, die er ihr zuweist, in der Zukunft so wenig zu lösen vermag, wie sie es in der Vergangenheit vermocht hat. Wenn er es der Technik zum höchsten Ruhme anrechnet, daß sie uns „künstlich eine neue, dem Menschendasein vollständig angepaßte Welt" schaffe, so sollte er doch ein wenig auf die unzähligen Stimmen horchen, die nach Natur seufzen und dadurch beweisen, daß unsre neue künstliche Welt, so bewunderungswürdig sie auch den neuen künstlichen Bedürfnissen eines Teiles der Menschheit angepaßt sein mag, den unausrottbaren Bedürfnissen des menschlichen Herzens desto schlechter entspricht. Und wenn er es als ein Zeichen des sieghaften Kulturfortschritts begrüßt, daß die Lokomotive keine „der modernen Präzision widerstrebende Form des menschlichen Daseins" dulde und „auch dem Mindestkultivirten unsre uniformen Gebilde der Eisen- und Stahlzeit, der Zeit der Normalspur und der Normalkleidung" aufdränge, so sollte er doch bedenken, für wie viele der Anblick eines nicht normal, d. h. nicht nach der neuesten englischen Mode gekleideten Menschen ein wahres Labsal ist. Wenn heutzutage Tingeltangel und Zirkus dem Schauspiel so erfolgreich Konkurrenz machen, so ist das vielleicht zum Teil daraus zu erklären, daß sich bis in die höchsten Schichten der Gebildeten hinauf fast jeder darnach sehnt, hie und da einmal Menschen zu sehen, die nicht normal gekleidet sind, und daß daher selbst schon der armselige Flitterkram der Schaubude eine starke Anziehungskraft ausübt.

In dem oben genannten frühern Werke hatte Herrmann die für uns wenigstens ganz und gar nicht verlockende Aussicht eröffnet, daß im Zeitalter des Flugmenschen Europa sein ganzes Brotgetreide aus Afrika beziehen werde, diesen Flugmenschen jedoch ausdrücklich als ein Phantasiegebilde bezeichnet. Diesmal aber schreibt er ganz ernsthaft und wissenschaftlich nüchtern: „Unsre Ernährungsfrage, die wichtigste des sozialen und Kulturlebens, die wir durch Bodenteilung, Kornhandel und Kolonialwesen vergebens lösen wollten [soll heißen: zu lösen versuchen], wird durch die Entdeckung der Methode, Nahrungsmittel auf künstlichem Wege chemisch herzustellen, mit einem Schlage für die ganze Erde neu gestaltet sein." Ein wahrhaft scheußliches Ideal! Acker und Wiese, Aussaat und Ernte, Hirt und Herde verschwunden, und das ganze Land mit Laboratorien bedeckt, in denen die Chemiker aus Erde, Luft und Wasser Nährstoff brauen; zu welchem Zwecke? um sich und den übrigen ähnlich beschäftigten Menschen ein Leben zu fristen, das außer dieser selben Beschäftigung gar keinen Zweck mehr hat, denn von dem „Absolutismus des Himmels, der Schönheit, des Schwertes, der Meinung" wird uns dann die Technik längst „befreit" haben. Und wenn nur noch wenigstens allen Menschen Beschäftigung gesichert wäre! Aber hier eben sitzt der Haken, an dem die ganze ausschließlich auf Technik fußende Kulturentwicklung hängen bleibt. Während Herrmann S. 288 triumphirend ausruft: „So wird es klar, daß das Glück des Menschendaseins im Grunde ganz und voll (!) auf den Extremen der technischen Exaktheit beruht, und daß dieser Faktor (!) der einzige ist, welcher in Zukunft das Geschick der

Einzelnen wie der Völker und Staaten entscheiden wird," ruft er S. 468 den Arbeitern zu, sie möchten sich nicht täuschen, sie gingen harten Zeiten entgegen, denn die Losung der Technik sei: Hinaus mit dem Menschen! „Auch der Mensch selbst — heißt es an einer andern Stelle (S. 268) — gehört als Hilfskraft der technischen Prozesse zu diesen unpräzisen Hindernissen der Exaktheit, und kein Vorgang verdient den Ehrennamen der Klassizität, in welchem eines Menschen Art und Wirkungsweise nur irgendwie bemerkbar wird. Die absoluteste Maschinerie ist also das höchste Ziel der Exaktheit, und wo Maschinen nicht anwendbar erscheinen, sollen wenigstens Apparate, automatische Vorgänge, geregelte Naturprozesse ausschließlich wirken." Was soll dann der Mensch noch auf Erden, wenn die künstliche Welt, die er sich geschaffen hat, von selber im Gange bleibt? Er ist dann die Karrikatur des biblischen Schöpfers, und es bleibt ihm nichts übrig, als sich hinzusetzen am siebenten Tage und auszuruhen von seinem Werke und zu sehen, wie gut alles ist, was er gemacht hat. Das geht noch weit über den Sozialdemokratenhimmel und ist insofern noch unvernünftiger, weil hier wenigstens jeder zu leben haben soll, während Herrmann anzunehmen scheint, daß bei allem technischen Fortschritt die kapitalistische Wirtschaft fortbestehen werde, sodaß, wer keine Arbeit hat, auch nichts zu leben hat. Gerade Herrmann macht es uns klar, daß die von der Technik geschaffene „künstliche Welt" den Pessimismus gebären muß.

Nein, die Technik ist nicht der Heiland der Menschheit! Messer und Gabel, Säge und Bohrer, Lokomotive und Dynamomaschine sind sehr nützliche Dinge und unter Umständen unentbehrlich, aber die Menschen vom Übel zu erlösen vermag weder eines der genannten noch sonst ein Werkzeug der Technik, noch vermag es ihre Gesamtheit. Die höchste aller Aufgaben: den Druck der Übel zu mindern und dem Menschen sein Glück zu sichern, kehrt auf allen Stufen der Technik wieder, und gelöst wird sie nur von Mächten, die außerhalb der Technik stehen. Wo diese Mächte, wo Weisheit, Gerechtigkeit und Güte fehlen, da sind alle neu erfundenen und noch zu erfindenden Hilfsmittel der Technik weiter nichts als schneidende Werkzeuge in den Händen von Kindern, von Narren und Verbrechern; je größer ihre Zahl und je vollkommener ihre Beschaffenheit, desto größer die Gefahr und das Verderben.

Die Sprache Herrmanns ist im allgemeinen schön, wenn auch, was der Stoff einigermaßen entschuldigt, sehr fremdwörterreich und nicht immer korrekt; auch stören außer einigen Austriazismen wie „weiters" manche Sonderbarkeiten, z. B. S. 48: „diese Methode ist eine beinahe zur Gänze wirtschaftliche"; S. 360: „ohne von Grund aus zu umwälzen"; S. 439: „die potenzielle Progression umwälzt alle Raum- und Zeitverhältnisse". Die Meereswelle unwälzt einen Felsen, so lange er steht, aber wenn sie ihn umreißt, dann wälzt sie ihn um.

Gloſſen zum deutſchen Reichstagswahlrecht

1

as allgemeine gleiche direkte Wahlrecht iſt ein Vermächtnis aus der Revolutionsbewegung 1848/49 und auf franzöſiſchem Boden erwachſen, wie ein großer Teil unſers Konſtitutionalismus überhaupt.*)

Das am 31. März 1848 in Frankfurt a. M. eröffnete ſogenannte Vorparlament, eine ohne jedes offizielle Mandat, ohne geſetzliche Legitimation frei zuſammengetretene Verſammlung deutſcher Notabeln und Vertrauensmänner, hatte für die Bildung einer geſamtdeutſchen Volksvertretung den Beſchluß gefaßt, daß auf je 50000 Seelen ein Abgeordneter gewählt und die Wahlberechtigung wie die Wählbarkeit nicht beſchränkt werden ſollte durch einen Wahlzenſus, durch Bevorrechtung einer Religion, durch eine Wahl nach beſtimmten Ständen. Dieſen Beſchluß nahm der Bundestag im weſentlichen an, als er am 7. April 1848 die Bundesregierungen aufforderte, zur Vereinbarung des deutſchen Verfaſſungswerkes Wahlen von Nationalvertretern anzuordnen, bei denen jede Beſchränkung durch Zenſus, Stand oder Religion wegfallen und jeder volljährige ſelbſtändige Staatsangehörige wahlberechtigt und wählbar ſein ſollte.

Auf Grund dieſes Bundestagsbeſchluſſes trat am 18. Mai 1848 die deutſche Nationalverſammlung in Frankfurt zuſammen. In der von dieſer Verſammlung beſchloſſenen Reichsverfaſſung wurde ein Staatenhaus, deſſen Mitglieder zur Hälfte durch die Regierung, zur Hälfte durch die Volksvertretung der einzelnen Staaten ernannt werden ſollten, und ein Volkshaus errichtet, deſſen Zuſammenſetzung durch das Reichsgeſetz vom 12. April 1849 geregelt wurde. Die weſentlichſten Beſtimmungen dieſes Geſetzes ordneten an: Wähler iſt jeder unbeſcholtene Deutſche, der das fünfundzwanzigſte Lebensjahr zurückgelegt hat. Ausgeſchloſſen von der Wahlberechtigung ſind Perſonen, die unter Vormundſchaft oder Kuratel ſtehen, über deren Vermögen Konkurs eröffnet worden iſt, oder die Armenunterſtützung aus öffentlichen Mitteln beziehen. Wählbar zum Abgeordneten iſt jeder wahlberechtigte Deutſche, der das fünfundzwanzigſte Lebensjahr zurückgelegt und mindeſtens ſeit drei Jahren einem deutſchen Staate

*) In dieſem geſchichtlichen Abſchnitt verdanken wir manches der Broſchüre von W. v. Tſchoppe, Geſchichte des deutſchen Reichstags-Wahlrechtes. Leipzig, 1890.

angehört hat. Auch aktive Militärperſonen ſind wahlberechtigt. Die Wahlhandlung iſt öffentlich; das Wahlrecht wird in Perſon durch Stimmzettel ohne Unterſchrift ausgeübt. Die Wahl iſt direct, abſolute Stimmenmehrheit entſcheidet. Wird eine ſolche nicht erzielt, ſo iſt eine zweite Wahlhandlung vorzunehmen. Wird auch hierbei keine abſolute Stimmenmehrheit erreicht, ſo iſt unter den zwei Kandidaten mit der größten Stimmenzahl zu wählen. In jedem Einzelſtaat ſind Wahlkreiſe von je 100000 Seelen zu bilden. Kleinere Staaten von wenigſtens 50000 Seelen bilden einen Wahlkreis für ſich; Staaten von noch geringerer Bevölkerung werden mit andern Staaten zur Bildung von Wahlkreiſen zuſammengelegt.

Das ganze Frankfurter Verfaſſungswerk zerfiel bekanntlich, ehe es recht zur Wirkſamkeit gekommen war. An der Schrankenloſigkeit des hier beſchloſſenen Wahlrechts nahm man alsbald bei den folgenden Reichsreformverſuchen Anſtoß. In dem Verfaſſungsentwurf, der in dem ſogenannten Dreikönigsbündnis (zwiſchen Preußen, Sachſen und Hannover) vom 26. Mai 1849 vereinbart und von einer Reihe kleinerer Staaten angenommen wurde, iſt Staaten- und Volkshaus beibehalten, das aktive Wahlrecht für das Volkshaus aber an das Erfordernis der Selbſtändigkeit (Berechtigung zur Teilnahme an den Gemeinderatswahlen und Zahlung irgend einer directen Staatsſteuer) geknüpft, eine indirekte Wahl durch Wahlmänner, Einteilung der Urwähler nach ihren Steuerleiſtungen in drei Abteilungen, von denen jede ein Drittel der Wahlmänner wählt, und offene Stimmabgabe eingeführt. Es ſollte dadurch, wie eine offizielle Denkſchrift bemerkte, das Deſtruktive und abſolut Schädliche des in Frankfurt beſchloſſenen Wahlgeſetzes ausgeſchieden werden, das dahin zuſammengefaßt werden könne, daß es das geſamte Gewicht der Ausübung der höchſten politiſchen Rechte der Nation aus dem Kern der Nation heraus lediglich in die Maſſen verlegt und die öffentliche Wahlhandlung durch Einführung heimlicher Abſtimmung mittels der Stimmzettel ohne Unterſchrift zu einem breiten Felde der politiſchen Intrigue macht.

Auf Grund dieſes Wahlgeſetzes trat am 20. März 1850 das Parlament der deutſchen Union in Erfurt zuſammen und nahm den Verfaſſungsentwurf an. Allein auch dieſe Reform geriet alsbald in Verfall und gewann kein Leben. Der Bundestag und die alte Bundesverfaſſung wurden wiederhergeſtellt.

Spätere Reformverſuche, wie ſie namentlich von Öſterreich und den ſüddeutſchen Regierungen ausgingen, knüpften dann hinſichtlich der Bildung einer „Nationalvertretung" an den Gedanken an, ſie aus Delegirten der einzelnen Landtage hervorgehen zu laſſen. Auf den öſterreichiſchen Reformentwurf vom Jahre 1863, der eine aller drei Jahre zuſammentretende Verſammlung von Bundesabgeordneten, gewählt von den Vertretungskörpern der Einzelſtaaten, und zwar beim Vorhandenſein zweier Kammern je zu einem Drittel durch die erſte Kammer vorſchlug, erging eine preußiſche Erklärung vom 22. September 1863, worin des öſterreichiſchen Entwurfs insbeſondre dadurch die Ablehnung

begründet wurde, daß er eine wahre, aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgehende Nationalvertretung vermissen lasse, die die Sonderinteressen der einzelnen Staaten im Interesse des gesamten Deutschlands zur Einheit zu vermitteln berufen sei. Dementsprechend wurde, nachdem sich die Wogen des schleswig-holsteinischen Krieges einigermaßen beruhigt hatten, dem Bundestage am 9. April 1866 der preußische Bundesreformentwurf vorgelegt mit einer sofort zu berufenden allgemeinen deutschen Versammlung von gewählten Vertretern, mit direkter Volkswahl im Gegensatz zur Delegation der Einzelkammern. „Das allgemeine Stimmrecht muß für den im Auge gehabten Zweck und bei der Notwendigkeit, die verschiedensten partikularen Verhältnisse seinem Maßstab dienstbar zu machen, als das allein Mögliche bezeichnet werden, und nimmt die Kgl. Regierung um so weniger Anstand, diese Form der Wahl in Vorschlag zu bringen, als sie dieselbe für das konservative Prinzip förderlicher erachtet wie irgend einen andern, auf künstlichen Kombinationen beruhenden Wahlmodus."

Dann folgten die kritischen Ereignisse des Sommers 1866. In den preußischen Verfassungsgrundzügen vom 10. Juni 1866 war festgesetzt, daß die Nationalvertretung aus direkten Wahlen hervorgehen sollte, die nach den Bestimmungen des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 vorzunehmen seien. Nach den Verträgen mit den norddeutschen Regierungen trat auf dieser Grundlage, die jedoch nur für diese einmalige Versammlung gelten sollte, am 24. Februar 1867 der konstituirende norddeutsche Reichstag zusammen.

In diesem erst erhoben sich eingehende Debatten, wie über die Reichsverfassung überhaupt, so über das Wahlrecht. Insbesondre wurde von verschiedenen Seiten die Herstellung eines Oberhauses zwischen Bundesrat und Reichstag gefordert und sodann auch an dem allgemeinen direkten Wahlrecht einschneidende Kritik geübt. Um nur wenige parlamentarische Stimmen herauszugreifen, äußerte der nationalliberale Abgeordnete Weber:

Das allgemeine direkte Wahlrecht ist meine Liebe nie gewesen, es legt die staatsbürgerlichen Rechte in die Hand einer Menge sozial wie geistig abhängiger Existenzen, und indem es das thut, fordert es diejenigen Klassen und diejenigen Personen, die Einfluß auf diese sozial und geistig abhängigen Existenzen haben, heraus, sie zu beeinflussen.

Der konservative Abgeordnete von Below äußerte u. a.:

Es ist unmöglich, daß wir vor jeder Wahl eine Schlacht von Königgrätz schlagen; es werden die niedern Zeiten eintreten, und die hohen Zeiten werden verschwinden. Es wird der gewöhnliche Lauf des Lebens eintreten, die materiellen Interessen werden sich geltend machen, der Magen wird sein Recht fordern. Und diese Frage des Magens ist gerade in unsrer Zeit von bedenklichem Gewichte. Denn zum Niedern zieht es den Menschen unwiderstehlich herab."

Am eindringlichsten warnte der nationalliberale Abgeordnete v. Sybel vor den Gefahren des allgemeinen direkten Wahlrechts. Aus seiner Rede seien folgende Sätze hervorgehoben:

Für mich ist es eine Gewissenssache, meine schwache Stimme hier zu erheben gegen die Proklamation des allgemeinen, direkten und gleichen Stimmrechts. Es ist für mich eine Gewissenssache, nachdem ich mich mein Leben hindurch fort und fort zu den Grundsätzen der liberalen Anschauungen, zu den Bestrebungen des parlamentarischen Staates bekannt habe. Soweit meine historische Erfahrung reicht, ist die Ausführung des allgemeinen direkten und gleichen Wahlrechts für jegliche Art des Parlamentarismus immer der Anfang vom Ende gewesen. Soweit meine philosophische und politische Meditation reicht, ist diejenige Wendung der liberalen Theorie, welche in dem allgemeinen Stimmrecht den nötigen Ausdruck der vollkommensten Staatsform sieht, nichts andres als eine sophistische und völlige Verbiegung der wahren liberalen Grundsätze, eine Verwechslung der beiden für alle menschlichen Geschicke tief einschneidenden Begriffe der Gleichheit und der Freiheit, eine Verwechslung des idealen Zieles mit den successive zu durchschreitenden Mittelstufen zu diesem Ziele hin. Das allgemeine, direkte und gleiche Stimmrecht kann nur dann segensreiche Wirkungen entfalten, wenn nicht bloß in dem Staate, sondern auch in der Gesellschaft alles gut ist, wenn diesen allgemeinen politischen Rechten, wenn dieser Gleichheit des politischen Rechtes auch eine Gleichheit der sozialen Verhältnisse bei den einzelnen Menschen entspricht, wenn alle Menschen ein gleiches Maß geistiger Bildung, sozialen Wohlstandes und sittlicher Charakterfestigkeit besitzen, wenn alle Menschen frisch und frei, fromm und fröhlich sind, wenn die Zustände auf dieser traurigen und sündhaften Erde so beschaffen sind, wie sie fromme Gemüter sich unter dem Bilde des tausendjährigen Reiches vorstellen.

Der Bundeskanzler Graf Bismarck aber trat sehr entschieden für das vorgeschlagene Wahlrecht ein. Er bemerkte u. a.:

Das allgemeine Wahlrecht ist uns gewissermaßen als ein Erbteil der Entwicklung der deutschen Einheitsbestrebungen überkommen; wir haben es in der Reichsverfassung gehabt, wie sie in Frankfurt entworfen wurde, wir haben es im Jahre 1863 den damaligen Bestrebungen Österreichs in Frankfurt entgegengesetzt, und ich kann nur sagen: ich kenne wenigstens kein besseres Wahlgesetz. Was wollen denn die Herren, die das anfechten, und zwar mit der Beschleunigung, deren wir bedürfen, an dessen Stelle setzen? Etwa das preußische Dreiklassensystem? Ja, meine Herren, wer dessen Wirkung und die Constellationen, die es im Lande schafft, etwas in der Nähe beobachtet hat, muß sagen, ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist nicht in irgend einem Staate ausgedacht worden.

Zugleich wies Graf Bismarck den Vorschlag der Errichtung eines Oberhauses zurück, teils weil für ein solches in Deutschland die notwendigen sozialen Voraussetzungen fehlten, noch mehr aber um die Reichsmaschine nicht gar zu verwickelt und schwerfällig zu machen.

Die auf das Wahlrecht bezüglichen Artikel der Verfassung wurden denn auch im wesentlichen vom Reichstag angenommen. Wichtige Veränderungen waren nur die Einfügung der geheimen Abstimmung und die Beseitigung des Satzes, der die Beamten der Bundesstaaten von der Wählbarkeit ausschloß. Das Prinzip der Diätenlosigkeit wurde nach heftigen Kämpfen aufrecht erhalten.

Auf dieser Grundlage kam dann das Reichswahlgesetz vom 31. Mai 1869 zu stande. Es erhoben sich hierüber noch lebhafte Debatten hauptsächlich über die Fragen einer gesetzlichen Feststellung der Wahlkreise im Gegensatz zu dem

Verordnungsrecht der Regierungen, der Herabsetzung der Altersgrenze für das thätige und passive Wahlrecht, der Ausschließung der aktiven Soldaten und solcher Personen, die öffentliche Armenunterstützung empfangen, vom Wahlrecht, der Bedingung dreijähriger Bundesangehörigkeit für die Wählbarkeit u. a. In letzterm Punkte wurde die Herabsetzung auf einjährige Bundesangehörigkeit beschlossen, sonst aber der Gesetzentwurf ohne wesentliche und prinzipielle Abänderungen angenommen. Bezüglich der Feststellung der Wahlkreise ordnete das Gesetz an: Ein [noch heute ausstehendes] Bundesgesetz wird die Abgrenzung der Wahlkreise bestimmen; bis dahin sind die gegenwärtigen Wahlkreise beizubehalten. Eine Änderung auf dem Verwaltungswege ist sonach ausgeschlossen; auch eine Vermehrung der Zahl der Abgeordneten infolge der steigenden Bevölkerung kann nur auf gesetzgeberischem Wege erfolgen.

Durch die Novemberverträge des Jahres 1870 wurde dann die Reichsverfassung und das Wahlgesetz auch auf die süddeutschen Staaten ausgedehnt.

2

Die Erfahrung hat gelehrt, und es liegt in der Natur der deutschen Verhältnisse, in den sozialen Grundlagen und in der geschichtlichen Entwicklung unsrer Nation, daß die Gesetzgebung und die Politik, wenn sie ersprießlich fortschreiten sollen, sich nur auf ein Zusammenwirken und eine Verständigung der konservativen und der gemäßigt liberalen Elemente unsers Volkes stützen können. Alle großen und grundlegenden Leistungen der Reichsgesetzgebung sind auf diese Weise entstanden, und in den siebziger Jahren war das Volk einsichtig genug, parlamentarische Vertretungen zu wählen, die auf dieser Grundlage erfolgreich zu wirken imstande waren. Wenn bis in die zweite Hälfte der siebziger Jahre das Zustandekommen von Gesetzen ohne Zusammenwirken der Konservativen und der Nationalliberalen bei der schroff oppositionellen Haltung der ultramontanen Partei überhaupt nicht denkbar war, so trat seit den Wahlen von 1877 und noch mehr von 1878, bei dem Anwachsen der konservativen Parteien, dem Rückgang der Nationalliberalen und der Geneigtheit der Zentrumspartei, ihre schroffe Opposition zu mildern und thätigen Einfluß auf die Gesetzgebung zu gewinnen, die Möglichkeit einer konservativ-klerikalen neben einer konservativ-nationalliberalen Mehrheit hervor, und diese zwei Mehrheiten kamen denn auch in den folgenden Jahren häufig genug abwechselnd in Wirksamkeit. Ja in den Jahren 1881 (oder eigentlich 1880, seit dem Ausscheiden der „Sezessionisten“ aus der nationalliberalen Partei) bis 1887 war überhaupt die letztere Mehrheit bei dem starken Rückgang der Nationalliberalen nicht mehr vorhanden, und bei der beständig ablehnenden Haltung des fortschrittlichen Liberalismus war die Mitwirkung des Zentrums bei der Gesetzgebung ganz unentbehrlich. Häufig genug gaben, wenn die Nationalliberalen ihre Mitwirkung versagen mußten, kleine Gruppen, Polen, Welfen, Elsässer, in der Gefolgschaft des Zentrums den Ausschlag, es waren Reichstage mit beständig

wechselnder, zufälliger, oft von vereinzelten Stimmen und der gelegentlichen stärkern oder schwächern Frequenz dieser oder jener Seite abhängiger Mehrheit. Mit dem Erlöschen der konservativ-nationalliberalen Mehrheit, dem Anwachsen der deutschfreisinnigen und der sozialdemokratischen Partei trat in diesen Jahren zugleich die Möglichkeit einer aus dem Zentrum und seinen Anhängseln und den radikalen Parteien gebildeten Mehrheit hervor, die freilich nichts Positives schaffen, sondern nur in der Opposition etwas leisten konnte. Die Unersprießlichkeit eines Zustandes, bei dem die leitende Mehrheit nicht nur durch die großen oppositionellen Parteien, das Zentrum und die Deutschfreisinnigen, gebildet wurde, sondern auch meist der Mitwirkung der kleinen, dem Reich und Staat grundsätzlich feindlich gegenüberstehenden Gruppen, wie Sozialdemokraten, Polen, Welfen, Elsässer, bedurfte, zeigte sich in diesen Jahren unausgesetzt und gab dem Reichskanzler Fürst Bismarck wiederholt Anlaß zu bittern und treffenden Betrachtungen über diese bunt zusammengewürfelte, nur in der Opposition und Verneinung einige Reichstagsmehrheit, namentlich über das Zentrum, mit dessen Politik weder der preußische Staat noch das deutsche Reich auf die Dauer bestehen könne, das die reichszersetzenden Bestrebungen von allen Seiten an sich heranziehe und der Erfüllung aller nationalen Aufgaben die größten Schwierigkeiten in den Weg lege. Die unverantwortlichste Leistung dieses Reichstages war die Ablehnung des Septennatsgesetzes, worauf am 14. Januar 1887 der Reichstag aufgelöst wurde.

Die Opposition hatte diesmal die Zeichen der Zeit und die Stimmung des Volkes verkannt. Die Nation wollte in den gefahrdrohenden Zeiten einer kritisch zugespitzten europäischen Situation voll bedenklichsten Zündstoffs keinen Streit um die wichtigste Lebensfrage eines Staates. Die Wahlen vom 21. Februar 1887 hatten eine arge Schwächung der Parteien auf der äußersten Linken, der Deutschfreisinnigen und der Sozialdemokraten, einen starken Aufschwung der Nationalliberalen, die Wiederherstellung einer aus diesen und den konservativen Parteien bestehenden Mehrheit zur Folge.

Diese Besserung in der Zusammensetzung des Reichstages dauerte freilich nur die eine Legislaturperiode hindurch. Die Wahlen vom 20. Februar 1890 zerstörten diese Mehrheit wieder und führten ein ähnliches parlamentarisches Grundverhältnis zurück, wie es in den Jahren 1881 bis 1887 bestanden hatte. Die Reihen der Deutschfreisinnigen und der Sozialdemokraten schwollen mächtig an, das Zentrum hatte die ganzen langen Jahre hindurch fast unverändert und unangefochten seinen Besitzstand bewahrt. Leider scheint dies, wie die Erfahrung seit 1881, mit Ausnahme des einzigen, unter ganz außergewöhnlichen Umständen gewählten „Septennatsreichstags" beweist, die normale Zusammensetzung des Parlaments unter den heutigen Strömungen und Stimmungen des Volkes zu sein.

Man kann nach diesem Rückblick auf die Geschichte des Reichtags zwar anerkennen, daß die Reichsmaschine ihre unerläßlichsten Aufgaben meist noch leidlich erfüllt hat, daß größere Zusammenstöße zwischen den Regierungen und

der Volksvertretung über Lebensfragen der Nation nur vereinzelt geblieben sind. Dennoch ist bereits zweimal — 1878 über das Sozialistengesetz und 1887 über das Septennatsgesetz — die schärfste der Regierung zustehende Waffe der Notwehr, die Auflösung des Reichstages, angewandt worden, und noch öfter war es nahe daran. Und wenn es auch nicht oft zu schweren Konflikten gekommen ist, einen erfreulichen Anblick hat der Reichstag seit den ersten Jahren des Aufschwungs nicht mehr geboten, er hat dem deutschen Volke nicht gehalten, was man sich von ihm versprochen hatte; politische Erziehung ist von ihm so wenig ausgegangen, wie Belebung des Patriotismus und Befestigung der nationalen Gesinnung. Das Reich findet seine Stütze weit mehr in der Einsicht der Regierungen als in der Vertretung des Volkes, die sich vielmehr als ein Hemmschuh unsrer nationalen Entwicklung erweist. Wenn wir nicht in bessern Zeiten patriotischen Aufschwungs feste Grundlagen für unser nationales Staatswesen in den Boden gesenkt hätten, heutzutage brächten wir es nicht mehr fertig, und wir wollen froh sein, wenn wir wenigstens das festhalten und schirmen können, was wir einmal errungen haben.

Für diese unerfreuliche Erscheinung machen wir vor allem das bestehende Wahlrecht verantwortlich. Dieses hat sich in keiner Weise bewährt, und wenn seine Früchte noch nicht so schlimm sind, wie sie sein könnten, so vergesse man nicht, daß wir noch lange nicht am Ende der durch dieses Wahlrecht hervorgerufenen und beförderten politischen Entwicklung unsers Volkes sind. Es können noch weit kritischere Zeiten, Tage mächtiger sozialer und revolutionärer Gährungen kommen. Auf solche Strömungen haben wir die Probe noch nicht gemacht; sie könnten aber leicht einmal gefährlich werden.

Ein unbefangener Beurtheiler wird nicht behaupten können, daß der Reichstag jetzt noch im nationalen und öffentlichen Leben die Bedeutung besitze, die ihm von Rechtswegen zukommen müßte und früher auch zugekommen ist. Gewiß gehört ihm noch eine große Anzahl geistig und sozial hervorragender Männer an, aber es sind auch viele Dutzende darunter, deren Berechtigung, in dem höchsten Ehrenrate des deutschen Volkes zu sitzen, nicht anerkannt werden kann. Die politische Leitung und Anregung der Nation geht vom Reichstage nicht in dem gebührenden Maße aus.

Die außerordentlich große Gleichgiltigkeit, die eine bedeutende Anzahl von Reichstagsmitgliedern bei Ausübung ihres parlamentarischen Berufs zeigt, trägt auch nicht zur Erhöhung des Ansehens dieser Versammlung bei. Nach der Erbitterung der Wahlkämpfe möchte man meinen, das Wohl und Wehe des Vaterlandes hänge von der Entscheidung jedes einzelnen Wahlkreises ab, und wenn der Reichstag beisammen ist, hat er Mühe, seine Arbeiten wegen der andauernd hinter der Beschlußfähigkeit zurückbleibenden Anzahl der Anwesenden ohne Unterbrechung fortzusetzen. Die leeren Bänke des Reichstages sind ein beschämender Anblick, und es ist offenkundig, daß die große Mehrzahl aller Sitzungen zu einer Abstimmung gesetzlich nicht befugt ist, wenn auch in zahl-

losen Fällen darüber hinweggesehen wird. Häufig genug wird die Geschäftsbehandlung von der Rücksicht beeinflußt, die Beschlußfähigkeit nicht angezweifelt zu sehen. Die Reichsverfassung bestimmt in Art. 28: „Der Reichstag beschließt nach absoluter Stimmenmehrheit. Zur Giltigkeit der Beschlußfassung ist die Anwesenheit der Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder erforderlich." Damit ist die verfassungsmäßige Ungiltigkeit von Beschlüssen, die eine unter der Hälfte der gesetzlichen Vertreterzahl zurückbleibende Anzahl von anwesenden Abgeordneten gefaßt hat, geradezu ausgesprochen. Dieser Grundsatz wird aber thatsächlich unzähligemale in jeder Session umgangen, wenn niemand darauf besteht, die Beschlußfähigkeit festzustellen.

Die chronische Beschlußunfähigkeit des Reichstags, die in auffallendem Gegensatz zu den fast immer gut besuchten Sitzungen der Landtage in den Bundesstaaten steht, wird meistens auf die Diätenlosigkeit der Reichsvertretung zurückgeführt. Die Diätenlosigkeit hat in die Reichsverfassung nur unter schweren Kämpfen Eingang gefunden. In zweiter Lesung beschloß der konstituirende Reichstag mit geringer Mehrheit Zahlung von Reisekosten und Diäten, und erst als die Regierung entschieden erklärte, in diesem Punkt nicht nachzugeben, fügte sich der Reichstag. Auch in der Folge wurde der Antrag auf Diätengewährung wiederholt vom Reichstag angenommen, vom Bundesrat aber zurückgewiesen. Auch der Bezug von „Parteidiäten" wurde in der Folge vom Reichsgericht für verfassungswidrig und unzulässig erklärt.

Man kann sowohl für als gegen Diäten beachtenswerte Argumente anführen. Das allgemeine Wahlrecht erleidet durch die Diätenlosigkeit eine thatsächliche Beschränkung. Das Geldopfer, das den Reichstagsabgeordneten auferlegt wird, ist nicht jeder zu bringen imstande, und mancher tüchtige Mann wird dadurch vom Parlament ferngehalten. Es ist nicht einzusehen, warum sich die Reichstagspforte nur Männern öffnen soll, die sich ungewöhnlich günstiger Vermögensverhältnisse erfreuen. In allen deutschen Landtagen sind Diäten eingeführt. Auf der andern Seite haben die Gegner der Diäten stets mit gutem Grunde geltend gemacht, durch die Gewährung solcher Zahlungen werde das berufsmäßige Abgeordnetentum befördert und das Ansehen der Volksvertretung gemindert; das allgemeine gleiche Wahlrecht bedürfe mehr als jedes andre einer gewissen Schranke durch die an die persönliche Stellung, die wirtschaftliche Lage, das soziale Ansehen der Abgeordneten gestellten Anforderungen.

Ein vielbeklagter Mangel an unsrer parlamentarischen Vertretung ist die geringe Zahl von Männern aus dem praktischen Leben. Überreichlich sind die Beamten, die Rechtsanwälte, die Schriftsteller, die gewerbsmäßigen Politiker u. s. w. vertreten, auch die Großgrundbesitzer und die reichen Leute ohne bestimmten Beruf, aber die Zahl der Kaufleute, der Fabrikanten, der Handwerker im Reichstag ist so gering, daß sie mit der sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung dieser Stände nicht entfernt im Einklange steht. Man sehe sich nur die gegenwärtige Vertretung der Mittelpunkte unsers Handels- und Gewerbe-

lebens an: die drei Hanſeſtädte, Königsberg, Breslau, Magdeburg, Halle, Braunſchweig, Stettin, Frankfurt, mehrere der großen ſächſiſchen Induſtriebezirke u. ſ. w. ſind ausſchließlich durch gewerbsmäßige Politiker, Agitatoren, Redakteure fortſchrittlicher oder ſozialdemokratiſcher Richtung vertreten; auch in Berlin iſt es nicht viel anders. Das iſt eine unwürdige Vertretung für Städte, die im nationalen wirtſchaftlichen Leben eine ſo bedeutende Stellung einnehmen und für die wichtigen hier zuſammenlaufenden Intereſſen eine angemeſſene ſachverſtändige Befürwortung beanſpruchen dürfen.

(Schluß folgt)

Aus däniſcher Zeit

7. Übers Waſſer.

In meiner Kinderzeit dachte man noch nicht viel ans Verreiſen. Unſer Großvater, der in Heidelberg ſtudirt hatte und für den Schwarzwald wie für den Rhein eine große Vorliebe beſaß, ſprach viel von der Schönheit des Landes jenſeits der Elbe, und hin und wieder war er auch wohl wieder dorthin gereiſt. Unſre Eltern aber blieben zu Hauſe, und wir Kinder erſt recht. Ich bin auch der Meinung, daß unſre großſtädtiſchen Verwandten nicht beſonders begeiſtert waren von dem Gedanken, uns wilde Kleinſtädter in ihre engen Wohnungen aufzunehmen, und noch heute wiſſen alte Familientanten von einigen Streichen zu erzählen, die zwei der älteſten Brüder in Hamburg verübten, als ſie dort leichtſinnigerweiſe eingeladen worden waren. Alſo wir blieben hübſch zu Hauſe und empfanden auch keine Sehnſucht nach der Ferne. Es war nach unſrer Anſicht immer ſchön bei uns. Im Frühling war es luſtig, den Flug der Vögel zu beobachten, die wieder gen Norden zogen; viele Störche richteten ſich ihre Häuslichkeit in unſrer Stadt ein, und wir riefen ihnen unermüdlich zu: Adebahr du goder, bring uns en lütten Broder! Adebahr, du beſter, bring uns 'n lütte Sweſter, worauf jedesmal ein lebhafter Streit entſtand, was wünſchenswerter ſei, das nächſte mal ein Brüderchen oder ein Schweſterchen zu bekommen. Wer für den Bruder geſtimmt hatte, triumphirte dann, wenn wieder ein dunkelhaariger kleiner Junge bei uns in der Wiege lag, und ſagte dann mit wichtiger Miene, er hätte es ſchon lange gewußt, daß es ſo kommen würde. Im Frühling kamen die Vögel und die Veilchen, und die großen Brüder fuhren mit Großvaters Knecht Hinrich aufs Feld, um das Land zu beſtellen. Das Sommervergnügen fing mit der Rappſaaternte an und hörte erſt wieder auf, wenn das letzte Fuder Weizen eingefahren war, und der Herbſt brachte wieder ſo manche Freuden, daß ſchließlich Weihnachten kam, ehe

man sichs versah. Im November wurden Gänse und Großvaters erstes Schwein geschlachtet, ein Fest, auf das wir uns schon wochenlang vorher freuten, indem wir uns mitleidlos jeden Tag an der zunehmenden Rundung des Opfertieres ergötzten, das wir als Ferkel leidenschaftlich geliebt hatten und durchaus hatten „zähmen" wollen.

Nein, zum Reisen hatten wir weder Lust noch Zeit. Manchmal aber gab es doch Gelegenheit, einmal übers Wasser nach dem Festlande zu kommen, sei es nun, daß wir Besuch wieder fortbrachten oder abholten. Der Sund, so heißt die Wasserstraße, mit dem Fährhause liegt etwa anderthalb Wegstunden von der kleinen Stadt entfernt; mit Großvaters Kutsche und seinen etwas steifen Pferden fuhr man etwa eine Stunde. Der beste Platz war selbstverständlich bei Hinrich auf dem Bock. Dort saßen aber schon seit einer Stunde die großen Brüder, und wir Kleinern mußten im geschlossenen Wagen entweder zwischen zwei sehr kompletten Erwachsenen oder auch auf deren Schoß sitzen. Auf dem sogenannten Sundswege — wir Niederdeutschen schieben nun einmal überall das böse s ein — wehte es immer sehr; alle Fenster des Wagens wurden daher geschlossen, und wenn die Sonne schien, wurden auch noch die verblaßten rotseidnen Vorhänge zugezogen. Großvaters Kutsche stand in unsrer Stadt in dem Rufe, daß sie ein sehr feiner Wagen sei, und als ein naseweiser Großstädter von dem Gefährt als einem Rumpelkasten sprach, empfanden wir diese Bemerkung wie eine Art Gotteslästerung. Wir waren stolz, daß wir einen Großvater hatten, der einen solchen Wagen besaß, und in unsern Gedanken kannten wir nichts besseres, als das Rasseln der vielen Wagenfenster, das Schaukeln und Stoßen des ganzen schwer beladnen Kastens. Wie selig fuhren wir durch die holprigen Straßen, wenn es endlich losging; wenn uns so viel Bewegungsfreiheit verstattet war, so nickten wir unsern Freunden, an denen wir vorbeifuhren, vergnügt zu, denn wir verreisten ja auf längere Zeit, auf mehrere Stunden, hoffentlich bis zum dunkeln Abend, wo man mit Laternen fahren mußte.

Die ersten zehn Minuten in der Kutsche waren sehr genußreich. Selbstverständlich mußte man sich mit den erwachsenen Hauptpersonen „einschütteln." Gewöhnlich saß man zuerst auf der Hutschachtel, in der irgend eine Tante ihre Sonntagshaube wie ein Nationalheiligtum verwahrte, oder man stieß mit den Füßen gegen die Kniee eines empfindlichen Onkels; da gab es denn allerhand Erregungen, Schelte und Ermahnungen, bis wir Kleinen uns so dünn wie möglich gemacht hatten und kaum zu atmen wagten, aus Furcht, mit dieser Bewegung unsre Verwandtschaft zu belästigen. Endlich wird es still, über alle kommt eine gewisse Ruhe, langsam ziehen die Pferde den klappernden Wagen, hin und wieder stößt es einmal, der Wind bläst um das Gefährt, und die Sonne scheint grell in die schwach verhängten Fenster. Die beiden großen Brüder sitzen in der frischen Luft bei Hinrich, wir hören sie laut lachen und sprechen, wir aber empfinden plötzlich gar keine Lust zum Sprechen. Eine Zeit

lang mache ich die Augen zu und will mir einbilden, daß es wundervoll sei, auszufahren, aber ich kann es nicht recht, und dann sehe ich verstohlen nach Jürgen herüber, der totenblaß geworden ist und schon zum zwanzigsten mal fragt, ob wir noch nicht da wären. Und nicht lange, so kommt der Augenblick, wo ich mit zitternden Lippen kaum die Worte hervorbringen kann: Darf ich nicht am Fenster sitzen? Ich — ich muß — mich brechen!

Und dann sitzt Jürgen an dem einen und ich an dem andern Fenster; der Wind bläst plötzlich in den dumpfen Wagen, die lauten Verwünschungen unsrer Verwandtschaft sind uns ganz gleichgiltig, und nachdem wir unser bedrängtes Innere erleichtert haben, merken wir nicht ohne eine gewisse Genugthuung, daß wir jetzt die besten Plätze im Wagen einnehmen, und daß sich die alten, dicken Tanten plötzlich merkwürdig dünn machen können. Diese Wahrnehmung giebt uns neuen Lebensmut: wir bitten um ein Butterbrot, weil wir das Bedürfnis empfinden, unsern angegriffenen Organismus wieder zu stärken, und als dies Gesuch in Gnaden oder vielmehr in Ungnaden abgeschlagen wird, kommen wir uns so mißhandelt vor, daß wir uns vollständig berechtigt fühlen, etwas unartig zu werden. Ich habe schon lange mit dem Weinen gekämpft; jetzt heule ich, so laut ich nur kann, und freue mich über die blanken Thränen, die mir die Wangen herunterrollen, und die ich ganz gut sehen kann, wenn ich ein bischen nach unten schiele. Jürgen weint auch, aber gemächlicher, während er unsern jüngern Bruder, der unter einem Haufen von Mänteln gleich eingeschlafen ist, bei den Beinen zieht und so unsanft aufweckt, daß dieser sofort mit gellender Stimme die Leitung unsers Schrei-Terzetts übernimmt. Und dann hält Hinrich plötzlich an; irgend jemand öffnet die Wagenthür, wir werden auf die Landstraße gesetzt, und während der alte Glaskasten langsam weiterschaukelt, weht uns der Salzwind um die Ohren und bringt uns auf andre Gedanken.

Wir sind nämlich am Sunde angelangt, und wenige Schritte von uns sehen wir den aus großen Steinen bestehenden Strand, über den manchmal die Wellen schlagen. Etwas weiter entlang ist die starke Holzbrücke, an der die großen Boote zum Übersetzen liegen. Hier steht auch die Flaggenstange, an der die Flaggensignale gegeben werden. Sie biegt sich im Winde hin und her, und als wir dem Wasser zulaufen, fliegen uns kleine Stücke Seeschaum und Tang ins Gesicht. Dort ist das Wasser! Heute siehts in der Nähe grün und in der Ferne blau aus; manchmal fliegen funkelnde Sonnenlichter über die weißköpfigen Wellen; manchmal ists, als wenn ein stahlgrauer Schleier über die glitzernde Fläche gebreitet würde. Unter den Bohlen der Brücke murrt leise die See. Manchmal wirft sie von unten zwischen die Spalten einen Regen von Gischt, manchmal kommt eine größere Welle und bewirft uns alle mit ihrem gelblichen Schaum, während die Boote fortwährend auf- und niedertanzen, bald vorwärts, bald seitwärts, und niemals aus der Bewegung kommen, und an jedem Fahrzeug gluckst das Wasser in einer andern Tonart. Eins der größten wird be-

reits für uns „klar gemacht," d. h. Niels Jens, der ein Fährknecht und unser Freund ist, schöpft mit einer großen hölzernen Kelle das Wasser heraus. Niels Jens ist ein großer Mann mit eisgrauem Bart und riesigen Wasserstiefeln. Er kaut beständig Tabak, spricht fast gar nicht, nickt uns aber immer gutmütig zu, wenn wir einmal am Sund erscheinen, und wir sind überzeugt, daß er uns sehr gern hat.

Nachdem wir uns vergewissert haben, daß die Wasserfahrt bald vor sich geht, wenden wir uns dem Fährhause zu, das etwas mehr landeinwärts liegt. Ein Garten mit verwehten Bäumen und ein Dornenwall schützen es vor der Gewalt des Sturms, und dicke warme Luft schlägt uns entgegen, als wir in das beste Gastzimmer treten. Hier sitzen die Onkel und trinken einen Grog; die Tanten nippen an gefüllten Milchgläsern, und auf dem Tische steht ein Teller mit belegtem Butterbrot, auf den wir uns stürzen. Natürlich entsteht ein Streit, wer die größten Stücke haben soll, aber im ganzen sind wir doch ziemlich artig, denn die an den Wänden hängenden Bilder von Schiffen, einige Schiffsmodelle und vor allem eine Puppe unter Glas beschäftigen uns ungemein. Die Puppe stellt eine Dame aus Südamerika in ihrer Promenaden- oder Brauttoilette vor. Ganz in Mull gehüllt, die weit auseinandergebreiteten Arme in Glaceehandschuhe bis zum Ellenbogen gesteckt, sieht sie uns aus blöden schwarzen Augen so gespenstisch an, daß wir von der Schönheit der Südamerikanerinnen keinen großen Begriff bekommen. Alles Fragen beim Fährpächter, wo die Figur hergekommen sei, hilft nichts.

Die hat einer mal mitgebracht, aus Lima oder Valparaiso — so um die Gegend herum — mehr wußte uns der gutmütige, aber auch schweigsame Mann nicht zu sagen, und unbefriedigten Herzens, aber mit gefülltem Magen ging es nun auf sein Geheiß nach der Brücke. Dort lag das große Boot mit den mächtigen Steinen als Ballast drin, die Segel schlappten am Mast, und Niels Jens stand mit weitgespreizten Beinen auf der mittlern Bank und verstaute uns gemächlich alle nach einander in dem geräumigen Fahrzeug.

Wenn wir mit einem so vollen Wagen am Sund erschienen, gab es gewöhnlich verschiedenen weiblichen Besuch fortzubringen, der nun, angesichts des unruhigen Wassers und der wenig bequemen Beförderungsweise vom Abschiedsschmerz übermannt wurde. Die Damen weinten meistens und überschütteten Niels Jens mit Fragen: ob das Boot auch sicher sei, wie lange die Überfahrt nach dem andern Ufer dauern könne, ob es schaukeln würde, oder ob sie lieber einen andern Tag wiederkommen sollten — Fragen, die unser Freund mit unverständlichem Grunzen und damit beantwortete, daß er die Fragerin anfaßte und ins Boot setzte. So störte er mit rauher Hand manche wehmütige Abschiedsszene, denn manche der zurückbleibenden Verwandten zogen es vor, die Wasserfahrt nicht mitzumachen. Wir Kinder aber saßen schon ungeduldig auf den geteerten Bootbänken, bespritzten uns mit Wasser und erwarteten sehnsüchtig den Augenblick, wo es losginge. Endlich stößt Niels einen un-

verständlichen Laut aus, tief wühlt sich das Boot durch die Wellen, legt sich auf die eine, dann auf die andre Seite — klatschend fliegt das Segel herum, und wir sind mitten auf dem grün-blauen Wasser. Über uns schweben die weißen Möven, am Bug des Schiffes zischen die Wellen, und hin und wieder werden wir mit einem Sprühregen von Salzwasser übergossen. Es ist herrlich, und wir sind zuerst so stumm vor Entzücken, daß wir auf das Schreien einer bejahrten Tante gar nicht achten und erst allmählich dahinter kommen, daß ihr Mützenkorb nicht mit-, sondern selbständig hinter uns herschwimmt. Wie es gekommen ist, weiß kein Mensch; aber der heilige Gegenstand scheint es ergötzlich zu finden, seine eignen Wege zu gehen, und als Niels nach einigem Besinnen die Ruderstange holt und den Ausreißer einfangen will, versinkt dieser in den Wellen, um nicht wieder zu erscheinen. Die Tante ist außer sich vor Schmerz, wir außer uns vor Vergnügen, und selbst Niels spuckt mehrere male durch die Zähne aus, was immer ein Zeichen von besonders guter Laune bei ihm ist. Und dann müssen wir kreuzen, hierhin und dorthin, bald zurück, bald vorwärts. Bald wird das Segel auf diese Seite gelegt, bald auf jene; das Wasser wird immer unruhiger, und uns kommt es vor, als schaukelten wir beständig auf derselben Stelle. Immer tiefer sinkt das Boot, um dann wieder halb aus dem Wasser zu steigen; die Erwachsenen sitzen nachdenklich da, uns scheint es, als wenn dort eins aus einer kleinen Flasche tränke — endlich sehen wir uns hilfeflehend nach Niels um, der dem beim Segel stehenden Schifferknecht zuruft: Clas, lang mi mal de Bütt her, de Kinners wart wöhlig*) in't Liv! Es waren meistens die einzigen Worte, die er während der Überfahrt sprach; aber sie waren bedeutungsvoll, denn von diesem Augenblick an hatten wir keinen rechten Genuß mehr von der Wasserfahrt. Eine merkwürdige Gleichgiltigkeit bemächtigte sich unser; als wir endlich am Festlande anlegten, blickten wir verständnislos auf den sandigen Strand und die mit Seegras bedeckten Flächen und machten uns gar nicht klar, daß wir nun bis Italien zu Fuß gehen konnten, ohne daß sich die See hindernd dazwischenlegte. Davon sprachen wir nämlich immer zu Hause. Jetzt aber ging unser Hauptverlangen dahin, möglichst bald wieder in den heimatlichen Fluren und in Großvaters Glaskutsche zu sein. Der Wunsch ging denn auch zu seiner Zeit in Erfüllung. Niels Jens lieferte uns zwar hohläugig, aber sonst unversehrt wieder an der Sundfähre ab; wir wurden in den Wagen gepackt, schliefen ein und wachten gewöhnlich erst auf, wenn uns das schlechte Straßenpflaster so durchschüttelte, daß wir mit den Köpfen zusammenstießen. Wie wir dann später ins Bett kamen, weiß ich nicht mehr, meine Erinnerung versagt bei diesem Punkte völlig; ich weiß nur, daß es am andern Morgen herrlich war, aufzuwachen und den Kopf voll der schönsten Erinnerungen zu haben. Was hatten wir alles in wenigen Stunden erlebt! Es war kaum auszudenken, und unsern Spielgefährten wurde so viel erzählt, daß sie uns darum beneideten.

*) von Wühlen.

Wir kamen übrigens auch noch auf andre Weise übers Wasser: an lauen Sommertagen, wo der Wind kaum die Segel füllte, wo die See glatt war wie Atlas, wo an Seekrankheit nicht gedacht wurde, und wo uns Niels Jens das Blinkern lehrte. Wir warfen einen blanken, schweren Bleifisch ins Wasser, und die großen Dorsche kamen und schnappten darnach, was ihnen schlecht bekam; denn an einem versteckten Haken hingen sie fest, und mit einer an dem Lockfisch befindlichen Leine wurden sie an die Oberfläche gezogen. So war es wenigstens in der Theorie. In der Praxis haben wir höchst selten einmal auf diese Art einen Fisch gefangen, und wir ärgerten uns außerordentlich über Niels, der einen ganzen Eimer voll Dorsch blinkerte.

Einmal erlebten wir auf dem Wasser ein Abenteuer, das ich jetzt nicht mehr mit so viel Fassung tragen würde wie damals. Es war an einem grauen Sommertage, wie wir sie so häufig in unserm trüben Norden haben: grauer Himmel und graue See, auf der fast gar keine Bewegung zu sein schien. Wir sollten irgend einen Besuch abholen, der vom Festlande mit Extrapost am andern Ufer ankommen sollte. Dann zog man dort einen schwarzen Korb an der Signalstange empor, und Niels Jens holte, von uns begleitet, mit seinem Boote die Erwarteten ab. Aber zu damaliger gemütlicher Zeit blieb die Extrapost gerade so oft in den tiefen Sandwegen stecken, wie die andern Posten; wir hatten schon stundenlang auf dem Wasser gelegen und gänzlich erfolglos geblinkert und noch immer war das Signal nicht gegeben, daß der erwartete Wagen sein Ziel, die äußerste Spitze des Festlandes, erreicht habe. Aber dieser Umstand beunruhigte uns gar nicht; wir überredeten Niels, mit uns in die freie See zu fahren, was er denn auch that. Am Tage vorher war ein sehr starkes Gewitter gewesen, das in unsrer flachen Landschaft viel Unheil angerichtet hatte: wir erzählten Niels, daß in unsern Kirchturm der Blitz eingeschlagen hätte, ohne zu zünden, daß ein kleines Haus in Brand geraten sei, und was der Geschichten mehr waren. Er hörte uns in seiner stillen Weise zu, spuckte durch die Zähne und sagte kein Wort. Es war fast gar kein Wind, das große geflickte Segel schlug müde gegen den Mast, und das Boot bewegte sich nur langsam vorwärts. Ich hatte die Hände bis zum Ellenbogen in das laue Wasser gesteckt und griff nach kleinen abgerissenen Stücken Seegras.

Sieh mal, Niels, sagte ich schläfrig, hier guckt ein Pfahl aus dem Wasser!

Mit einem langen Schritt stand der alte Seemann neben mir, und seine scharfen Augen schienen das graue Wasser durchbohren zu wollen. Da war der „Pfahl," die Spitze eines schlanken Mastes, neben dem allerhand Tauwerk schwamm! Unser Boot lag ganz still; Niels rief dem hinten sitzenden Schifferjungen ein paar Worte zu, dieser zog die hohen Stiefel aus und glitt plötzlich fast geräuschlos ins Wasser. Es war still in unserm Boot. Niels stand, mit einem Ruderpatten in der Hand, bewegungslos wie aus Stein gehauen; nur an dem Funkeln seiner Augen konnte man erkennen, daß er aufgeregt war. Da tauchte der flachsblonde Kopf des Jungen wieder aus dem Wasser; aber

er war nicht mehr allein — hinter ihm hebt sichs leise, von den flüsternden Wellen liebkosend getragen. Es ist ein blasses, ernstes Menschenantlitz, in das wir sehen, noch unentstellt von der Häßlichkeit des Todes, mit dem Ausdruck des Friedens in seinen Zügen.

Da hängen noch zwei mehr in der Rigging, aber ich konnte sie nicht loskriegen! berichtet der Junge, indem er sich am Bootraude festhält. Scheint 'ne Jacht aus Lübeck zu sein — gerade so'n Takelwerk, wie sie da immer haben! Wird wohl im Gewitter auf'n Stein getrieben sein!

Jetzt sitzt er vorn im Boot, schüttelt sich wie eine Ente, und hinten auf einem Stück Segeltuch liegt der tote Seemann. Niels hat ihm ein Tuch über das Gesicht gelegt, und wir können von ihm nur die Hand sehen, an der ein Trauring wie eingewachsen scheint. Und dann kommt plötzlich die Sonne durch die grauen Wolken, ein goldner Schein zittert über der düstern See, und violette Lichter tanzen neben unserm Boot auf und nieder. Da kann ich es nicht länger aushalten. Plötzlich sitze ich neben dem Toten, habe ihm das Tuch vom Gesicht genommen und flehe Niels an, der mich daran hindern will: O, laß ihn die Sonne doch noch einmal bescheinen, nur noch ein einziges mal! Und Niels läßt mich gewähren. Er liebt ja die Sonne wie ich, wie wir alle, die wir im Nebellande geboren sind. Dann rudern wir leise an die Brücke und sprechen kein Wort.

Inzwischen war unser Gast angekommen und von einem andern Boot bereits abgeholt worden, sodaß er auf uns gewartet hatte und uns nicht sehr freundlich begrüßte. Es war damals so schwer, zu uns zu gelangen, und auf einer bestimmten Stelle des Festlandes warfen die Wagen so oft um, daß die uns besuchenden Verwandten eigentlich Anspruch auf eine Belohnung machten, wenn sie ihr teures Leben unsertwegen in die verschiedensten Gefahren brachten. Später, wenn sie sich bei uns erholt hatten, trennten sie sich wieder ungern, und so kam niemand auf kürzere Zeit. Heute waren wir nun so voll von unserm Erlebnis, daß unsre Begrüßung wahrscheinlich sehr gleichgiltig ausfiel, und daß sich unser Besuch, ein älterer Herr, fröstelnd in die Wagenecke setzte und sehr einsilbig wurde. Er mochte natürlich nicht gleich bei seiner Ankunft von Gewitter und Schiffbruch und Tod hören und war nicht erfreut von unsrer Vorliebe für diese Art von Unterhaltung. Ich denke mir aber jetzt zu meiner nachträglichen Beruhigung, daß wir nicht allzulange von diesen Dingen gesprochen haben, und daß er allmählich etwas mehr Gefallen an uns gefunden hat. Von dem Ertrunkenen mußte er allerdings noch öfter hören, denn als dieser auf unserm Kirchhof beerdigt wurde, liefen wir Kinder alle mit, und wir haben noch lange Blumen auf einen Grabhügel gelegt, der ohne uns bald genug vergessen worden wäre. Wir aber hatten ein entschiedenes Eigentumsrecht auf dieses einsame Grab, und wir haben es viele Jahre treu gepflegt, obgleich es weder Kreuz noch Stein kenntlich machte. Den Namen „unsers Seemanns," wie wir ihn nannten, haben wir niemals erfahren; was fragt

auch ein Kind nach Namen — der liebe Gott wußte, wie er hieß, das genügte uns.

Noch oft sind wir übers Wasser gefahren; bei allen Jahreszeiten, beim schönsten und beim schlechtesten Wetter, echte Seekinder, hin und wieder seekrank, aber niemals ängstlich und den gefährlichen Augenblicken mit derselben Ruhe entgegensehend, wie wir sie an unsern Seeleuten kannten. Niemals aber haben wir wieder einen so stillen Gast „an Land" gebracht, wie damals, obgleich wir in kindischer Neugier oft genug darnach aussahen. Jetzt hoffe ich sehr, daß ich es nie wieder erleben werde.

Maßgebliches und Unmaßgebliches.

Das Zuhälterunwesen. Wie so oft, so hat auch diesmal ein einzelner Fall die öffentliche Aufmerksamkeit auf ein schon lange bestehendes und mehr und mehr überhand nehmendes soziales Übel gelenkt. Der Heinzische Prozeß hat das Zuhälterunwesen ins hellste Licht gestellt und überall das Verlangen hervorgerufen, daß derartigem Treiben Einhalt gethan werde.

Alle größern Städte Deutschlands kranken mehr oder weniger an dem Zuhälterunwesen.

Nachdem die Mehrzahl der Polizeiverwaltungen scharf gegen die Bordelle und gegen das Zusammenwohnen der Prostituirten in bestimmten Quartieren eingeschritten ist, sind diese mehr und mehr auf die Straße angewiesen und treiben dort ihr Gewerbe. Dadurch ist eine weit größere Belästigung des Publikums entstanden, wie jeder, der abends oder nachts auf die Straße gehen muß, aus Erfahrung weiß. Freilich sind die Polizeiverwaltungen bestrebt, auch hiergegen einzuschreiten. Die Kontrolle ist aber weit schwieriger; namentlich deshalb, weil die Prostituirten, allein zu schwach, die Polizei zu täuschen und trotz der mannigfachen Erschwerungen ihr Gewerbe zu treiben und ihr Brot zu finden, sich in den Schutz eines Zuhälters begeben. Der Zuhälter führt der Prostituirten Männer zu, begleitet sie bei ihren nächtlichen Wanderungen auf der Suche nach Männern, macht sie auf Männer aufmerksam und weiß sie dabei den Verfolgungen der Polizei zu entziehen. Er mietet eine Wohnung, die sie selbst wegen ihres Gewerbes nicht erhalten würde, und läßt sie dort ihre Unzucht treiben. Er heiratet sie auch, lediglich, damit sie als seine Ehefrau geschützter und ungestörter ihrem Gewerbe nachgehen kann. Es ist das keineswegs ein seltener Fall. Das Gewerbe des Zuhälters ist äußerst einträglich. Die Prostitutirte ist völlig abhängig von ihm. Sie muß ihren ganzen Lohn an ihn abliefern und erhält von ihm nur das Nötigste, um Nahrung und Kleidung zu bestreiten. Er saugt sie aus, treibt sie zu immer erneuter Unzucht an und fordert unausgesetzt Geld von ihr. Dabei lebt er herrlich und in Freuden. Er arbeitet nie, liegt früh und spät nichtsthuend auf der Straße und in Wirtshäusern und verkehrt dort mit seinesgleichen auf die roheste Art. Es liegt auf der Hand, daß Leute dieses Gewerbes, zu dem sich an sich schon nur die verworfensten Subjekte hergeben werden, mehr und mehr verrohen und immer tiefer sinken. Aus ihren Kreisen rekrutiren sich denn auch, wie jeder Polizeibeamte und Staatsanwalt

weiß, die schwersten Verbrecher; das Messerstechen ist unter ihnen gäng und gäbe, und die abscheulichsten Morde sind von ihnen begangen worden.

Man wird sich nun billig fragen, weshalb einem derartigen Übel noch nicht auf Grund der bestehenden Gesetze entschieden entgegengetreten worden ist, da das Strafgesetzbuch doch in den Paragraphen über die Kuppelei ein derartiges Treiben mit Strafe bedroht.

Der Gründe sind mancherlei. Einmal ist der Thatbestand der Kuppelei, wie ihn § 180 des Strafgesetzbuchs unter Strafe stellt, keineswegs einfach. Dieser Paragraph lautet: „Wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, wird wegen Kuppelei mit Gefängnis bestraft; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte sowie auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden." Die hierin enthaltenen Merkmale „Vorschubleisten, Gewährung von Gelegenheit, Verschaffung von Gelegenheit, Vermittlung" sind der Mehrzahl der niedern Polizeibeamten wenig geläufig; es fällt ihnen schwer, die konkreten Thatsachen ihnen unterzuordnen. Die Rechtsprechung des Reichsgerichts ist ihnen nicht bekannt, und so kommt es, daß meist diese Thatbestandsmerkmale zu eng ausgelegt werden und viele Handlungen, die offenbar Kuppelei sind, nicht angezeigt werden.

Wandel in dieser Beziehung kann leicht geschafft werden. Es kommt darauf an, den Polizeibeamten leicht verständliche Erklärungen der Thatbestandsmerkmale der Kuppelei unter Berücksichtigung der Rechtsprechung der höchsten Gerichtshöfe unter Anführung von konkreten Beispielen zu geben, dann wird bald nachhaltigere Verfolgung eintreten. Es ist uns bekannt geworden, daß, als in einer größern Stadt die Staatsanwaltschaft den Polizeiverwaltungen ihres Bezirkes eine derartige Instruktion gegeben hatte, sich daraufhin die Verurteilungen wegen Kuppelei um das Vierfache erhöht haben.

Ein zweites, was die volle praktische Wirkung der Strafbestimmungen hindert, ist in vielen Fällen die Schwierigkeit des Beweises. Die Leute aus dem Publikum, die mit Dirnen zu thun haben, lassen dies nicht gern an die Öffentlichkeit kommen. Sie lassen ihre Erfahrungen mit den Prostituirten überhaupt nicht laut werden, um nicht als Zeugen auftreten zu müssen. Vielen bietet auch § 54 der Strafprozeßordnung willkommenen Anlaß, ihr Zeugnis zu verweigern. Das Beweismaterial in Kuppeleisachen bildet daher meist nur das Zeugnis Prostituirter, namentlich derer, die verkuppelt worden sind und sich nachher aus irgend einem Grunde mit dem Kuppler entzweit haben. Die Beweiskraft eines solchen Zeugnisses ist oft nicht allzu stark und reicht oft nicht aus, die Verurteilung zu begründen.

Weiter mögen vielfach die vom Gericht erkannten niedrigen Strafen eine Einschränkung der Kuppelei verhindert haben. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn Zuhälter, denen nachgewiesen worden ist, daß sie eine Dirne lediglich dazu geheiratet haben, um von deren unzüchtigem Erwerb zu leben, und dann jahrelang ihrem unzüchtigen Treiben Vorschub geleistet haben, mit einigen Monaten Gefängnis bestraft werden?

Endlich ist die auf Kuppelei stehende Gefängnisstrafe durchaus ungeeignet, die Zuhälter von ihrem Treiben abzuschrecken. Die sittlich so völlig heruntergekommenen Menschen fühlen diese Strafe kaum als Übel. Man muß gesehen haben, mit welcher Frechheit sie ihre Strafe im Gefängnis antreten, wie sie mit einem frivolen Witz in den Kreis der Mitgefangenen eintreten, dort alsbald durch unbotmäßiges und rohes Auftreten gegenüber den Aufsehern die Helden des Tages werden, um keinerlei Zweifel mehr zu hegen, daß diese Leute nicht ins Gefängnis,

sondern in das Arbeitshaus oder Zuchthaus gehören. Disziplinarmittel sind ihnen gegenüber fruchtlos. Sie kehren mit derselben frechen Stirn aus dem Gefängnis zurück, mit der sie hineingegangen sind.

Wie soll nun dem Übelstande abgeholfen werden? Man könnte daran denken, wieder wie früher Bordelle und dergleichen Einrichtungen stillschweigend zuzulassen. Doch ist dies ein äußerst zweifelhaftes Mittel, verstößt auch gegen das geltende Strafrecht. Die Bordellhalter würden sich ebenfalls der Kuppelei schuldig machen, daher ist von einer Wiedereinführung der fast überall glücklich beseitigten Einrichtung abzusehen.

Ein einfaches Mittel der Abhilfe ist schon erörtert: bessere Information der Polizeibeamten. Eine wirklich durchgreifende Besserung ist jedoch hiervon allein nicht zu erwarten. Einschneidende Wirkung kann nur eine Ergänzung der bestehenden Gesetze heben. Zunächst müssen die auf Kuppelei stehenden Strafen verschärft werden. In § 180 des Strafgesetzbuchs sind zwei Thatbestände nebeneinandergestellt, die gewohnheitsmäßige Kuppelei und die Kuppelei aus Eigennutz. Auf gewohnheitsmäßige Kuppelei und auf Kuppelei aus Eigennutz stehen Gefängnis von einem Tage bis zu fünf Jahren. Wie wäre es, wenn man beide Thatbestände zusammenfaßte und im § 180 gewerbsmäßige Kuppelei unter Strafe stellte und mit Zuchthaus von einem bis zu fünf Jahren bedrohte? Damit würde man gerade die Zuhälter treffen, und die Zuchthausstrafe ist doch wirklich für ein so ehrloses Gewerbe die einzig geeignete. Weiter könnte in einem § 180b die Kuppelei im Rückfall mit Zuchthaus bedroht werden. Damit würden die Gerichte in vielen Fällen genötigt werden, von ihrer bisherigen Milde abzusehen. Eine fernere Verschärfung empfiehlt sich in der Richtung, daß in § 181b, wo für Kuppelei der Eltern an Kindern u. dergl. die Zuchthausstrafe festgesetzt ist, auch die Kuppelei des Ehemanns an der Ehefrau unter dieselbe Strafe gestellt würde.

Diese Vorschläge würden freilich die Schwierigkeit des Beweises nicht heben. Man muß deshalb noch an eine weitere Ergänzung der Strafbestimmungen denken und auch Handlungen unter Strafe stellen, die gerade das den Zuhältern eigentümliche und die Rechtsordnung gefährdende Verhalten darstellen, ohne daß dabei ein so schwieriger Beweis wie bei der Verkuppelung einer bestimmten Person zu suchen wäre.

Das Eigentümliche der Zuhälter ist, daß sie sich in der Stadt herumtreiben, ohne zu arbeiten und ohne Arbeit zu suchen, ohne andern Erwerb, als den aus der Unzucht der Prostituirten. Der Vergleich dieses Treibens mit dem Landstreichertum liegt nahe. Wie es nun im § 361 Nr. 3 des Strafgesetzbuchs unter Strafe gestellt ist, ohne Mittel, ohne Arbeit und ohne Begehr nach Arbeit im Lande umherzuziehen, so könnte in einer Ergänzung zu diesem Paragraphen festgesetzt werden: „§ 361. Mit Haft der im § 362 festgesetzten Art werden bestraft: Männer, die sich in Städten oder den angrenzenden Ortschaften ohne regelmäßige Arbeit und ohne ernstlich Arbeit zu suchen, herumtreiben und Geschenke oder andre Unterstützungen von Prostituirten erhalten, oder, wenn sie mit Prostituirten in Verkehr stehen, nicht nachweisen können, woher sie ihren regelmäßigen Lebensunterhalt nehmen. Auch ist die verurteilte Person nach verbüßter Strafe der Landespolizeibehörde zu überweisen."

Der Nachweis dieses Thatbestandes wird nicht allzuschwer zu führen sein, und die Anwendung des Paragraphen wird nicht, wie die eines ähnlichen Paragraphen der französischen Gesetzgebung, an der Beweisfrage scheitern. Die Zuhälter aber werden im Arbeitshause eine äußerst passende Strafe erhalten.

Schließlich könnte noch zu prüfen sein, ob nicht auch Personen, die in dem

Verdachte der Zuhälterei stehen, ähnlich wie Prostituirte unter polizeiliche Kontrolle zu stellen wären, derart, daß ihnen der Aufenthalt in gewissen Straßen und Gastwirtschaften, das Verweilen zu bestimmter Zeit an öffentlichen Orten untersagt würde. Zuwiderhandlungen dagegen müßten ebenfalls mit der Strafe des § 360, 10 bestraft werden.

Bei Einführung der hier vorgeschlagenen Maßnahmen und der nötigen Ergänzung des Strafgesetzbuchs würde der Zuhälterpest ohne Zweifel gesteuert werden.

Privatstunden und Pensionäre. In dem Aufsatze: Der Richterstand und die öffentliche Meinung (in Nr. 38) war unter anderm auch ein längerer Vergleich zwischen dem Richterstande und dem höhern Lehrerstande angestellt und dabei auf die anstößigen Mißbräuche hingewiesen worden, die sich in manchen Lehrerkollegien bei der Erteilung von Privatunterricht und der Aufnahme von Pensionären gebildet hätten. Infolge dieser Stelle sind der Redaktion von dem Lehrerkollegium eines sächsischen Gymnasiums heftige Vorwürfe gemacht, ja es ist ihr sogar mit einer Klage gedroht worden, als ob dergleichen Mißbräuche in ganz Deutschland nicht vorkämen! Wie berechtigt aber der Verfasser jenes Aufsatzes zu seinen Behauptungen war, zeigt folgende Mitteilung, die uns in den letzten Tagen zugegangen ist: Das Realprogymnasium einer Industriestadt im Westen hatte einen Rektor, der mehr ausgab, als er einnahm. Einigen seiner Lehrer ging es nicht besser. Das Einkommen war absolut und relativ zu klein, und die Luft des Ortes war nur geeignet, den Appetit zu reizen: Fabrikanten und Kaufleute genießen, was sie erwerben, in materiellem Wohlleben, und Geist und Wissenschaft spielen dabei eine sehr untergeordnete Rolle. Wie sollten sich die Lehrer helfen? Sie thaten, was sie auch anderwärts thun: sie gaben Privatstunden und hielten Pensionäre. Dabei kamen sie so von selbst dazu, bei Versetzungen und Gewährung des Zeugnisses für den einjährigen Dienst ihren Privatzöglingen gewisse Vorrechte einzuräumen, was wieder dazu führte, daß sich Zöglinge einstellten, die solche Vorzüge suchten und bedurften So bildete sich eine ganz achtbare (?) Industrie aus, bei der schwache Schüler und Lehrergeldbeutel recht gut fuhren. Nur mit der Moral und dem Ansehen des Lehrerstandes verschlimmerte es sich. Endlich kam ein Lehrer, der wollte nicht mitthun. Ein andrer, der bisher auch schon widerstrebt hatte, unterstützte ihn. Es gab Meinungsverschiedenheiten, Streit, Beschwerden, Strafen, bis die vorgesetzte Behörde zuletzt gründlicher untersuchte und den industriellen Rektor — strafversetzte. Nun waltet er im Osten an einer „Vollanstalt“. Aber nur als Oberlehrer! Das Realprogymnasium hat seitdem sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Der neue Rektor erhielt dazu den Professortitel. Die auffässigen beiden Lehrer aber gingen leer aus. Der eine ist zwar schon dreißig Jahre in seiner Stellung, aber das berechtigt ihn ja höchstens zum Anspruch auf Pensionirung. Der andre, der noch jünger ist, der eigentliche Aufrührer, soll nach dem Wunsche der Behörde und des neuen Rektors an eine andre Anstalt übergehen, damit Friede herrsche. Die „Mitarbeiter“ des strafversetzten frühern Rektors bleiben unangefochten in Amt und Würden; sie stören den „Frieden“ nicht. Daß sie in skandalöser Weise — die Untersuchung hat dies sonnenklar ergeben — die Ehre ihres Standes jahrelang hintangesetzt haben, um ihren Beutel zu füllen, und daß die Kinder, die solchen Lehrern anvertraut waren und sind, „ethisch“ auf ganz bedenkliche Art „gefördert“ werden, diese Kleinigkeiten scheinen der Unterrichtsbehörde keine weitern Schwierigkeiten zu machen. Was geschähe mit einem Offizier, dem ähnliches nachgewiesen würde?

Nochmals der Richterstand. Das 43. Heft der Grenzboten bringt einen Aufsatz, worin mit Beziehung auf eine voraufgegangene Notiz gefragt wird, was man dazu sagen solle, wenn ein — Maßgeblicher oder Unmaßgeblicher? — den Richtern empfehle, zur Stärkung ihres Ansehens scharfe Strafen auszusprechen.

Aus dieser Frage des Verfassers, der sich ja wohl für einen „Maßgeblichen" ansieht, geht eine bedauerliche Verkennung des Sinnes jener Betrachtung hervor. Nicht um ihr Ansehen zu heben, sollen die Richter auf strenge Strafen erkennen, sondern um ihre Pflicht zu thun. Wenn sie diese Pflicht erfüllen, wird sich ihr Ansehen, soweit es durch Mängel in dieser Richtung gelitten hat, von selbst wieder heben.

Wenn der Verfasser von Klagen über ungerechte und rigorose Verurteilungen spricht, die man viel häufiger als solche über ungerechte Freisprechungen höre, so wird er doch wohl zunächst die Urheber und die Verbreiter dieser Klagen näher anzusehen und darnach diese Klagen auf ihren Wert hin zu prüfen haben.

Mit dem von ihm angeführten Schlußsatze des Abgeordneten von Bismarck kann man sich ganz einverstanden erklären; der Verfasser mag sich aber andrerseits an den späteren Ausspruch desselben von Bismarck von den „gutmütigen Richtern" erinnern lassen.

Daß der Einsender der Mahnung mit seiner Ansicht nicht allein steht, beweist ihm die Zustimmung andrer, sehr maßgeblicher Personen, die die gleichen Erfahrungen wie er gemacht haben; für dritte wird sie wohl auch aus dem neuesten Erlaß des Kaisers über das Zuhältertum hervorgehen.

Eisenbahnlitteratur. Vor einigen Wochen brachten die Grenzboten einen Aufsatz, der der Einführung einer einheitlichen Zeit für ganz Deutschland, und zwar auf Grundlage der durch den 15. Längengrad bestimmten mitteleuropäischen Zonenzeit, das Wort redete. Die Stimmen, die für diese Einführung eintreten, mehren sich. Es liegt uns eine Schrift vor von Ernst von Hesse-Wartegg: Die Einheitszeit nach Stundenzonen, ihre Einführung im Weltverkehr und im gewöhnlichen Leben (Leipzig, C. Reißner, 1892). Auch in dieser Schrift wird die Einführung der Einheitszeit für Deutschland auf Grund der Normalzeit des 15. Längengrades dringend gefordert; nicht bloß für den innern und den äußern Dienst der Eisenbahnen, sondern auch für das gesamte bürgerliche Leben. „Bei dem heutigen großartigen und immer noch steigenden Verkehr spielt die Eisenbahn eine so allgewaltige, in das öffentliche Leben so tief einschneidende Rolle, daß es nicht gut angehen wird, Lokalzeit und Eisenbahnzeit zu trennen." „Voraussichtlich werden zuerst die kleinen Ortschaften die Bahnzeit annehmen, da ja bei den meisten von einer eignen Meridianzeit kaum jemals die Rede war." Dann aber würden auch wohl bald, ebenso wie es in Amerika geschehen ist, die größern Städte folgen.

Ist es richtig, was jüngst die Zeitungen meldeten, daß neuerdings nicht bloß in Baiern und Württemberg, sondern auch in Baden die Eisenbahnverwaltungen beschlossen haben, für den innern wie den äußern Dienst vom 1. April 1892 an zur Rechnung der mitteleuropäischen Zeit überzugehen, so würde sich dort die Voraussetzung unsers Schriftstellers erproben können. Bisher rechnete man in diesen Ländern nach der Zeit der Hauptstädte. Die neue Rechnung würde von der bisherigen in Baiern um 13, in Württemberg um 23, in Baden sogar um 26 Minuten abweichen. Wird diese neue Rechnung für die Eisenbahn eingeführt, dann wird sich bald zeigen, ob daneben die Bevölkerung die alte Ortszeit aufrecht erhalten will, oder ob sie es vorzieht, allgemein nach der Eisenbahnzeit zu rechnen.

Würde, wie wir vorauszusehen glauben, in ganz Süddeutschland zu der Einheitszeit übergegangen und geschähe dieser Übergang ohne sonderlichen Schmerz, dann würde dami tder Beweis geliefert sein, daß dies auch in Norddeutschland möglich ist. Und dann würden wohl die Rheinprovinz und die Astronomie ihren Widerspruch nicht aufrecht halten können.

Ein andres uns vorliegendes Schriftchen, von Lorenz Hoffmann, berührt eine Frage des Eisenbahnverkehrs, die zwar mit der vorgedachten Frage das Wort „Zone" gemein hat, aber sonst davon sehr verschieden ist. Es führt den Titel: Ist der Engelsche Zonentarif-Vorschlag durchführbar? (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1891). Bekanntlich hat Dr. Eduard Engel eine Agitation für eine Umwandlung des Personentarifs der Eisenbahnen ins Leben zu rufen gesucht, in der Richtung, daß dieser nach Zonen bemessen werden soll. Für die Fernzone, d. h. für jede Strecke, die mehr als 50 Kilometer mißt, soll bei gewöhnlichen Zügen in der dritten Klasse eine Mark, in der zweiten Klasse zwei Mark in der ersten Klasse sechs Mark, bei Blitzzügen aber das Doppelte hiervon gezahlt werden. Dadurch würde man für eine Mark in Deutschland von einem Ende bis zum andern reisen können. In dem vorliegenden Schriftchen wird nun näher ausgeführt, daß eine solche Verbilligung des Eisenbahnfahrens sowohl in finanzieller als in volkswirtschaftlicher Beziehung geradezu verhängnisvoll wirken würde. Wir können jedem, der sich für die Frage interessirt, die Schrift zum Lesen empfehlen.

Litteratur.

Briefwechsel Friedrich Lückes mit den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm. Mit erläuternden Zusätzen und Zugaben aus dem gemeinsamen Freundeskreise besonders über die akademische Krisis des Jahres 1837. Herausgegeben von F. Sander. Hannover-Linden, Manz und Lange, 1891

Erst vor einem Vierteljahre haben wir über den Briefwechsel der Brüder Grimm mit ihrem Schüler Emil Braun berichten können, diesmal sind es Briefe der beiden an einen gleichaltrigen gelehrten Freund, den Professor der Theologie Friedrich Lücke in Göttingen, und Briefe von diesem an die Grimm, auf die wir unsre Leser hinweisen möchten. Zwar wird eine Reihe davon nur in Germanistenkreisen, wo für die Geschichte der deutschen Philologie lebhaftere Teilnahme vorauszusetzen ist, Beachtung finden, namentlich alle die Briefe, die Lücke und J. Grimm über gelehrte Fragen ausgetauscht haben, und deren Ergebnisse zum Teil in der deutschen Mythologie, zum Teil im Wörterbuche niedergelegt sind. Von Wichtigkeit für die politische Zeitgeschichte sind aber doch die von Sander mitgeteilten Briefe über die Erklärung der „Sieben" an der Göttinger Universität im Jahre 1837.

Ernst August, der neue König von Hannover, hatte durch ein Patent vom 1. November dieses Jahres das Staatsgrundgesetz seines Vorgängers aus eigner Macht aufgehoben, „umgestürzt" sagt J. Grimm. Sieben angesehne Göttinger Professoren, an ihrer Spitze der Historiker Dahlmann und die Brüder Grimm, hatten sich öffentlich gegen diese verfassungswidrige Handlung verwahrt; sie selbst hatten ja in ihrem Diensteid einen Paragraphen des alten Grundgesetzes beschworen, der jeden Zivilstaatsdiener eben durch seinen Diensteid verpflichtete, bei allen Verfügungen dahin zu sehen, daß sie keine Verletzung der Verfassung enthielten. Diese Aufhebung des Grundgesetzes mußte aber als Verletzung der Verfassung angesehen werden; sie führte zu dem Protest der sieben und dann zu der Entlassung, richtiger Verbannung von dreien von ihnen. Auch von Lücke wie von manchem andern, in dem man sich dabei verrechnete, hatte Dahlmann und mit ihm wohl die Grimm erwartet, daß er die Verwahrung unterschreiben würde; Lücke hat es nicht gethan, und das haben

ihm Dahlmann und die Brüder zeitlebens verdacht. Sowohl Lückes halbe Schritte in der Sache — er glaubte nicht öffentlich auftreten zu dürfen und hatte sich privatim mit der Bitte an das Kuratorium der Universität gewendet, Se. Majestät dahin zu bewegen, durch irgend einen großmütigen Entschluß die Verhältnisse ohne eine Verletzung der Verfassung zu ändern — wie das entschiedene Vorgehen der sieben finden ausführliche Begründung in zwei längern Briefen, die Lücke und J. Grimm kurz nach dem Ereignis gewechselt haben. Der Theolog, eine „in sich weiche, nach außen milde und nachgiebige" Natur, die das Leben und namentlich notwendige ernste Entschlüsse sehr schwer nahm, ein Gemüt nicht ohne hypochondrischen Hang und von inniger, demütiger Frömmigkeit, zweifelte, ob „die Zeit, die Form der Aktion die rechten seien." Infolge dieses Zweifels kam er zu keinem Entschluß, den Kampf zwischen seinem Gewissen, das die Aufhebung des Grundgesetzes für unrechtmäßig erklärte, und seiner Unterthanenpflicht hat er nicht überwinden können. In einem langen Briefe, einem deutlichen Abbild seines ganzen Wesens, schüttet er sein Herz vor J. Grimm aus und sucht seine Ehre und sein Gewissen zu rechtfertigen. Grimm antwortet sofort — herzlich, aber entschieden: „Vor allem die Versicherung, daß meine Liebe zu Ihnen nie einen Augenblick wankend geworden ist, ich hoffe auch nie aufhören soll. — Mir schien von Anfang an die Tyrannei so außerordentlich und gewaltig, daß dadurch alle Wege und Gänge des gewöhnlichen Lebens abgeschnitten wurden. Es galt, die rein menschliche Scheu vor Bosheit und Unterdrückung nicht zu verhalten. Wer in die Bresche treten will, der kann nicht hinter der Mauer stehen bleiben. Das Recht und die Pflicht, einzuschreiten, war seit der versuchten Eidesentbindung da. Alles bei unsrer Einsprache hieng von ihrer Öffentlichkeit ab; diese Sache strebte, wie die Pflanze nach dem Licht, nach der Öffentlichkeit."

Zwischen Göttingen und Kassel, dem neuen Aufenthalt der Brüder, ist der Briefwechsel — meist über gelehrte Dinge, seitdem das Wörterbuch in Angriff genommen worden war — rege weitergeführt worden, aber er erlischt bald nach der Übersiedlung der beiden Grimm nach Berlin. Nach Lachmanns Tode (13. März 1851) hat sich noch einmal das Bedürfnis schriftlichen Verkehrs eingestellt, er ist dann auch bis zu Lückes Tode 1855 gepflegt worden.

In den erläuternden Zusätzen zu dem Briefwechsel, die mit den Zugaben zwei Drittel des Buches ausmachen, fällt Licht auf Einzelheiten und Personen, über die der Leser Aufklärung wünschen könnte; hauptsächlich ist der Herausgeber — ein Sohn des Pastors Sander bei Göttingen, auf dessen Pfarre der gelehrte Freundeskreis manche frohe Stunde zugebracht hat — auf Beiträge zu der akademischen Krisis bedacht gewesen. Er hat das Promemoria Lückes an das Kuratorium, die ablehnende, ausführlich begründete Antwort darauf und einige Briefe Lachmanns und Julius Müllers an Lücke abgedruckt, die die Stimmung der Parteien gegen einander, besonders nach Grimms und Dahlmanns Schriften über ihre Entlassung, beleuchten. In den Texten hat der Herausgeber ein paarmal die Handschriften bemängeln zu müssen geglaubt, wohl mit Unrecht an folgenden Stellen. S. 22 dankt W. Grimm gewiß bescheiden für die Beantwortung seiner ungelehrten (d. h. von seiner Ungelehrsamkeit zeugenden) Anfragen und nicht ungelehrten, wie Sander vermutet. S. 42: ihr Donnerföhne seid fertig (d. i. seid gleich bereit) mit Blitz und Donner einschlagen. Sander vermuthet: einzuschlagen; natürlicher wäre es, vor „mit" sich im Geiste ein zweites mit zu denken.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Gloſſen zum deutſchen Reichstagswahlrecht

(Schluß)

3

Das gleiche direkte Wahlrecht verlegt natürlich den Schwerpunkt ſeiner Wirkſamkeit in die großen Maſſen, und bei dieſen kann nicht klare politiſche Einſicht, nicht ruhige Überlegung den Ausſchlag geben, ſondern Erregungen des Augenblicks, Gefühle und Stimmungen, dunkle, oft recht niedrige Inſtinkte. Packende Schlagwörter ſind hierbei von entſcheidendſter Bedeutung. Die große Maſſe gehört auch im allgemeinen nicht mit feſtem Bewußtſein einer beſtimmten Parteirichtung oder politiſchen Grundanſchauung an; ſie läßt ſich durch die Stimmungen des Augenblicks beeinfluſſen, und Tauſende von Wählern geben das einemal ſozialdemokratiſche oder deutſchfreiſinnige, das andremal konſervative oder nationalliberale Stimmzettel ab, je nach der Perſönlichkeit des Kandidaten oder unberechenbaren Einflüſſen der gerade obwaltenden Umſtände. Augenblickliche Kriegsgefahr, ſchlechte Geſchäfte, üble Ernten, für die meiſt kein Menſch verantwortlich iſt, beeinfluſſen bei dieſem Wahlverfahren die Abſtimmung viel mehr als alle ruhigen Erwägungen der Vernunft. Die große Maſſe des Volkes beſteht aus Gefühls- und Stimmungsmenſchen, deren wechſelnde politiſche Geſinnung ganz unberechenbar iſt.

Das eröffnet der Wahlagitation ſelbſtverſtändlich den breiteſten Wirkungsplatz, und je roher und handgreiflicher ſie betrieben wird, um ſo erfolgreicher pflegt ſie leider bei dem Bildungsſtande und der Urteilsfähigkeit der breiten Schichten zu ſein. Mit einem guten Schlagwort, ſei es, daß es ſich auf künftige Entſcheidungen bezieht oder ein Volksurteil über vorangegangene Maßregeln

darstellen soll, sind die halben Wahlen gewonnen. Es liegt auf der Hand, daß im allgemeinen dabei die Hetzer und Aufwiegler, die mit den rohesten und gewissenlosesten Mitteln arbeiten, bessere Geschäfte machen als die Männer der Ordnung, der Besonnenheit, der ruhigen Überlegung, die sich der Verantwortlichkeit für das, was sie sagen und versprechen, bewußt sind. Wohl rütteln große patriotische Anliegen auch die Massen des Volkes auf. In der nationalen Erhebung der siebziger Jahre, in dem Streit um die vaterländische Wehrkraft im Jahre 1886/87 sind treffliche Wahlen vorgenommen worden, und bei entscheidenden Krisen für unsre nationale Existenz halten wir solche noch immer für gesichert; aber dazwischen kamen lange Jahre, wo das Mißvergnügen über die unvermeidlichen Opfer an den Staat, die Unzufriedenheit zahlloser Menschen mit ihren Erwerbsverhältnissen den Worten der Hetzer und Volksverführer Gehör verschaffte.

Das gleiche direkte Wahlrecht hat die ganz natürliche Wirkung, daß auf die niedrigsten Triebe und gemeinsten Leidenschaften des Volkes spekulirt wird und diese Gefühle künstlich und absichtlich mit allen demagogischen Mitteln gesteigert werden. Zahlreiche Reichstagskandidaten haben es erfahren, daß sie im ganzen Wahlkreis und in jedem einzelnen Dorf die ordentlichen und anständigen Menschen, die durch Besitz, Bildung, Ansehen hervorragenden Wähler, Pfarrer, Lehrer, Schulzen, Beamte aller Art, Handwerker, größere Bauern u. s. w. auf ihrer Seite hatten, und dann doch gegen die Masse aus den untersten Schichten, Fabrikarbeiter, Tagelöhner, vielleicht mit wenigen Stimmen wiederholt unterlagen. Wenn nicht Intelligenz, wirtschaftlicher Besitz, persönliches Ansehen mehr den Ausschlag geben, sondern die brutale Überlegenheit der Menschenzahl der unteren Klassen, so kann man sich auch über die Folgen nicht wundern. Es ist ganz unausbleiblich, daß ein solches Wahlsystem bei längerer Dauer die Massen zur Verrohung und zur Auflehnung gegen alle natürliche staatliche und gesellschaftliche Ordnung und Autorität bringt. Die Wirkungen lassen sich im täglichen Leben an dem Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, zwischen Dienstboten und Herrschaften auf Schritt und Tritt mit Händen greifen. Eine Sozialdemokratie haben wir überhaupt erst, seitdem wir dieses Wahlsystem besitzen. Im Jahre 1871 wurden 3, im Jahre 1890 fast 20 Prozent Stimmen dieser Richtung abgegeben; die in diesem Jahre abgegebene Stimmenzahl der Sozialdemokraten, annähernd $1\frac{1}{2}$ Millionen, wurde von keiner einzigen andern Partei erreicht.

Die radikalen Parteien aller Richtungen, die mit den stärksten und häßlichsten Mitteln arbeiten, werden mehr und mehr die parlamentarische Zukunft haben. Vom Zentrum abgesehen, das in seinen kirchlich-religiösen Interessen und der geistigen und wirtschaftlichen Beschränktheit des größten Teiles seiner Wähler ein schwer angreifbares Bollwerk besitzt, haben die Parteien der äußersten Reaktion auf der einen Seite, des extremsten Radikalismus auf der andern,

die sich beide der aufhetzendsten Methode der Agitation bedienen, die besten Aussichten der Zukunft. Der Bürgerstand mit anständigen, praktischen, vermittelnden Bestrebungen wird mehr und mehr parlamentarisch aufgerieben werden, zumal da auch er die Kraft und Einsicht nicht in genügendem Maße besitzt, die erforderlich wäre, um seine Lebensinteressen und die ihm zukommende Bedeutung zu wahren. Schon heute sind die großen Städte, die Mittelpunkte unsers gewerblichen Lebens fast ohne Ausnahme, soweit sich ihre Gesinnung in den Reichstagswahlen ausspricht, politisch unbrauchbar und verkommen, und es ist kaum eine Aussicht, daß sich das bessern wird. Noch halten ihnen die kleinstädtisch-ländlichen Wahlkreise einigermaßen das Gegengewicht; auf wie lange, muß die Erfahrung lehren.

Dabei ist das geltende Wahlrecht gegenüber den großen volkreichen Städten und Industriemittelpunkten immer mehr zu einer offenbaren Ungerechtigkeit und Unbilligkeit geworden. Während das Wahlgesetz durchschnittlich auf hunderttausend Seelen einen Abgeordneten gewählt wissen will und die ursprüngliche Feststellung der Wahlkreise auch annähernd diesem Maßstabe entsprach, ist die Wahlkreiseinteilung und die Zahl der Abgeordneten feststehend geblieben, trotz der inzwischen eingetretenen bedeutenden Verschiebung und Vermehrung der Bevölkerungszahl. Berlin wählt heute noch nur sechs Abgeordnete, trotz seiner 1600000 Einwohner. Ähnlich ist das Misverhältnis in Breslau, Hannover, Frankfurt a. M., in den rheinisch-westfälischen Industriekreisen Elberfeld, Düsseldorf, Essen, Duisburg, Köln, Bochum, Dortmund, in München, Dresden, Leipzig, Chemnitz, Hamburg und vielen andern Städten. Der sechste Berliner Wahlkreis besaß nach der den jüngsten Wahlen zu Grunde liegenden Volkszählung von 1885 359704, der vierte 324989 Einwohner; der erste Wahlkreis derselben Stadt 91397 Einwohner. Im sechsten Wahlkreis hatten fünf Wähler gerade so viel Recht wie einer im ersten Wahlkreis. Gegenüber diesen Riesenwahlkreisen giebt es wieder welche von 50 und 60000 Einwohnern. Der Stadtkreis Köln z. B. zählte 239510, der Landkreis Köln 61321 Einwohner. Von den allerkleinsten, aus einem ganzen Bundesstaate gebildeten Wahlkreisen, von denen Schaumburg-Lippe die geringste Volkszahl (37204) aufwies, wollen wir gar nicht reden.

Und alle diese Unbilligkeiten verstärken sich natürlich mit jedem Jahre mehr. Sie gereichen vorzugsweise den Sozialdemokraten, auch den Deutschfreisinnigen zum Schaden, die die meisten Vertreter jener Riesenwahlkreise stellen, bei denen das Verhältnis der Wähler- und der Abgeordnetenzahl also besonders ungünstig ist. Das darf uns aber nicht abhalten, die thatsächlich bestehende Ungerechtigkeit, die zu einer vom Gesetz nicht beabsichtigten Durchbrechung des allgemeinen Wahlrechts führt, anzuerkennen. Will man ein solches Wahlrecht, so soll man es auch zur Wahrheit machen und sich seinen Konsequenzen nicht durch kleinliche Umgehungen zu entziehen suchen. Es ist denn auch von jener Seite wiederholt

im Rechstage eine neue, gerechtere Einteilung der Wahlkreise und eine der bedeutend gewachsenen Bevölkerungszahl entsprechende Vermehrung der Abgeordnetensitze gefordert worden, aber bis jetzt ohne Erfolg.

Das gleiche direkte Wahlrecht hat einen Parteihaß großgezogen, wie er früher unbekannt war. Die Parteikämpfe, die sich jedesmal bei einer Wahl abspielen, verbittern und vergiften nicht nur das gesellschaftliche, sondern auch das wirtschaftliche Leben auf lange Zeit, namentlich in den Wahlkreisen mit engern sozialen Verhälnissen, wo die politische Gesinnung der einzelnen Wähler bekannt zu sein pflegt und die mannigfachsten persönlichen Beziehungen in den Wahlkampf hineinspielen. Da entsteht oft eine dauernde Spaltung in zwei oder mehr Lager, die alle sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen beherrscht.

Dabei sind die Formen unsrer politischen Agitation immer roher und frivoler geworden. Politische Lügen der gröbsten Art gehören längst zu dem gewöhnlichen Handwerkszeug im Wahlkampf; persönliche Verleumdung und Ehrabschneiderei des Gegners, nicht minder die monatelang hindurch betriebene Wahlagitation erzeugt einen Sumpf der Verlästerung, des Hasses, der Gemeinheit, der nur entsittlichend und verrohend wirken kann. Vornehm angelegten Naturen widersteht es daher schon in vielen Fällen, sich durch den Schmutz eines solchen Wahlkampfes hindurchzuarbeiten, und die Folge wird in immer wachsendem Maße sein, daß sich bessere Elemente nur noch mit Widerstreben, aus bloßem Pflichtgefühl zur Annahme einer Kandidatur verstehen, die sie in fortgesetzten Kampf mit wüsten Demagogen bringt. Die Sprache unsrer radikalen Flugblätter und Agitatoren leistet schon jetzt an Roheit und Gemeinheit unglaubliches. Für Männer von Bildung und guten Sitten wird es immer schwieriger, sich in öffentlichen Versammlungen mit den Gegnern, namentlich den sozialdemokratischen Rednern zu messen, die von vornherein eines lärmenden und den Gegner niederschreienden Beifalls ihres Publikums sicher sind. Eine große Anzahl solcher Versammlungen, in denen Redner andrer Parteien das Wort zu ergreifen wagen, endet mit tumultuarischen Auftritten, lärmenden Unterbrechungen und oft genug thätlichen Bedrohungen der Redner. Ein Redekampf unter solchen Umständen ist ein Wagnis, dem sich wenige mehr unterziehen mögen, und in den meisten Fällen ist das Opfer auch ganz umsonst gebracht. Bei der Zuchtlosigkeit, die, vorzugsweise durch Schuld der Sozialdemokratie, in unsern öffentlichen Versammlungen eingerissen ist, ist die Scheu anständiger und gebildeter Menschen, sich in dieses Treiben zu mischen, begreiflich genug.

Es kommt hinzu, daß in stets wachsendem Maße die Wahlagitation die großen Schichten des Volkes, Arbeiter, Bauern, Handwerker, persönlich und täglich in Anspruch nimmt, sie oft wochenlang in Volksversammlungen herumzerrt, von Arbeit, Erwerb und dem häuslichen Leben abzieht, zu kostspieligem Wirtshausbesuch verleitet und an eine gänzlich unfruchtbare politische Kanne-

gießerei gewöhnt. Auf das Wahltreiben ist die Zerrüttung so mancher Existenzen zurückzuführen.

Und was für stets zunehmende Anforderungen werden an die persönliche Betheiligung der Kandidaten am Wahlkampf gestellt! Wer nicht einen großen allbekannten politischen Namen besitzt, ist heute genötigt, wochenlang einen Wahlkreis nicht nur von Dorf zu Dorf, sondern fast von einem Bauernhof zum andern zu durchstreifen und beträchtliche Summen für die Kosten einer wohlorganisirten Agitation aufzuwenden.

Die Leitung der Wahlen ist ein Geschäft geworden, bei dem ungeheuer viel auf die Geschicklichkeit der äußern Mache ankommt; aller nur denkbare persönliche und wirthschaftliche Druck wird angewandt, und an direkter und indirekter Bestechung fehlt es auch schon lange nicht mehr. Die politische und sittliche Korruption ist bei diesem Wahlrecht unvermeidlich.

Wenn noch etwas gefehlt hätte, dieses Wahlrecht verderblich, ungerecht und politisch entsittlichend zu machen, so wäre es durch die Einrichtung der Stichwahlen erreicht worden. Es war ein Anblick, dessen man sich bis ins tiefste Innerste schämen mußte, als sich bei den jüngsten Reichtagswahlen Fürst Bismarck mit einem gänzlich unbekannten sozialdemokratischen Cigarrenwickler in der Stichwahl messen mußte. Ein Wahlsystem, das so groteske Erscheinungen hervorbringt, ist mit diesem einzigen Vorgange schon gerichtet.

Bei den jüngsten Wahlen ergab sich die ungewöhnlich hohe Zahl von 148 Stichwahlen. Von diesen sind 99 ebenso ausgefallen, als wenn gleich die relative Mehrheitim ersten Wahlgange die Entscheidung gebracht hätte, 49 haben ein andres Ergebnis gehabt. Durch das Institut der Stichwahlen, im Gegensatz zu der relativen Mehrheit des ersten Wahlganges, haben die Deutschfreisinnigen 25, die Volkspartei sechs, das Zentrum sechs, die Welfen fünf, die Antisemiten ein Mandat gewonnen, die Nationalliberalen 21 verloren, eins gewonnen, die Konservativen fünf verloren, drei gewonnen, die Reichspartei sechs verloren, die Sozialdemokraten 17 verloren, zwei gewonnen.

Bei den Stichwahlen pflegen die allerentgegengesetztesten Parteien, nur durch den gemeinsamen Haß gegen den Gegner zusammengehalten, Hand in Hand zu gehen; es werden Wahlbündnisse geschlossen und Schachergeschäfte veranstaltet, die aller politischen Moral ins Gesicht schlagen und die schreiendsten Ungerechtigkeiten mit sich bringen. Ein schlagendes Beispiel für diese Ungerechtigkeiten, wie sie das allgemeine gleiche Wahlrecht insbesondre durch die Beigabe der Stichwahlen in sich schließt, boten die jüngsten Reichstagswahlen im Großherzogtum Baden. Dort wurden bei den ersten Wahlen abgegeben: 82 358 nationalliberale, 81 420 ultramontane, 30 094 sozialdemokratische, 29 035 konservative, 23 907 deutschfreisinnige und 16 346 demokratisch Stimmen. Die nationalliberale Partei hatte also die stärkste Stimmenzahl im ganzen, und auch die stärkste Stimmenzahl in sechs Wahlkreisen. Das Ergebnis aber war, daß sie

in ganz Baden nicht einen einzigen Abgeordneten durchbrachten, während acht Ultramontane, drei Konservative, ein Deutschfreisinniger, ein Demokrat und ein Sozialdemokrat gewählt wurden, weil in allen Stichwahlen der Radikalismus auch in seiner äußersten Gestalt mit dem Ultramontanismus zusammenging. Ein Wahlrecht, das solche ungeheure Ungerechtigkeiten erzeugt, kann doch nicht als der angemessene Ausdruck der Volksstimmung betrachtet werden.

Und auch von den Ergebnissen des ganzen Reiches aus betrachtet bringt das gleiche direkte Wahlrecht kein gerechtes Verhältnis der Abgeordnetenzahl und der abgegebenen Stimmenzahl zu stande. Um bei den Wahlen von 1890 stehen zu bleiben, haben damals im ganzen Reich die Sozialdemokraten 19,7 Prozent, das Zentrum 18,6, die Nationalliberalen 16,3, die Deutschfreisinnigen 16, die Deutschkonservativen 12,4 Prozent der abgegebenen Stimmen erhalten. Und damit vergleiche man die Abgeordnetenzahl: 35 Sozialdemokraten, 106 Zentrumsmitglieder, 40 Nationalliberale, 64 Deutschfreisinnige, 71 Deutschkonservative. Wenn die Gesamtstimmenzahl jeder Partei für die Zahl ihrer Vertreter maßgebend wäre, so würde der Reichstag ungefähr folgendes Bild bieten: 79 Sozialdemokraten. 74 Zentrumsmitglieder, 65 Nationalliberale, 64 Deutschfreisinnige, 49 Deutschkonservative u. s. w. Es sind auch Parteien denkbar, die in keinem einzigen Wahlkreise durchzudringen vermögen und doch überall so verbreitet sind, daß sie in ihrer Gesamtheit eine Vertretung mit Recht beanspruchen dürften. Es ist nicht zu verwundern, wenn schon oft der Gedanke eines Proportional-Wahlsystems, eine Verteilung der Mandate nach der auf die einzelnen Parteien fallenden Gesammtstimmenzahl erörtert worden ist.

Auch das Maß der Wahlbeteiligung trotz aller Agitation und Verhetzung beweist nicht, daß unser Volk für ein so ausgedehntes und unumschränktes Wahlrecht reif sei. Die durchschnittliche Wahlbeteiligung erreicht noch nicht zwei Drittel der Wahlberechtigten, erhebt sich oft wenig über die Hälfte, hat in der großen Aufregung der Septennatswahlen von 1887 72 Prozent erreicht, um dann das nächste mal wieder auf 70 Prozent zurückzugehen. Das sind für die Ausübung eines so hohen Rechts keine stattlichen Zahlen. Man wird gewiß nicht irre gehen, wenn man den größten Teil der säumigen Wähler nicht den extremen Parteien, die die Agitation mit der äußersten Anstrengung betreiben und darum den letzten Mann aufbieten, sondern den gemäßigten Richtungen zuschreibt, die sich leider immer durch politische Gleichgiltigkeit auszuzeichnen pflegen. Gering pflegt die Wahlbetheiligung allerdings auch in den Wahlkreisen zu sein, in denen das Ergebnis kaum bestritten ist, und in dieser Hinsicht ragen zahlreiche ultramontane und konservative Wahlkreise besonders hervor. Wir greifen aus den jüngsten Wahlen einige Wahlkreise heraus. In den konservativen pommerschen Wahlkreisen Stargard, Dramburg und Neustettin stimmten 39, 38 und 36 Prozent, in dem ultramontanen bairischen Wahlkreise Deggendorf 32 Prozent, dagegen in vielen andern Wahlkreisen 80 bis 90 Prozent der Wahlberechtigten.

4

Als eine zweckmäßige Schranke des allgemeinen gleichen Wahlrechts ist vielfach die Einführung eines indirekten Wahlverfahrens, die Wahl der Abgeordneten durch Wahlmänner betrachtet worden. Wir haben diese Einrichtung in den meisten deutschen Bundesstaaten, und es brauchen damit keineswegs Klassenwahlen mit Abstufung der Wahlberechtigung nach der Steuerleistung verbunden zu sein; das Wahlrecht kann vollkommen gleich sein. Bei der Beratung des Reichstagswahlrechts hat der Abg. v. Sybel geäußert: „Bei dem indirekten Wahlverfahren ist es eine ganz klar zu beantwortende Frage, ob der Bürger unter seiner nächsten Umgebung einen Mann anzugeben weiß, den er für das Wahlgeschäft befähigt erachtet; die Frage aber, ob er weit umher im deutschen Vaterlande einen Mann kenne, den er als Gesetzgeber ins Parlament schicken will, diese Frage liegt vollständig über seinem Horizont; hier eröffnet also das direkte Wahlverfahren gerade der Abhängigkeit und der Beeinflussung Thor und Thür."

Das indirekte Wahlverfahren würde die Reichstagswahlen eines großen Teils der häßlichsten demagogischen und agitatorischen Züge entkleiden, die ihm jetzt anhaften, und einen heilsam mäßigenden Einfluß ausüben. Das persönliche, auf gesellschaftliche Stellung, materiellen Besitz, Intelligenz, Tüchtigkeit in häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten gegründete Ansehen kommt dabei weit mehr zur Geltung als bei der direkten Wahl eines häufig gar nicht im Bezirk wohnenden, den meisten Wählern gänzlich unbekannten Mannes. In seiner nähern Umgebung kennt jeder etliche Männer, die Vertrauen und Ansehen genießen; bei der direkten Wahl des Abgeordneten dagegen werden in zahlreichen Fällen Tausende von Wählern die Beute einer von außen betriebenen, die wahren Interessen des Bezirks oft sehr wenig kennenden oder beachtenden Agitation.

Die praktische Wirkung des direkten und des indirekten Wahlverfahrens bei sonst gleichem Wahlrecht ist denn auch nachweislich sehr bedeutend. Man vergleiche z. B. die jüngsten Reichstagswahlen im Großherzogtum Baden mit der Zusammensetzung der dortigen zweiten Kammer, die aus Wahlmännerwahlen bei allgemeinem gleichem Wahlrecht hervorgeht. Während die gemäßigt liberale Richtung, wie wir bereits erwähnt haben, aus der badischen Reichsvertretung trotz ihrer überlegenen Gesamtstimmenzahl gegenwärtig vollständig verdrängt ist, die Ultramontanen 8 von 14 Mandaten innehaben, weist die erstere Richtung im badischen Landtag, obgleich sie auch hier neuerdings empfindliche Niederlagen erlitten hat, noch immer eine kleine Mehrheit auf. Das ist vor allem dem indirekten Wahlverfahren zuzuschreiben.

Wir können uns auch mit der Heimlichkeit des Wahlverfahrens nicht einverstanden erklären. Man sagt, es solle Wähler in abhängiger Stellung, Be-

amte, Arbeiter und Angestellte aller Art vor der Beeinflussung durch ihre Vorgesetzten oder Brotgeber schützen. Aber dieser Zweck wird nur sehr ungenügend erreicht. Die Klagen über ungesetzliche Beeinflussung abhängiger Wähler kehren bei jeder Wahl wieder und bilden den hauptsächlichsten Gegenstand der Beschäftigung der Wahlprüfungskommission. Sie haben auch wiederholt Anträge veranlaßt, die den Zweck verfolgten, das Wahlgeheimnis besser zu schützen (Einführung von amtlichen Umschlägen, worein der Stimmzettel in einem der Beobachtung unzudringlichen Raum gesteckt werden soll u. dergl.), praktisch zum Teil ganz undurchführbaren und auch wenig Wirksamkeit versprechenden Vorschlägen, die keinen Erfolg hatten. Aber auch wenn es gelänge, Mittel ausfindig zu machen, die Stimmabgabe vollständig geheim zu halten, in den meisten Fällen wird die politische Gesinnung von Untergebenen oder Arbeitern den Vorgesetzten oder Brotherren doch bekannt sein, und wenn sie einen unberechtigten Druck ausüben wollen, stehen ihnen hierzu genug der mannichfachsten Mittel zu Gebote. Die Klagen über ungehörige Wahlbeeinflussung sind bei Wahlsystemen mit öffentlicher Abstimmung in den deutschen Bundesstaaten mindestens nicht lauter und begründeter als bei den Reichstagswahlen. Der allergefährlichste, verwerflichste und wirksamste Druck ist der, der von der katholischen Geistlichkeit, häufig genug unter Mißbrauch ihres Seelsorgeramtes, ausgeübt wird; er ist viel erfolgreicher als der, der von Beamten oder Arbeitgebern ausgeht, und macht fast jede Abwehr unmöglich. Es ist kaum jemals auch nur ein ernstlicher Versuch gemacht worden, den Mißbrauch des geistlichen Amtes, der Predigt, der Beichte und Absolution, zu Wahlzwecken zu bekämpfen.

Wenn wir es in zahllosen Fällen für unmöglich halten müssen, die Wahlen wirklich erfolgreich geheim zu halten, so müssen wir neben diesem praktischen Gesichtspunkt auch den moralischen hervorheben, daß die Geheimhaltung der Abstimmung eine unwürdige und den Charakter verderbende Heuchelei, eine politische Korruption großzieht, von der wir leider schon unerfreuliche Erscheinungen genug haben. Ein deutlicheres Eingeständnis, daß ein Volk für ein so unbeschränktes Wahlrecht nicht reif sei, kann gar nicht gemacht werden, als durch die übermäßige Wertschätzung des Wahlgeheimnisses. Männer, denen ein so unendlich wichtiges politisches Recht eingeräumt wird, müssen auch den Mut, die Charakterfestigkeit und die Unabhängigkeit besitzen, öffentlich ihre Gesinnung auszusprechen. Wie ein Dieb an die Wahlurne zu schleichen und gleichzeitig die wichtigsten Anliegen der Nation entscheiden zu wollen, ist ein Widerspruch, der auf eine tiefe innere Unwahrheit hinweist.

Eine auch für das Wahlrecht bedeutungsvolle Abänderung der Reichsverfassung wurde durch das Gesetz vom 19. März 1888 vorgenommen, das die Legislaturperioden von drei auf fünf Jahre verlängerte. Das Gesetz war aus einem konservativ-nationalliberalen Antrage hervorgegangen und wurde durch eine aus diesen Parteien bestehende Mehrheit ange-

nommen. Der Abgeordnete v. Bennigsen befürwortete das Gesetz mit folgenden Worten:

Ich frage, ist denn das Wählen der Zweck, oder ist nicht vielmehr die Vertretung, die aus den Wahlen hervorgeht und die Interessen der Nation der Regierung gegenüber vertreten soll, das Entscheidende? Mancher mag in der Wahlagitation eine besondre Befriedigung finden, im allgemeinen ist das Volk dieser Art des Wählens, des Wühlens und Anfeindens in hohem Maße überdrüssig geworden. Ich bedaure das sogar, weil eine große Beteiligung an den Wahlen eine politische Notwendigkeit ist. Keine Partei ist unschuldig, daß man zur Verrohung und Verfeindung der Klassen in der Wahlbewegung beigetragen hat. Wir müssen alle mit Selbsterkenntnis dahin wirken, daß diese Zustände aufhören. Hoffentlich kommt es wieder dahin, daß es nicht schwer ist, wackere, einflußreiche Personen für alle Parteianschauungen in genügender Zahl zu gewinnen. Bliebe die Sache so weiter, wie vor einigen Jahren, wo die anständigen Menschen sich scheuten, sich wochen- und monatelang durch den Schmutz der Wahlbewegung schleppen zu lassen, so könnte allerdings über kurz oder lang nicht bloß das Wählen, sondern auch die Vertretung zu einem einträglichen Geschäft werden, wie sie es leider in andern Ländern schon ist. In dieser Hinsicht würde man bei den Wählern nicht auf Widerstand stoßen. Herr Windthorst sagte ja 1881 sogar: die Wähler werden uns dankbar sein, wenn wir die Legislaturperiode verlängern. Der Reichstag wird die Geschäfte ruhiger, sachgemäßer, autoritativer nach jeder Seite hin führen, und der größere Einfluß des Parlaments wird sich einstellen, wenn wir Parlamente haben, geschäftskundig, besonnen, fest nach oben und nach unten.

5

Die Befürwortung des gleichen direkten Wahlrechts durch die Regierung des Fürsten Bismarck ist offenbar hauptsächlich auf die Erinnerung an die damals gerade durchlebte preußische Konfliktsperiode zurückzuführen, sowie auf das Vertrauen zu der mächtigen, hinreißenden Wirksamkeit großer Männer und großer Thaten. Die preußische Konfliktsperiode mit einem aus Klassenwahlen hervorgegangenen Abgeordnetenhause war allerdings nicht geeignet, zu einem Versuch mit einem ähnlichen Wahlsystem in dem neuen Reich einzuladen. Aber der preußische Parlamentarismus steckte damals noch in den Kinderschuhen; er hat sich seitdem ganz anders entwickelt, und es war nicht richtig, aus jenen Erfahrungen dauernde Schlüsse für alle Zukunft zu ziehen, wenn wir auch weit entfernt sind, das preußische Klassenwahlsystem mit seinem plutokratischen Grundcharakter als besonders nachahmenswert empfehlen zu wollen. Der nationale Aufschwung und die Großthaten unsrer Geschichte wirkten wohl eine Zeit lang ersprießlich auf die Wahlen ein, dauernd aber erwiesen sich diese idealen Mächte gegenüber den nüchternen Stimmungen und Antrieben, wie sie das harte politische und materielle Alltagsleben hervorruft, doch nicht als kräftig genug.

Wenn wir nach alledem unser Volk, das erst wenige Jahrzehnte parlamentarischer Erfahrung und Schulung hinter sich hat, für dieses Wahlrecht nicht für reif halten und uns auch nicht dem Vertrauen hingeben können, daß wir

allmählich vielleicht hineinwachsen werden, so bestärkt uns darin die Thatsache, daß, von Frankreich abgesehen, dessen politische Zustände wenig genug Einladendes haben, kein Land ein so völlig unbeschränktes und freies Wahlrecht auszuführen gewagt hat, auch nicht Staaten mit weit längerer parlamentarischer Vergangenheit. Es kommt hinzu, daß überall die Volksvertretungen in Oberhäusern, Senaten oder ersten Kammern ein Gegengewicht haben, das der Bundesrat bei uns doch sehr mangelhaft ersetzt.

Am wenigsten besitzen die einzelnen deutschen Bundesstaaten ein so unbeschränktes Wahlrecht, und doch sind sie dabei im ganzen meistens mit ihren Volksvertretern gut ausgekommen. In Preußen werden nach der Steuerleistung drei Klassen gebildet; das Wahlverfahren ist indirekt, jede Klasse wählt eine gleiche Anzahl von Wahlmännern. In Baiern geht die Abgeordnetenkammer aus allgemeinen indirekten Wahlen hervor, wobei jedoch jeder Wähler irgend eine direkte Steuer zahlen muß. Auch Baden hat bei sonst unbeschränktem gleichem Wahlrecht die indirekte Wahl beibehalten. Württemberg hat neben dem geheimen allgemeinen und direkten Wahlrecht für die Städte und Oberamtsbezirke eine Reihe von Mitgliedern, die sonst in den ersten Kammern Platz zu finden pflegen (Vertreter des ritterschaftlichen Adels, der Geistlichkeit, der Landesuniversität). In Sachsen besteht für die Wahlberechtigung die Bedingung eines niedrigsten Maßes von Staatssteuerzahlung (3 M.); auch entscheidet die relative Mehrheit, sodaß Stichwahlen nur stattfinden, wenn im ersten Wahlgange kein Kandidat ein Drittel der Gesamtstimmenzahl erreicht hat.

Es ist nun freilich immer leichter, zumal in der Politik, Kritik zu üben, als Vorschläge zur Besserung zu machen. Ein vollkommen gerechtes und unantastbares Wahlrecht giebt es überhaupt in der Welt nicht; sie haben alle ihre Mängel. Es kommt auch ganz auf den sozialen, wirtschaftlichen und Bildungsstand eines Volkes bei der Beurteilung der Frage an, welches Wahlrecht ihm fromme. Dasselbe Wahlrecht kann für den einen Staat recht zweckmäßig, für den andern grundverkehrt sein. Es sind Völker denkbar, bei denen das allgemeine gleiche Wahlrecht ganz am Platze wäre: Völker mit verhältnismäßig geringen Unterschieden in Besitz, Bildung und gesellschaftlicher Stellung. Bei kleinen und primitiven Verhältnissen mag auch eine vollkommen gleiche Verteilung der politischen Rechte angemessen erscheinen, ebenso bei einem idealen Zustande hoher Kultur und wirtschaftlicher Blüte, der sich ausgleichend über das ganze Bürgertum verbreitet. Annähernd mögen solche Zustände z. B. in manchen Republiken des griechischen Altertums geherrscht haben, obwohl darüber im Laufe der Jahrhunderte manche Illusion entstanden sein mag. Jedenfalls ist das harte politische Leben kein Platz für Utopien und für Anstellung von Versuchen, die sich vielleicht unter ganz andern Verhältnissen bewähren könnten. Für das heutige Deutschland ist nach unsrer Überzeugung dieses Wahlrecht jedenfalls nicht die richtige Form der Bethätigung der politischen Rechte.

Man muß sich aber hüten, nun gleich eine vollständig umwälzende Reform des Wahlrechts anzustreben, deren praktische Möglichkeit und Ausführbarkeit den allergrößten Zweifeln begegnen muß. Mit philosophisch-akademischen Ausklügelungen einer idealen Form der Vertretung ist in der Welt der Thatsachen nichts auszurichten.*) Wir wollen uns aller Phantastereien enthalten. Wir wollen auch keineswegs ein aristokratisch-plutokratisches Wahlrecht lediglich nach Steuerstufen herstellen, wobei wieder der Geldsack die geistigen Eigenschaften ungebührlich in den Hintergrund drängen würde. Wir wären zufrieden, wenn zunächst einmal einige Verbesserungen vorgenommen würden, die vielleicht als dürftiges Flickwerk erscheinen können, aber doch die schlimmsten und unser Volk politisch am meisten entsittlichenden Auswüchse wegschaffen und voraussichtlich von wohlthätigstem Einfluß sein würden. Wir wünschen zunächst nur die Beseitigung der Stichwahlen, die Öffentlichkeit des Wahlverfahrens und die Einführung eines indirekten Wahlmodus, alles Einrichtungen, die schon in verschiedenen deutschen Bundesstaaten bestehen und sich dort wohl bewährt haben.

Wir sind darauf gefaßt, manche Anfechtungen zu erfahren. In weiten Kreisen gilt das allgemeine gleiche Wahlrecht so sehr als unantastbares Heiligtum, daß der leiseste Zweifel an seiner Vortrefflichkeit als Zeichen reaktionärer, volksfeindlicher Gesinnung betrachtet wird. Es sind das dieselben Kreise, die fortwährend versichern, daß das deutsche Volk an Freiheitsrechten auf der untersten Stufe der civilisirten Staaten stehe. Es wagt in der That gegenwärtig kaum eine Partei, an diesem Grundrecht zu rütteln.

Leicht wird es auch nicht sein, auf dem ordnungs- und regelmäßigen Wege einen Reichstag, der eben auf Grund dieses Wahlrechts gewählt ist, zu einer tiefgreifenden Abänderung desselben zu bewegen. Doch können Krisen und Katastrophen eintreten, in denen für die Staatsgewalt die Pflicht der Selbsterhaltung und der Notwehr entsteht; es können sich auch — und wir möchten diese Entwicklung für wahrscheinlich halten — Zeiterscheinungen warnender Art einstellen, daß vielen Blöden und Kurzsichtigen, die jetzt hinter den radikalen Hetzern herlaufen, die Augen aufgehen, und es kann mit vollkommen gesetzlicher Zustimmung aller besonnenen und ordnungsliebenden Volkselemente eine Reform des Wahlrechts vorgenommen werden. Die Verlängerung der Legislaturperioden

*) Dahin gehört z. B. der Vorschlag in einer Broschüre von Wolfgang Eisenhart, Gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht (Halle 1890), die sonst manches treffende Wort enthält. Der Verfasser möchte eine neue soziale Organisation der Gesellschaft vornehmen, die auch als Grundlage für ein neues Wahlrecht dienen könnte. Darnach sollen die Klassen des höhern gebildeten Beamtentums, des niedern Beamtentums, des Großgrundbesitzes, des kleinen bäuerlichen Grundbesitzes, des Großkaufmannstandes, des niedern Kaufmannstandes, der Großindustrie, des Handwerks, der sogenannten arbeitenden Klassen, der Vertreter der idealen Mächte im Staat (der Kirchen, der Universitäten u. a. Bildungsanstalten), jede für sich wählen und zwar eine gleiche Zahl von Deputirten.

war schon ein verheißungsvoller Anfang in dieser Richtung. Es wird eben noch schlimmer werden müssen, ehe diese Notwendigkeit von breiten Schichten des Volkes anerkannt wird. Daß es aber auch wirklich noch schlimmer werden wird, daran besteht für uns leider kein Zweifel. Kein geordnetes zivilisirtes Staatswesen kann auf die Dauer dieses Wahlrecht aushalten, weil es von Grund aus roh, kultur- und autoritätsfeindlich ist. Kein Reich kann bestehen, das das öffentliche Leben an einer der wichtigsten Stellen der Demagogie ausliefert, auch wenn es ein so starkes Gegengewicht in einer festbegründeten Monarchie und in wohlbewährten konservativen Einrichtungen und Anschauungen besitzt wie Deutschland.

Die Kaiserpolitik des Mittelalters

Von Otto Kaemmel

Vielen wird es noch in der Erinnerung sein, daß bei der Erneuerung des deutschen Kaisertums in Norddeutschland ein gewisser Widerspruch gegen den Kaisertitel hervortrat. H. v. Treitschke gestand wohl zu, daß er unvermeidlich sei, hätte aber lieber gesehen, wenn sich die stärkste europäische Macht in stolzer Bescheidenheit mit dem Titel „deutscher König" begnügt hätte, und G. Freytag gab derselben Empfindung sogar poetischen Ausdruck, hielt auch diese Äußerung für wichtig genug, sie noch fast zwanzig Jahre nachher in seiner letzten Arbeit: „Kronprinz Friedrich und die deutsche Kaiserkrone" nochmals abdrucken zu lassen. Die Freude über das neue Kaisertum regte sich weit mehr außerhalb Preußens als in Preußen.

Es war das teilweise noch ein Nachklang jenes wissenschaftlichen Streites, der namentlich in den fünfziger Jahren über die Bedeutung der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters zwischen unsern ersten Historikern geführt worden war. Während die einen, wie Giesebrecht, Waitz und Ficker, an der überlieferten Auffassung festhielten und demnach das mittelalterliche Kaisertum als einen Stolz der Nation betrachteten, wollte H. v. Sybel nur das Verderbliche sehen, das sich unleugbar mit der Kaiserpolitik verbunden hat, und noch in seiner Einleitung zur „Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I." klingt dieser Grundton durch.

An sich ist eine solche Erscheinung gewiß höchst merkwürdig. In England z. B. wäre ein so zwiespältiges Urteil über die normännische Eroberung gewiß unmöglich. Es beruht auch in Deutschland wesentlich darauf, daß die Entwicklung unsers Volkes keine ungebrochene gewesen ist. Und wann tauchte

überhaupt jene abgünstige Beurteilung der mittelalterlichen Kaiserpolitik zuerst auf? In jenen Jahren, wo die große volkstümliche Einheits- und Freiheitsbewegung von 1848/49 soeben kläglich gescheitert war. Mit nagendem Schmerze erfüllte es damals die Patrioten, daß dies große Deutschland als Ganzes so gar nichts bedeute, so tief herabgesunken sei von seiner alten Höhe. Man suchte nach Gründen, und man fand sie vor allem in jenen Römerzügen, die immer wieder, so sagte man, die besten Kräfte der Nation nutzlos auf italienischen Schlachtfeldern und vor den Mauern italienischer Städte vergeudet, darüber die Heimat vernachlässigt, die wichtigsten Ziele außer Augen gelassen hätten. Kein Wunder, daß man sie mit einer gewissen vorwurfsvollen Schärfe verurteilte. Aber jene Zeit tiefer Verstimmung liegt längst hinter uns. Was sie schmerzlich entbehrte und heiß ersehnte, das besitzen wir seit zwei Jahrzehnten, und das Urteil über unsre verworrene Vergangenheit hat sich leidenschaftsloser und unbefangener gestaltet. Auch in der Beurteilung der vielgeschmähten und vielgepriesenen Kaiserzeit hat sich im Stillen eine Wandlung vollzogen. Wohl hat sich die Fülle des Stoffes seitdem gewaltig vermehrt, aber nicht darin liegt zunächst der Anstoß zu dem Umschwunge. Denn die Natur dieses Materials hat sich mit seiner Vermehrung nicht verändert, und eben in dem Wesen der Geschichtschreibung des deutschen Mittelalters liegt eine Hauptschwierigkeit, zu einem festen Urteile zu gelangen.

Nicht, daß diese mittelalterlichen Historiker der Fähigkeit entbehrten, anschaulich und lebendig zu schildern, die bessern von ihnen können das sehr wohl; was sie gewissermaßen lähmt, das ist eine eigentümliche Befangenheit der Auffassung. Es sind alles Geistliche, sie stehen also bewußt oder unbewußt unter dem Banne der kirchlichen Weltanschauung. Diese aber beruhte auf der Idee des Augustinischen Gottesstaates. Die Kirche ist das Gottesreich, die Welt schlechthin das Reich der Sünde; der Staat, der von dieser Welt ist, gilt deshalb nur für einen Organismus niedrer Ordnung und hat nur insoweit Berechtigung, als er dem Gottesreiche, der Kirche dient. Diesen Staat aber konnten sich die mittelalterlichen Historiker schlechtweg nur in der Form des römischen Reiches denken, das deutsche Reich erschien ihnen nur als seine Fortsetzung. So entspricht es der Vorstellung von den vier einander ablösenden Weltmonarchien, deren letzte, die römische, nach der Weissagung im Buche Danielis Kap. 7 dauern sollte bis ans Ende der Dinge. Was nicht in diese Schablone hineinpaßte, das gab es für die mittelalterliche Geschichtschreibung nicht. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Auffassung jede sachgemäße Beurteilung der Dinge und Menschen unmöglich machte. Die ganze Geschichte löst sich in eine Reihe persönlicher, im Grunde zielloser Erlebnisse und Konflikte auf, und den tiefern, in den Verhältnissen liegenden Beweggründen der Handelnden nachzuspüren kommt dem Darsteller kaum in den Sinn. Daß jedes Volk bestimmte Entwicklungsstufen durchzumachen hat und von diesen aus beurteilt werden

muß, dieser uns so selbstverständliche Gedanke vollends begegnet bei keinem der mittelalterlichen Historiker. So entbehren alle diese kraftvollen Herrschergestalten, die sie uns vorführen, des tiefern Hintergrundes der Zeitverhältnisse.

Freilich war diese Aufgabe den Geschichtschreibern auch dadurch erschwert, daß sie einem Volke von niederer Kulturstufe angehörten und somit auf eine noch zu kurze Erfahrungsreihe zurücksahen. Es kann wohl eine höhere Kulturstufe die Eigentümlichkeiten einer niedern würdigen, die sie ja in sich aufgenommen hat, nicht aber die niedere die einer höhern. Diese historischen Darstellungen erinnern daher einigermaßen an die Bildwerke des frühern Mittelalters mit ihren Verzeichnungen und ihrem gleichförmigen Goldgrunde. So wenig sie von den Menschen ihrer Zeit eine wahrhaftige Vorstellung geben, so wenig ist es möglich, aus mittelalterlichen Historikern allein ein richtiges Bild der Menschen und Ereignisse zu gewinnen.

Erst das eindringende Studium der Verfassungs- und vor allem der Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters auf Grund zahlloser Urkunden, die einen bestehenden Zustand innerhalb eines vielleicht nur kleinen Kreises scharf beleuchten, hat eine neue sichere Grundlage für die Beurteilung mittelalterlicher Verhältnisse und mittelalterlicher Politik geschaffen, wie sie zuerst der allzufrüh (1880) verstorbene K. W. Nitzsch in Berlin in seiner leider unvollendet gebliebenen „Deutschen Geschichte" versucht hat. Von solchen Gesichtspunkten aus läßt sich die deutsche Kaiserpolitik ganz objektiv begreifen und würdigen. Wir fragen daher zuerst: Was hat unsre deutschen Könige zu ihrer Kaiserpolitik getrieben, und wie hat die Nation zu ihr gestanden?

Fassen wir da zunächst das Wesen unsers mittelalterlichen Reiches ins Auge. Es war durchaus nicht hervorgegangen aus einer mächtigen nationalen Bewegung wie das heutige, sondern es beruhte auf einer Ordnung, die den deutschen Stämmen durch die Unterwerfung unter die Könige der Franken, also von außen her auferlegt worden war. Eine höhere Idee brachte erst Karl der Große in diese aus germanischen und romanischen Bestandteilen bunt zusammengesetzte Ländermasse. Sein Reich sollte die abendländischen Völker zwischen Ebro und Elbe zu einer staatlich-kirchlichen Einheit zusammenfassen. Auch diese Idee kam von außen, sie erwuchs aus der römisch gebildeten Umgebung des Königs und aus den Bedürfnissen des römischen Papsttums; sie verband sich daher von Anfang an mit der Vorstellung, daß sie verwirklicht werden könne nur durch die Wiederherstellung der zerbrochenen Formen des römischen Reiches und Kaisertums. Denn so mächtig war der Eindruck der altrömischen Herrlichkeit auf die empfänglichen Seelen der germanischen Völker gewesen, daß die Idee auch den Untergang des Reiches überdauerte, und sie verschwand auch nicht, als das karolingische Reich zerfiel. Damit wurden die deutsch gebliebenen Stämme zum erstenmale ein selbständiges politisches Ganze. Das war jedoch nicht etwa das Ergebnis einer nationalen Erhebung, sondern einer dynastischen

Teilung. Nicht die Interessen der einzelnen Nationen siegten damals über das Weltreich — denn es gab noch gar keine Nationen in unserm Sinne —, sondern der, modern gesprochen, durch und durch partikularistische Laienadel triumphirte über die Hierarchie, die die von ihr geschaffene Reichseinheit behaupten wollte. Erst allmählich drang das Bewußtsein durch, daß die Trennung dauernd sei, damals nämlich, als der deutsche Zweig des karolingischen Hauses ausstarb. Indem damit Deutschland zugleich staatsrechtlich ein Wahlreich wurde, verschwand auch der alte fränkische Grundsatz, das Reich wie ein Erbgut des Königshauses zu behandeln und also unter Umständen zu teilen; die Gesamtheit der deutschen Stämme fühlte sich jetzt wirklich als ein zusammengehöriger Körper. Der gewaltigste König des sächsischen Hauses, Otto I. der Große, ging dann noch einen Schritt weiter; er versuchte es, die Stammesgewalten zu brechen, die Stammeskönige, die Herzoge, zu seinen absetzbaren Statthaltern zu machen. Es gelang nur vorübergehend. Und eben deshalb war es Otto I., der die Kaiserpolitik Karls des Großen wieder aufnahm.

Noch immer war dies Ideal in der Geistlichkeit lebendig; aber der schlechthin zwingende Beweggrund lag in dem Verhältnis des deutschen Königtums zur Kirche, und dies beruhte wieder auf dem ganzen Kulturzustande Deutschlands, also auf übermächtigen Verhältnissen, die keines Menschen Wille zu ändern vermochte. Jene Stammesgewalten waren auf die Dauer nicht zu brechen, weil sie durchaus volkstümlich waren. Selbst Otto I. mußte es erfahren, daß seine nächsten Angehörigen, die er zu Herzogen machte, sofort von dem Sondergeiste der Stämme ergriffen wurden. Und neben den Herzogen standen zahllose lokale Gewalten, ein nicht wie in Frankreich und später im normännischen England durch Eroberung aufgepfropfter, sondern wurzelechter Adel, der mit dem Boden seiner Heimat fest verwachsen war und immer neue Kraft aus ihm sog. Weiter lag Deutschland noch vollständig im Banne der Naturalwirtschaft; es war ein reines Bauernland, ohne selbständiges Gewerbe, ohne erheblichen Handel, denn jedes Dorf, jede Großgrundherrschaft genügte sich noch selbst. Der König konnte also seine Beamten und Krieger nur besolden, indem er ihnen Landbesitz überwies, also ihnen sozusagen das Kapital statt der Zinsen auszuantworten, und nicht anders konnten wiederum diese großen Beamten verfahren. Daraus ergab sich eine so weitgehende Selbständigkeit dieses Krieger- und Beamtentums, wie wir sie uns heute kaum vorstellen können. Sie wurde durch einen zweiten Umstand nur noch gesteigert. Zu Beamten konnte der König nur Angehörige der Landschaft machen, die sie regieren sollten, denn nur solche Männer fanden den nötigen Gehorsam und waren des Stammrechts kundig, nach dem sie richten sollten. Also eben die örtlichen Gewalten, die ihm widerstrebten, mußte der König noch durch seine königliche Autorität verstärken. Daraus ergab sich mit Notwendigkeit die Erblichkeit der Reichsämter. Erbliche Ämter aber verlieren unfehlbar den Amts-

charakter, also ihr Wesen. Die Reichsämter wurden ein Zubehör der Großgrundherrschaften, ungefähr wie später in kleinern Verhältnissen die Patrimonialgerichtsbarkeit den Grundherren eben als solchen zufiel; die privatrechtliche Auffassung ersetzte also die staatsrechtliche. Die großen Reichsbeamten wurden zu Fürsten.

Dieser ganze Laienadel war nun erfüllt von Sonderinteressen, die Sorge um Besitz und Recht beherrschte ihn völlig, ein eigentliches Pflichtgefühl gegenüber dem Reiche besaß er nicht; was ihn mit dem Könige zusammenhielt, war nur noch die Lehnspflicht, also ein privatrechtliches, persönliches Verhältnis. Eine mächtige, kriegerische, unruhige, selbstsüchtige Aristokratie bildete somit den herrschenden Stand des Reiches. Mit solchen Elementen läßt sich ein großer Staat nicht zusammenhalten. Wenn dies den normännischen Königen seit 1066 in England, also in viel engern Grenzen gelang, so lagen dort die Verhältnisse ganz anders als in Deutschland. Denn dieser normännisch-französische Adel hatte gar keinen Zusammenhang mit dem englischen Boden und dem angelsächsischen Volkstume; er verdankte seinen Besitz lediglich der königlichen Belehnung und wurde durch die zwingendste Not, durch das eiserne Gebot der Selbsterhaltung gedrängt, fest mit der Krone zusammenzustehen gegen die unterworfenen Angelsachsen. Das deutsche Reich wäre völlig zerfallen, wenn die Könige nicht außerhalb des Laienadels staatserhaltende Kräfte gefunden hätten.

Diese fanden sie in der Kirche. Die Hierarchie war königlich und reichstreu, weil sie in der Krone den besten Schutz gegen die Habgier des Laienadels fand, und weil in ihr die karolingisch-römische Tradition noch fortlebte. Sie war sodann eine gewaltige, eng geschlossene Körperschaft, bei aller Selbstsucht der Einzelnen doch erfüllt von großen Idealen und von einem Bewußtsein hoher Pflichten, wie es damals die Laien gar nicht kannten, endlich im Alleinbesitze der höchsten Bildung ihrer Zeit, alles im allem demnach die Vertreterin einer höhern Kultur inmitten einer noch jugendlich rohen Umgebung. So schloß sich der engste Bund zwischen den Ottonen und der Kirche. In immer wachsendem Umfange übertrugen die Könige den Bischöfen und Rechtsäbten Reichsgüter und Hoheitsrechte. Dafür wuchsen andrerseits die Leistungen der Kirche für den Reichsdienst. Das Reichsheer bestand zur guten Hälfte aus den ritterlichen Aufgeboten der geistlichen Herren; die Bischöfe und Äbte waren in erster Linie Reichsbeamte, und der wandernde königliche Hof lebte mit seinen Tausenden von Menschen und Pferden zu einem guten Teile von den Lieferungen der Kirche. Dies Verhältnis war aber nur aufrecht zu erhalten, wenn der König die Bistümer und Reichsabteien frei besetzte, wenn er die Investitur ausübte. Ihm diese Investitur nehmen zu wollen, das war soviel als einem modernen Monarchen das Ernennungsrecht seiner Beamten zu bestreiten. Indem der unglückliche Heinrich IV. für sein Investiturrecht kämpfte, verteidigte er die damals einzig mögliche Form der Reichsverfassung, also den Bestand des Reiches selber.

und die bedeutendste Leistung der Reichspolitik Friedrich Barbarossas ist es, daß er diese Verbindung zwischen Königtum und Kirche, also die alte Reichsverfassung der Ottonen, wieder hergestellt und behauptet hat. Die deutsche Hierarchie stand dabei fast durchweg auf der Seite ihres Königs.

Aus dieser Reichverfassung ergab sich mit zwingender Notwendigkeit der Gedanke, das vornehmste Bistum des Abendlandes, das römische, vom deutschen Königtum ebenso abhängig zu machen, wie jedes andere. Denn nur, wenn jeder Zwiespalt zwischen der obersten Leitung der abendländischen Kirche und dem deutschen Königtume unmöglich gemacht war, konnte der König seiner Bischöfe wirklich sicher sein, da sie doch niemals aufhörten, Glieder der allgemeinen Kirche, Untergebene des Papsttums zu sein. Das Papsttum aber vermochte der deutsche König nur als Herr Roms und Italiens, d. h. als römischer Kaiser zu beherrschen. So entsprang die Kaiserpolitik nicht aus dem Ehrgeize eroberungslustiger Herrscher, sondern sie ergab sich als letzte Schlußfolgerung aus den Kultur- und Verfassungszuständen Deutschlands, und die römische Kaiserkrone war der unentbehrliche Schlußstein des deutschen Verfassungsgebäudes. Gewiß kann man sagen: die deutsche Einheit des Mittelalters kam zu früh, ehe die Nation dafür noch reif war; aber wenn sie einmal bestand und erhalten bleiben sollte — und wie hätte das Königtum sie aufgeben dürfen! —, so konnte sie nur mit den Mitteln der Kaiserpolitik erhalten werden.

Wie aber stand die Nation zu dieser Politik? Sehen wir zunächst, wer denn damals die deutsche Nation im politischen Sinne war. Sicher nicht die Masse des deutschen Volkes, die Millionen freier oder abhängiger Bauern. Diese sahen über den Kreis ihrer Gemeinde, ihres Hofrechts, allenfalls ihres Stammes nicht hinaus, waren übrigens keine Krieger mehr, wie in der Urzeit, sondern als Nährstand streng geschieden von dem ritterlichen Wehrstande und dem geistlichen Lehrstande. An der großen Politik nahmen sie fast nur einen leidenden Anteil. Die Nation im politischen Sinne bildeten also nur die leitenden Stände, der Laienadel und die Geistlichkeit, etwa wie in Polen noch im achtzehnten Jahrhundert, das eben deshalb zu Grunde ging, weil es in der neuen Zeit ein mittelalterliches Gemeinwesen geblieben war. Daß nun die Geistlichkeit für die italienische Politik ihrer Könige eintrat, entsprach ihrer schon erörterten Stellung. Denn die Einheit des christlichen Abendlandes war und blieb ihr Ideal, der Papst galt ihr als der oberste Bischof der Reichskirche. Die schneidigsten Verfechter der italienischen Politik Friedrich Barbarossas waren zwei deutsche Erzbischöfe, Rainald von Köln und Christian von Mainz. Und der Adel, die Ritterschaft? In diesen Massen lag eine unendliche, überquellende, schwer zu beherrschende Kraft, und wie es in jedem jugendlich unreifen Volke zu geschehen pflegt, richtete sich ihre Neigung wesentlich nach außen. In diesem Kraftbewußtsein hat der deutsche Adel die Slawenländer östlich von der Elbe, Preußen und Livland erobert, zum guten Teil auf eigne Faust, nicht unter der Leitung der

Krone; es war nur eine andre Äußerung dieser Thätigkeit, wenn er nach Italien zog. Wie wäre auch der deutsche König imstande gewesen, diese unabsehbaren Geschwader schwerer Eisenreiter auf Märschen, an die man heute im Zeitalter eines riesig entwickelten Verkehrs kaum zu denken wagt, immer und immer wieder vom Herzen Deutschlands aus bis nach Rom und Neapel und schließlich bis nach Palermo zu führen, wenn diese Ritterschaft nicht freudig ins Feld gegangen wäre! Und warum sollte sie es nicht? In Gefahr und Tod zu gehen war der Beruf und das Vorrecht des ritterlichen Standes, und wo lagen größere, lockendere Preise vor der Spitze seines siegreichen Schwertes als im Süden der Alpen? Dort in Italien winkten ein milderer Himmel, ein reicheres Dasein, heißer Wein und schöne Frauen, Beute, Ämter und Lehen. Auf seine treue schwäbische Ritterschaft baute Friedrich Barbarossa sein italienisches Reich, und seit Heinrich VI. mit ihr das normännische Neapel und Sicilien erobert hatte, regierten deutsche Ritter auch den ganzen Süden der Halbinsel und das herrliche Eiland der Ceres. Was kümmerte sies, ob das Volk ringsum fremdländisch war in Sprache und Sitte? Was der gemeine Mann sprach und dachte, darnach fragte in diesem hocharistokratischen Mittelalter niemand, und dieselben oder ähnliche Verhältnisse fand der deutsche Edelmann auch in den unterworfenen Slawenländern. Mit abweisendem Stolze, mit dem Hochgefühle unüberwindlicher kriegerischer Kraft stand diese glänzende, sieggewöhnte deutsche Ritterschaft den Völkern des Südens und Ostens gegenüber. Es war genau dasselbe Verhältnis und genau ebenso berechtigt, wie wenn die französischen Normannen England unterwarfen, oder der französische Adel im mohammedanischen und griechischen Morgenlande seine Herrschaft begründete.

Soweit wir die Litteratur dieser Zeit überschauen, steht sie auf dem Standpunkte des weltbeherrschenden Kaisertums. Nicht bloß die geistliche Geschichtschreibung faßt das deutsche Reich schlechtweg als eine Erneuerung des römischen auf, sondern auch der einzige Dichter des deutschen Mittelalters von wirklich nationalem Pathos, Walther von der Vogelweide, denkt nicht anders. In begeisterten Versen rühmt er die Zeit Friedrich Barbarossas und Heinrichs VI., in die seine eignen Jugendjahre fielen:

Ich sah vormals den glücklichen Tag,
Da unser Ruhm war gemein allen Zungen.
Wo ein Land uns nahe nur lag,
Das bat um Frieden, sonst ward es bezwungen.

Nationale Größe und Weltherrschaft fielen auch für diesen deutschesten aller mittelalterlichen Dichter in eins zusammen.

Nur zweimal ist ein ernsthafter Widerstand von Deutschland aus gegen die italienische Politik der Kaiser erhoben worden, aber keineswegs deshalb, weil sie an sich als undeutsch erschienen wäre, sondern aus ganz andern Gründen. Gegen Ottos III. phantastische Pläne rührten sich die Deutschen, weil er Italien

anstatt Deutschlands zum herrschenden Lande seines Reiches zu machen gedachte. und wieder gegen Friedrich II., den letzten Stauferkaiser, weil er die deutsche Ritterschaft aus ihrer Herrscherstellung im Süden der Alpen verdrängte und diese Lande von Einheimischen regieren lassen wollte.

Wenn also die Nation wirklich hinter der Kaiserpolitik stand und wenn diese sich folgerichtig aus den Zuständen Deutschlands ergab, so mögen ihre Ergebnisse und Folgen gewesen sein, welche sie wollen, historisch ist sie nicht nur erklärt, sondern auch gerechtfertigt.

Welches Ergebnis hat sie nun gehabt? Daß sie Italien nicht auf die Dauer mit Deutschland hat verbinden können, liegt ja auf der Hand. Freilich, bestehen etwa die Reiche noch, die Normannen und Franzosen in Süditalien, Syrien und Griechenland begründet haben? Die starken Burgen, die einst auf das blaue Mittelmeer und die Schneeketten des Libanon hinabschauten, liegen längst in Trümmern, und an jene Herrschaft der Abendländer erinnern heute nur noch einige kirchliche Stiftungen im heiligen Lande und der Name der Franken. Und wo ist die Verbindung zwischen England und Frankreich geblieben, die die Normannen und die Plantagenets geschaffen und dreihundert Jahre lang mit Strömen von Blut behauptet hatten?

Man spricht wohl vom nationalen Widerstande der Italiener gegen die deutsche Fremdherrschaft, und noch 1876 wurde in der Lombardei die Erinnerung an die Schlacht von Legnano 1176 als einen nationalen Sieg festlich begangen. Aber das war allzu modern gedacht. Eine italienische Nation, d. h. ein Gemeingefühl der Bevölkerung der Halbinsel gab es damals nicht. Der Süden hatte abwechselnd byzantinische und normännische Herrschaft ertragen und stand ganz abseits; höchstens im Potieslande, dem entwickeltsten Teile der Halbinsel, war ein nationaler Geist vorhanden. Aber auch hier ist das Kaisertum niemals auf einen geschlossenen Widerstand gestoßen. Die italienischen Bischöfe, oft deutscher Abkunft, hielten wie ihre deutschen Amtsgenossen fast stets zum Kaiser, und später, als sich die Städte zu kleinen Republiken ausgebildet hatten, kämpften sie untereinander mit erbitterter Feindschaft, und die eine Partei war immer gut kaiserlich. Auch nach dem Falle der Hohenstaufen hielt bekanntlich eine ganze starke Partei, die Ghibellinen, an den alten Hoffnungen fest, und dem ersten wirklichen Italiener, Dante Alighieri, erschien das Kaisertum eines Fremden als die Rettung aus unabsehbaren Wirren, als eine national-italienische Monarchie. Man wird also schwerlich behaupten können, daß die Kaiserpolitik in Italien auf einen eigentlich nationalen Widerstand der Italiener gestoßen sei.

Die Gründe dieses Gegensatzes liegen anderswo und tiefer. Es ist nicht zufällig, daß der Widerstand am zähesten ist und schließlich unüberwindlich wird, als ihn in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die lombardischen Städte aufnehmen. Zwei grundverschiedene Systeme der Verfassung und

der Wirtschaft treten sich hier gegenüber. Als Friedrich Barbarossa zum erstenmale über die Alpen kam, war er durch und durch von deutschen Anschauungen erfüllt. Noch immer herrschte in Deutschland ungebrochen die Naturalwirtschaft; es war noch immer ein Land der Burgen und Dörfer, der Kirchen und Klöster. Die Städte hatten nur die Bedeutung landschaftlicher Märkte und standen ohne wirkliche Selbstverwaltung, noch unter der Herrschaft meist geistlicher Herren; die Regierung der Landschaften lag überall in den Händen des Adels und der Geistlichkeit. In Oberitalien dagegen hatten sich seit dem Beginne der Kreuzzüge, die nicht zum geringsten Teile Handelskriege zwischen den italienischen Städten und den morgenländischen Mächten waren, Handel und Gewerbe rasch entwickelt und mit ihnen die Geldwirtschaft. Die Bischöfe waren längst aller weltlichen Macht entkleidet bis auf den von Rom, der Adel hatte sich den Stadtgemeinden angeschlossen, und diese selber hatten sich in kleine Republiken verwandelt, die zwar unter der Leitung eines städtischen Patriziats standen, aber doch auch die Zünfte der freien Handwerker zum Waffendienst heranzogen. Mit diesen Kräften hatten sie die ganze Landschaft ringsum unter ihre Botmäßigkeit gebracht und sich die königlichen Hoheitsrechte angemaßt. Aber dieser ganze Zustand war, rechtlich betrachtet, durchaus ungesetzlich, in mancher Beziehung geradezu anarchisch und war von den Kaisern niemals anerkannt worden. Dazu standen die deutschen Staatsmänner diesen neuen Verhältnissen, die sich jahrzehntelang ohne ihr Eingreifen entwickelt hatten, ohne jedes Verständnis, voll Abneigung und Geringschätzung gegenüber. Der erste deutsche Geschichtsschreiber der Zeit, ein Mann von der umfassendsten Bildung und von höchstem Adel, Bischof Otto von Freisingen, der Oheim Friedrich Barbarossas, schildert die Zustände der Lombardei richtig und scharf, kann aber offenbar nicht begreifen, daß auch Handwerker dort zum Rittergürtel zugelassen werden. Der Kaiser machte nun bekanntlich den Versuch, mit Hilfe des römischen Kaiserrechts, dessen Studium auf der Hochschule von Bologna er (1158) eine feste Grundlage gegeben hat, diesen ganzen Zustand zu brechen kraft seines ausschließlichen Gesetzgebungsrechts. Aber viel mehr noch als dieser Absolutismus, der den zwar gesetzlich nicht anerkannten, wohl aber natürlich erwachsenen gewohnheitsrechtlichen Verhältnissen geradezu ins Gesicht schlug, verletzte die Lombarden der Inhalt dessen, was er forderte. Denn dies war nichts Geringeres als der Versuch, diese ganze ihm widerwärtige und unverständliche Stadtverfassung zu vernichten und die Lombarden wieder in das von ihnen längst überwundene, aber in Deutschland noch vollkommen aufrecht stehende System der Lehnsdienste und Naturallieferungen hineinzuzwängen. Zum vollsten Ausdruck kam diese Absicht in der Zerstörung Mailands 1162, dem furchtbaren Akte einer Politik von brutaler Großartigkeit. Wenn sich nun die Lombarden widersetzten, so fochten sie für ihre städtische Selbstverwaltung gegen einen ganz und gar unmittelalterlichen Absolutismus, der auf einer rein theo-

retischen Rechtsauffassung beruhte, und für die Behauptung ihrer höhern Kultur gegen eine niedere; die kaiserliche Hoheit an sich bestritten sie gar nicht. Sie blieben insofern siegreich, als Friedrich seine Absicht, ihre Selbstverwaltung zu brechen und dem Lande eine Verfassung aufzuerlegen, die seinen wirthschaftlichen Verhältnissen widersprach, im Frieden von Konstanz 1183 schließlich aufgab. Aber indem er das that, hielt er doch seine kaiserliche Hoheit fest, entzog den meisten Städten ihr Landgebiet und schob das eigentümliche deutsche Pfalz- und Burgensystem bis nach Toskana vor, um die Stadtgemeinden und die wichtigsten Straßen zu überwachen. Fünfzig Jahre hindurch haben seine Einrichtungen Bestand gehabt, kein schlechtes Zeugnis für ihre innere Berechtigung und Zweckmäßigkeit; die deutsche Ritterschaft, also ein weltliches Beamtentum, regierte in Verbindung mit der deutschen Hierarchie ein mitteleuropäisches Reich von der Nordsee bis an die Grenze Neapels. An dem Widerstande der Italiener ist also die Kaiserpolitik nicht einmal gescheitert; die deutschen Staatsmänner haben sich vielmehr mit den neuen Kultur- und Verwaltungsformen, die sich in Italien ausgebildet hatten, schließlich abzufinden gewußt.

Wie lange sich die so hergestellte Verbindung zwischen Deutschland und Oberitalien erhalten hätte, wenn nicht andere Umstände sie thatsächlich zersprengt hätten, ist eine überflüssige Frage. Genug, gegen Ende des zwölften Jahrhunders traten eben diese Umstände ein. Die deutsche Verfassung beruhte, wie schon ausgeführt worden ist, auf der Herrschaft des Königtums über die Kirche, und diese war nur gesichert durch die Unterordnung des Papsttums unter das Königtum. Wie nun, wenn sich das Pasttum dieser Unterordnung entzog? Mit dem Grundgedanken der mittelalterlichen Kirche war sie ohne Zweifel nicht vereinbar. Denn war die Kirche der Gottesstaat, die Welt und ihre Ordnung, der Staat, das Reich der Sünde, so mußte sich die Kirche folgerichtig von der weltlichen Ordnung lösen und diese sich selbst unterwerfen, die Könige und Fürsten zu Dienern der Kirche und ihres Oberhauptes machen. Nicht die Kirche war im Staate enthalten, sondern die Staaten in der allgemeinen Kirche. Diese Gedanken hatten lange gleichsam geschlummert, seit Gregor VII. traten sie übermächtig hervor. Ein verwegener Idealismus regierte damals die Kirche; er schuf sich in neuen Mönchsorden ein schlagfertiges Heer, er wirkte unwiderstehlich auf weite Kreise der Laienschaft hinüber, und er untergrub dort den Glauben an die innere Berechtigung der Kaiserpolitik. Freilich erreichte dieser Idealismus keineswegs sein Ziel, weil er von der menschlichen Natur unmenschliches verlangte, und sein erster großer Vorstoß auf die Grundlagen der deutschen Reichsverfassung ist einfach abgeschlagen worden. Das Konkordat von Worms 1122, mit dem er endete, war durchaus kein Sieg der Kirche, sondern ein Ausgleich, der dem deutschen Königtum das Wesentliche des Investiturrechts ließ, und der mächtige Anlauf des Papsttums im zweiten Kreuzzuge, unter seiner Führung die Wehrkraft des gesamten Abend-

landes auf den mohammedanischen Orient und den slawischen Osten zu werfen, endete mit einer furchtbaren Niederlage und einer ungeheueren Enttäuschung. Nur deshalb gelang es Friedrich Barbarossa, das Verhältnis zwischen Königtum und Kirche auf der Grundlage des Wormser Konkordats wiederherzustellen.

Allein der mittelalterliche und namentlich der deutsche Staat litt gegenüber der Kirche an einer unheilbaren Schwäche. Er leistete für das Volk zu wenig, nichts als eine wahrlich sehr dürftige innere und äußere Sicherheit durch einen Rechtsschutz, der oft völlig versagte, und durch sein Waffenrecht gegen den Feind. Die Kirche dagegen umspannte mit ihren Heilsmitteln das Leben jedes Einzelnen von der Geburt bis zum Tode, sie beherrschte die ganze Bildung der Zeit und die Kunstpflege, sie hielt allein die Armen- und Krankenpflege in ihrer Hand, sie verband damit vor allem in Deutschland eine ungeheure politische und wirtschaftliche Macht, sie zählte ihre ritterlichen Krieger nach Tausenden, ihre abhängigen Bauern nach Hunderttausenden und Millionen, sie war im Wirtschaftsbetriebe und in der Kolonisationsarbeit ein unerreichbares Vorbild, kurz sie durchdrang und umspannte mit tausend Wurzeln das ganze Leben des Volkes und stand sittlich und praktisch hoch über dem Staate. Wenn also das Papsttum den Kampf von neuem aufnahm, so hatte ihm das Kaisertum schlechterdings keine Idee entgegenzusetzen, die der kirchlichen irgendwie ebenbürtig gewesen wäre. Es wurde also mit zwingender Gewalt dazu gedrängt, das, was es nicht mit geistigen Waffen erreichen konnte, mit politischen und kriegerischen Mitteln zu erreichen, ein verhängnisvoller Fehlschluß, dessen Irrtümlichkeit sich schon daraus ergiebt, daß die beste geistige Kraft des Papsttums gar nicht in Italien, sondern in Frankreich lag und Frankreich dem Kaisertume zu unterwerfen unmöglich war. Friedrich I. erwarb für sein Haus das Königreich Neapel (1187), um das Papsttum — oder vielmehr den Kirchenstaat — von Norden und Süden her zu umschließen, es politisch matt zu setzen. Seitdem ging die ganze hohenstaufische Politik darauf aus, mit vollem Nachdruck Friedrich II., die beiden Hälften der Halbinsel politisch zu verbinden, d. h. den italienischen Nationalstaat unter hohenstaufischer Führung herzustellen. Es war die letzte, äußerste Folgerung aus dem Grundgedanken der Kaiserpolitik. Damit aber wurde der unvermeidliche Gegensatz zwischen Papst und Kaisertum auch unversöhnlich. Denn wenn noch heute, wo die römische Kirche ihre politische Macht, ihren Territorialbesitz überall verloren hat, das Papsttum dem italienischen Nationalstaate in ungebrochener Feindschaft gegenübersteht, so meinte es damals mit weit besserem Rechte, so gut wie die deutsche Kirche, einer ausgedehnten weltlichen Herrschaft als Grundlage seiner Selbständigkeit nicht entbehren zu können. Niemals also konnte es den neuen Grundgedanken der staufischen Politik annehmen. Vielmehr rief es, um seine Verwirklichung zu verhindern, alle Kräfte des Widerstandes gegen die Monarchie

ins Feld, die Lombardenstädte, die deutschen Fürsten und Bischöfe. Die Lombarden fochten jetzt um die Vollendung ihrer städtischen Souveränität, die sich mit einer irgendwie wirksamen monarchischen Gewalt nicht mehr vertrug, die deutschen Fürsten verfolgten bereits eine rein dynastische Interessenpolitik, und die deutschen Bischöfe wollten die völlige Unterwerfung des Papsttums nicht zulassen, weil sie dann ihrer eignen Selbständigkeit nicht mehr sicher zu sein meinten. So verloren jetzt die Hohenstaufen die festeste Stütze der Kaiserpolitik: die deutschen Bischöfe, diese „Säulen des Reiches," wie sie noch Friedrich II. nannte, wichen aus ihren Stellungen. Demnach standen dem Kaisertum jetzt die ungeheuern Kräfte der deutschen Nation, mit denen es die Herrschaft über Italien errungen und bisher behauptetet hatte, nicht mehr wie früher zur Verfügung, und während der Kampf Heinrichs IV. und Friedrichs I. ganz Deutschland aufgeregt hatte, schaute es jetzt dem Ringen Friedrichs II. fast gleichgiltig zu, denn nicht mehr um die Grundlagen der Reichsverfassung wurde gefochten, sondern um die Territorialgestaltung Italiens.

Die alte Reichsverfassung begann sich aufzulösen. Zu helfen war ihr nur durch eine durchgreifende und umfassende Reform; diese aber war nur möglich, wenn es Friedrich II. verstand, die gewaltige wirtschaftliche, soziale und geistige Umwälzung, die sich seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts in Deutschland mit großer Schnelligkeit vollzog, dem Kaisertume dienstbar zu machen.

Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts und vor allem seitdem sich Venedig zum Mittelpunkte des Handels mit dem Morgenlande gemacht hatte, war Deutschland in den Welthandel, in die Geldwirtschaft eingetreten. Die großen Straßen, die es früher umgangen hatten, führten jetzt mitten hindurch. Am Rhein, an der Donau und längs der Seeküste blühte mit überraschender Schnelligkeit das deutsche Bürgertum auf; es strebte nach Selbstverwaltung seiner besondern Angelegenheiten, wie hundert Jahre früher die oberitalienischen Städte, nach Befreiung von der veralteten, ungenügenden Verwaltung seiner geistlichen Grundherrn. Die Bischöfe, ihrer Städte nicht mehr sicher und mehr und mehr auf die Naturalleistungen ihres ländlichen Besitzes zurückgedrängt, vermochten den Reichsdienst in der alten Weise kaum mehr zu leisten und suchten sich daher mit verdoppeltem Eifer der noch übrigen königlichen Regalien zu bemächtigen. Im Ritterstande aber wuchs jene selbständige litterarische Bildung von sehr weltlicher Färbung, die mit den kirchlichen Idealen wenig gemein hatte und die Alleinherrschaft der Kirche über die Bildung zerstörte. Es galt also offenbar, diese neu aufsteigenden Mächte in ein festes Verhältnis zur Reichsgewalt zu bringen, die Städte in den Reichsorganismus einzufügen, etwa wie in Italien, und die kaiserliche Verwaltung für die neuen Aufgaben neu zu gestalten. Ohne Zweifel war das im Rahmen der alten königlichen Wanderresidenz, die von Pfalz zu Pfalz, von Bischofshof zu Bischofshof zog, gar nicht möglich. Denn eine verwickelte Verwaltung kann nicht

wesentlich mündlich, sie muß schriftlich geführt werden und bedarf eines festen örtlichen Mittelpunktes, einer Hauptstadt. Bisher hatte die einfache, auf Rechtsprechung, Gutsverwaltung und kriegerischen Unternehmungen beruhende Reichsregierung wesentlich nur mündlich verhandelt und sich der Schrift fast nur zur Ausstellung von Schenkungsurkunden bedient, ein Reichsarchiv gab es kaum. Die Kirche war auch in dieser Beziehung dem Staate weit überlegen gewesen; sie hatte feste Mittelpunkte für ihre ausgedehnte Güterverwaltung geschaffen, in weitem Umfange die Schrift angewendet und ihre Urkunden sorgfältig gesammelt, zuweilen auch unbedenklich durch gefälschte vermehrt. Sie hätte der Reichsregierung also zum Vorbilde dienen können. Allein die Hohenstaufen vermochten nicht die rechte Stellung zu dieser vielgestaltigen Bewegung zu finden, und gewiß nur ein genialer, wahrhaft deutscher Staatsmann hätte das vermocht. Friedrich II. aber war kaum das erste, sicherlich nicht das zweite; er war ein Sizilianer von halbarabischer Bildung, den Deutschen ein Fremder, der von den 56 Jahren seines Lebens nur etwa zehn in Deutschland zugebracht und den Schwerpunkt seiner Macht immer im sizilischen Königreiche gesucht hat. Wer aber könnte an der ausschlaggebenden Macht großer Persönlichkeiten bei großen entscheidenden Wendungen im Geschicke eines Volkes zweifeln, der sich vergegenwärtigt, was aus Deutschland trotz alles Drängens und Sehnens nach Einheit geworden wäre ohne Kaiser Wilhelm I. und Bismarck? Genug, in einer der schwersten Krisen seiner Geschichte war dem deutschen Volke eine solche Persönlichkeit versagt.

Die Hohenstaufen suchten die städtische Bewegung, soweit sie sich gegen die Bischöfe richtete — also ihre Hauptäußerungen —, niederzuhalten, und Friedrich II. gewährte im Gedränge des Thronkrieges nicht nur den Bischöfen, sondern auch den weltlichen Fürsten weitgehende Hoheitsrechte auf Kosten der königlichen Gewalt; er hat sie bereits als „Landesherren" bezeichnet. Er gewann sie damit doch nicht wirklich auf die Dauer für sich, denn er stellte sie so unabhängig, daß es völlig in ihrem Belieben lag, ihn zu unterstützen oder nicht. Die Ritterschaft aber, die vor allem sein Großvater Friedrich Barbarossa zu einer starken Stütze der Reichsverwaltung gemacht hatte, stieß der Enkel von sich, indem er sie aus ihren Stellungen erst in Sizilien, dann auch in Oberitalien verdrängte und das deutsche Burgensystem dort aufgab. Indem somit das Kaisertum zugleich alle Kräfte des Widerstandes gegen sich entfesselte und sich die deutsche Nation entfremdete, verlor es die Macht, seinen Willen durchzusetzen. Im verzweifelten Ringen starb Friedrich II. 1250 fern von der deutschen Heimat, sein Haus ging jammervoll zu Grunde, Neapel verfiel den französischen Anjous, und Oberitalien löste sich in eine Anzahl sich grimmig befehdender und im eignen Innern zwiespältiger Stadtstaaten auf, ohne jemals zu irgend einer nur halbwegs befriedigenden gemeinsamen Ordnung zu kommen.

Gescheitert also ist schließlich die Kaiserpolitik; in Italien blieb nur der Name des Kaisertums übrig.

Welche Folgen hat sie nun für Deutschland gehabt? Ohne Zweifel hat sie die alte Reichsverfassung nicht gerade aufgelöst, aber das Königtum ist nach dem Ende der Hohenstaufen so herabgekommen, daß es die Nation nicht mehr beherrscht, sondern nur noch repräsentirt. Wodurch aber ist das herbeigeführt worden? Nicht dadurch, daß die Kaiser etwa allzulange von der deutschen Heimat abwesend gewesen wären und die Kräfte Deutschlands andern und wichtigern Aufgaben entzogen hätten. Das erste trifft nur bei einigen Kaisern zu, und was das zweite anlangt, so haben die Deutschen in derselben Zeit noch die unermeßlichen Kräfte besessen, sich die Slawenlande bis an den finnischen Meerbusen zu unterwerfen und ihrem Handel den Norden und Osten zu erobern, Leistungen, denen die stolze Gegenwart nichts entsprechendes an die Seite zu stellen hat. Auch kann man den Kaisern kaum den Vorwurf machen, daß sie die Erblichkeit der Krone nicht festzustellen vermocht hätten. Die deutsche Königskrone ist ja in drei großen Geschlechtern erblich gewesen und innerhalb dieser sogar mehrmals auf unmündige Knaben übergegangen; wirkliche Königswahlen sind nur dann vorgekommen, wenn das regierende Geschlecht oder die regierende Linie ausgestorben war, im ganzen von der Erhebung Heinrichs I. bis auf Friedrich II., also in etwa dreihundert Jahren bei einer Zahl von sechzehn Königen nur siebenmal. Eine gesetzliche Feststellung der Erblichkeit lag der germanischen Auffassungsweise ganz fern und ist auch für die großen Reichsämter niemals erfolgt, ebensowenig wie in Frankreich und England, wo sich ja ein trotzdem erbliches Königtum ausgebildet hat. Das verdanken aber beide Länder der Langlebigkeit ihrer Dynastien. Von den drei großen deutschen Kaisergeschlechtern hat keines viel über hundert Jahre bestanden, und keiner von allen diesen Herrschern hat ein besonders hohes Alter erreicht. Es ist, als ob die ungeheure Anspannung, die ihre Stellung erforderte, ihre Lebenskraft rasch aufgezehrt hätte. War dies aber der Fall und waren die feindlichen Kräfte, mit denen sie zu ringen hatten, stärker als anderswo, dann würde auch die gesetzliche Feststellung der Erblichkeit, die der schon in römisch-rechtlichen Anschauungen lebende Heinrich VI. beabsichtigte, wenig geholfen haben.

Die entscheidenden Gründe liegen also wo anders, sie liegen in dem Verhältnis des Königtums zur Kirche, dieses aber war, wie gesagt, in der ganzen Kultur Deutschlands begründet. Weil es der Krone unmöglich war, die Reichsverfassung auf den Laienadel zu gründen, begründete es sie auf die Kirche und folgerichtig auf das römische Kaisertum. Aber die Kirche ließ sich auf die Dauer nicht völlig in den Reichsorganismus einfügen, eben weil sie die Kirche war, und so verbündete sich das Papsttum immer und immer wieder mit dem urwüchsigen deutschen Partikularismus, den der Laienadel vertrat; das Kaisertum aber versuchte ihn schließlich dadurch unschädlich zu machen, daß es ihm alles

gewährte, was er forderte, und machte ihn dadurch unüberwindlich. So führte das, was ursprünglich zur Sicherung der Reichsverfassung hatte dienen sollen, in verhängnisvollem Kreislaufe zu ihrem Verderben.

Unaufhaltsam hat sich dann seit dem Falle der Hohenstaufen bis 1806 die völlige Auflösung des deutschen Reiches vollzogen. Jener Bund zwischen Kaisertum und Kirche dauerte fort; auch in den spätern Jahrhunderten bis zum Reichsdeputationshauptschluß von 1803 waren die besten Stützen des Kaisertums die geistlichen Fürsten. Noch einmal, im entscheidungsvollsten Augenblicke der deutschen Geschichte, ist diese uralte Verbindung der Nation zum Verhängnis geworden. Als sich unter Luthers Zauberwort der deutsche Geist von Rom löste, da fand das Kaisertum, das mit der römischen Kirche so eng verbunden war, im rechten Augenblicke nicht den Entschluß, sich auf rein nationalen und weltlichen Boden zu stellen. Karl V., ein Fremder, wie einst in ähnlicher Lage Friedrich II., versagte sich der deutschen Bewegung und trat in den Kampf gegen sie ein. Da sie doch mindestens einen halben Sieg erfocht, so vollzog sich damit zwischen der Mehrheit der Nation und ihrem alten Kaisertume der innere Bruch; im dreißigjährigen Kriege wurde der deutsche Kaiser des deutschen Volkes Todfeind und ein fremder König der Retter, der Heiland der protestantischen Deutschen. Eine Reorganisation der Reichsverfassung auf der alten Grundlage war demnach unmöglich.

Doch eben die „konstitnirte Anarchie," jene confusio divinitus conservata, die seit dem Ausgange der Hohenstaufen die Verfassung Deutschlands vorstellte, jene wunderbare Reichsverfassung, in der sich alle Kräfte unsers Volkes gegenseitig lähmten, sie ermöglichte die Ausbildung der Mächte, durch deren Zusammenwirken sich allmählich die Grundlagen einer neuen Ordnung bildeten, des Protestantismus, der einzelfürstlichen Selbständigkeit und des stärksten, leistungsfähigsten Bürgertums, das das Abendland außerhalb Italiens hervorgebracht hat. Ein starkes Kaisertum hätte das alles nicht aufkommen lassen. Diesen drei Voraussetzungen aber verdanken wir die Eigenart und die wunderbare Dichtigkeit unsrer Kultur, die wir nicht missen mögen. So ist aus der Auflösung des alten Reiches neues Leben emporgekeimt. Freilich um teuern Preis wurde es erworben, um den Preis jahrhundertelanger Zerrissenheit und Ohnmacht.

Und wenn wir fragen: Woher kamen denn die sittlichen Kräfte, die allmählich diese schimpflichen Zustände überwunden haben? so entdecken wir mit Erstaunen: sie flossen zum guten Teile aus einem ganz bestimmten Ideale, und dies Ideal war die Kaiserherrlichkeit des Mittelalters.

Denn in diesen gewaltigen und in ihren Einzelerfolgen fast immer siegreichen Kämpfen im Süden der Alpen erwuchs in den leitenden Ständen des deutschen Volkes ein starkes Gefühl nationalen Stolzes. Es war in der That nichts kleines, daß deutsche Könige über die ewige Roma herrschten, daß sie

die anerkannt vornehmste Krone der Christenheit trugen, daß deutsche Bischöfe, Fürsten und Ritter in italienischen Städten geboten, daß deutsche Staatsmänner die Politik eines mitteleuropäischen Reiches von so weltumspannenden Gesichtspunkten aus leiteten, wie sie auch heute kaum großartiger gefaßt werden können. Damit war ein unverwüstlicher Schatz großer Erinnerungen gewonnen, und ein solcher Schatz des Ruhmes ist kein totes, sondern ein werbendes Kapital. Auch in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung wurde es niemals ganz vergessen und auch von den Fremden niemals grundsätzlich bestritten, daß der römische Kaiser deutscher Nation der vornehmste Herrscher der Welt sei, und daß das Volk, dem er angehörte, das Anrecht habe auf eine große Stellung. Erst die durch und durch unhistorische Betrachtungsweise der „Aufklärung" des achtzehnten Jahrhunderts brachte das alte Ideal in Vergessenheit und erzeugte jene weitherzige, aber auch verschwommene unklare Weltbürgerlichkeit, für die der Begriff des Vaterlandes in nebelhafter Ferne verdämmerte, und die es mit stumpfer Gleichgiltigkeit hinnahm, wie das linke Rheinufer mit all seinen prangenden Städten voll Denkmälern mittelalterlicher Größe an Frankreich fiel und das heilige tausendjährige Reich jämmerlich zu Grunde ging.

Da, als es zu Ende war mit aller Kaiserherrlichkeit, als sich ein fremder Eroberer die Krone Karls des Großen aufs Haupt gesetzt hatte, als sehr kluge und sehr gebildete Deutsche in ihm den Nachfolger der Karolinger sahen und den blutigen, selbstsüchtigen Usurpator als den Heiland einer neuen Zeit auch für Deutschland verehrten, da vertiefte sich eine kleine Gruppe deutscher Männer in die vaterländische Vergangenheit und fand dort in der mittelalterlichen Kaiserzeit den Schatz nationaler Größe, an dem sie sich wieder emporrichteten zu dem Glauben, daß sich diese Nation trotz alledem wieder aufrichten werde zu alter Herrlichkeit. Denn die letzten fünf oder sechs Jahrhunderte boten den Deutschen so gut wie keine gemeinsamen nationalen Erinnerungen, sondern nur das Bild fortgesetzter innerer Kämpfe, deren tiefern Sinn damals niemand verstehen konnte; die einzige Zeit, aus der sich das Ideal eines starken, einigen deutschen Reiches entnehmen ließ, war in der That die Kaiserzeit des Mittelalters. Es war deshalb durchaus folgerichtig, wenn auch die Gegenwart für das Oberhaupt des neuen deutschen Reiches, das allerdings nur ein Nationalstaat sein will, jenen stolzen Titel wieder aufnahm.

Der Name Amerika

Die vierhundertjährige Feier des größten Ereignisses, das das Menschengeschlecht erlebt hat, wird ohne das Gefühl gefeiert werden, daß der Name der Neuen Welt von einem Seefahrer dritten Ranges herrühre, der nicht den geringsten Anspruch auf eine solche Ehre hat, und durch den der Ruhm des großen Entdeckers Columbus in der ungerechtesten Weise geschädigt worden ist; er stammt einfach von dem Namen eines Indianerstammes und einer Bergkette des neuen Weltteils selbst. So verkündigt ein Herr Jules Marcou der hochaufhorchenden Welt.

Ganz Amerika, die ganze romanische Welt atmet auf, da sie Jules Marcou von dem Alpdruck eines vierhundertjährigen geschichtlichen Irrtums und Unrechts erlöst hat, wie ja auch von Amerika aus der Shakespearemythus zerstört und Francis Bacon in die unverjährbaren Autorrechte der sogenannten Shakespearedramen eingesetzt worden ist.

Seit dem Jahre 1875 vertritt Mr. Marcou mit manchen Änderungen die große geschichtliche Aufklärung in den angesehensten französischen und amerikanischen Zeitschriften, dem Atlantic Monthly, dem Bulletin de la société de Géographie und neuesteus sogar in dem Annual Report of the Smitsonian Institution (1890). Der Verfasser rühmt sich bereits der Zustimmung vieler amerikanischen, spanischen und französischen Gelehrten, was der neuesten „amerikanischen Frage" ein Gewicht verleiht, das der Sache an sich ja nicht zukäme. Es ist ja schon auffallend, daß das Bulletin de Géographie, das um die Mitte dieses Jahrhunderts bei Gelegenheit der Agitation zur Heiligsprechung Colons die grundlegenden Arbeiten von D'Avezac und Henry Harisse über Columbus aufgenommen hat, jetzt auch Herrn Marcous Hypothese seine Spalten öffnet. Der Zeitpunkt ist sehr geschickt gewählt, denn im folgenden Jahre feiert Amerika die vierhundertjährige Feier seiner Entdeckung, und es ist zu befürchten, daß den Amerikanern diese unerwartete Erweiterung der Monroedoktrin sehr willkommen sein, daß die Ansicht Marcous als Thatsache in weitere Kreise und in die Lehrbücher der Jugend eindringen wird, aus denen dergleichen bekanntlich sehr schwer wieder zu vertreiben ist.

Zwischen dem Nicaraguasee und der Mosquitoküste in Zentralamerika zieht

sich die goldreiche Bergkette Sierra Amerrique hin, schroff abfallend und weithin sichtbar. Hier wohnen als ärmlicher Rest eines einst weitverbreiteten und mächtigen Indianerstammes die Amerriques. Der Name wurde erst 1874 durch das Buch eines talentvollen Naturforschers und Ingenieurs der dortigen Goldminenkompagnie, Thomas Belt bekannt. Gleich das Jahr darauf baute Marcou auf die Namensähnlichkeit seine kühne Hypothese, und als sich in Amerika selbst gewichtiger Widerspruch erhob, ließ er sich die Thatsache von dem an Ort und Stelle lebenden Senator Rodriguez bestätigen.

Wir wollen nun nicht daran zweifeln, daß es einen solchen Indianerstamm und ein Gebirge dieses Namens giebt, auch seit Jahrhunderten gegeben hat, denn es ist das für unsre „Frage" unwichtig. Viel wichtiger und entscheidend für Marcous Behauptung ist es, nachzuweisen, daß dieser Name auch den ersten Entdeckern und namentlich Amerigo Vespucci bekannt gewesen sei. In den „Vier Reisen" des Amerigo Vespucci, die zuerst in St. Dié in Lothringen 1507 gedruckt wurden, erzählt der Florentiner, oder erzählen vielmehr die Herausgeber seiner Reiseberichte von einer ersten Reise, die er schon 1497, also noch vor Columbus, an die Küste von Honduras unternommen habe. Hier muß, behauptet Marcou, Vespucci mit den fraglichen Amerriques oder wenigstens mit Nachrichten von ihrem goldreichen Lande in Berührung gekommen sein. Leider ist diese sogenannte erste Reise Vespuccis eine Fabel. Diese Erkenntnis gehört unter die wenigen sichern Ergebnisse der so verwickelten Geschichte der Entdeckungen. Es ist nämlich aus den urkundlichen Papieren der Contratacion de Sevilla für Vespucci während der kritischen Zeit ein Alibi nachgewiesen worden, und Peschel hat gezeigt, daß sie auch geographisch unmöglich ist. Vespucci ist an diese Küste auch nachher nie gekommen. Wohl aber Columbus auf seiner letzten Reise. Es begleiteten ihn 150 Mann, er hörte hier von ergiebigen Goldminen, sah Indianer, die nichts anhatten als Goldspiegelchen um den den Nacken, und wurde von ihnen nach einem Golddistrikt im Innern gewiesen. Dies war die Sierra Amerrique! Columbus und seine 150 Genossen hörten den Namen, verbreiteten ihn zuerst unter den Seeleuten, durch diese drang er nach Europa, und nach zwölf Jahren war der Name Amerrique in allgemeinem Gebrauche zur Bezeichnung des neuen Weltteils. Der Name entstand aus dem Volke, durch das Volk, nicht durch einige deutsche Stubengelehrte, die sich in ihre Eselshäute vergruben. Mißlich ist nur und „gegen alle Regeln bei ersten Entdeckungen," daß Columbus an den König von Spanien den Namen, der sich an ein Goldland knüpfte, gar nicht ausspricht. Herr Marcou macht daher Columbus zu einem alters- und gedächtnisschwachen, von Verfolgungen niedergedrückten Mann, bei dem man sich einer solchen Oberflächlichkeit wohl habe versehen können. Wo ist auch nur ein Beweis für diese Darstellung?

Der Name Amerika kann nicht aus dem Vornamen Vespuccis entstanden sein, lehrt Mr. Marcou weiter, da dieser Vorname in den verschiedensten Va-

riationen Alberico, Amerig(h)o, Amerrigo, Almerigo, Albertutio, Damerighо, Morigo erscheine, sodaß auch der angeblich davon hergeleitete Name des neuen Erdteils voraussichtlich ebensoviele Verschiedenheiten zeigen müßte. In seiner ältern Abhandlung hatte Marcou „bewiesen", daß der Name Amerigo gar nicht italienisch sei, der ursprüngliche Vorname Vespuccis gar nicht Amerigo, sondern Alberico war und Vespucci sich erst zwischen 1503—4 Amerigo genannt hat. Leider wurde Marcou durch seine eigenen Korrespondenten in Italien und Spanien belehrt, daß sich Vespucci schon in Italien in einem Briefe, der 1888 aufgefunden worden ist, und in einem vom Jahre 1495, der 1889 gefunden wurde, Amerigo nennt, bevor noch von seinen Reisen überhaupt die Rede gewesen ist. Aber dessen hätte es gar nicht bedurft, denn schon Humboldt hat in seinem Examen critique etc. nach v. d. Hagen längst erwiesen, daß Amerigo von ahd. Ammalrich herrührt, von den Germanen in den eroberten romanischen Ländern eingebürgert worden ist, ein italienisches Amerigo oder durch Assimilation Amerrigo, im französischen Amaury (Wielands Amory) lautet, wenn auch die Ableitung von Amalrich nicht streng sprachwissenschaftlich war, und daß sich Amalrich, König von Jerusalem (1169), genau so wie der Florentiner Vespucci, nämlich Amerrigo unterzeichnete. Selbst Vespuccis Großvater hieß Amerigo. Die Zeitgenossen Vespuccis, in sprachwissenschaftlichen Dingen vielleicht noch weniger bewandert als der Geologe Jules Marcou, vermengten drei Namen, nämlich Alberich, Amalrich und Emerich, alle drei deutschen Ursprungs, und da das Zeitalter, wie zahllose Beispiele beweisen, Namen nach dem Klange auffaßte und niederschrieb, die Orthographie aber grauenvoll vernachlässigte, so erklärt sich die Verwirrung in der Schreibung des Vornamens. Daß die Schreibung „Amerika" solche Abweichungen nicht aufweist, erklärt sich eben aus dem Umstande, daß sie auf künstlichem litterarischem Wege entstand. Wenn der Name Amerika aus „Amerrigues" entstanden und durch volkstümliche Aussprachweisen gegangen wäre, so wären Verstümmelungen unausbleiblich gewesen, wie die bis zur Unkenntlichkeit entstellten Namen in den Berichten über die ersten Entdeckungen beweisen.

Mit der unbequemen Thatsache, daß der Gymnasiallehrer Waltseemüller (Hylacomylus) in seiner 1507 zu St. Dié in Lothringen erschienenen Kosmographie ausdrücklich sagt: „Ich sehe nicht ein, was uns hindern sollte, den neuen Weltteil Ameriga, gleichsam das Land des Americus, oder America zu nennen, zumal da Europa und Asien sogar nach Frauen benannt worden sind," findet sich Marcou folgendermaßen ab.

Amerigo Vespucci war ein sehr eitler Mann, der um jeden Preis für einen großen Seefahrer und Entdecker gelten wollte. Er war deshalb sehr ängstlich bemüht, hohen Persönlichkeiten, bei denen er Interesse und Einfluß voraussetzte, seine Berichte und Schilderungen zukommen zu lassen. Er hatte auch ein Buch geschrieben, Le Quattro Giornate, das aber nicht auf uns

gekommen ist. Daraus veröffentlichte er aber einen Auszug (in Lissabon 1504) und schickte an den König von Spanien, seinen Schulkameraden Soderini, den Gonfaloniere von Florenz, und König René von Lothringen je ein Exemplar mit einer Widmung. Da Vespucci nicht französisch verstand, ließ er Brief und Dedikation an den König René von einem so ungeschicktem Dolmetscher übersetzen, daß in der Dedikation eine Stelle, die sich auf seine mit Soderini auf den Schulbänken von Florenz zugebrachte Zeit bezieht, stehen blieb. Vespucci hatte nicht Zeit oder Gelegenheit, den seltsamen Irrtum zu berichtigen. König René übergab den französischen Brief an seinen Hofpoeten Jean Basin, der (wenigstens dem Namen nach) ein Franzose war. Dieser phantastische „lothringische Homer" nahm den jedermann geläufigen Namen der Goldspiegeliudianer und der Bergkette Amerrigues und verkuppelte ihn in „dichterischer Freiheit" oder in „spaßhafter Absicht" mit dem Vornamen des Vespucci, ohne sich jedoch über den wahren Ursprung des Namens Amerika zu täuschen oder andere täuschen zu wollen. So hat Amerika den Namen von einem Franzosen erhalten. Le mot était dans l'air, jedermann wußte, wie er mit dem Spaß Basins daran war. Aber die Sache nahm einen ernsten Verlauf; der neue Name bürgerte sich mit der Zeit auf den Karten ein, der wahre Ursprung war und blieb vierhundert Jahre lang vergessen, bis es dem Geologen Marcou gelang, ihn wieder auszugraben.

Dennoch wäre der Betrug kaum gelungen, wenn nicht zwischen Vespucci und dem Gymnasiallehrer Waltseemüller eine geheime Verabredung zur Schmälerung des Entdeckerruhmes Colons bestanden hätte. Denn Vespucci wird von Waltseemüller als Entdecker der neuen Welt bezeichnet, obwohl man genau wußte, daß dies Columbus war. Beide waren einer solchen Taktlosigkeit fähig. Vespucci hat in seinen Reiseberichten in höchst auffallender Weise die Namen der Kapitäne unterdrückt, um den Schein zu erwecken, er habe bei Entdeckungen eine führende Rolle gespielt. Waltseemüller hat es versucht, auf die Kosmographie und die damit verbundenen „Vier Reisen" Vespuccis seinen Namen zu setzen, obwohl dieses Buch das gemeinsame Werk des Gymnasiums von St. Dié war. Infolge dieser litterarischen Durchsteckerei mußte er St. Dié verlassen und nach Straßburg gehen, „weil er und seine Landsleute aus dem Schwarzwalde sich den Franzosen nicht fügen wollten."

Obwohl nun der Name Amerika auf den ältesten vorhandenen Karten nur spärlich erscheint, sagt doch der Bamberger Geograph Joh. Schoener schon im Jahre 1515, daß der Name allgemein angenommen und „populär" sei. Solche Folgen hatte der phantastische Spaß des Franzosen Jean Basin!

Wie steht nun aber die Sache in Wirklichkeit? Am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts sammelte sich zu St. Dié in Lothringen ein litterarischer Kreis, der sich ungemein für Geographie und besonders für die neuen Entdeckungen interessirte, eine eigne Druckerei errichtete und sich vermaß, einen Atlas oder, wie man

damals sagte, einen „Ptolemäus" herauszugeben. Zu diesem Kreise gehörten Martin Waltseemüller, genannt Hylacomylus, sein Freund Ringmann (Philesius Vogesigena), beide Gymnasiallehrer, Jean Basin aus Sandracourt, Herausgeber der „Nanceïde" von Blarru, einer Verherrlichung des Sieges König Renés bei Nancy, und Verfasser einer französischen Übersetzung des italienischen Briefes Vespuccis ins Lateinische mit einer Widmung an den Mäcenas, König René, Herzog von Lothringen, König von Jerusalem und Sicilien in partibus. Dazu gesellte sich auch P. Gregor Reisch, der Prior einer Kartause bei Freiburg und Verfasser der Margarita philosophica, einer zu ihrer Zeit nützlichen Encyklopädie, dann die Brüder Johannes, Nikolaus und Gautier Lud. Lothringen hatte zwischen den Niederlanden, Frankreich, Deutschland und Italien, wo die Buchdruckerei mit stets wachsender Thätigkeit betrieben wurde, eine vorzügliche Lage, die der raschen Verbreitung des Namens Amerika zu statten kam und sie vollkommen erklärt. Das Land war während der Regierung Renés der Mittelpunkt wichtiger geographischer Arbeiten. Diese Bestrebungen wurden von dem guten König René begünstigt und ermuntert. Da er in der Zeit der großen Entdeckungen lebte, so hatte er fortwährend Gelegenheit, seine Neugierde zu nähren. Seiner Freigebigkeit verdankt man eine der berühmtesten Ausgaben des „Ptolemäus," nämlich die St. Dié-Straßburger von 1513. Mehr als zwanzig Ausgaben erschienen zwischen 1475 und 1552, bisweilen sogar mehrere in einem Jahre. König René verschaffte sich irgendwie nun auch eine französische Übersetzung von Amerigo Vespuccis Bericht über seine „Vier Reisen," denn es ist sehr unwahrscheinlich, geschweige denn nachgewiesen, daß Vespucci mit König René im Briefwechsel gestanden hätte. Hätte Vespucci wirklich an König René geschrieben, so hätte er, der eitle und selbstgefällige Mann, dafür Sorge getragen, daß eine so plumpe Ungehörigkeit in der Widmung, wie die Reminiscenz an seine Schulzeit, Sr. königlichen Hoheit von Jerusalem und Sicilien nicht vor die Augen gekommen wäre. Überhaupt trägt dieser Bericht einen intimen Charakter, wenn Vespucci z. B. erzählt, die Königin Isabella hätte ihm eine Muschel genommen, an der sich 130 Perlen befunden hätten, er hätte sich daher gehütet, ihr andre Gegenstände von gleicher Seltenheit zu zeigen. Herr Marcou nimmt aber als bewiesen an, daß Vespucci mit König René im Briefwechsel gestanden habe, und schiebt den Gegenbeweis seinen Widersachern zu.

Vespucci hat wirklich die Namen der Kapitäne, unter denen er seine Reisen machte, verschwiegen, aber es ist nicht zu vergessen, daß seine Berichte mehr Schilderungen und Gemälde von Sitten, Gebräuchen und Abenteuern sind, bestimmt für neugierige Leute, nicht wissenschaftliche oder gar amtliche Nachrichten. Übrigens giebt sich Vespucci weder offen noch versteckt als Leiter einer Expedition aus, sondern bedient sich der Ausdrücke navium praetor, il nostro capitano maggiore, navidominus noster vel praefectus, capitano maggiore. Dafür aber, daß Jean Basin die spaßhafte Taufe der neuen Welt vorgenommen

hätte, liegt nicht der Schein eines Beweises vor. Die Sache verhält sich vielmehr so. In St. Dié schrieb der gelehrte deutsche Mathematiker und Kosmograph Martin Waltseemüller seine berühmte Cosmographiae Indroductio als Einleitung zu der lateinischen Übersetzung der Berichte Vespuccis unter dem Titel Quatuor Navigationes. In der Einleitung nahm er die berühmte Taufe vor. Es fällt Mr. Marcou auf, daß die neue Welt nach dem Vornamen des angeblichen Entdeckers getauft wurde, was sonst nur bei geographischen Begriffen, die nach fürstlichen Personen genannt würden, der Fall sei. Aber Waltseemüller liefert ja selbst die Erklärung, daß ihn dabei sein deutsches, für den Stabreim zwischen Asia, Europa, Afrika empfängliches Ohr leitete. Ähnlich ging es ja auch mit dem Namen Australien für Neuholland. Überdies scheint der in Spanien ungewöhnliche Vorname hie und da für den Zunamen gegolten zu haben, da es in den Rechnungsbüchern von Sevilla z. B. heißt: „Soll empfangen Amerigo." Auch sonst wird Vespucci Signor Amerigo Fiorentino genannt. Doch Mr. Marcou wittert auch hier eine Verschwörung gegen Columbus, ohne daß auch nur die entfernteste Wahrscheinlichkeit eines Verkehrs zwischen Vespucci und den Schulmeistern in St. Dié vorläge. Freilich wird in Waltseemüllers Schriftchen Vespucci als Entdecker der neuen Welt bezeichnet, aber sicher ohne sein Zuthun, wie ja auch die Entdeckung Australiens lange James Cook zugeschrieben wurde. Joh. Schoener beschuldigte im Jahre 1535, als er es besser wußte, Vespucci des Betruges, vermutlich aus Ärger darüber, daß er ihn vor zwanzig Jahren als Entdecker gepriesen hatte. Aus dieser Zeit stammt auch die alte Legende von einer heimlichen bittern Feindschaft Vespuccis gegen Columbus, die schon längst von A. v. Humboldt, Peschel u. a. widerlegt ist. Schoener beschuldigt auch Vespucci, er hätte seinen Namen auf einzelne Teile Amerikas geschrieben. Dies hätte Vespucci mit Erfolg erst nach seiner Ernennung zum Reichspiloten (22. März 1508) thun können, also ein Jahr nach der Taufe von St. Dié. Wäre Vespucci darauf ausgegangen, der Verbreitung des Namens Amerika nachzuhelfen, so müßte sich diese Bezeichnung auf spanischen Karten finden, was nicht der Fall ist, und dann auf Karten von Zentralamerika, dem Lande der „Amerrigues." Aber der Name erscheint zuerst auf einer Karte des Peter Bienewitz (Apianus) im Jahre 1520 nicht für Honduras, sondern für das südamerikanische Brasilien. Gegen Vespuccis Doppelzüngigkeit sprechen aber auch andre schlagende Gründe. Columbus nennt seinen Vertrauten Vespucci selbst einen rechtschaffenen Mann; freilich war Columbus nach Mr. Marcou ein naiver Mensch, der sein Leben vor dem Mast zugebracht hatte, und dem jede Menschenkenntnis mangelte. Vespucci starb arm, sodaß seine Witwe um einen Gnadengehalt betteln mußte. In dem Prozeß, den der Fiskus von Spanien gegen die Ansprüche der Erben Colons führte, hätte ja Vespucci als Feind des Admirals seine angeblichen Prioritätsrechte auf die Entdeckung der terra firma, die ihm Marcou im Widerspruch mit

sich selbst zugesteht, geltend machen müssen und hätte sich dadurch noch überdies die Regierung zu Danke verpflichtet. Die Verwechslung von Vespuccis und Colons Entdeckerrechten, in die man noch lange nach beider Tode befangen war, ist dadurch zu erklären, daß man ausführliche und lebendige Schilderungen der neuen Welt zuerst durch den Florentiner erhielt. Von dem Vorwurfe, daß er den Irrtum der Lothringer Gelehrte nnicht berichtigt habe, obwohl er noch fünf Jahre nach der Taufe von St. Dié lebte, wird jeder unbefangene den vielbeschäftigten Reichspiloten freisprechen, da es höchst unwahrscheinlich ist, daß er von den litterarischen Vorgängen in Lothringen etwas erfahren haben sollte.

Waltseemüller war thatsächlich ein sehr fleißiger Gelehrter. Daß er und nicht das Gymnasium von St. Dié der Verfasser oder Herausgeber der Kosmographie und der „Vier Reisen" war, geht daraus hervor, daß sein Name unter der Widmung des einzigen erhaltenen Exemplars der ersten Ausgabe steht, und Ringmann sagt, daß „der Verfasser," der „mit wundervoller Kunst das vorliegende Werk verfertigt" habe, es dem Kaiser Max widme. Die litterarischen Herrn und Schulmeister in St. Dié müssen sich allerdings in die Haare geraten sein, sodaß Martin Waltseemüller nach Straßburg ging. Aber seit seinem Abgang erschien auch kein bedeutenderes Werk mehr in St. Dié, gerade er also muß die Seele des Gelehrtentums von St. Dié gewesen sein. Von Straßburg aus beklagt sich auch Martin Waltseemüller über Intrignen und Verletzung seiner Autorrechte. Lorenz Frisius (Fries) in Metz, also auch ein lothringischer Gewährsmann und Herausgeber des Ptolemäus von 1522, bezeichnet ausdrücklich Hylacomylus als Zeichner der Karten. Freilich war dieser Fries so ein Schwindler wie die andern, da er nach Marcou den Unterhändler zwischen Vespucci und dem Herzog von Lothringen gemacht hatte. Eine saubere Gesellschaft, diese lothringische Gelehrtenzunft!

Den nach seiner Meinung durchschlagenden Beweis für seine Ansicht und die Schuld oder wenigstens Mitschuld Vespuccis an dem historischen Betruge findet Marcou darin, daß der Florentiner nach und infolge der Taufe von St. Dié von 1507 schon 1508 seinen Vornamen nicht mehr Amerigo oder Amerighо sondern Amerrigo mit dem doppelten r geschrieben habe, um ihn dem Namen Amerrigues näher zu bringen. Schon ältere Geschichtschreiber waren in Verlegenheit, wie sie sich diese Änderung der Orthographie erklären sollten, und da der Glaube an seine Unredlichkeit oder eine geheime Verschwörung gegen Columbus allgemein war, so witterten sie auch hier irgendeine Falschheit oder die Absicht, zu hintergehen. Seitdem jedoch Alexander v. Humboldt die uralte Schreibung des Namens nachgewiesen hat, wurde auch dieser Verdacht entkräftet. Hätte aber Vespucci wirklich aus dem von Marcou angegebenen Grunde die Orthographie seines Vornamens geändert, so wäre sein Beginnen sehr plump gewesen, da ja die Taufe von St. Dié nicht Amerrika, sondern Amerika ergeben

hatte. Die Änderung wäre um so gefährlicher gewesen, als die spanische Aussprache schon im sechzehnten Jahrhundert einen auch akustisch sehr wesentlichen Unterschied zwischen „Amérigo“ mit r sencilla und „Amérrigo“ mit dem r doble machte. Es ließe sich höchstens denken, daß Vespucci durch die Verdopplung des r bei Spaniern eine Aussprache habe erzielen wollen, die der italienischen annähernd entsprach. Die Nachlässigkeit in der Rechtschreibung von Namen im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erklärt, glaube ich, die Änderung vollkommen. Dazu war ja Vespucci einige Monate früher zum Reichspiloten ernannt worden und mag beabsichtigt haben, durch eine auch bei andern seiner Zeitgenossen beliebte Buchstabenanhäufung und ein prunkvolles Mannpropria, wie es das Facsimile seiner Unterschrift zeigt, seinem Namen eine größere Würde zu geben. Aber für Mr. Marcou ist dieses zweite r le bout d'oreille qui perce. An dem Ohrläppchen dieses corpus delicti zerrt Mr. Marcou so lange herum, bis er aus dem Wust widersprechender Thatsachen und Nachrichten das verschmitzte Gesicht seines Vespucci, des tan fino, hervorgezogen und der öffentlichen Verachtung preis gegeben zu haben glaubt. Aber bei genauerem Hinsehen ist es gar nicht das Gesicht des Signore Vespucci, sondern das des wohlbekannten Mr. Chauvin.

Die Triebfedern von Mr. Marcous historischem Eifer und Gerechtigkeitssinn liegen nämlich klar zu Tage, obwohl sie in seiner letzten Arbeit nicht so offen hervortreten als in seiner frühern in französischer Sprache in einer französischen Zeitschrift veröffentlichten zweiten, worin er sagt: „Waltzemüller war ein eitler, durchaus unbescheidener Mensch. Um schließlich seinem Werke die Krone aufzusetzen, gab er sich mit unerhörter Kühnheit als den Verfasser des Buches [der Kosmographie] aus unter dem übelklingenden Namen Ilacomylus. Hartnäckig und störrig wie seine Landsleute aus dem Schwarzwald wollte er sich den Welschen der Vogesen, die er schamlos ausbeuten zu können geglaubt hatte, nicht fügen.“

Der Name Amerigo ist deutschen Ursprungs, die Taufe des neuen Weltteils wurde von einem deutschen Schulmeister vorgenommen in einem deutschen Lande. Freilich wird in jüngster Zeit von französischen Gelehrten die Legende gepflegt, Lothringen sei niemals ein Bestandteil des deutschen Reiches gewesen, und auch Mr. Marcou hält die Litteraten von St. Dié mit ihren deutschen Namen für eine und zwar die erste französische gelehrte Gesellschaft. In der That hat aber Lothringen von jeher, wie neuerdings in den „Beiträgen zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen“ gezeigt worden ist, zum deutschen Reiche gehört. Erst 1542 wurde es durch den Nürnberger Vertrag von der Kreisordnung Maximilians I. und der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts abgelöst. Herzog René war in der Schlacht bei Nancy (1477) an der Spitze von achthundert Reitern, darunter die Grafen von Leiningen, Salm und Bitsch und „seine andern Deutschen,“ erschienen. Der Gelehrtenkreis dachte deutsch,

denn Waltseemüller widmete seine Kosmographie dem Kaiser Max, und in der Vorrede bittet er den Kaiser, ihn gegen die Ränke seiner Nebenbuhler zu schützen.

Alle diese Umstände erklären es, daß Mr. Marcou gegen die allgemein angenommene und wohlbegründete Entstehungsgeschichte des Namens Amerika ankämpft. Deshalb sind ihm alle in die Sache irgendwie verwickelten Gelehrten litterarische Freibeuter, Vespucci ein dunkler Ehrenmann, Columbus ein Mann ohne Menschenkenntnis. Nicht der Deutsche Waltseemüller, sondern der Franzose Basin hat den neuen Weltteil getauft. Fortan heißt Amerika so nach einem nackten Indianerstamm und nicht nach dem Reporter und Seefahrer dritten Ranges mit dem deutschen Vornamen. Auch den Yankees muß das schmeicheln, wenn auch einige amerikanische Gelehrte gegen den Humbug Verwahrung eingelegt haben. Dafür müssen sie sichs gefallen lassen, von Marcou unter jene Geschöpfe gerechnet zu werden, die über die Entdeckung einer neuen Erkenntnis stets in Schrecken geraten sollen.

Zum Schlusse möchte ich eine Anregung zu weiterer Geschichtsklitterung nicht unterdrücken. Man erzählte von dem Kosmographen Michael Behaim, er hätte Columbus nicht nur den Weg nach Ostindien, sondern auch das Vorhandensein eines neuen Festlandes enthüllt. Dieser Behaim stammte aus der Nähe von Pilsen in Böhmen. Nach dem Vorgange Marcous könnte ein unternehmender tschechischer Geschichtsforscher zur Verherrlichung der Nation und der böhmischen Topographie die schon vor Jahrhunderten aufgetauchte Idee aufgreifen und darauf bestehen, daß Amerika endlich einmal den Namen Bohemia Septentrionalis erhalte.

Graz Wilhelm Swoboda

Ein Nachwort zum Trierer Jahrmarkt

Die Kreuzfahne auf dem Domturm ist eingezogen, die Kaufbuden und Restaurationszelte auf Straßen und Plätzen sind abgebrochen; wo sich wochenlang vom Morgen bis zum Abend eine schaulustige Menge stieß und drängte, ist das Alltagsleben wieder in seine Rechte eingetreten: der Trierer „Jahrmarkt“ ist zu Ende.

Ein „Jahrmarkt“ war nach Luthers treffendem Wort des „heiligen Rockes“ erste Ausstellung im Jahre 1512 — die letzte Ausstellung im Jahre 1891 ist nichts andres gewesen. Daß die Schaubuden Kirchen und die Ausstellungsgegenstände angeblich christliche Altertümer waren, gab diesem Jahrmarkt für die einen den besondern Reiz, für die andern das traurige Gepräge, und was

fragt man bei einem Jahrmarkt nach der Echtheit der zur Schau gestellten Dinge, wenn sie nur die Schaulust anregen und die Kassen füllen! Das „Schauspiel“ im Dom, um mit Bischof Korum zu reden, nahm unter zahlreichen Sehenswürdigkeiten nur die erste Stelle ein; aber vor dem Glanze seiner Aufführung traten die andern selbstverständlich in den Schatten. In der Nische des mit Marmorfiguren geschmückten und umgebenen Hochaltars stand ein Glaskasten, mit weißer Seide ausgeschlagen, ein prächtiger Baldachin wölbte sich drüber, mit purpurrotem Seidenplüsch drapirt und mit Goldfransen und Goldquasten reich geschmückt; eine vergoldete Dornenkrone bildete die Spitze, aus der sich ein goldenes Kreuz leuchtend hervorhob. Was aber in dem Glaskasten zu sehen war und wie ein braunes, hemdartiges Gewand aussah, das war nach der Anpreisung der Aussteller der ungenähte Rock des Heilands, den er auf dem Golgathagang getragen und über den die Kriegsknechte das Los geworfen — welch ein Schaustück in prunkendster Umrahmung! Dorthin drängten die Jahrmarktsbesucher in dichtesten Scharen und scheuten stundenlanges Warten am Eingange nicht, um das Wunderding und all die sinnberückende Pracht zu schauen, und wenn der Bewohner des armen Eifeldorfes gar das Glück hatte, abends an einer Extravorstellung teilzunehmen, und aus dem halbdunkeln Schiff den glänzend erleuchteten Chor mit dem mächtigen Feuerkreuz von tausend Flammen hoch über dem Baldachin erblickte, dann mochte er sich wohl sagen, daß er nie im Leben schöneres gesehen habe und daß solch ein Schauspiel schon eine Reise wert sei.

Aber zu einem rechten Jahrmarkt gehört vielerlei; und der kluge Bischof Korum hatte drum auch aus dem reichen Schatze der Trierer Reliquien — die sich nach der Aufzeichnung des Weihbischofs Enen im Jahre 1514 auf Millionen beliefen — eine Auswahl treffen und im Dom wie in den übrigen Kirchen der Stadt viel heilige Knochen, Köpfe, Zähne, Finger, Sandalen, Krippen- und Kreuzteile ausstellen lassen, auf daß es den Besuchern des von ihm veranstalteten Festes an Sehenswürdigkeiten und reicher Abwechslung nicht fehle. Und so flutete denn die Menge vom Dom zur Jesuitenkirche und zu St. Gangolph, eilte, um ja alles zu sehen, in Hast von St. Matthias nach St. Pauli und umgekehrt; und um das Jahrmarktsbild zu vervollständigen, trieben sich schier unzählig auf allen Straßen und vor allen Kirchthüren zwischen dem Volk die Verkäufer herum und boten zudringlich ihre Waren feil, Betwaren vor allem, die man in Trier immer nur Devotionalien nannte, aber auch weltliche Andenken an die alte, an großen Erinnerungen reiche Stadt, und dazu allerlei erbärmlichen Schnickschnack für wenige Pfennige oder Groschen, Zuckerwaren, Taschentücher, Broschen, Cigarrentaschen, Tabakpfeifen, die alle dadurch nicht besser wurden, daß ihnen das Bild des heiligen Rockes aufgeprägt war. Wer aber des Schauens müde war und noch einen Groschen sein eigen nannte, der ließ sich im Bierzelt oder in der Weinstube zur Rast nieder und plauderte bei

Speise und Trank unter fröhlichem Lachen mit den Genossen über Erlebtes und Gesehenes.

Das Bild des Jahrmarkts wird den Veranstaltern nicht passen; die wollen zwar ein „Schauspiel" bereitet, aber nur eine andächtige Menge, nur betende Pilgerscharen, nur begeisterte Glaubenszeugen davor gesehen haben. Schon auf den Wallfahrtswegen, „auch wenn sie in schneller Fahrt dem ersehnten Ziele zueilten," soll das „Denken und Thun der Pilger lediglich auf frommes Leben gerichtet" gewesen sein, und Augenzeugen wollen von ihnen „nur Gebet und fromme Lieder" gehört haben. Aber der Heiland sagt: „Wenn du betest, gehe in dein Kämmerlein!" und wer im Menschengewühl der Bahnhofshalle von Trier gestanden und die Zerstreuungen einer Pilgerfahrt mit Augen gesehen hat, der wird die Phantasie der mit bischöflicher Approbation erzählenden Berichterstatter bewundern, die am ungeeignetsten Ort und zur unpassendsten Stunde die Pilger singen und beten lassen. Auf dem Domfreihof ist allerdings von früh morgens bis spät abends das Rosenkranzgebet geplappert und neben dem „Großer Gott, wir loben dich!" das „Fest soll mein Taufbund immer stehn, ich will die Kirche hören!" angestimmt worden; aber Gebet und Gesang hinderten nicht, daß die Blicke über den abschließenden Bretterzaun hinüberschweiften in reger Teilnahme an dem bewegten Treiben, das sich dort abspielte und oft nur durch die Polizei in einiger Ordnung gehalten werden konnte. Nicht Worte genug aber finden die ultramontanen Lobredner, die Andacht zu rühmen, die sich bei der eigentlichen Verehrung des „heiligen Rockes" gezeigt habe; ob aber das flüchtige Vorbeigeführtwerden, das nur ein sekundenlanges Anschauen der Reliquie gestattete, „eine völlige Erschütterung," „ein inneres Erschrecken," „eine heilige Begeisterung" hervorzurufen imstande war, darf billig bezweifelt werden. Jedenfalls ist die angeregte Stimmung nicht von langer Dauer gewesen. Ich habe fast zwei Stunden am Domausgang gestanden und ohne Voreingenommenheit tausende und wieder tausende beobachtet, die soeben dem „heiligen Rock" ihre Verehrung dargebracht hatten: ich habe — abgesehen von einer nicht unbedeutenden Zahl von Mönchen und Nonnen, deren stummer Mund und immer gleich lebloses Marionettenangesicht einen Schluß auf die Seelenstimmung nicht zuläßt — wenig ernste Gestalten und nur ein einziges augenscheinlich tief ergriffenes Mütterchen gesehen; die übrigen, Geistliche wie Laien, kamen drängend, plaudernd, vielfach lachend heraus, rühmten sich einer dem andern gegenüber, was sie alles trotz des hastigen Vorübergehens gesehen hätten, planten, wo sie sich nun erfrischen wollten, oder eilten zu den nahen Ständen der Obstverkäufer und erhandelten unter Feilschen die ausgebotenen Gaben des Herbstes. So verläßt beim Jahrmarkt buntgemischt die Menge das stets gefüllte Wachsfigurenkabinett.

Der Jahrmarkt ist zu Ende; ich bin gewiß: alle sind seines Endes froh. Am meisten die ernsten und frommen Gemüter, denen das dargebotene Schau-

spiel zum „Ärgernis“ gereichte, die in dem, was der Bischof „ein Freudenfest der ganzen katholischen Kirche“ nannte, nichts andres sehen konnten als eine Schmach für unsre Zeit, eine Schädigung aller wahren Religion. Aber auch die Nächstbeteiligten, auch die, die an dem ganzen Handel keinen Anstoß nahmen, freuen sich des Endes. Sie hatten doch die Rechnung ohne — die Gäste gemacht, die guten Trierer, als sie dem „heiligen Rock“ die Wunderkraft zutrauten, sie alle in wenigen Wochen zu reichen Leuten zu machen. Wenige fanden den erwarteten Gewinn, viele sahen sich in ihren übertriebenen Hoffnungen bitter getäuscht und büßten verfehlte Spekulationen mit schweren Verlusten, alle sehnten das Ende einer unruhigen Zeit herbei, deren Ertrag nicht dem Einsatz entsprach. Und wie werden sich die Beamten der Eisenbahn gefreut haben, als der letzte Pilgerzug von dannen gefahren war und keine nach tausenden zählende Menge mehr den Bahnhof belagerte! Aber auch die Domgeistlichkeit wird das Ende jener langen Tage mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßt haben, die für sie doch weniger „schöne und heilige,“ als vielmehr Tage anstrengendsten Dienstes waren, eines Dienstes, der sie seelisch und leiblich zu Tode erschöpfen mußte. Und der Mann im stillen Bischofshof, der Generalunternehmer und Veranstalter des Schauspiels, die Seele der „Feier,“ er verzichtete darauf, von der päpstlich genehmigten Verlängerung der Aufführung Gebrauch zu machen; er überschlug den Erfolg und — ließ den Vorhang fallen.

Wie laut auch heute die ultramontanen Bläser ins Horn stoßen, es ist und bleibt eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß der Erfolg der diesmaligen Ausstellung des „heiligen Rockes“ weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist, und das Fanfarengeschmetter im andern Lager übertönt nur notdürftig die Klage der enttäuschten Wechsler und Taubenkrämer. Man hatte bei den so bedeutend erleichterten Verkehrsverhältnissen gegen 1844 eine ungemein größere Pilgerzahl erwartet, man redete vor Beginn der Ausstellung von vier bis fünf Millionen; nun hat man durch amtliche Zählung nur 1925000 herausgebracht. Vergleicht man aber mit dieser Zahl die Angaben des Eisenbahnbetriebsamtes, bedenkt man, daß nach den Mitteilungen der ultramontanen Blätter viele Tausende von Trierern sechs bis zehn mal den Dom besuchten und im Dom gezählt wurden, bringt man endlich auch die vielen Touristen und — mit herbem Tadel sprechen wir es aus — die Scharen Evangelischer aus der Stadt wie aus der Nähe und Ferne in Abzug, die sich doch aus bloßer Neugierde in den Dom drängten und eine Feier des Aberglaubens verherrlichen halfen, so ergibt sich die unumstößliche Thatsache, daß die Zahl der eigentlichen Pilger trotz der Gunst der äußern Umstände fast nicht die Höhe von 1844 erreicht hat. Ja um die Pilgerzahl in den letzten Tagen der Ausstellung auf der frühern Höhe zu halten, wurde ein nochmaliges Aufgebot der benachbarten Pfarreien nötig. Eine Verlängerung des Schauspiels hätte

vor leerem Hause stattgefunden; es war die höchste Zeit, daß der Vorhang fiel.

Man hatte weiter auch auf den Zuspruch aller Volkskreise gerechnet und sich viel klingenden Gewinn versprochen. Aber ganz auffällig war das Fehlen des besitzenden Mittelstandes; die Pilgerzüge brachten nur armes Volk, kleine Landwirte, Arbeiter, Tagelöhner, Dienstboten, und es ist bezeichnend, daß ich in einer halben Stunde viermal von anständig gekleideten Pilgern aus wirklicher Not angebettelt worden bin. Was aus den höhern Schichten dem Rock seine Verehrung darbrachte, ist von der Lokalpresse mit rühmlicher Sorgfalt verzeichnet worden, aber was bedeutet die kleine Zahl unter den vielen? Man mußte zufrieden sein, zur Eröffnungsfeier einige Malteserritter zur Stelle zu haben und die Schlußfeier nicht nur durch den anwesenden Wasserheilkünstler Pfarrer Kneipp, sondern auch durch einen nicht regierenden deutschen Herzog, einen Konvertiten, nebst Gemahlin und eine österreichische Erzherzogin nebst Töchtern verherrlicht zu sehen. Und schon beginnt die Legendenbildung den drückenden Mangel an Thatsachen zu ergänzen, wenn erzählt wird, daß einmal zur Nachtzeit ein hoher Unbekannter mit zahlreichen Orden im Dom Einlaß begehrt, in gebeugter Haltung vor dem Glaskasten minutenlang seine Andacht verrichtet und nach einem mit zitternder Stimme dem diensthuenden Priester dargebrachten Dank das Gotteshaus wieder verlassen habe, „ein Nikodemus, der zur Nachtzeit dem Heiland vor dem heiligen Rock Ehre bezeugen und um Gnade bitten wollte.“ Man hat endlich „die ganze katholische Kirche“ zum „Freudenfest“ nach Trier eingeladen; aber der Einladung wurde die denkbar spärlichste Folge geleistet. Neun Zehntel der Pilger gehörten zur Herde des einladenden Bischofs und wurden an bestimmten Tagen von ihren Geistlichen zum „Fest“ geführt; die überwiegende Mehrzahl des Restes aber kam aus der Nachbarschaft, aus der Pfalz, aus Elsaß-Lothringen, aus Luxemburg. In Aachen aber grollte man über die Konkurrenz, die der „heilige Rock“ den „heiligen Windeln“ mache; und am Niederrhein warnte gar ein Geistlicher seine Pfarrkinder vor der Rockfahrt: man habe den Herrn selbst in der Eucharistie, da brauche man seines Rockes nicht. Auch von den Bischöfen Deutschlands verzichtete leichten Herzens die Hälfte auf den Segen, den ihnen ihr Konfrater in Trier in dem „heiligen Rocke“ anpries, und die deutschen Brüder, die kamen, wurden in ihrer fördernden Hilfe weit übertroffen durch einen Ausländer, der mit seinen Diözesanen wiederholt in Trier erschien und die Reliquie des Domes mit Worten und Thaten feierte, durch den Bischof Koppes aus Luxemburg. Der hatte einst auf der Trierer Katholikenversammlung 1887 — geschahs auf Bestellung? — die erste Anregung gegeben, das „Kleinod des ungenähten Leibrockes des Herrn“ aufs neue zur Verehrung auszustellen; er mag heute seinen Trierischen Amtsbruder trösten, wenn nun der Erfolg der Erwartung nicht entsprach und sich die Meinung als irrig erwies, „daß die

Katholiken »Deutschlands« den Augenblick ersehnten, wo ihnen die kostbare Reliquie gezeigt würde."

Bei der Beschaffenheit der großen Mehrzahl der Pilger kann es nicht Wunder nehmen, daß auch das finanzielle Ergebnis der Ausstellung weit hinter den bescheidensten Erwartungen zurückgeblieben ist. Wo Reliquien zu schauen und Ablässe zu erwerben sind, haben von alters her die Opferkasten nicht gefehlt; ihrer zwei standen auch im Dom zu Trier und zogen die Andacht der vorübergeführten Pilger von der Verehrung des „Kleides Christi" ernstlich ab. Und für wen waren die Opfergaben bestimmt? Merkwürdig: im Jahre 1844 hatte man noch der Armen in der Stadt gedacht, diesmal sollten sich in die Gaben der Armen der Trierische Dom und der römische Papst teilen. Ich zweifle nicht, daß es die Diözesangeistlichen, die auf bischöfliche Aufforderung die Wallfahrer zu belehren hatten, „wie Christen Bittgänge halten sollen, „nicht unterlassen haben werden, der Opferkasten neben dem „heiligen Rock" nachdrücklich Erwähnung zu thun und vom seligen Geben ein salbungsvolles Wort zu reden. Aber den armen Leuten wurde über der teuern Wallfahrt das Herz schwer und der Beutel leicht; man konnte auch an den Devotionalienhändlern nicht ungestraft vorübergehen, und die Daheimgebliebenen wollten doch auch eine Statue der „heiligen Helena mit dem Rock" mitgebracht haben. Zudem hatte der Papst seinen Ablaß diesmal nicht ausdrücklich an ein Geldopfer geknüpft, und der Dom zu Trier war, wie jedermann wußte, reich, unendlich reich, und weil sie Silber und Gold nicht hatten, meinten sie, auch mit der kleinen Nickelmünze ein verdienstliches Werk zu thun und selig durch Geben zu werden. Aber es gehört viel dazu, daß aus Tropfen ein Meer werde: wo man Millionen erwartet hatte, ergaben die Opferkasten kaum hunderttausend Mark. Und um dieser elenden Silberlinge willen der Verrat an der Religion Christi, die Schaustellung des Aberglaubens im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts — materiell lohnte das Spiel nicht den Einsatz!

Ob der Mann im „Bischofshofe" nicht dieselbe Empfindung hatte? Ob ihm nicht doch zuweilen das Gewissen über dem geschlagen haben mag, was er in Szene gesetzt hatte? Ja, wenn von einem Jesuitenzögling noch von einem wachen Gewissen die Rede sein könnte! Seine eignen Handlungen richten den Bischof von Trier. Dieser Mann, ausgezeichnet durch ungewöhnliche Geistesgaben und im Vollbesitz der Bildung unsrer Zeit, wagt es, ein Stück finstersten mittelalterlichen Aberglaubens zu restauriren, und die verlogene Zweideutigkeit wird das geheiligte Mittel, das dem Zweck dienen soll, mit der Heerschau der in Geistesknechtschaft gehaltenen Massen errungenen Sieg zu feiern und zu neuen Kämpfen die Stimmung zu wecken. Er läßt sich scheinbar zur Ausstellung der fragwürdigsten Reliquie drängen und maßt sich zugleich an, den von Gott selbst für diese Ausstellung bestimmten Augenblick zu wissen. Er bereitet sie vor durch eine Untersuchung, deren Ergebnis er amtlich ver-

öffentlicht und über die er doch die parteiischen Zeugen eidlich strengstens Stillschweigen geloben läßt. Er will selbst von einem angeblichen Gewande Jesu im Hochaltar des Domes nur „lückenhafte Stoffteile" gefunden haben; als aber der Nonnen geschickte Hände und Nadeln ihr Werk gethan haben, zeigt er in Wort und That den „Gläubigen" ein vollständiges Ärmelgewand, dessen Maße genau angegeben werden können. Er erklärt in dem Hirtenbriefe vor der Ausstellung, daß man über die Echtheit dieses „Rockes" nach vernünftigen Gründen sein Urteil bilden dürfe, aber er zieht in den Pilgern den Fanatismus groß, der über alle Zweifler das anathema sit ausspricht. Er giebt sich den Anschein, als ob er durch die Ausstellung des Rockes die Liebe zu Christo in dem armen Volke mehren und kräftigen zu können glaube, und er bezeugt doch einem ernsten Mahner, daß „sein Christus ein andrer sei als der des Volkes." Er will ausgesprochenermaßen nur eine „Verehrung" des ausgestellten Kleidungsstückes; aber wiewohl er wissen muß, daß der Eifeler Bauer den feinen Unterschied zwischen „Verehrung" und „Anbetung" gar leicht verwischt, bietet er ihm selbst die Lieder, die zur „Anbetung" verführen. Er hütet sich vorsichtig, mit der Bezeugung neu geschehener Wunder durch sein geflicktes Gewand hervorzutreten, und scheut sich doch nicht, die angeblich früher geschehenen Wunder eines durch ihn selbst als unecht hingestellten Kleidungsstückes anzuerkennen und zu preisen. Er muß wissen, welch einen schmachvollen Handel er treibt, und doch spielt er seine Rolle mit der Einfalt des unschuldigen Kindes und scheint nichts davon zu hören, wie nebenan in der Liebfrauenkirche die Ordensbrüder die Massen fanatisiren, die Religion zum Zerrbilde machen und den Kreuzzug predigen gegen die Andersgläubigen, gegen die gottlose Ketzerwelt. Der Zweck heiligt die Mittel! Als der Bischof — auch in der Rede ein Schauspieler — mit hochtönendem Wort und theatralischen Gesten das von ihm in Szene gesetzte Schauspiel schloß, wird er nicht über dieses selbst, vielleicht aber über den hinter den Erwartungen zurückgebliebenen Erfolg verschwiegenen Schmerz empfunden haben; und wer erät die Gedanken und Pläne, die hinter den verhangenen Gardinen des „Bischofshofes" bewegt wurden, als am Abend der Schlußfeier draußen eine wogende Volksmenge fünf Paternoster betete und auf den Veranstalter der Rockfahrt ein dreimaliges Hoch ausbrachte?

Der Trierer „Jahrmarkt" ist zu Ende. Im Grunde hat er uns wenig Neues gezeigt, aber viel alten Jammer mit erschütterndem Ernste uns wieder einmal vor Augen geführt. Welch maßlos traurigen Anblick bietet auch in diesem neuesten Schauspiel die vom Jesuitismus beherrschte katholische Kirche! Ihre Einheit, als deren Symbol der Bischof selbst wiederholt den „heiligen Rock" hingestellt hat, in der That ein aus „lückenhaften Stoffteilen" mit Lug und Trug zusammengenähtes äußeres Gewand, hinter dem sich kein Leben birgt und vor dem nur die Einfalt kniet; ihre Verfassung das absolutese

System der Knechtschaft über Geist und Gewissen, gegen das in erster Linie ein Antisklavereiverein an der Stelle wäre; ihre Religion ein Pseudochristentum, das Schritt für Schritt tiefer in den Paganismus hinabsinkt und den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit zu einem Fetischdienst vor Knochen und Gewandstücken erniedrigt. Der Bischof rühmt in seinem Hirtenbriefe „kirchliche Feierlichkeiten, die durch die Sinne auf die Herzen mächtig einwirken." Weiß denn der kluge Mann nicht, wohin die Versinnlichung der Religion mit Notwendigkeit führen muß? Dann mag er es sich von einem Katholiken des Nachbarlandes sagen lassen, dessen Sprache er selbst so schön in deutschen Landen zu sprechen vermag. Henry Maret schrieb jüngst im Matin:

Wir sind Kinder in mancher Beziehung: wir lieben Farben, Töne, alles was glänzt und Spektakel macht. Und was ist die Religion andres als Musik, wehende Fahnen, Prozessionen, Blumen, Kunstwerke, reiche Heiligtümer und prächtige Gewänder? Götzendienerei, sagt ihr. Gewiß, wird sind Götzendiener, und die menschliche Form der Dinge ist uns so notwendig, daß aus diesem Grunde allein der Katholizismus bei uns existirt. Das Dogma ist längst dahin, und die Gebote der Kirche sind zu den Geboten Gottes in die Rumpelkammer gewandert; aber die Dome bleiben, die Gemälde, die Statuen, der ganze Prunk, der Auge und Ohr beschäftigt.

Immer deutlicher tritt es uns vor Augen, wie sich auch im Mutterlande der Reformation die Nachtschatten immer mehr über die katholische Christenheit lagern, unter denen das Leben der romanischen Völker seit lange schon dahinsiecht und abstirbt. Nur mit aufrichtigstem Mitgefühl können wir der armen Pilger gedenken, die in einfältigem Glauben zu einem zweifelhaften Gewande ihr Auge erheben und ihre Kranken bringen, weil eine Priesterschaft, die ihnen den freien Zutritt zum Heilande verwehrt, dort bei seinem angeblichen Rock Heil und Heilung verspricht. Und das ist und bleibt unser größter Schmerz, daß die Ausstellung dieses Rockes nicht mehr zu wege bringen konnte, was doch die Unfehlbarkeitserklärung, was auch die vorletzte Heiligtumsfahrt noch nach sich zog: die Reaktion des idealen Katholizismus gegen die traurige Entartung der Religion und der Frömmigkeit.

Es ist nicht zum mindesten die Schuld des Staates, daß es bei uns in Preußen bis dahin gekommen ist. Wem müßte noch dargelegt werden, was hier alles versäumt und verschuldet worden ist! Und wem ist nicht schon oft die Frage aufgestiegen, warum eine protestantische Regierung zu einem Schauspiel, wie es sich eben in Trier abgespielt hat, zum Schaden aller die Erlaubnis geben mußte? Die Frage ist durch die Ereignisse überholt; heute aber drängt sich die andre Frage auf: Wird die Regierung aus diesem beschämenden Schauspiel die rechte Lehre ziehen? Ob auch in manchen Stücken der Erfolg hinter den Erwartungen der Veranstalter zurückgeblieben ist, diese Trierer Tage haben doch für alle, die da sehen wollen, den Beweis gebracht, daß der Ultramontanismus das Unglaublichste wagen darf und in seinen kühnsten Unternehmungen

immer noch auf einen starken, willenlos folgenden Heerbann rechnen kann. Wird man in den Kreisen der Regierung zu der Einsicht gekommen sein, daß heute wie 1844 die Ausstellung des „heiligen Rockes" eine kirchliche Demonstration in großem Stil gegen die Staatsgewalten und gegen den Protestantismus war? Wird man auf der Wacht stehen, wenn nun Ereignisse eintreten, auf die der streitbare „Friedensbischof" in seiner Schlußrede verblümt hinwies, wenn nun der lange angedrohte Kampf um die Schule beginnen wird, wenn man die Rückkehr der Jesuiten immer und immer wieder fordern wird? Was wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben, berechtigt nicht zu großen Hoffnungen. Aber wir wissen, daß Schaden zuletzt klug macht; und wir können und wollen nicht von der Überzeugung lassen, daß die Stunde nicht mehr fern sein kann, wo sich der Staat der Hohenzollern auf die Wurzeln seiner Kraft besinnt und sich nicht mehr einer Kirche unterordnet, die das Volk zur Religion der Ablässe und der Reliquien verführt und dem Staate das Recht der Selbständigkeit bestreitet. Es war ein rühmlicher Fortschritt über die Aachener Heiligtumsfahrt traurigen Angedenkens, daß bei der Ausstellung des „heiligen Rockes" die staatlichen Behörden nicht vertreten waren; für die Folge aber erwarten wir, daß, wenn etwa einen Nachfolger des Bischofs Korum gelüsten sollte, nachzusehen, was aus den von diesem zusammengeflickten „lückenhaften Stoffteilen" geworden sei, die preußische Regierung die Öffentlichkeit des Verfahrens ausschließen wird; wir erwarten, daß die Ausstellung des „heiligen Rockes" im Jahre 1891 die letzte gewesen ist.

Was aber auch der Staat thun oder unterlassen mag, die evangelische Christenheit wird aus dem zu Ende gegangenen Schauspiel nur die ernsteste Mahnung ziehen können. Hätte es zu solch beschämenden Dingen unter uns kommen können, wenn nicht der Sinn für Wahrheit, wenn nicht die Macht des Glaubens, wenn nicht die religiöse und sittliche Begeisterung in weiten Kreisen erschreckend im Schwinden begriffen wäre? Ist es angemessen, das Schauspiel des Aberglaubens nur zu belächeln, zu verspotten? oder gilt es nicht vielmehr, die Wege zu verlegen, auf denen der Aberglaube den Unglauben, auf denen die Karrikatur der Religion den Zweifel an der religiösen Wahrheit großzieht? gilt es nicht, durch eine Erneuerung und Kräftigung des Glaubenslebens in der eignen Kirche die Mächte zu entfesseln, die ein für allemal eine unzeitgemäße Wiederholung mittelalterlicher Erscheinungen zurückhalten? Einen „Vorboten neuer Zeiten" hat Bischof Korum das Trierer Schauspiel genannt; möchte er als Prophet erfunden werden! Der ersten Ausstellung des „heiligen Rockes" 1512 folgte das bedeutungsvolle Jahr 1517; daß der letzten Ausstellung in unsern Tagen ein neuer Frühling des Glaubens für unser vor ernsten Aufgaben stehendes Volksleben folgen möge, das gebe Gott!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zwei Sprüche. Der Spruch, den Kaiser Wilhelm II. bei seinem letzten Aufenthalt in München in das Fremdenbuch des Münchner Magistrats geschrieben hat: Suprema lex regis voluntas erinnert lebhaft an einen Satz Friedrichs des Großen in dessen Testament politique von 1752; er lautet: Les loix doivent parler et le souverain doit se taire.

Gymnasialreform. Von den neuen Lehrplänen, die der preußische Kultusminister den höhern Schulen zu vertraulicher Besprechung übersandt hat, ist bereits so viel in die Öffentlichkeit gedrungen, daß man sich von den Hauptzügen der Reform ein Bild machen kann. Doch ob die Lehrpläne nun schon als endgiltig anzusehen sind, ob insonderheit die Einzelbestimmungen, zum Beispiel in der Lektüre, als Probe oder als unverbrüchlicher Kanon gelten sollen, dergestalt, daß was nicht vorgeschrieben ist, damit auch verboten wäre, darüber herrscht vielfach Zweifel. Eins scheint außer allem Zweifel: wer von dieser Reform einen Aufschwung unsrer Jugendbildung erwartete, wer auch nur in einem Punkte einen zugleich strengern und feinern, einen fröhlichern und zugleich tiefern Geist in unsre höhern Schulen einziehen sah, der ist betrogen. Das Wort, das in Flammenschrift über diesem von der herzlichsten Teilnahme des ganzen Volkes begleiteten Werke steht, heißt nicht Wiedergeburt, sondern — Marasmus.

Juristendeutsch und deutsches Deutsch. Wenn ich mit einem andern am 1. Januar einen Kaufvertrag über dessen Haus abgeschlossen habe, wenn der andere mir das Haus am 1. Februar übergeben hat und wenn ich ihm darauf am 1. März den vereinbarten Kaufpreis übergebe, so ist der ehrliche Deutsche der Meinung, hier sei am 1. Januar ein Vertrag geschlossen, und dieser Vertrag sei — oder genauer: die aus diesem Vertrag herüber und hinüber entspringenden Verbindlichkeiten seien von dem andern am 1. Februar, von mir am 1. März erfüllt worden. Der gelehrte Jurist belehrt das dumme deutsche Volk eines Bessern: „nach völlig feststehendem juristischem Sprachgebrauch" ist hier nicht bloß ein Vertrag, sondern es sind drei Verträge geschlossen worden, zuerst ein Kaufvertrag, dann ein Traditions- oder Eigentumsübertragungsvertrag und zuletzt ein Zahlungsvertrag. Daß ich mit dem Verkäufer des Hauses, indem ich ihm meine Kaufpreisschuld zahlte, einen „entgeltlichen Vertrag" geschlossen, d. h. daß ich nicht blos ihm etwas gegeben, sondern auch von ihm etwas bekommen habe, daran habe ich zwar nicht gedacht, und das versteht auch kein Deutscher, aber der Jurist belehrt uns: „Die Entgeltlichkeit der Erfüllungsgeschäfte zeigt sich darin, daß die durch sie bewirkte Leistung keine Bereicherung des Gläubigers herbeiführt, warum begehrt da der einfältige Gläubiger noch Erfüllung?) daß vielmehr dessen bisheriges Forderungsrecht erlischt; die Befreiung von seiner bisherigen Schuld ist der Entgelt (!) welcher

dem Schuldner für (!) seine Erfüllung zukommt". So zu lesen in Band 27 der Entscheidungen des Reichsgerichts in Civilsachen S. 134. — Wie lange wird Gott, wie lange wird das deutsche Volk den Juristen — einschließlich der Urheber des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich, die sich auch auf den „völlig feststehenden juristischen Sprachgebrauch" steifen und darum ein vielfach völlig undeutsches Werk zusammengeleimt haben, — wie lange wird ihnen das deutsche Volk noch erlauben, unsere edle deutsche Sprache so zu mißhandeln?

Werden wir eigentlich gescheiter? Oder werden wir immer dümmer? Das frage ich mich manch liebes mal des Tags. Die Frage in dieser Fassung zu beantworten will ich hier keinen Versuch machen, wiewohl so manches dafür zu sprechen scheint, daß nicht die erste, sondern die zweite Frage zu bejahen ist. Wenn z. B., sobald die ersten kalten Tage kommen, sofort der größere Teil der großstädtischen Männerwelt, alt und jung, den Unsinn wieder anfängt, daß sie den Stock, der ohnehin für die meisten nur ein Spielzeug ist, anstatt ihn bei der Kälte zu Hause zu lassen, in der Überrocktasche spazieren trägt, hinter dem Ellbogen (!), sodaß bei dem scheußlichen Doppellicht von Gas und Elektrizität, womit jetzt die verkehrsreichen Straßen unserer Großstädte beleuchtet sind, die Augen eines Kurzsichtigen in steter Gefahr sind, und daß sie trotz aller Unglücksfälle, die schon vorgekommen sind, trotz aller höflichen und groben Ermahnungen von diesem Unsinn nicht abläßt, so scheint mir das doch ein deutliches Zeichen zu sein, daß wir wirklich immer dümmer werden, denn so dumm war man früher nicht.

Aber, wie gesagt, ich will die Sache unentschieden lassen. Mit um so größerer Bestimmtheit kann man etwas andres behaupten, nämlich daß wir uns gegenseitig von Jahr zu Jahr für immer dümmer halten und unser Verfahren gegen einander demgemäß einrichten.

Einer der schlagendsten Beweise hierfür sind unsre heutigen Warenanpreisungen. Wenn man sieht, was alles in den Anzeigeblättern, die wahrscheinlich die weiteste Verbreitung in Deutschland haben: in den Beilagen zum Kladderadatsch, zur Gartenlaube, zur Illustrirten Zeitung, zu den Fliegenden Blättern angepriesen wird, und wie es angepriesen wird, in welcher Form, in welcher Sprache, so kann kein Zweifel darüber sein: die Leute, die diese Anzeigen erlassen, halten ihre Mitmenschen für ungeheuer dumm.

Auch wenn man unsre neuen Gesetze, die Bekanntmachungen unsrer Behörden, unsre Polizeiverordnungen u. dgl. liest, in denen oft die einfachsten Dinge, die einem zehnjährigen Jungen in zwei Zeilen begreiflich gemacht werden können, vor lauter Angst, sich entweder ungenau oder nicht verständlich genug auszudrücken, in einen solchen Schwall von unnötigen Redensarten, unnötigen Verweisungen, unnötigen Verklausulirungen eingehüllt werden, daß schließlich der Kern der Sache wirklich nur noch von ganz — gescheiten Leuten herausgefunden werden kann, so kann kein Zweifel darüber sein: die Leute, die dergleichen Dinge verfassen, halten ihre Mitmenschen für ungeheuer dumm.

Auch wenn man sieht, wie wenig jetzt nicht bloß beim Unterrichte der Kleinen, sondern auch bei der Belehrung der Großen dem Denkvermögen und der Phantasie zugetraut wird, wie man sich immer mehr an die Augen wendet, alles Denken und Vorstellen durch „Anschauung" ersetzen zu müssen glaubt, wenn man sieht, wie es z. B. die Statistik und die medizinische Wissenschaft für nötig halten, oft die einfachsten Zahlenverhältnisse oder Zahlenreihen in Bildertafeln, sogenannte „graphische Darstellungen" zu übersetzen mit schönen bunten Kästchen drauf oder zwanzig- dreißigmal geknickten, auf- und abletternden Linien, auf deutsch „Be-

obachtungskurven" (Kurven!) genannt, wenn man sieht, wie jemand alles Ernstes die deutsche Litteraturgeschichte in Gestalt einer Flußkarte herausgiebt, die einen großen grauen Hauptstrom und eine Masse grüner, roter, blauer, gelber Nebenflüsse und Nebenflüßchen zeigt, so kann kein Zweifel darüber sein: die Leute, die dergleichen veröffentlichen, halten ihre Mitmenschen für ungeheuer dumm.

Das neueste auf diesem Gebiete des Anschauungsunterrichts ist eine Ausgabe von acht Fugen aus Bachs Wohltemperirtem Klavier, die in Amsterdam erscheint (herausgegeben von Bernardus Boekelmann) und in der die einzelnen Fugenmotive mit verschiednen Farben (schwarz, rot, grün, violett) gedruckt sind! Wo das Motiv wechselt, wechselt auch die Farbe; wo drei Motive mit einander verflochten sind, schillert das Notensystem in drei Farben! Der Plan des Herausgebers gründet sich, wie es in dem uns vorliegenden Prospekt mit Probedruck heißt, „auf der (!) Überzeugung, daß, wo es sich um Auffindung der Teile handelt, aus welchen eine musikalische Komposition besteht, es vom höchsten Vorteil sein müsse, wenn man den Gesichtssinn als Gehilfen für das Gehör und die geistigen Fähigkeiten herbeiriefe (riefe!); der Kompositionsschüler werde damit „gleichsam in die geistige Werkstätte des größten Meisters der Fuge eingeführt" und ihm „viel von den Plagen und Beschwerlichkeiten, welche den analytischen Studien innewohnt (wohnt!), abgenommen."

Die „Musikpädagogik" der letzten Zeit hat manchen wunderlichen Einfall gehabt — man denke nur an die „phrasirten" Ausgaben; aber als ein so kindisches Kanermännchen ist uns der „Musikpädagog" noch nie erschienen wie in dieser vierfarbigen Fugenausgabe. Na da geht nur, ihr lieben Musikkinderchen, kauert euch zu ihm hin und beguckt euch das hübsche bunte Buch! Wenn ihr aber wirklich einen Einblick in die „geistige Werkstätte" Bachs gewinnen wollt, so merkt euch, daß der erarbeitet sein will, und dann geht und kauft euch, wie bisher, die erste beste schwarzgedruckte Ausgabe!

Litteratur.

Des Hern Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse von Hermann Oeser. Basel, R. Reich. 1892. 125 S.

In das Gewand des „Erznarren" oder „Fürgangs" gekleidet, der auf den Wegen des Schicksals andern vorausgegangen ist, will der Verfasser nur von dem reden, „was er in sich erfahren hat, und sich bei der Darstellung fremden Irrtums immer bewußt bleiben, daß die Möglichkeit zu dem gleichen Irrtum, zur gleichen Sünde von Anfang auch in ihm liege. Auch er sei ein Suchender, ein Irrender und ach, wie oft ein Selbstgewisser." Diesem Versprechen ist er treu geblieben. 19 lose aneinandergereihte Aphorismen, Gespräche und kleine Erzählungen behandeln die ernstesten Fragen des Glaubens- und Gemütslebens. Wenn er das geistliche Amt vorzugsweise im Auge hat („Gesindeordnung der Diener Gottes, Religion und Theologie), so besitzt er doch einen durchdringenden Blick für die Schwächen andrer Stände, ohne je zum Spötter zu werden. Vielmehr ruht über dem Ganzen

ein Hauch der Schwermut, eine Folge des häufig streng geübten γνῶθι σεαυτόν. Wenn sich der Leser nicht zu den „sündlosen Gentlemen" des achten Abschnitts rechnet, die sich unter Sünde eigentlich nur Diebstahl vorstellen können, so wird er oft betroffen vor mancher im eignen Herzen gehegten Lieblingssünde stehen, die ihm wohl gar bisher im Lichte der Tugend hat erscheinen wollen. Von seinen Beobachtungen, an denen das Buch reich ist, heben wir aufs Geratewohl hervor: wie zollweise ein Charakter wächst in wenigen Minuten, wenn er auf ein ängstliches Gemüth trifft! „Das Schöne bringt, so lange man unmittelbar unter seinem starken Einfluß steht, die Sünde zum Schweigen; die Religion erlöst von der Sünde, darum kann an sich das Schöne nicht von der Religion entfernen, und die Religion kann sich des Schönen freundlich, ja dankbar annehmen." „Was ist eigentlich ein liberaler Christ? Ist er liberal gegen sich oder gegen andere?" Das Buch redet übrigens in edler Sprache, seine inhaltsreichen Gedanken sind oft von wahrer Poesie umrankt. Eine Perle ihrer Art ist das kleine Idyll: „Der Weiterschieber". Die Pfarrfrau sitzt in der Laube neben ihrem eifrig arbeitenden, von zahllosen Sammelzetteln umgebenen Eheherrn. Kam ein rascher Hauch des Ostwindes durch die Bäume des Gartens und wehte er in die gelehrte Stille der Laube hinein, dann rettete die besorgte Pfarrfrau gerade diese wichtigsten Zettel, indem sie auf den einen rasch den Fingerhut stellte, auf den andern die Scheere, für einen dritten löste sie die Brosche, einen blauen Anker in silberner Fassung, ein Pathengeschenk, von dem Kleide, und endlich mußten Steinchen vom Boden der Laube helfen."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Die europäiſche Lage

Mit alleiniger Ausnahme Rußlands, deſſen Herrſcher und Staatsmänner ſich das Schweigen aus Neigung oder aus Notwendigkeit zur Regel gemacht haben, iſt in den letzten Wochen wie auf ein Signal hin in allen europäiſchen Großſtaaten teils von den leitenden Staatsmännern, teils vom Staatsoberhaupte ein Bild von der augenblicklichen Geſamtlage entworfen worden, ſodaß man nunmehr meinen ſollte, das beſte und zuverläſſigſte Material vor ſich zu haben, ſich ſelber ein Urteil zu bilden, das auf feſtem Grunde ſteht. Nach allen Regeln der hiſtoriſchen Kritik dürfte man den in dieſen Reden niedergelegten Geſichtspunkten um ſo größern Wert beimeſſen, als ſie von den Vertretern verſchiedner Intereſſengruppen ausgehend dennoch in der Hauptſache übereinſtimmen und ſich, wenn man ſo ſagen darf, alle über einen Leiſten ſchlagen laſſen. Überall tritt uns der wolkenloſe Himmel, überall die feſte Entſchloſſenheit, den Frieden zu wahren, überall der Hinweis entgegen, wie durchaus notwendig es ſei, den wirtſchaftlichen Nöten der Zeit Rechnung zu tragen. Hie und da iſt dann das Gleichnis von dem wiederhergeſtellten Gleichgewicht aufgetaucht, das angeblich noch eine ganz beſondre Friedensbürgſchaft in ſich ſchließt.

So iſt in all den Programmreden, mögen ſie nun in Osnabrück, in London, in Mailand oder in Wien gehalten worden ſein, ein übereinſtimmender Vorrat an poſitiven Zuſicherungen enthalten, an denen ſich zu jeder andern Zeit die öffentliche Meinung genügen laſſen würde, die aber heute — es muß doch einmal ausgeſprochen werden — an keiner Stelle Glauben gefunden haben. Wie die Angnren ſehen ſich die Wiſſenden an, wenn ſie unter einander ſind, die Gegner aber zögern nicht, in dem großen Spiel der Politik dem hin-

geworfenen Friedenstrumpf einen Trumpf noch zuversichtlicherer Friedensbeteurung entgegenzuhalten. Alle aber erklären mit Einmütigkeit, daß es zur Aufrechterhaltung des Friedens unerläßlich sei, die Rüstungen zu steigern und die Kampfbereitschaft soweit zu erhöhen, daß, wenn einmal die Stunde schlage, die Nation stark genug dastehe, sich gegen jedermann zu verteidigen.

Wie steht es nun in Wirklichkeit? Es ist nicht müßige Zweifelsucht, wenn wir diese Frage aufwerfen; wie ein Alp lastet die politische Lage Europas auf allen Erscheinungsformen des öffentlichen Lebens, keiner kann sich dem Druck entziehen, und die allgemeine Empfindung ist die, daß das Heute nicht für den Frieden des Morgen die Bürgschaft zu übernehmen vermöge. Wie steht es in Wirklichkeit? Wir können nicht hinter die Kulissen der großen Politik blicken und die Probe nicht anstellen auf Oxenstiernas Wort: Du glaubst nicht, mein Sohn, mit wie geringer Weisheit die Welt regiert wird! Aber das ist auch nicht notwendig. Wer die Politik aufmerksam verfolgt und sich das gegenwärtig hält, was Geschichte geworden ist, hat schon daran einen Maßstab, sich ein Urteil zu bilden. Keine Diplomatenspekulation, sondern die Schlüsse, die der gesunde Menschenverstand aus den vor aller Augen liegenden Thatsachen ziehen muß, die sind es, die wir unsern Lesern vorzuführen versuchen wollen.

Wir brauchen dabei nicht auf den Frankfurter Frieden zurückzugehen. Wenn, wie es wirklich der Fall ist, die Gründung des deutschen Reiches den Neid der Welt und eine Feindseligkeit wachrief, die sich seit zwanzig Jahren stetig gesteigert hat, so war die Gründung dieses Reiches eine politische und sittliche Notwendigkeit, der Abschluß eines tausendjährigen schmerzvollen Ringens, erkauft mit Blut und Thränen, mit Opfern, wie sie kein Volk für eine große Sache entschlossener, opfermutiger je gebracht hat. Teuer erkämpft und fest behauptet, unter der Führung eines Staatsmannes, wie die Welt keinen zweiten gehabt hat, behauptet in Friedfertigkeit auch dann, als es schwer fiel, den Zorn niederzukämpfen über die Scheelsucht, die Mißgunst, den bösen Willen, die immer wieder bestrebt waren, das Werk zu vernichten und den stolzen Bau des deutschen Reiches niederzulegen. Behauptet den äußern Feinden gegenüber, wie den innern gegenüber, die — sie wußten nicht, was sie thaten! — eifrig daran arbeiteten, die eben zum Bau gefügten Steine wieder zu lockern, das Fundament zu untergraben, nach dem Schmuck am Außenwerk mit den Steinen zu werfen, die sie auf der Gasse des Alltagslebens auflasen. Der große Kaiser ging zu seinen Vätern, es folgte sein unglücklicher Sohn — aber die Zuversicht blieb, daß der jugendfrische Enkel das überkommene Erbe — und es war ein Erbe, wie seit den Tagen Karls des Großen keines auf einen deutschen Kaiser so mächtig und so wohlgefügt gekommen war —, daß er das überkommene Erbe ausbauen und behaupten werde. Ihm zur Seite als weiser Berater der große Kanzler, gedankenmächtig und stark wie immer. Was konnte Deutschland fehlen? Mit Neid schaute die Welt zu uns herüber, und das

Wort galt noch immer: Der Deutsche fürchtet Gott und sonst niemand auf der Welt!

Doch auch der Kanzler ging. Wir haben es in der jüngsten Zeit zur Genüge gehört, daß er gehen mußte, und fühlen uns nicht zum Richter berufen zwischen ihm und dem, der, einst sein Schüler und Verehrer, nunmehr über ihm stand als sein Herr. Aber ein trübes Schauspiel war es, wie sie sich von ihm abwandten, alle, einer nach dem andern. Die einen mit unanständiger Eile, die andern zögernd, aber schließlich doch alle, um den Versuch zu machen, wie es denn gehen würde ohne ihn, ohne die unbequeme Fessel des Willens, der stärker war als ihr Wille, ohne die Korrektur des scharfen Auges, das die Schwächen und Fehler durchschaute, als lägen die Gedanken der andern vor ihm wie ein offenes Buch. Frohen Mutes gingen sie ans Werk, und auch die „Ära ohne Bismarck" hatte ihre Flitterwochen. Aber nachdem der erste Schülerjubel über den fehlenden Lehrmeister verklungen war, nachdem die großen Worte, die man so lange in Bereitschaft gehalten hatte, gesprochen waren, trat der Rückschlag ein. Nach innen wie nach außen wollte es nicht mehr glücken. Was haben wir nicht alles in Angriff genommen in den anderthalb Jahren, die seit dem März 1890 dahingegangen sind, und was haben wir nicht alles wieder ruhen lassen, um, immer rastlos, etwas neues aufzugreifen! Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß das Deutschland von damals und das Deutschland von heute wesentlich von einander verschieden sind. Anders liegen die Parteiverhältnisse in den Parlamenten — aber nicht besser, anders geworden in ihrem Charakter ist die große Bewegung in den untern Volksschichten — aber nicht besser, anders gestaltet haben sich die äußern Erscheinungsformen unsers sozialen Lebens — aber nicht besser, anders liegen die wirtschaftlichen Verhältnisse — aber nicht besser, anders endlich ist unsre Stellung im Rate der Völker, aber sie ist herabgegangen, und die Führung, so behaupten wenigstens unsere Feinde, gehört nicht mehr uns, sondern andern. Man hat früher gesagt, daß Bismarck die Politik der Welt beherrsche; wir glauben nicht, daß irgend jemand seinem Nachfolger den gleichen Vorwurf machen wird.

Herr von Caprivi übernahm das Erbe des Gegensatzes zwischen Deutschland auf der einen Seite und Rußland und Frankreich auf der andern Seite. Er übernahm als Gegengewicht den Dreibund und trat mit dem politischen Programm in die Arena, diesen Bund durch eine großgedachte wirtschaftliche Vereinigung zu verstärken. Dies Ziel ist in all seinen vorberatenden Stadien erreicht, und zwar, wie es scheint und noch neuerdings in der Rede Rudinis zum Ausdruck gekommen ist, zur Zufriedenheit der Mächte, mit denen wir abgeschlossen haben. Deutscherseits ist ein Urteil zur Stunde noch nicht möglich, da über den Inhalt der Verträge nicht mehr verlautet als Allgemeinheiten, über die sich die Diskussion von selbst ausschließt. Dagegen sind die Bündnisverträge erneuert, und von Italien sowohl wie von Österreich-Ungarn ist in

militärischer Beziehung nichts versäumt worden, um im Falle der Not den übernommenen Verpflichtungen nachkommen zu können. Weniger klar steht das Verhältnis zu England. Sicher ist, daß das Verhältnis von Staat zu Staat auf Grund nicht geringer Zugeständnisse Deutschlands seit den Tagen des Abkommens wegen Ostafrika und Helgoland enger geworden ist, als es vorher war. Wenn sich die öffentliche Meinung Deutschlands dieser englischen Freundschaft gegenüber skeptisch verhält, so hat das seine besondern Gründe. Vor allem hat sich ein Gefühl der Erbitterung festgesetzt infolge der rücksichtslosen Konkurrenz, die uns England auf wirtschaftlichem und auf kolonialem Gebiete macht, wo immer Deutsche und Engländer zusammentreffen. Dann erinnert man sich der geringen Zuverlässigkeit Englands in allen politischen Fragen, die nicht einen ausschließlich britischen Charakter tragen. Im letzten Augenblick hat England stets nur dem Rechnung getragen, was seinen augenblicklichen Interessen entsprach, und der Begriff sittlicher Verpflichtungen von Staat zu Staat scheint ihm etwas nicht Vorhandenes zu sein. Die eigentümlichen englischen Parteiverhältnisse, die Form des englischen Parlamentarismus, der die Übernahme wirklich bindender Verpflichtungen ausschließt, steigern das Mißtrauen, das sich auch noch darauf beruft, daß England seit einer langen Reihe von Jahren in allen Fragen auswärtiger Politik vor entscheidenden Schritten zurückschreckt. Namentlich das Verhalten Englands in den zentralasiatischen Fragen muß dabei als Beleg dienen. Es ist schwer, diesen Einwänden zu begegnen. Die beste und beruhigendste Antwort liegt wohl darin, daß ein Ausbruch der gegenwärtigen Krise zu offnem Konflikt sofort die englischen Interessen in einem Maße in Mitleidenschaft ziehen wird, daß es einem Abdanken Englands als Großmacht gleichkäme, wenn es nicht mitthun wollte. Wie weit es, wenn die Dinge so liegen, notwendig war, England noch durch Zugeständnisse bei guter Laune zu erhalten, ist eine andre Frage, die wir nicht beantworten können. Die europäischen Interessen Englands gipfeln heute in zwei Punkten: England darf nicht dulden, daß Frankreich sich durch Niederwerfung Italiens zum Herrn des Mittelmeeres macht, und es darf ebensowenig eine Herrschaft Rußlands in den Dardanellen zulassen. In dem einen wie in dem andern Falle wird die englische Stellung in Indien und damit die englische Großmachtstellung, der Wohlstand der Nation und, man darf wohl sagen, ihre politische und wirtschaftliche Existenz in Frage gestellt. Nun hat sich England, soweit es ihm überhaupt möglich ist, an Italien gebunden und eben erst mit vollem Nachdruck versichert, daß es seine Stellung in Ägypten zu behaupten entschlossen sei. Hält es hier wie dort sein Wort, so ist es auch bei einem Kriege Rußlands und Frankreichs gegen den Dreibund ein sicherer und wertvoller Bundesgenosse.

Denn das ist der Schlüssel der gesamten europäischen Lage: die Hungrigen stehen den Satten gegenüber. Die Staaten des Dreibundes haben

ſich zuſammengethan, um zu behaupten, was ſie haben, die andern, das autokratiſche Rußland und das demokratiſche Frankreich, haben ſich die Hand zum Bunde gereicht — unter Freundſchaftsbeteuerungen und mit einem Aufwand von Gefühl, wie ſie in den Beziehungen von Volk zu Volk unerhört daſtehen —, um zu nehmen, wonach ihr Herz gelüſtet: hier Elſaß-Lothringen und die Revanche, dort das Erbe des kranken Mannes und die Führung im Rate der Völker. Als ſelbſtverſtändliche Folge ihrer in der Einbildung der Maſſen unzweifelhaft bevorſtehenden Siege denken ſich beide die Zertrümmerung des deutſchen Reiches, die Auflöſung der habsburgiſchen Monarchie in ihre Beſtandteile und das Zurückſinken Italiens in eine Stellung, die ihm nicht mehr geſtattet zu reden, quando cantat gallus!

Daß dieſes die Ziele ſind, weiß jedermann in den drei Reichen. Wenn nun die andern zwei ihre Rüſtungen, die doch nur für den Angriff Sinn haben, bis an die äußerſte Grenze des Möglichen ſteigern, wenn ſie verkündigen: Nun ſind wir ſo weit! wenn die Franzoſen den Ruſſen ihr Quand vous voudrez! zurufen und nur augenblickliche Verlegenheiten die Ruſſen verhindern, den Sprung zu thun, zu dem ſie den Anlauf bereits genommen haben — dann ſagt ſich der geſunde Menſchenverſtand bei uns, wenn er die Reihe jener Friedensreden an ſich vorüberziehen läßt, von denen wir ausgegangen ſind: Ich glaube nicht daran!

Gewiß, die Zeiten ſind ernſt. Wir verhehlen es uns nicht und wiſſen nicht, was uns die nächſte Zukunft bringen wird. Eins aber wiſſen wir: wenn es gilt, einzutreten für Ehre und Selbſtändigkeit, dann tritt bei uns alles zurück vor dem einen Grundſatze: Salus publica suprema lex esto!

Die Redemptoriſten und das Jeſuitengeſetz

Wie die Zeitungen ſchon vor längerer Zeit meldeten, ſoll die königlich bairiſche Regierung im Bundesrate beantragt haben, die Kongregation der Redemptoriſten im deutſchen Reichsgebiet wieder zuzulaſſen. Dieſer Antrag, über den bisher, wenigſtens ſo viel als in die Öffentlichkeit gedrungen iſt, noch nicht im Bundesrate beraten worden iſt, hat wohl nur um deswillen auf proteſtantiſcher Seite ſoviel Staub aufgewirbelt, weil er zeitlich ungefähr mit dem von dem verſtorbenen Abgeordneten Windthorſt im Reichstag eingebrachten Antrag auf Aufhebung des Jeſuitengeſetzes zuſammenfiel. Man glaubte allgemein in dem Vorgehen der bairiſchen Regierung bezüglich der Redemptoriſten einen erſten Schritt zu

Gunsten des Jesuitenordens erblicken zu müssen. Und in diesem Sinne darf wohl auch der Beschluß der Generalversammlung des Evangelischen Bundes aufgefaßt werden, der sich mit Entschiedenheit gegen die Wiederzulassung der Redemptoristen in Deutschland ausgesprochen hat.

Aber ganz mit Unrecht hat man diese beiden Anträge, die wesentlich verschiedenes betreffen, mit einander vermengt. Während der Windthorstsche Jesuitenantrag die prinzipielle Frage zum Austrag bringen will, ob der Jesuitenorden in Wirklichkeit als staatsgefährlich zu betrachten sei, handelt sichs hier um eine Auslegungsfrage, nämlich um die, ob der Orden der Redemptoristen eine dem Jesuitenorden verwandte Kongregation bilde.

Will man also aus dem Vorgehen der bairischen Regierung einen Schluß auf die Aussicht des Jesuitenantrages im Bundesrat ziehen, so müßte er gerade umgekehrt ausfallen, als dies allgemein geschieht. Wäre man in der That im Bundesrate dem Windthorstschen Antrage günstig gesinnt, dann würde es doch offenbar unverständlich bleiben, weshalb die bairische Regierung erst noch eine Entscheidung zu Gunsten der Redemptoristen herbeizuführen sucht. Denn in diesem Falle müßte ja, mögen die Redemptoristen den Jesuiten verwandt sein oder nicht, die Aufhebung des Jesuitengesetzes auch ihnen zu gute kommen.

Übrigens zeigt sich der Unterschied zwischen beiden Anträgen auch schon äußerlich. Der Jesuitenantrag hat zum Gegenstande die Aufhebung eines Reichsgesetzes; es bedarf daher zur Zurückführung des Jesuitenordens der Übereinstimmung des Reichstags und des Bundesrats. Der Antrag wegen Wiederzulassung der Redemptoristen dagegen betrifft nur die Beschränkung einer Verordnung des Bundesrats, zu der dieser ohne Zustimmung des Reichstags befugt ist.

Das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 hatte zugleich mit der Gesellschaft Jesu auch die ihr verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen von dem Gebiete des deutschen Reiches ausgeschlossen, ohne näher anzugeben, welche Orden und Kongregationen im einzelnen hierunter zu verstehen seien. Die Entscheidung dieser Frage war, wie überhaupt die zur Ausführung und Sicherstellung des Gesetzes erforderlichen Anordnungen, dem Bundesrate überlassen worden. Um nun dieser gesetzlichen Bestimmung zu genügen, waren die Bundesregierungen durch Beschluß des Bundesrats vom 28. Juni 1872 ersucht worden, Erhebungen darüber anzustellen, ob in ihren Gebieten Orden oder ordensähnlichen Kongregationen bestünden, die mit der Gesellschaft Jesu verwandt seien. Das Ergebnis dieser Erhebungen, nach dem die Regierungen Preußens, Baierns, Hessens und Elsaß-Lothringens im ganzen neun männliche und zwei weibliche religiöse Gesellschaften als solche bezeichneten, wurde sodann an den Justizausschuß zur Prüfung verwiesen. Dessen eingehendem und überzeugendem Berichte entsprechend beschloß dann der Bundesrat, daß die Kongregationen der Redemptoristen, der Lazaristen, der Priester vom heiligen Geiste und der Gesellschaft

vom heiligen Herzen Jesu als im Sinne des Gesetzes vom 4. Juli 1872 mit dem Orden der Gesellschaft Jesu verwandt anzusehen seien. Dieser Beschluß ist unterm 23. Mai 1873 vom Reichskanzler bekannt gemacht worden.

Es sei übrigens hier noch bemerkt, daß, wie der Justizausschuß berichtete, der königlich bairische Bevollmächtigte im Namen seiner Regierung in der Kommission erklärt hatte, die Redemptoristen in Baiern unterschieden sich in Bezug auf ihre Statuten nicht von denen andrer Länder, und die königlich bairische Regierung sei im Hinblick auf die mannichfachen Ähnlichkeiten der Redemptoristen mit den Jesuiten nicht in der Lage, einer Anwendung des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872 auf die Redemptoristen entgegenzutreten.

Die Kongregation der Redemptoristen (des heiligen Erlösers) ist von Alphons Maria Liguori im Jahre 1732 zu Scala bei Benevent gegründet worden. Der Orden, der die Aufgabe haben sollte, sich dem Dienste der ärmsten und verlassensten Seelen zu weihn, erhielt im Jahre 1749 durch Breve des Papstes Benedikt XIV. die Bestätigung seiner Konstitutionen. Infolge des eifrigen Bemühens seines Stifters, der in Wort und Schrift unabläßig dafür thätig war, verbreitete sich der junge Orden sehr schnell im Königreich Neapel. Als aber im Jahre 1766 der Jesuitenorden aus Neapel und Sizilien verwiesen wurde, wollte die Regierung dieses Verbot auch auf die Redemptoristen ausdehnen, indem sie von der Ansicht ausging, diese seien nur als ein Zweig der Jesuiten anzusehn. Unterstützt wurde diese allgemein verbreitete Meinung wesentlich dadurch, daß Liguori, der persönlich für die Jesuiten die größten Sympathien hegte, in seinen Schriften überall ihren Standpunkt vertreten hatte. So hatte er z. B. die Moraltheorie des Jesuiten Busenbaum mit Anmerkungen versehen herausgegeben und war in andern Schriften für die von den Jesuiten verteidigten Lehren von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria, sowie von der Unfehlbarkeit des Papstes eingetreten. Dennoch gelang es dem Redemptoristenorden, sich diesen Angriffen gegenüber zu halten und sogar bald — gerade infolge der Unterdrückung des Jesuitenordens — eine große Ausbreitung auch in dem übrigen Italien zu erlangen.

Die Verpflanzung des Ordens auf nichtitalischen Boden war meistens das Werk eines Deutschen, des Clemens Maria Hoffbauer, der im Jahre 1783 nach Rom gekommen und dort dem Orden beigetreten war. Als Liguori von der Absicht Hoffbauers, den Orden auch außerhalb Italiens einzuführen, Kenntnis erhielt, billigte er dies Vorhaben mit der sehr bezeichnenden Begründung, „daß diese Völker seit der Aufhebung des Jesuitenordens fast ganz verlassen seien.“ Hoffbauer richtete nun, da Österreich unter der Regierung Josephs II. für seinen Zweck nicht in Betracht kommen konnte, sein Augenmerk zunächst auf Polen, wo er in Warschau eine Niederlassung gründete, die auch schnell zu großer Blüte gelangte. Aber schon im Jahre 1807 wurde sie ebenso wie eine von dort aus in Mitau errichtete Niederlassung von der Regierung aufgelöst.

Nachdem auch inzwischen verschiedene Versuche, den Orden in Deutschland anzubauen, daran gescheitert waren, daß man ihn allgemein für eine Kongregation der Jesuiten hielt, gelang es im Jahre 1809, ihn in der Schweiz seßhaft zu machen. Ein Jahr nach dem Tode Hoffbauers, 1821, wurde auch die erste Niederlassung in Wien von der österreichischen Regierung genehmigt. Von der Schweiz aus ist der Orden dann später nach Frankreich und Belgien und von Wien aus nach Bulgarien, Steiermark, Tirol und Baiern eingeführt worden.

In Baiern war im Jahre 1841 von der Regierung die Ermächtigung erteilt worden, fünfzehn bis zwanzig Konventualen von der Kongregation des heiligen Erlösers als Wallfahrtspriester nach Altötting zu berufen. Doch schon im Jahre 1848 wurden diese Redemptoristen auf Anordnung der bairischen Regierung von ihrer bisherigen Thätigkeit entbunden und durch Benediktiner ersetzt. Diese Maßnahme wurde damit begründet, die Redemptoristen eigneten sich nicht für Baiern, „da der Beichtstuhl des Ordens düstern Fanatismus wecken und seine Kanzelredner in den materiellsten Leidenschaften der untersten Volksklassen wühlen sollten." Ein Teil des aufgelösten Ordens ging nach Amerika, wo er in Baltimore, Philadelphia, Pittsburg, New-York u. a. O. Niederlassungen gründete.

Neue Gefahr drohte dem Orden durch die Frankfurter Nationalversammlung, die in die deutschen Grundrechte den Satz aufnahm: „Der Orden der Jesuiten, Lignorianer und Redemptoristen ist für alle Zeiten aus dem Gebiete des deutschen Reiches verbannt." Diese deutschen Einheitsbestrebungen verliefen jedoch damals bekanntlich sehr bald im Sande, und in der Folgezeit sind dann in Preußen und Baiern Niederlassungen des Ordens errichtet worden, ohne daß die Regierungen irgend welche Schwierigkeiten in den Weg legten.

Zur Zeit seiner Ausweisung zählte der Orden im deutschen Reichsgebiete sechzehn Niederlassungen, von denen je fünf auf Preußen und Baiern und sechs auf Elsaß-Lothringen kamen.

Wir sehen, schon die Geschichte des Ordens beweist, daß nicht nur thatsächlich seine Ausbreitung mit der Unterdrückung des Jesuitenordens zusammenfiel, sondern auch, daß man ihn bereits von Anfang an allgemein für eine Spielart des Jesuitenordens hielt. Wie begründet diese Ansicht aber ist, das zeigt sich ganz deutlich, wenn wir die Ordensregeln beider, ihre Ziele, ihre Wirksamkeit und ihre Organisation mit einander vergleichen.

Was die Ziele der Redemptoristen betrifft, so genügt es, darauf hinzuweisen, daß Liguori als getreuer Schüler der Jesuiten unermüdlich in seinen Schriften für die Lehre von der absoluten Universalherrschaft der Papstes eingetreten ist und seinen Jüngern die Verfechtung dieser Doktrin aufs wärmste ans Herz gelegt hat. Indem er in Übereinstimmung mit den Jesuiten behauptete, der Papst sei von Gott ohne Beschränkung auf den Gipfel jeglicher Souveränität gestellt, leugnete er die Gleichberechtigung der Konfessionen und er-

klärte die weltliche Macht der geistlichen Macht für untergeordnet. Aber die Gleichheit der Ziele, so bezeichnend sie auch für die Zeit der Gründung des Redemptoristenordens sein mag, bietet für unsre Zeit keine eigenartige Erscheinung mehr dar. Denn allmählich ist in unserm Jahrhundert, namentlich aber seit dem Jahre 1848, ein gutes Stück jenes jesuitischen Geistes der ganzen katholischen Kirche eingeimpft worden. Erst in dieser Zeit haben die Jesuiten die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in Sachen des Glaubens und der Sitten auf weite Kreise der katholischen Geistlichkeit und des katholischen Volkes übertragen. Und wenn heute die Unfehlbarkeit des Papstes keine Streitfrage in der katholischen Kirche mehr bildet, sondern jeder Katholik bei Verlust der ewigen Seligkeit daran zu glauben verpflichtet ist, so ist dies einzig und allein ihr Werk.

Die äußere Organisation der Kongregation ist der des Jesuitenordens getreulich nachgebildet und beruht wie diese auf der straffsten Zentralisation aller Kräfte. Allerdings ist sie nicht wie diese von der bischöflichen Jurisdiktion ausgenommen; diesem Unterschied ist aber keine größere Bedeutung beizumessen, da die Unterordnung sich nur auf das sehr beschränkte Gebiet der Externa bezieht. Die Mitglieder des Redemptoristenordens bestehen aus Novizen, Priestern und Laienbrüdern. Die einzelne Niederlassung ist einem rector unterstellt. Das gesamte Gebiet, worin der Orden thätig ist, ist in Provinzen eingeteilt. Jede Provinz wird von dem auf drei Jahre ernannten, während dieser Zeit aber ad nutum amovibeln superior provincialis geleitet. An der Spitze des Ganzen steht der vom Generalkapitel auf Lebenszeit gewählte und in Rom residirende rector major, dessen Machtbefugnisse im wesentlichen die des Jesuitengenerals sind. „Seine Autorität," sagen die Statuten, „soll keine Grenzen haben, sein Wink soll allen Mitgliedern Gesetz sein." Ihm an die Seite sind mit beratender Stimme die vom Generalkapitel gewählten Konsultatoren gesetzt. Allein auch diese Übereinstimmung mit dem Jesuitenorden mag vielleicht von geringerer Bedeutung erscheinen, da seine Organisation den meisten Orden und Kongregationen, neueren wie älteren und auch solchen, die unzweifelhaft nicht als verwandt mit ihm zu betrachten sind, zum Vorbilde gedient hat.

Von weit größerer Wichtigkeit dürfte es schon sein, daß die Wirksamkeit der Redemptoristen auf einem den Jesuiten eigentümlichen Gebiete dieselbe wie die der Jesuiten ist. Die Redemptoristen sollen sich nicht mit Seelsorge und Erziehung befassen. Ihre Thätigkeit besteht in der Abhaltung der von den Jesuiten erfundenen geistlichen Exerzitien und Volksmissionen. Die stabilen Orden haben hierfür keine oder doch nur sehr wenige Kräfte übrig, weil alle bis auf die Vorstände im Lehramte oder in der Seelsorge thätig sind. Die Abhaltung der geistlichen Exerzitien und Volksmissionen charakterisirt sich daher als ein spezifisch jesuitisches Mittel zur Bearbeitung der Geister. Und die Thätigkeit der Redemptoristen auf diesem Gebiete erscheint um so gefährlicher, als sie

auf den niedrigsten und verlassensten und daher der Einwirkung am leichtesten zugänglichen Teil der Bevölkerung berechnet ist.

Was aber für unsre ganze Frage die Hauptsache bildet, ist das, daß die Kongregation der Redemptoristen auch jene berüchtigte Gehorsamstheorie, verbunden mit dem Geheimhaltungs- und Überwachungssystem, übernommen hat, wie sie der Jesuitenorden ausgebildet hat. Sehr richtig hatte der Stifter des Jesuitenordens erkannt, was not that, wenn man der Reformation mit Erfolg entgegentreten und innerhalb der Kirche die unbedingte Autorität des Papstes zur Geltung bringen wollte. Man mußte dann dem Papste eine militärisch organisirte Truppe zur Verfügung stellen, bei der jeder Einzelne seinen Willen als Gottes Gebot und daher die Unterlassung der Ausführung seines Willens als eine schwere Sünde zu betrachten hatte. Blinder, nicht wägender und nicht prüfender Gehorsam des Generals gegen den Papst, des Obern gegen den General, der Mitglieder gegen den Obern, das ist das Prinzip, auf dem der Jesuitenorden aufgebaut ist. Darin liegt seine Macht, aber auch die Gefahr, die er für den Staat und die Gesellschaft bedeutet. Und dieses so verwerfliche System ist in voller Schärfe in die Ordensregeln der Redemptoristen übergegangen.

„Die Mitglieder sollen," so erklären die Statuten ausdrücklich, „allen Verfügungen und Anordnungen ihrer Obern unbedingten Gehorsam leisten, sodaß man von ihnen sagen kann, sie hätten keinen Willen und wären ganz in der Hand derer, die sie leiten." Aber ebenso wie bei den Jesuiten genügt die Verzichtleistung auf den eignen Willen noch keineswegs, sondern es wird auch vollständige Verleugnung der Erkenntnis und des Urteils von den Mitgliedern verlangt, gleich als ob sie leblose Wesen, „Klötze" wären. Nun findet nach den Statuten die Pflicht zum Gehorsam allerdings da eine Grenze, wo die Befolgung des Befehles eines Obern „offenbar Todsünde voraussetzt." Sehr charakteristisch wird dabei aber hinzugefügt: „Wir sagen offenbar, denn wenn der geringste Zweifel darüber obwaltet, ob es Todsünde sei, muß gehorcht werden." Ist schon hierdurch jener Einschränkung viel von ihrer Wirkung genommen, so kommt noch hinzu, daß auch die Redemptoristen der Ordensregel der Jesuiten entsprechend ihren rector major als Stellvertreter Gottes anzusehen haben. Indem seine Autorität als Depositum Jesu Christi dargestellt wird, vermag er wie der Jesuitengeneral den Mitgliedern Befehle sub peccato zu erteilen. Sollte also ein Redemptorist einer Anordnung des rector major den Gehorsam verweigern, weil er sie für Todsünde erachtet, so kann dieser eben die Nichtbefolgung für sündhaft erklären und damit dem Vorbehalt alle Bedeutung nehmen.

Fügen wir noch hinzu, daß auch das von den Jesuiten ausgebildete Überwachungs- und Geheimhaltungssystem, daß das Seitenstück zu der Theorie vom unbedingten Gehorsam bildet, in die Statuten der Redemptoristen über-

gegangen ist, so ist es klar, daß in den Hauptpunkten nicht nur eine Ähnlichkeit, sondern eine vollständige Gleichheit beider besteht.

Wenn man auf ultramontaner Seite demgegenüber die Verwandtschaft der Redemptoristen mit den Jesuiten um deswillen in Abrede gestellt hat, weil ihre Statuten ihnen ausdrücklich untersagen, sich mit Politik zu befassen, so kann das in keiner Weise das Gewicht unserer Gründe abschwächen. Im Gegenteil zeigt uns dieser Hinweis erst, wie genau die Statuten beider übereinstimmen; denn auch die Ordensregeln der Jesuiten enthalten diese Vorschrift. „Da unsre Sozietät," heißt es dort, „die zur Ausbreitung des Glaubens und zum Nutzen der Seelen ins Leben gerufen worden ist, ... sich großen Gefahren aussetzen würde, wenn sie sich in das einließe, was weltlich ist und sich auf politische Angelegenheiten sowie auf die Regierung des Staates bezieht, so ist von unsern Vorfahren höchst weise angeordnet worden, daß die, die für Gott streiten, sich in andre Dinge, die von unserm Gelübde abweichen, nicht einmischen." Wie die Jesuiten aber dieses Verbot aufgefaßt haben, das ist mit unauslöschlichen Lettern in die Geschichte fast aller Staaten eingetragen.

Somit kommen wir in Übereinstimmung mit den Beschlüssen des Bundesrates vom 20. Mai 1873 zu dem Ergebnis, daß die Kongregation der Redemptoristen als im Sinne des Gesetzes vom 4. Juli 1872 mit dem Jesuitenorden verwandt anzusehen ist.

Rathenow Ludwig Norden

Ist eine Wiedervereinigung der Konfessionen zu erstreben?

Geschichtsphilosophische Gedanken 13

Die Spaltung der Konfessionen war also notwendig, und darum war es ein Glück, daß die rasch sich befestigende Verschiedenheit der Glaubensmeinungen, Einrichtungen, Lebensgewohnheiten und blinder Haß alle Unionsbestrebungen der Verständigen und Gemäßigten vereitelten. Würden solche Bestrebungen heute mehr Aussicht auf Erfolg haben?

Wer den Gegensatz für einen rein theologischen ansieht, dem könnte es so scheinen. Durfte schon die Augsburgische Konfession von Ranke als ein „Produkt des

lebendigen Geistes der lateinischen Kirche“ bezeichnet werden (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation III, 243), und gilt dasselbe auch von Luthers Katechismus, so ist vollends in der heutigen protestantischen Theologie von der sola fides höchstens noch zu dem Zwecke die Rede, sie wegzuerklären. Wir wollen gar nicht von den Rationalisten sprechen, die die allerplatteste Werkgerechtigkeit predigen, auch die Orthodoxen stellen die Heiligung und die Liebe in den Vordergrund. Nicht minder die philosophischen und politischen Protestanten. „Die Religion ist die Schöpfung des heiligen Willens durch das Vermögen der Freiheit mit dem Organ des Glaubens,“ sagt Konstantin Rößler (Das deutsche Reich und die kirchliche Frage S. 320). So viel Worte, so viel Widersprüche gegen Luther. Dagegen entspricht der Satz genau der Meinung des Tridentinums, wie sich der Verfasser überzeugen wird, wenn er das Decretum de justificatione einmal durchliest. So wenig wird da die Seligkeit von einzelnen Werken abhängig gemacht, daß sie vielmehr als natürliche Folge aus der Gesinnung des aus Gnaden um Christi Willen, aber nicht ohne eigne Mitwirkung wiedergebornen und innerlich erneuerten Menschen hervorgeht, und in jener Gesinnung sind Glaube, Hoffnung und Liebe zur untrennbaren Einheit verschmolzen. Ein Streit über den Vorzug des Glaubens oder der Liebe würde heute nur noch kindisches Schulgezänk sein, denn daß keines ohne das andre möglich sei, darin sind beide Konfessionen einig. Nur über die Notwendigkeit der priesterlichen Vermittlung würde noch ernstlich zu streiten sein. Für unbedingt notwendig erklärt sie auch der katholische Katechismus nicht. Nach dem Breslauer Diözesankatechismus (34. Frage vom Bußsakrament) wird der Sünder schon vor der priesterlichen Lossprechung gerechtfertigt, wenn seine Reue nicht aus Furcht vor der Hölle, sondern aus reiner Liebe zu Gott hervorgeht, mit andern Worten, wenn das, was böse in ihm war, vom heiligen Feuer der Gottesliebe verzehrt worden ist; wo Gott schon ein reines Herz geschaffen hat, da bleibt dem Priester nichts mehr zu thun übrig. Daß trotzdem jeder die Lossprechung nachsuchen soll, teils weil keiner hienieden gewiß sei, ob er der Liebe wert sei oder des Zornes, teils aus Gehorsam gegen die Kirche, und daß bei den Sündern, die es zur vollkommnen Liebesreue, also zu einer vollkommnen Reinigung des Herzens nicht bringen, das, was ihnen zur Rechtfertigung fehlt, durch die priesterliche Lossprechung gewissermaßen ergänzt werde, das giebt allerdings kein Protestant zu, während es sich die Katholiken nicht mögen nehmen lassen. Sie sind mit ihrer Kirche der Ansicht, daß die Zumutung, sich unbedingt und ohne kirchliche Beglaubigung für gerechtfertigt zu halten, entweder, wo es gelingt, sie zu erfüllen, zu frevlem Hochmut führe, oder wo es bei dem gar zu deutlichen Bewußtsein der eignen Unvollkommenheit nicht gelingt, in Verzweiflung stürze. Im Protestantismus wird diese Schwierigkeit heutzutage selten empfunden, weil sich bei dem vorherrschenden Weltsinn nur wenige mit ihrem Seelenzustande beschäftigen. Hier also haben wir es allerdings noch mit einer

ernstlichen Meinungsverschiedenheit zu thun. Dabei dürfte es sich aber mehr um die Frage nach der Notwendigkeit einer priesterlichen Vermittlung handeln, als um die andre, ob ein Zustand unvollkommner Reue und Liebe, gewissermaßen eine halbe Rechtfertigung möglich sei. Denn die Weigerung der Protestanten, Stufen im Rechtfertigungsprozesse anzuerkennen, hängt doch im Grunde genommen mit der Prädestinationslehre zusammen, die nur von Rechtfertigung und Verdammnis, aber von keinem mittleren weiß. Diese Lehre ist aber von den heutigen Protestanten so vollständig verlassen worden, daß ein Geistlicher, der von der Hölle predigen wollte, seine Kirche wohl leer predigen würde. Wer unter den Protestanten noch an die persönliche Unsterblichkeit glaubt, der glaubt nur an den Himmel und an das Fegefeuer. Denn was ist jener Zustand allmählicher Läuterung, den man für die Sünder drüben erwartet, anders als das katholische Purgatorium, wie es Dante beschrieben hat, und ohne die abergläubische und geschmacklose Ausschmückung, mit der es das Volk und rohe gewinnsüchtige Pfaffen ausgestattet haben? Die Mystik hat bekanntlich das Fegefeuer und den Himmel unter dem Namen der via purgativa und unitiva ins Diesseits aufgenommen (mancher Philosoph würde lieber sagen: Fegefeuer und Himmel seien die ins Jenseits projizirten Erfahrungen der nach Vollkommenheit ringenden frommen Seelen), und wie vertraut den Religiösen unter den Protestanten diese Auffassung ist, das bezeugt die Verbreitung des Thomas a Kempis.

Nicht anders als mit dem „Materialprinzip" der Reformation steht es mit ihrem „Formalprinzip." Keine zehn Jahre hat die Bibel als alleinige und unmittelbare Glaubensquelle gegolten. Nirgends in der Welt werden die Kinder der Protestanten an die Schrift gewiesen, sich dort ihre christliche Erkenntnis zu holen, sondern eine für ihren Gebrauch zurechtgeschnittene biblische Geschichte und ein Katechismus werden ihnen eingebläut. Zum Bibellesen, das später folgt, bringen sie ihren fertigen Glauben schon mit, und sie dürfen nur durch die Brille lesen, die das Presbyterium oder das hochpreisliche königliche Provinzial-Schulkollegium oder sonst ein Kirchengewaltiger ihnen aufsetzt. Als Erwachsene dürfen sie ja dann später den empfangenen Katechismusglauben an der Schrift prüfen, wenn sie Lust, Zeit und Verstand dazu haben. Aber finden sie etwas andres in der Schrift, als was von der Behörde zu glauben vorgeschrieben ist, und sie behalten es nicht für sich, sondern suchen es zu verbreiten, so werden sie eben gemaßregelt oder gar exkommunizirt. So handelt es sich also schon seit viertehalbhundert Jahren gar nicht um die Frage, ob ein kirchliches Lehramt den Sinn des Schriftworts zu bestimmen habe oder nicht, sondern nur darum, wo dieses Lehramt zu finden sei, ob in Byzanz, St. Petersburg, Rom, Amsterdam, Canterbury oder Berlin. Je nachdem nun bei einem Menschen das Bedürfnis der Glaubensgewißheit oder der Freiheitstrieb mächtiger ist, wird er das Lehramt der katholischen Kirche oder die durch Zwie-

spalt, Vielköpfigkeit und Unsicherheit ohnmächtigen protestantischen Lehrämter vorziehen. Der Gegensatz liegt also nicht in verschiedenen Grundsätzen der Kirchen, sondern nur in den verschiedenen Gemütsverfassungen der Christen. Auch die kirchliche Tradition ist durch die Verwerfung der Wiedertäuferei von den Protestanten als entscheidende Instanz anerkannt worden. Denn es steht doch nun einmal fest, daß die Kindertaufe nicht allein der schriftmäßigen Begründung entbehrt, sondern dem Neuen Testament geradezu zu widersprechen scheint; nicht einmal aus der Praxis der ersten christlichen Jahrhunderte läßt sie sich rechtfertigen.

Haben sich demnach die Kirchen in der Theorie einander so weit genähert, daß gebildete Katholiken und Evangelische, wenn sie nicht durch Parteisucht verblendet sind, einander gern die Hände reichen und bekennen werden: Wir wissen uns in den Hauptstücken einig, so entbehrt doch diese Harmonie der höchsten geistigen Spitzen jeder praktischen Bedeutung für die Unionsfrage. In den Volksmassen wie in den Kirchenkörperschaften prägen sich die Unterschiede weit deutlicher aus als das Gemeinsame. Was nützt die vortreffliche und erhabene tridentinische Rechtfertigungslehre? Fragt man katholische Schulkinder: Was muß der Mensch thun, um Verzeihung seiner Sünden zu erlangen? so wird man gewöhnlich zur Antwort bekommen: Er muß beichten; sei es, daß die Kinder und auch die meisten Erwachsenen das leicht faßliche äußerliche Werk besser behalten als die Beschreibung eines innern Seelenvorganges, sei es, daß die Geistlichen aus Bequemlichkeit oder mehr vom hierarchischen als vom christlichen Geiste geleitet, jenes leichter faßliche eifriger einprägen als das schwierigere und wichtigere. Und so haben sich denn die seit der Spaltung noch vermehrten Äußerlichkeiten der römischen Kirche zu einem Heilsmechanismus gefügt und befestigt, der sich mit dem festen hierarchischen Gefüge zu einer in doppeltem Sinne unübersteiglichen Schranke verflochten hat. Der Katholik findet in jenen Äußerlichkeiten, von denen keine der geistigen Bedeutung ganz entbehrt, nicht allein tröstliche Heilssicherheit und wertvolle Stützen der sittlichen Kraft, sondern auch Trost in irdischen Leiden und mancherlei Genuß; ja nicht wenige bauen sich aus diesen kirchlichen Elementen eine innere Welt auf, in der sie sich mehr heimisch fühlen als in der äußern, die sie umgiebt, und würden sie gezwungen, sie zu verlassen, so wäre das für sie die Vertreibung aus dem Paradiese und möglicherweise der Sturz in völlige Gottlosigkeit. Der Protestant dagegen sieht in alledem teils Krücken und Gängelbänder, die ihm des Mannes unwürdig erscheinen, teils lästige und unerträgliche Freiheitsbeschränkungen, teils kindische Spielereien, und seine Abneigung gegen alles Katholische wächst, so oft er dergleichen sieht oder davon hört.

Sollen wir diesen Zustand beklagen? Ich meine nicht! Sind doch die Gründe, die einstens die Trennung forderten, anstatt zu schwinden, nur stärker geworden, schreitet doch mit der Kultur auch die „Differenzirung“ fort, wie man das heutzutage gern nennt, und richtet das Gegenteil, die Nivellirung,

die freilich daneben auch von der Kultur gefördert wird, nur Unheil an. Fürst Bismarck hat einmal gesagt, die Romanen hätten etwas Weibliches, während die Germanen durchaus männlich seien. Das gilt auch vom Katholizismus und Protestantismus. Schon die Äußerlichkeiten des Katholizismus wie bunte Priestergewänder, Ministrantenröckchen und Kirchenschmuck schlagen ins weibliche Fach, aber auch beim Innerlichen trifft die Charakteristik zu. Es ist kein Zweifel, daß sich die Norddeutschen bei der Teilung des christlichen Tugendschatzes, der freilich im Grunde genommen unteilbar ist, den Glauben erwählt haben samt Wahrhaftigkeit, Treue und Gerechtigkeit, denn das sind männliche Tugenden, während der Katholizismus die Liebe preist samt den weiblichen Tugenden: Barmherzigkeit, Sanftmut, Demut, Gehorsam, Keuschheit. Daraus folgt natürlich nicht, daß es den beiden Kirchen auch gelingen müßte, ihre sämtlichen Angehörigen zu Mustern ihrer eigentümlichen Tugenden zu erziehen. Überhaupt kann ja bei der Charakteristik ganzer Völkergruppen von einer reinlichen, scharfen Scheidung keine Rede sein; nur bei einem Blick aufs Ganze, nicht bei einer Musterung der einzelnen Personen oder Völker wird man das Charakteristische gewahr. Die Spanier z. B. machen zwar den Eindruck des Weiblichen durch ihre Lust an buntem Flitterstaat und durch die Anmut ihrer Bewegungen, deren sich auch die Männer befleißigen; aber in Fällen, wo sie, einzeln oder als Volk, angegriffen werden, zeigen nicht allein ihre Männer, sondern auch ihre Weiber durch Ehrgefühl, Stolz und Tapferkeit einen durchaus männlichen Charakter.

Allerlei Einseitigkeiten und Mängel, wie sie jede Arbeitsteilung mit sich bringt, muß man eben auch in diesem Falle hinnehmen. Bei den Romanen kommen die sehr männlichen Männer zu kurz. Sie helfen sich mit völliger Lossagung von der Kirche. Unter den Protestanten dagegen suchen die weiblichen Seelen beiderlei Geschlechts bald in pietistischer Lämmleinpoesie, bald in ritualistischen Spielereien Trost. Daß der Katholizismus auch für die Kinder geeigneter ist, liegt auf der Hand. Für Kinder giebts keinen andern als Anschauungsunterricht. Diesen ermöglicht der katholische Kultus auch für die Religion. Alles, was sich auf ihn bezieht, lernen die Kinder mit Feuereifer, durch ihn werden sie in das Verständnis des Christentums eingeführt. Was darin keinen Anknüpfungspunkt findet, bleibt bei den minder begabten totes Lippenwerk. Und was die Hauptsache ist, die Kinder schauen den Kultus auch, und sie schauen ihn nicht bloß, sie dürfen handelnd daran teilnehmen. Wo die Schule noch eng mit der Kirche verbunden ist, hat fast jedes der Schulkinder, namentlich jeder der Knaben, in und an der Kirche so mancherlei zu thun. Die einen musiziren, die andern monstriren, wieder andre ziehen den Glockenstrang. Bald giebts Feuer anzumachen, Kohlenbecken und Rauchfässer zu schwingen, wobei es weder an physischen und gymnastischen Versuchen noch an Gelegenheit zu Feuerlöschübungen fehlt, bald wird einmal der Bälgetreter abgelöst. Für die hohen

Feste winden die Mädchen Kränze, während die Knaben beim Aufmachen helfen. Zu Anfang und Ende der Advents- und der Fastenzeit, namentlich aber in der Karwache, wo das Antlitz der ganzen Kirche verändert wird, giebt es soviel zu räumen und zu bauen, daß in kleinen Dorfschulen „das Ganze" aufgeboten werden muß.

Zum Ministrantenamt drängen sich fast alle Jungen. Ist es doch weit kurzweiliger, am Altar thätig zu sein, als still in der Bank zu sitzen. Dazu das Paradiren in Prozessionen und die oftmalige Erlösung von der Schulbank! Wie strahlt das Gesicht des Jungen, wenn er aus der Klasse herausgerufen wird, um den Pfarrer auf einem Krankengange oder wohl gar auf einer Fahrt über Land zu begleiten, und wie neidisch blicken ihm die übrigen nach! Doch sind es nicht ausschließlich Gründe kindlicher und kindischer Selbstsucht, die den Jungen das Kirchenwesen lieb machen. Die anhaltende Beschäftigung damit fördert doch auch das Verständnis für den Sinn der verschiednen Handlungen, mancher ernste und heilsame Gedanke stellt sich ein in der Kirche, bei Beerdigungen, bei Krankenbesuchen, und wenn Epidemien herrschen, dann drängen sich die Knaben zu Versehgängen, um ihre Todesverachtung und Nächstenliebe zu beweisen. Heute, wo wir in der Gesundheits- und sonstigen Polizei so viel weiter fortgeschritten sind, würde es allerdings nicht mehr gestattet werden, daß sich Ministranten, wie ich es 1866 gesehen habe, täglich stundenlang zwischen Sterbenden und Choleraleichen aufhielten. Gestorben ist damals keiner davon; bleibt doch Furchtsamkeit jederzeit das beste Mittel gegen den Tod. Schauen und schaffen — das ist die Seligkeit des Kindes. Beim katholischen Religionsunterricht giebt der Kultus den Schülern zu beidem Gelegenheit. Dem Protestantismus fehlt beides, und daher wird er es niemals dahin bringen, daß seine Jugend mit wahrer Begeisterung ins kirchliche Leben hineinwüchse. Mit Lehren und Predigen läßt sich das nicht erreichen, nur der Sang und Klang bietet einigen Ersatz, wenn die Musica fleißig gepflegt wird. Abneigung gegen den Katholizismus und Stolz auf den protestantischen Namen einzupflanzen, das freilich ist Kleinigkeit, aber Anhänglichkeit an das eigne Kirchenwesen läßt sich nur schwer erzeugen, wenn dieses sich in nichts verkörpert, als in einem schwarzen Manne, der in einem öden, nur etwa mit den häßlichen Porträts der Familie des Kirchenpatrons geschmückten Raume eine zweistündige Predigt hält. Und selbst das schönste Kirchenlied nützt nichts an Orten, wo die Gemeinde den nicht eben löblichen Brauch angenommen hat, erst beim letzten Verse des Predigtliedes in die Kirche zu gehen. Indes auch dieser Mangel muß mit in Kauf genommen werden. Ein Herbart würde auch um der Jugend willen dem Katholizismus kein Zugeständnis machen. Er meint u. a., der Knabe dürfe nicht, wie ein Mädchen, mit gefalteten Händen zum Gebet hinknieen; damit ist im Namen des männlichen deutschen Geistes über alles katholische Wesen das Verwerfungsurteil gesprochen. Sind wir Norddeutschen nun entschlossen, auf die Vorteile des katholischen Kultus zu verzichten, weil er am Ende verweichlicht, und wollen

wir unsre Knaben lehren, den Pulverdampf, den Geruch des Pferdestalls und die reine Waldluft dem Weihrauchdufte der Kirchen vorzuziehen (in der Idee wenigstens, da in der Praxis hunderttausende von deutschen Knaben nichts als Kohlensäure zu riechen bekommen), so wäre es doch andrerseits recht thöricht, wenn wir den Romanen unsern Geschmack und unser Kirchenwesen aufdrängen wollten. Was hätte die Menschheit, was hätten wir selbst davon, wenn es uns gelänge, alle noch einigermaßen kindlichen Völker greisenhaft verständig, kalt, steif und gesetzt zu machen? Ungefähr dasselbe, wie wenn alle Weiber gelehrt und alle Knaben schon im Knabenalter Männer würden, was freilich bei vielen schon teilweise der Fall ist, indem sie mit männlichem Ernst die Künste des Biertrinkens, Rauchens und Skatspiels betreiben, mit männlicher Überhebung nach Anleitung irgend eines Witzblattes über Kirche und Staat urteilen und spotten und unter dem Drucke männlicher Zukunftssorgen das kindliche Lachen und Spielen verlernen.

Auch mit dem Gegensatze von Arm und Reich fällt der konfessionelle einigermaßen zusammen. Buckle hat die wunderliche Behauptung aufgestellt, daß der Katholizismus die Religion der Reichen, der Protestantismus die der armen Leute sei, weil ja der katholische Gottesdienst viel Geld koste. Im Mittelalter, wo die kirchliche Opposition vorzugsweise gegen den Reichtum und die Üppigkeit der Prälaten gerichtet war, haben allerdings einige Sekten, wie die Armen von Lyon, die Sache des Notleidenden Volkes gegen die schwelgende kirchliche Aristokratie vertreten. Aber die Albigenser waren mächtige Adliche und wohlhabende Stadtbürger, und die orthodoxen Bettelorden machten jene Opposition unschädlich, die sich auf die evangelische Armut berief. Diese wird in der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag grundsätzlich empfohlen, während der Protestantismus mit ihr nichts anzufangen weiß. Die katholischen Nationen sind denn auch heute, mit Ausnahme Frankreichs, arm, und die protestantischen reich. Der kostspielige Kultus aber ist gerade für die Armen eine Wohlthat, nicht für die Reichen. Die Reichen brauchen kein kostbares und schönes Gotteshaus, denn sie leben beständig in einer ästhetisch untadelhaften Umgebung und vereinigen um sich in ihren Stadtpalästen und Landhäusern, in ihren Hotels, Bädern und Sommerfrischen alles Herrliche und Schöne, was Natur, Industrie und Kunst darbieten. Für sie mag es sogar Bedürfnis sein, Sonntags zum Gebet einen möglichst nüchternen Raum aufzusuchen, weil in der Woche, in ihrer gewöhnlichen Umgebung, die stets bis zur Sättigung angenehm beschäftigten Sinne den Geist gar nicht zu sich selbst kommen lassen. Dagegen ist das katholische Gotteshaus das Haus des Armen. Hier findet er, was er daheim entbehren muß: weite Räume, edle Formen, würdige, zuweilen prachtvolle Ausstattung, künstlerischen Schmuck. Es ist im vollsten Sinne des Wortes sein Haus, denn er darf es betreten, so oft er will, darin weilen, so lange er will, und sich darin den Platz aussuchen, der ihm beliebt.

Er weiß es, daß niemand ein Recht hat, ihn daraus zu vertreiben. Darum hängt er mit leidenſchaftlicher Liebe an ſeiner Kirche, wir meinen diesmal an dem ſteinernen Gebäude ſeiner Pfarre, und verteidigt es, wenn mans ihm nehmen will, gegen jedermann, auch gegen die Staatsgewalt. Volkswirtſchaftlich betrachtet, iſt das Judaswort: Wozu dieſe Verſchwendung? die Äußerung eines ſehr kurzſichtigen Verſtandes. Wenn beim Verkauf von Kirchenſchätzen für die Armen überhaupt etwas übrig bleibt, ſo iſt es immer nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Dagegen gewährt die Erbauung, Inſtandhaltung und fortgeſetzte Ausſchmückung monumentaler Kirchen unzähliger Armen Verdienſt, der fertige Bau vielen Geſchlechtsfolgen unſchätzbare geiſtige Wohlthaten, und die Zerſtreuung der Kunſtwerke über das ganze Land, wobei jedes Dorf ſeinen Teil erhält, wirkt ganz anders erziehend, als ihr Zuſammendrängen in Großſtädten und das Aufſtapeln in Muſeen. In wie manchem Hirtenjungen wird durch das Altarbild ſeiner Dorfkirche das Malergenie geweckt, wie manche arme Dorfgemeinde wird durch ihre Kirche zu einem Völkchen von Bildſchnitzern erzogen! Nur wenn ſolche Volkspaläſte, wie man ſie in England zu bauen anfängt, allgemein würden, könnte man vielleicht die kirchliche Architektur und Kunſt, abgeſehen von ihrer religiöſen Bedeutung, für überflüſſig erklären.

Alſo die Koſtſpieligkeit des Kultus ſpricht nicht gegen, ſondern für die Anſicht, daß der Katholizismus die Religion der Armen ſei. Und auch dieſe Eigenſchaft empfiehlt ihn vorzugsweiſe den Südländern. Renan hat die richtige Bemerkung gemacht, daß in einem glücklichen Klima die Armen nicht bloß im chriſtlichen Sinne, ſondern ganz allgemein glücklich zu preiſen ſeien (wofern das Land weder übervölkert iſt, noch von nordeuropäiſchen Unternehmern beglückt wird, die ſich mit ihrem Kapital hinbegeben, „um ſeine Hilfskräfte zu entwickeln,“ muß man hinzufügen). Der Arme entbehrt im Süden keinen wirklichen Lebensgenuß, ſondern bleibt nur von den Sorgen des Erwerbes und Beſitzes verſchont. Kein Wunder, daß hier die Bergpredigt, die den Reichtum verachten lehrt und zur heitern Sorgloſigkeit einladet, Verſtändnis und Beifall fand und bis auf den heutigen Tag findet. Der klaſſiſche Virtuoſe dieſer evangeliſchen Armut iſt Franz von Aſſiſi. Nicht Selbſtquälerei war ſeine Aſkeſe, ſondern ein Wegwerfen aller Dinge, die dem am Übermaß innern Glückes faſt erſtickenden Manne nur eine Laſt und Feſſel geweſen wären. Was ſollten irdiſche Schätze dieſem himmliſchen Thoren, der bei jedem Sonnenaufgang und beim Anblick jeder Quelle, jeder Wieſe, jedes Baumes in Verzückung geriet ob der Schönheit der Welt und der Güte des Schöpfers, der ſich ſtundenlang mit ſeinen „Brüdern und Schweſtern,“ den Tieren des Feldes und den Vögeln des Himmels, aufs angenehmſte unterhalten konnte, und der — das trante ihm der Volksglaube zu — ſogar den Bruder Wolf durch gütliches Zureden zur Vernunft brachte, daß er hinfür die Lämmlein ungefreſſen ließ und den Bauern aus der Hand fraß? Im Norden dagegen haben

die Armen oft unerträgliche Leiden zu erdulden, und im Winter, wo sie sich der Erwärmung wegen massenhaft in engen Löchern zusammendrängen müssen, wird ihnen ihr düsterer, schmutziger Aufenthaltsort gar leicht ein Höllenpfuhl aller Laster. Besser als die Bergpredigt scheinen daher für den Norden etliche Ermahnungen Pauli zu passen, der mit der gottvertrauenden Sorglosigkeit und dem andächtigen Schauen nach dem Himmel in manchen Gemeinden trotz ihrer südlichen Lage unangenehme Erfahrungen gemacht hatte, und der daher lehrte, die Gläubigen sollten hübsch still sitzen und arbeiten, und wer nicht arbeite, der solle auch nicht essen. So haben sich denn die protestantischen Nationen mit ganzer Macht auf diese pauliniſche Seite des Christentums geworfen und sind dabei sehr reich geworden — als Nationen wenigstens, denn die Bettelarmut ihrer Armen auszurotten ist ihnen noch nicht gelungen.

Also laßt uns ein jeder bei seiner Konfession bleiben, und behalte jedes Volk sein kirchliches Gewand, das nicht Willkür zugeschnitten, sondern das sich der Leibesgestalt und den Bedürfnissen der Träger im Laufe der Jahrhunderte angepaßt hat! Daß Goethe, wenn er über den Gegenstand nachgedacht hätte, zu derselben Ansicht gekommen wäre, wird jeder für wahrscheinlich halten, der ihn kennt. Daß aber beides wirklich der Fall ist, habe ich zu meiner Freude erst vor kurzem erfahren. In jenem Briefe eines Pastors an einen Amtsbruder, der sich im „Jungen Goethe" findet, kommt er darauf zu sprechen. (Unter dem Titel der Schrift steht zwar „aus dem Französischen," aber sie ist ganz Goethe und sieht nicht im mindesten französisch aus.) „Luther — heißt es darin — arbeitete sich durch verjährte Vorurteile durch und schied das Göttliche vom Menschlichen, soviel ein Mensch scheiden kann, und was noch mehr war, er gab dem Herzen seine Freiheit wieder und machte es der Liebe fähig; aber man lasse sich nicht blenden, als hätte er das Reich Gottes erworben, davon er einen andern herunterwarf; man bilde sich nicht ein, die alte Kirche sei deswegen ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung; hat sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres begründet wären; laßt sie, leidet sie und segnet sie. Warum lästert ihr ihre Messe? Sie thun zu viel, das weiß ich, aber laßt sie thun, was sie wollen; verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist. Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römischen Kirche [bekanntlich ist der Rationalismus auch in sie ziemlich tief eingedrungen; ein katholischer Pfarrer jener Zeit predigte einmal zu Weihnachten über den Nutzen der Stallfütterung], obs aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr, als gut ist. Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin [wohl mehr Zwingli] machte die Empfindung zu Verstand. Diese Trennung war unvermeidlich, und daß sie politisch geworden ist, lag in den Umständen. Ich bin so fern, eine Vereinigung zu wünschen, daß ich sie vielmehr äußerst gefährlich halte, jeder Teil, der sich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Wenn mans beim Lichte besieht, so hat jeder

seine eigne Religion, und Gott muß mit unserm armseligen Dienste zufrieden sein, aus übergroßer Güte, denn das müßte mir ein rechter Mann sein, der Gott diente, wie sich gehört."

Die Theologen und die Philosophen stimmen darin überein, daß Gott, oder das Absolute, oder wie sie es sonst nennen mögen, seine Vollkommenheiten nicht in einem einzelnen Geschöpf ausdrücken könne, und sie daher in einer unendlichen Menge verschiedner Geschöpfe und Bildungen neben und nach einander zur Erscheinung bringen müsse. Das gilt auch von dem Inhalte des Christentums, den wir als das Heiligtum der Welt, als den Geist Gottes im engern Sinne verehren. Was hätte es also für einen Sinn, die im Laufe der Zeiten hervorgetretene Mannichfaltigkeit in die Einfachheit zurückpressen, die entwickelte Baumkrone auf die Form des Keimblattes zurückführen, oder Kirchen, Staaten und Völker in einen gleichförmigen Brei kneten zu wollen, wie es die Sozialdemokraten, als folgerichtige Jünger der korporationsfeindlichen Liberalen, mit den Ständen und lächerlicherweise sogar mit den beiden Geschlechtern vorhaben? Von Christus sagt Paulus zwar, daß die Fülle der Gottheit leibhaftig in ihm wohne, aber sichtbar ist sie auch in ihm nicht geworden, sondern auch er ist, als Mensch, ein Mensch von bestimmtem Charakter und bestimmter Eigenart, deutlich unterschieden von allen andern Menschen, sodaß sich die Prediger und Katecheten beider Konfessionen vergebens damit abquälen, ein „Vorbild" aller Menschen aus ihm zu machen. Als ob der Mann, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, der im Lande herumzog, von Almosen lebend, und am Ende als Aufwiegler ans Kreuz geschlagen ward, der ehelos blieb und der einmal auf die Meldung: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und suchen dich", mit einer Handbewegung nach seinen Jüngern hin antwortete: „Siehe da meine Mutter und meine Brüder," als ob dieser Mann jemals das Vorbild werden könnte für einen ehrenfesten Bürger und Hausbesitzer zu Basel oder Leipzig, der sich bemüht, ein guter Gatte und Familienvater zu sein, und der keinen größern Frevel kennt, als Widerstand gegen die Staatsgewalt! Als ob die Könige und Kaiser, die Präsidenten der Freistaaten, die Generale und die Polizeihauptleute einen Mann als Vorbild brauchen könnten, der seinen Getreuen das Schwert in die Scheide zu stecken gebietet und dem ihn bedräuenden Kriegsknechte das Ohr wieder anheilt, das ihm der unevangelisch hitzige Jünger abgehauen hatte! Gerade die Katholiken und die orthodoxen Protestanten müßten es höchst ungereimt finden, zur Nachfolge dessen aufzufordern, der ihrem Glauben nach als Erlöser des Menschengeschlechts und als Gottmensch einzig und unvergleichar ist. Will man aber von einer Nachfolge Christi sprechen, so ist sie doch nur den Armen und Elenden, den unschuldig Leidenden und Verfolgten einigermaßen möglich. Nun wer mit Paulus und Thomas a Kempis alle irdischen Güter für Gassenkoth achtet, kann im vollen Ernste und ohne Lüge Christi Nachfolger sein, der Reiche und

Mächtige nur in seelischen Zuständen, die mit seinem äußern Glanze im Widerspruch stehen.

Wenn sich aber auch der Inhalt des Christentums nur in getrennten Konfessionen vollständig ausprägen kann, so wäre es doch ganz verfehlt, die Trennung bis zur Absperrung treiben zu wollen. Wie die Menschheit im allgemeinen, so ist auch die Christenheit ein lebendiges Ganze, und ihre Teile sind nicht Schubfächer, sondern Glieder. Nur in Verbindung mit dem Ganzen und in lebendiger Wechselwirkung mit den übrigen vermag jedes seine Aufgabe zu erfüllen. Schon zur Zeit der noch ungeteilten abendländischen Kirche erkannte man diese Gliederung nach verschiednen Aufgaben. So sagte man z. B., Italien habe das sacerdotium, Deutschland das imperium, Frankreich das studium (die Sorbonne). Aber auch die kirchlichen Orden und die weltlichen Stände erscheinen als Glieder der Christenheit, und zwar so, daß nicht, wie an einem gewöhnlichen Leibe, die Thätigkeit des Geistes immer an das Haupt gebunden ist, sondern bald von einem Kaiser, bald von einem Mönchsorden, bald vom Episkopat eines Landes, bald von einem einzelnen Manne geht die erweckende, belebende, reinigende Thätigkeit aus, der Papst erscheint nicht selten als Zerstörer der Kirche, und so wenig Eintracht herrscht meistens unter den Gliedern, daß die Verbindung aller zu einem Leibe äußerlich oft gar nicht mehr sichtbar ist oder höchstens durch die eine Person eines Papstes dargestellt wird, dem niemand mehr gehorchen will. Aber bei allen wütenden Kämpfen auch der neuern Zeit bleibt die Zusammengehörigkeit, die Abhängigkeit jedes einzelnen Gliedes vom Ganzen bestehen, und das Wüten der Kirchen gegen einander ist oft nur eine unerfreuliche Form des Güteraustausches und des wohlthätigen Ausgleichs elektrischer Spannungen. Laßt also nur, sagen wir mit Luther, die Geister auch in Zukunft auf einander platzen! Eben darin besteht das Leben, nicht darin, daß alle einträchtig beisammensitzen und einander angähnen. In welchen Beziehungen jede einzelne Konfession der andern zur Ergänzung und Lebenserweckung ganz besonders bedarf, soll der Gegenstand unsrer nächsten Untersuchung sein.

Moltkes Charakterbild

nach seinen Familienbriefen

Von Ernst Groth

Militärische Eigenschaften und dichterische Einbildungskraft gelten gewöhnlich als unversöhnliche Gegensätze. Der Beruf eines Soldaten und die Thätigkeit eines Künstlers scheinen nichts mit einander gemein zu haben. Dort rücksichtslose Unterdrückung persönlicher Regungen und selbständiger Gedanken, hier volle Entfaltung und freie Herrschaft aller geistigen und seelischen Eigenschaften; dort strenge Ordnung, Schablone und Gleichmäßigkeit, hier willkürliches Walten und eigenmächtiges Schaffen der ungebundenen Phantasie; dort kaltherzige, vorsichtige Berechnung des klügelnden Verstandes, hier mächtiger Ausbruch aller schöpferischen Ideen und Leidenschaften. Militärischer und künstlerischer Geist scheinen so wenig vereinbar zu sein, daß die Geschichtschreiber, wo sie einmal ihre Verschmelzung finden, darüber in Verwunderung geraten und dem Rätsel nur durch gründliche psychologische Untersuchungen beikommen zu können glauben. Großartige Ereignisse und außerordentliche Erfolge pflegen den Helden so hoch aus den Kreisen des alltäglichen Lebens zu heben, daß man nur das Außerordentliche an ihm erkennt und nur das Fertige, Abgeschlossene in seinem Wesen bewundert. Das rein Menschliche, die geheimen Regungen der Seele, die innern Kämpfe, die Sorgen und Freuden, das ganze Gemütsleben mit seinen verborgenen Reizen, die Träume einer ruhelos bewegten Phantasie, alles das tritt in dem Urteil der Menge zurück hinter den blendenden Glanz der äußern Erfolge. Und doch ist gerade das rein menschliche, das Seelenleben in einem Helden für jeden tiefer angelegten Beobachter das wahrhaft anziehende, der werdende Charakter interessanter als der vollendete, das Vorbild einer großen sittlichen Persönlichkeit oft wertvoller und segensreicher als eine ganze Reihe gewonnener Schlachten und eroberter Länder.

Freudig begrüßen wir daher den soeben erschienenen Band von Moltkes gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten, der die vertraulichen Briefe des großen Mannes an seine Mutter und seine Brüder enthält. Sie führen uns aus den ersten Jahren seiner Leutnantszeit bis in sein spätes Greisenalter, sie gewähren uns einen Einblick in die stille Werkstatt seiner Gedanken, sie zeigen

uns die allmähliche Entwicklung dieses unvergleichlichen Charakters, der sich aus ungünstigen, oft feindseligen Verhältnissen zu einer staunenswerten Reinheit und Vollkommenheit erhoben hat. Welch ein Gegensatz zu der landläufigen Vorstellung, die sich allmählich in unserm Volke einzuwurzeln scheint, zu dem Bilde von dem stummen Schlachtenlenker, der, ohne mit den Wimpern zu zucken, die Bataillone in den Tod schickt, der ohne irgend welche Zeichen seelischer Erregung mit immer gleichbleibendem ernstem Gesichtsausdruck die begeisterten Truppen von einem Siege zum andern führt, der unter den beispiellosen Huldigungen des Volkes nicht eine Spur von seinem Gleichmut, seiner Gelassenheit und seiner Anspruchslosigkeit verliert. Coulé en bronce, sagt ein französischer General von ihm, bronce il demeurera, conservant la ténacité et l'inflexibilité du métal comme sa froideur et son insensibilité. L'humanité semble n'avoir jamais eu accès dans le cœur de ce grand silencieux.

Und nun halte man gegen dies weitverbreitete Urteil die warmen, reinen, oft ungestümen Herzensregungen, die dichterische Phantasie, die unergründliche Gemütstiefe, die sich in diesen herrlichen Briefen zum Entzücken des Lesers überall offenbaren!

Moltkes Jugendzeit war ernst, schwer und entbehrungsreich. Acht Kinder hatte die Mutter zu unterhalten, und hart mußte sie kämpfen und arbeiten, als das Vermögen verloren ging und zwischen Vater und Mutter eine immer größer werdende Entfremdung eintrat. Es liegt ein bittrer Humor in den Worten, die Moltke als junger Offizier an seinen Bruder Ludwig schreibt: „Da ich keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten, so habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können. Das fühle ich oft schmerzlich. Dieser Mangel an Halt in sich selbst, dies beständige Rücksichtnehmen auf die Meinung andrer, selbst die Präponderanz der Vernunft über Neigung verursachen mir oft einen moralischen Katzenjammer, der bei andern gerade aus dem Gegenteil einzutreten pflegt. Man hat sich ja beeilt, jeden hervorstechenden Charakterzug zu verwischen, jede Eigentümlichkeit wie die Schößlinge einer Taxuswand fein beizeiten abzukappen — so entstand denn die unglücklichste Eigenschaft des Charakters, die Charakterschwäche. Und doch wurde ihr ein inneres Prinzip beigesellt, so empfindlich, so alles Unedle verschmähend, so stolz, daß es das gebrechliche Fahrzeug schon oft hinaus auf die stürmischen Fluten trieb, wo es dann mehr dem Eigensinn der Wogen als seinem Kompaß folgte — es ist der tollkühne Reiter, der ein mattes Pferd zum verwegnen Sprung ansporut und dann zerschmettert daliegt in seiner Ohnmacht, es ist das Feuer des Luftballons, das ihn einen Augenblick hoch emporträgt, um ihn dann noch tiefer sinken zu lassen."

Ludwig ist sein Lieblingsbruder. Von allen Geschwistern steht er ihm in geistiger und seelischer Beziehung am nächsten. Ihm schüttet er sein Herz aus, ihm teilt er seine Neigungen und Pläne mit, mit ihm verhandelt er üb Dicht-

kunst und Geschichte, über Theater und Musik. Ludwig hatte sich, wie es scheint, durch seine Liebe zur Musik mehr als dienlich von seiner juristischen Wissenschaft entfernt. Helmuth weiß auch hier das richtige Wort zu finden, um dem Bruder über seine Zweifel und seine Unzufriedenheit hinwegzuhelfen: „Stürze dich in kein Extrem. Spiele zwischen dem Gajus und den Pandekten ein paar Rodische Variationen und mache womöglich Distichen aus den Pandekten. Denn das scheinst du vollkommen erkannt zu haben, wie ernst und gebieterisch wir angewiesen sind, unsern Lebensweg selbst zu bahnen. Die Zeit ist schnell vorüber, wo man auf das Leben vor sich wie auf eine und zwar eine sehr reizende Landschaft blickt, wo man all das Liebliche, was man nicht sieht, mit Gewißheit hinter dem anmutigen Nebelduft weiß, der noch darüber liegt. Wenn man dann aber hineintritt, muß man sich doch zu irgend einem Wege entschließen, und auf diesem ist dann, ohne Umkehr, kein Abweichen mehr möglich. Also vorwärts, und wollte der Himmel, daß unsre Pfade zuweilen so liefen, daß wir uns von Zeit zu Zeit die Hände reichen könnten!"

Aber mit ganzer Liebe hängt Helmuth auch an seiner Mutter und an seinen übrigen Geschwistern. Er giebt Privatstunden, um keine Unterstützung von der Mutter zu verlangen, schreibt Novellen und militärische Aufsätze, verzichtet auf das Frühstück und das Abendessen, „weil die sehr guten Speisen vom Mittag noch vorhalten." Er bietet dem Vater, der aus dem dänischen Militärdienste scheiden will, weil er nicht die Mittel zum Regimentschef besitzt, die eigne Kommandozulage von achtzig Thalern an. Der Gedanke an seinen Vater beunruhigt den jungen Offizier ganz besonders. „Wenn Vater — schreibt er — nur wenigstens könnte eine Bauernhufe pachten und bewirtschaften. Das schlimmste ist nur, daß das Unglück nicht nur in Vaters Verhältnissen, sondern in ihm selbst liegt." Er schließt sich um so enger an seine Mutter und seine Geschwister an, je weniger er sich zu seinem Vater hingezogen fühlt. Alle Sorgen und Qualen fliehen, sobald er sich in Gedanken in den Kreis seiner Familie versetzt. Ein schalkhafter Humor lacht dann aus seinen Briefen, besonders wenn er auf Leuchen, seine jüngere Schwester, und auf Vips (Viktor) „den Deubelsjungen" zu sprechen kommt. So schreibt er einmal an die Mutter: „Dein lieber Brief versetzt mich auf einen Augenblick aus meinen Karten, Berichten, Censuren und all den vielen Dingen, die mich jetzt überschwemmen, in enre klösterlichen Mauern. Ich sehe die Kaffeemaschine auf dem Tische sprudeln, die Schwestern mit Stickerei, den Vips mit einer Rechentafel und einigen Chininpulvern und dich mit ein Paar entsetzlich zerrissenen Strümpfen (nämlich in der Hand) ein wenig kopfschüttelnd die Brille zurechtschieben, um dies Faß der Danaiden dicht zu machen. Nicht weniger höre ich meine Freundin, die Kuh, nach einigen frischen Blättern brüllen, auch poltert und ruft etwas in dem Eulensalon, wahrscheinlich einer der Herren Brüder, der sein verspätetes lever bemerkbar macht. Emsig seid ihr alle beschäftigt und seht nicht, daß ich

oder doch mein Geist (Lene, sieh dich mal um!) mitten unter euch steht. Was aber meine Person anbelangt, so sitzt sie hier an diesem selben Schreibtische in einem wunderlichen Chaos von Karten, Briefen, Instrumenten, Meßtischen, Rechnungen u. s. w., auch liegt da ein langer Geldbeutel, aber kein Beutel Geld, von schöner Taille. Die Sache ist diese. Ganz unerwartet bin ich schon in diesem Jahre zum topographischen Bureau einberufen worden, und zwar schon den 1. Juni muß ich in Namslau in Oberschlesien sein. Du kannst dir denken, daß ich sehr freudig überrascht gewesen bin. Allein nun stürmt auch eine solche Menge von Geschäften über mich zusammen, daß ich kaum weiß, wie ich fertig werden soll."

Die Vermessungsarbeiten führen den jungen Leutnant auf die reichen schlesischen Rittergüter, wo er sich nach einer Zeit voll Anstrengung und Entbehrung außerordentlich behaglich fühlt. Die angenehme Thätigkeit, das ungebundene Leben und der unmittelbare Verkehr mit einer heitern, wechselvollen Natur scheinen seinem Geiste Schwingen zu geben. Hier schon entfaltet sich in ihm das staunenswerte Talent, mit wenigen Strichen anschauliche, lebensvolle Landschaftsbilder zu entwerfen; hier zeigt er sich in Schilderungen zuerst als un observateur comme il y en a peu, un esprit que tout intéresse et qui sait de rendre compte de tout, wie ein französischer Kritiker von seinen Bildern aus dem Orient sagt. In einem Briefe an die Mutter beschreibt er z. B. eine Gebirgsfahrt, die er von Schmiedeberg aus unternommen hatte: „Die Straßen ziehen sich wie feingeschlängelte Fäden über die Berge, die, wenn sie auch keuchend erstiegen wurden, von hier ganz flach erscheinen. Zwischen ihnen winden sich meilenlang die Dörfer und Städtchen mit ihren saubern weißen Wänden und glänzenden, silbergrauen Schindeldächern. Unmittelbar zu Füßen hat man einen Abhang von etwa neunhundert Fuß steiler Felswand. Noch am Abend stieg ich mühsam hinab in das schauerliche Thal, in das die Elbe über zahllose Zacken und Gerölle in kleinen Fällen hinabgleitet, die zusammen einen großartigen Anblick gewähren. Auch meinen Liebling, den Zackenfall, sah ich noch im Halbdunkel aus dem Teufelsthal und übernachtete in einer Glashütte am schäumenden Zacken. Am folgenden Morgen früh besuchte ich den Kocherfall und den Kynast, dessen romantische Legenden euch bekannt sind. Wahrlich, nur ein grausames Herz konnte verlangen, aus dem hochgelegenen Fenster auf die Ringmauern hinauszureiten, wo an keine Umkehr mehr, nicht einmal an ein Absteigen zu denken war. Immer tiefer senkt sich der Abhang unter der Mauer, die Spitzen der höchsten Firsten verschwinden vor dem Auge des Reiters, und schon dem Eingang der Burg nahe, gähnt ein Abgrund herauf, der, der Schlange gleich, den Unglücklichen vor Entsetzen in den Untergang zieht. Welch furchtbarer Fall des gewappneten Reiters und Rosses auf diese Felsspitzen!"

Der Aufenthalt in Schlesien bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in der

geistigen Entwicklung des jungen Offiziers. Nicht nur der Sinn für die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Natur wird in ihm geweckt und geschärft, auch seine Weltanschauung, sein Urteil, seine Menschenkenntnis werden reicher und fester. Überall öffnen sich dem gebildeten Offizier die Landschlösser, überall findet er unter den Bewohnern Achtung, Freundschaft, Liebe. Vor allem hat das poetische Leben auf dem Schloß Briese in der Familie des Reichsgrafen Kospoth einen unberechenbaren Einfluß auf seinen ganzen Charakter, sein Denken und Dichten ausgeübt. Die vornehme, kunstvolle Ausstattung des Schlosses, eine reiche Sammlung ausgesuchter Gemälde von Tizian, Rubens, Van Dyck, Wouverman, der echt aristokratische Geist in der Familie des Grafen, der vertraute gesellige Verkehr mit diesen liebenswürdigen, gediegenen kunstsinnigen Menschen, das alles bezaubert ihn. Der arme bescheidene Offizier fühlt sich wie in einem Paradiese. „Du weißt es — schreibt er aus Berlin an seine Mutter — wie ich, früh schon aus dem elterlichen Hause entfernt und deiner Sorgfalt entrissen, mich bald gewöhnen mußte, überall ein Fremder zu sein, überall erst das zu erwerben, was andern an Liebe, Freundschaft und Achtung durch verwandtschaftliche Bande oder freundschaftliche Beziehungen entgegengetragen wird. Seitdem nun ist mir, vielleicht die guten Stemanns ausgenommen, nie so gütig begegnet, nirgends ist mir so wohl und einheimisch geworden als bei den Kospoths. Ach, es ist eine schöne Sache für einen so armen Teufel, der sich zwischen Geldmangel, Vorgesetzten, Dienstpflicht, Gehorsam und wie die Übel alle heißen, die je der Büchse Pandorens entflohen, herumdrängen muß, so in eine Lage zu kommen, wo alle die kleinlichen Verdrießlichkeiten des Lebens, die zusammen das Unglück des Lebens ausmachen können, aufhören; wo alles schön, gefällig, reich und edel ist und das Vergnügen Zweck sein darf, wo selbst die Arbeit ein Vergnügen ist; wo die Kunst nicht die spärliche Würze des Lebens, wo sie das Leben selbst ist, und wo man selbst gefallend sich gefällt. So war Briese ein warmer Sonnenblick an einem finstern Herbsttage. Wirklich kam ich mir vor wie am Hofe von Ferrara, und wenn mir nicht alles Tassonische gefehlt, so wäre ich mir auch vorgekommen wie der gefeierte Tasso."

Das sorglose, romantische Leben auf dem Schlosse weckt in dem jungen Offizier alle künstlerischen Empfindungen: er zeichnet, er malt, er schreibt Verse, und sein Bruder Ludwig muß dann gewöhnlich die Ausbrüche seiner Phantasie über sich ergehen lassen. Die junge Komtesse Kospoth oder ihre Freundin scheints ihm angethan zu haben. Er tändelt, musizirt, tanzt mit ihnen, schaukelt sich mit ihnen in derselben Schaukel und dichtet, wie die Freundin das Schloß verläßt, folgendes Rätsel:

Ein Bild des Lebens ist's, des regsten Lebens,
Das aufwärts bald uns treibt und wieder abwärts strebt,
Das wie des Herzens Hoffen, wie unstetes Sehnen,
Jetzt sinkt, jetzt steigt und schwindelnd hoch uns hebt.

Es trägt Euch unter Blütenzweige. Staunend
Schaut über Wald und Flur der Blick. — Es schwebt
Auf Sturmesschwingen fort. — Doch in dem Augenblicke,
Wo Ihr am höchsten steht, ziehts wieder Euch zurücke.
Und wie ein rastlos Herz durch Freude, Hoffnung, Bangen
Führts doch am Ende nur, von wo Ihr ausgegangen.

Dort sah ich jüngst zwei liebliche Gestalten,
Sie waren ineinander eng verschlungen.
Die Arme auf der luftgen Bahn umrungen,
Schien eine stets die andere zu halten.

Ein leichter Nachen trug sie auf den Wogen
Mit flatternden Gewändern, wall'nden Haaren;
Und wenn es nicht zwei holde Engel waren,
So hatten Engelsbande sicher sie umzogen.

Durch die Orangereihen blick ich nieder.
Der Himmel hüllt uns rings in Wolkenschleier.
„Sie sind getrennt schon!" rauscht der Pappeln Wehn,
Aus blauen Augen fallen Thränen nieder,
Ein Strahl nur aus des Abendrotes Feier
Scheint mir ein Bild von baldgem Wiedersehn.

Und als ihn der Dienst in dem verhaßten Berlin festhält, da bleibt die Erinnerung an Schlesien und an das idyllische Leben auf Schloß Briese wie ein schöner Traum zurück. Ein mächtiger Wissensdurst quält ihn, und wenn er auch gern den Verkehr mit seinen gebildeten Kameraden unterhält, so findet er darin doch nicht die volle Befriedigung. Er hört an der Universität Vorlesungen über Goethe, er treibt französische Litteratur, lernt Englisch, Russisch und Italienisch, schreibt anonyme kleine Aufsätze, die er als „Kinder seiner Geldnot" bezeichnet; er besucht Theater und Konzerte und ermutigt Ludwig, seiner Kunst treu zu bleiben. Sie unterhalten sich in ihren Briefen über Chesterfield, Scott, Byron, Moore und über Heines Reisebilder, von denen Moltke sagt, es sei schade, daß die Persönlichkeit des Verfassers nicht edler durchbreche, denn ein gänzlicher Atheismus und eine ebenso große Eitelkeit wie Unzufriedenheit seien unverkennbar. Das gesellschaftliche Leben mit seiner Oberflächlichkeit, Gespreiztheit und Verlogenheit scheint dem Sekondeleutnant im Grunde wenig zu behagen; er muß trotzdem an allem teil nehmen und lebt innerlich doch so wenig in dem ganzen Treiben mit So heißt es in einem Gedicht an Ludwig, worin er sich trotz seiner Gegenerklärung doch wohl selbst meint:

Ihr tadelt mich, daß ich oft störrisch schweige,
Der glatten Welt die düstre Stirne zeige,
Daß ich nicht so, nicht tief genug mich neige.

Den dürft'gen Scherz, ihr wollts, soll ich belachen,
Soll, welche Qual, wohl selber Späße machen,
Wenn mir der Sinn so voll von andern Sachen!

Wo er auf das gesellschaftliche Leben zu sprechen kommt, da sind seine Briefe voll von feinen und geistreichen Bemerkungen. So behandelt er in einem das Thema der konventionellen Lüge, der Schmeichelei, und sagt: „Die flattery ist meiner Erfahrung nach immer gut aufgenommen, wo sie von Herzen kommt; thut sie das nicht, so muß sie geistreich sein. Die Dummen und die Verliebten nehmen schon mit dem guten Willen vorlieb, die Koketten aber verlangen die Ausführung. Das schlimmste Spiel hat man mit den passirten Schönheiten, doch stürzt man sich auch nicht leicht in die Verlegenheit. Die flattery mag aber auch Veranlassung sein, weshalb so simple Menschen oft Glück in der Gesellschaft machen."

Seit dem Jahre 1832 beschäftigte ihn eine größere litterarische Arbeit, die Übersetzung von Gibbons zwölfbändigem Werke: History of the decline and fall of the Roman empire. Leider ist von dieser Übersetzung nichts erhalten geblieben, obwohl Moltke an einer Stelle sagt, der erste Band des Werkes befinde sich bereits im Druck. Seine Liebe zur englischen Sprache und Litteratur aber hat er immer behalten. Er übersetzte auch später fleißig Gedichte und tauschte sie mit Ludwig aus. So schreibt er im Jahre 1842 an seinen Bruder, der damals Landrat auf Femahrn war: „Daß du alle Poesie auf Jahre hinausschiebst, ist doch nicht recht. Denn dichten kann man nur:

Wenn Nebel noch die Welt verhüllen,
Die Knospe Wunder noch verspricht,
Wenn man die tausend Blumen bricht,
Die jedes Thal uns reichlich füllen:
Dann hat man nichts und doch genug,
Den Durst nach Wahrheit und die Lust am Trug.

Aber der Trug schwindet, die Wahrheit nimmt immer mehr zu, und zuletzt wird man so vernünftig, daß man alle Begeisterung als eitel Mondschein über Bord wirft. Meine Übersetzungen sind Verstandessache; es gehört dazu nur, der eignen Sprache mächtig zu sein. Deine stehen als Übersetzung niedriger, als poetische Schöpfung weit höher. Sie sind oft wenig treu, aber stets ein Kunstwerk und verdienten wohl, vermehrt und veröffentlicht zu werden."

Noch im Jahre 1850, wo Moltke schon Generalstabschef im vierten Armeekorps geworden ist, fordert er seinen Bruder auf, die von ihnen übersetzten Dichtungen zu sammeln und herauszugeben, indem er zugleich einige „vertrocknete Rosenblätter aus wärmern Tagen" hinzufügt. Leider können wir hier nicht auf die geistvoll und fesselnd geschriebnen Briefe eingehn, die Moltke während seines Aufenthalts im Orient an die Mutter richtet, und die eine vor-

treffliche Ergänzung bilden zu seinem bekannten Buche über Zustände und Begebenheiten aus der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839.

Während der schleswig-holsteinischen Unruhen, unter denen seine Familie besonders zu leiden hat, unterhält er einen lebhaften Briefverkehr mit seinem Bruder Adolf, Landrat in Pinneberg. Seine Unzufriedenheit und sein Groll über die klägliche Politik in Deutschland macht sich wiederholt in kräftigen Ausdrücken Luft. Er verzweifelt an seinem Vaterlande, trägt sich mit dem Gedanken, nach Adelaide auszuwandern, und ruft in einem Briefe vom 25. Februar 1851 aus: „Das muß wahr sein, eine kläglichere Nation als die deutsche giebt es nicht auf Erden!"

Von Preußens energischem Vorgehen erwartet er das ganze Heil, und wie eine Erlösung klingt es in einem Briefe vor dem Feldzuge 1866: „Die Geschicke Deutschlands werden sich jetzt vollziehen; der Sonderungstrieb, den seit Tacitus die Deutschen bewahrt haben, führt zur Entscheidung durch das Schwert. Es hat uns ein Ludwig XI. gefehlt, der die Macht der Vasallen in Frankreich noch zur rechten Zeit zu brechen wußte. Es mag wohl wahr sein, was die österreichischen Blätter behaupten, daß zwei Großstaaten in Deutschland nebeneinander nicht bestehen können. Einer von beiden muß untergehen. Der Kampf wird furchtbar werden. Österreich hat gerüstet wie nie zuvor, und auch wir stellen unsre ganze Macht ins Feld. Jedenfalls zahlt Deutschland mit Provinzen rechts und links an seine Nachbarn."

Daß die Briefe, die Moltke während des deutsch-französischen Krieges an seine Brüder richtet, wichtige Quellen für die Geschichtschreibung sind, braucht wohl nicht versichert zu werden. Hier sollen nur einige Stellen bezeichnet werden, wo in dem großen Feldherrn das Reinmenschliche, das Persönliche hervortritt, das man in seiner Geschichte des Krieges allgemein vermißt hat. Aus Versailles schreibt er in der Erinnerung an sein friedliches Landgut Creisau: „Manchmal habe ich eine Sehnsucht nach der stillen Ruhe des Kapellenberges; die Nachrichten aus der friedlichen Heimat sind Sonnenblicke in dem rastlosen Treiben und der aufregenden Spannung, in welcher wir hier leben." Und in einem Briefe vom 23. November heißt es, es sei eine Barbarei, die undisziplinirten französischen Volkshaufen in die Schlacht zu führen. Der Krieg werde immer erbitterter und gehässiger. Niemand könne den Frieden sehnlicher wünschen als er, aber niemals könne er für einen Frieden stimmen, der Deutschland nach solchen Opfern nicht seine Existenz sicherte. Besonders interessant ist die Stelle aus einem Briefe vom 22. Dezember, worin er auf das in der letzten Zeit viel behandelte Bombardement von Paris zu sprechen kommt. Er erwähnt da die Verse: Guter Moltke gehst so stumm immer um das Ding herum, bester Moltke, sei nicht dumm, mach doch endlich bum bum bum! und fügt hinzu, daß er nur das militärisch Mögliche und Zweckmäßige bei der Belagerung von Paris ins Auge gefaßt habe. Durch zarte Rücksichten für die Pariser

oder gar durch die Einflüsse hoher Persönlichkeiten habe er sich in seinen Anordnungen niemals bestimmen lassen. Er weist dabei auf die Belagerung von Sewastopol hin und erwartet von dem Hunger mehr als von einem Bombardement.

Bis in das späte Greisenalter zeigt Moltke in seinen Briefen eine Gewandtheit des Stils, eine Frische und Lebendigkeit der Sprache, eine gemütvolle Auffassung und eine feine Beobachtungsgabe, die staunenswert sind. Als Beispiel diene eine Stelle aus einem Briefe, den er als Achtundachtzigjähriger an seinen Bruder Ludwig schreibt. Er schildert da die Trauungsfeierlichkeit des Prinzen Heinrich in Charlottenburg und fährt dann fort: „Mitten in den Glanz und die Pracht der Versammlung wurde die alte Kaiserin Augusta auf ihrem Rollstuhl hineingeschoben, ganz schwarz, ohne jeden Schmuck. Mir traten die Thränen in die Augen, als ihre Enkelkinder vor ihr niederknieten, ihr die Hand zu küssen. Dann trat der Kaiser ein, die hohe, stattliche Figur ungebeugt, mit freundlichem Lächeln die Versammlung begrüßend. Nur die Augen schienen mir erloschen und die Atmung schnell und sehr schwer. Es ist herzzerreißend, ihn mit unerschöpflicher Geduld und Freundlichkeit gegen sein schweres Schicksal ankämpfen zu sehen; mit einem Fuß auf dem Throne, mit dem andern im Grabe."

Die Franzosen haben in der letzten Zeit wiederholt versucht, nicht allein Moltkes strategische Bedeutung in den Staub zu ziehen, sondern auch sein Charakterbild mit höhnischen Bemerkungen zu verunglimpfen. Mehr als einen kaltherzigen, trocknen, phantasielosen Mathematiker, einen emsigen, pedantischen, vom Glück begünstigten Kriegshandwerker vermögen die französischen Militärschriftsteller in ihm nicht zu sehen. Es ist gut, wenn wir auch diese Ansichten in dem Grenzboten wiedergeben. Sie bilden einen vortrefflichen Hintergrund, von dem sich die wahre Gestalt des großen Mannes umso schärfer abhebt. In einer der letzten Nummer des Journal des Sciences Militaires faßt der französische General Lewal sein Urteil über Moltke in folgende Worte zusammen: Depuis longtemps la conception de la guerre à venir lui est apparue comme une affaire industrielle soumise aux règles précises de calcul . . . Après s'être usiné lui-même, il va usiner l'armée prussienne . . . De Moltke est un spécialiste étrange, ayant conduit la guerre sans avoir jamais combattu: c'est un industriel militaire, un entrepreneur de combats, ayant poussé l'usinage guerrier à un degré inconnu jusqu'à lui . . . ingénieur de combats plus que général de l'armée dépourvu du prestige et du nimbe glorieux qui font resplendir le front des grands soldats. Die Bedeutung und Überlegenheit des Siegers herabzusetzen pflegt sonst nicht in der Gewohnheit der Völker zu liegen. Aber bei den Franzosen ist eben alles möglich. Geradezu kläglich muß es genannt werden, wenn sich auch die Engländer eine Kritik über Moltke anmaßen und die Vorurteile der Franzosen nachbeten, wie es

O'Connor Morris in seinem soeben erschienenen Buche über die großen Feldherren der neuern Zeit thut: His operations do not reveal one grand strategic conception and are characterised by several great errors . . . he has not even approached the height of Napoleon. We miss originality in his conceptions of war.

Moltkes geniale Leistungen als Feldherr sind für alle Zeiten in den Annalen der Weltgeschichte verzeichnet. Seine unleugbaren Verdienste um die innere Politik in Deutschland erkennt man zur Genüge aus den Reichstagsverhandlungen. Seine hohe Bedeutung als Schriftsteller leuchtet aus allen seinen litterarischen und wissenschaftlichen Arbeiten hervor. Was er als Mensch gewesen ist, als dankbarer Sohn, als treuer Bruder, als uneigennütziger edler Freund, das lehren uns seine Familienbriefe. Der Gedanke an seine Familie hebt und trägt ihn durch die schweren Schickungen und Entbehrungen seiner Jugend. Elternliebe und Geschwisterliebe ziehen wie ein warmer Strom durch alle seine Briefe; in allen klingt es wie ein Hohelied auf das echte deutsche Familienleben. Solche Vorbilder thun uns jetzt not!

Geschichten aus Hinterpommern

Wenn der Schein nicht trügt, so wird dieses litterarisch so reich bewegte Jahr nicht zu Ende gehen, ohne eine gründliche Wandlung in den Anschauungen der Schöngeister hervorgebracht zu haben. Der Kampf für und gegen den Naturalismus bildet den Mittelpunkt alles litterarischen Lebens seit nur zu langer Zeit, man kann keine Zeitschrift zur Hand nehmen, keine Sammlung von Aufsätzen, ja selbst keine Sammlung lyrischer Gedichte, ohne Äußerungen für oder gegen den vom Ausland eingeführten Kunststil zu begegnen. Und immer sind es Ausbrüche leidenschaftlicher Art! Das ist bezeichnend. Mehr oder weniger klar ist sich jedermann bewußt geworden, daß es sich nicht bloß um rein ästhetische Fragen handelte, sondern um Grundsätze, die tief ins nationale Leben eingreifen und alle Bildung gefährden oder fördern. Es half nichts, daß die Naturalisten immerfort von einer „Übergangslitteratur" sprachen, von einer Art Fegefeuer, das man durchzumachen hätte, bevor man ins wahre Paradies der Kunst käme. Jedes neue ihrer Bücher erregte die Empörung oder den Spott der gottlob doch noch zahlreicheren verständigen, unverdorbenen und von keiner Theorie verwirrten Leser und sachte den Streit immer von neuem an. Alle die Probleme, die den Naturalisten als nagelneu erschienen,

waren von der deutschen Ästhetik doch längst ernstlich erwogen worden. Die ästhetische Bildung der Nation konnte nicht den paar Schreiern zuliebe verleugnet werden, und so lag es in der Natur der Sache, daß sich der Naturalismus in Deutschland nicht so mächtig geberden konnte, wie in Frankreich, Norwegen und Rußland. Es ist bezeichnend, daß an dem Naturalismus Deutschlands so viele junge Menschen Anteil haben, die früher zu schreiben begannen, als sie reif dazu waren. Von den Talenten, die sich unter ihnen finden, sind kaum zwei oder drei zu nennen, denen man eine halbwegs längere Dauer verheißen kann. Es ist alles Düngerlitteratur, „Übergangslitteratur" so recht im Sinne schnell vorüberrauschenden Modegeschmackes. Das scheint nun allmählich den Naturalisten selber einzuleuchten, und sie blasen zum Rückzug. Der „Überwindung des Naturalismus" folgt der ausgesprochene Bruch mit ihm auf dem Fuße, und zwar hat er seinen Ausdruck in der Flugschrift: Der Materialismus in der Litteratur von Ola Hansson*) gefunden. Hansson hat noch nicht einmal die Eierschalen des Naturalismus, aus dem er hervorgeschlüpft ist, von sich gestreift, und schon stellt er sich polemisch zu ihm und verkündet die alte Wahrheit, daß Materialismus und Poesie nicht vereinbar sind. Er hält Rundschau über die materialistischen Dichter und Kritiker, von Taine und Brandes angefangen bis auf Wilhelm Bölsche und Arno Holz (seine Freunde vergißt er natürlich nicht zu nennen), und findet das wahre Heil in der „Persönlichkeit," in der originalen, ursprünglichen Art eines großen Dichters, zu fühlen. Die Flugschrift enthält manches feine und gutgeschriebene Urteil über französische, norwegische und deutsche Schriftsteller, macht gute allgemeine Bemerkungen, bezeichnet den deutschen Naturalismus als eine kurze „Episode" der deutschen Litteratur, die nun ein Ende genommen habe. Im Grunde aber schließt Hansson mit einer Erkenntnis, mit der alle andern, die sich nicht in den Wirrwarr der naturalistischen Ästhetik haben hineinreißen lassen, begonnen haben. Denn diese gingen doch stets davon aus, daß entscheidend in aller Kunstentwicklung nicht der neue Stoff, sondern der neue Mensch sei, daß es auf die originale Art, die Dinge zu nehmen, zu fühlen und zu schätzen ankomme, nicht aber auf die Zergliederung der Wirklichkeit von einem Gesichtspunkte, der auf alles Urteil verzichtet und eben nur den Sachverhalt ohne Rücksicht auf seinen Wert darstellen will. Ohne Zweifel steht diese Selbstbesinnung, dieses Erwachen der Naturalisten im Zusammenhange mit der erstarkten Gegenwehr gegen die Hegemonie der Naturwissenschaften im Kreise der Gelehrten. Zu derselben Zeit, wo sich in München die Flugschriftengesellschaft hinauswagte, fiel in Wien bei feierlicher Gelegenheit von weithin leuchtender Stelle

*) Drittes Heft der Flugschriftenreihe: Gegen den Materialismus, herausgegeben von Hans Schmidkunz (Stuttgart, Krabbe, 1891). Ein treffliches Unternehmen, das mit einer lesenswerten Abhandlung „Materialismus und Ästhetik" von Moritz Carriere eröffnet wurde.

aus das geflügelte Wort: „Die einſeitige Befangenheit der Geiſter in den naturwiſſenſchaftlichen Denkformen bildet den Zopf des neunzehnten Jahrhunderts.“ Es war der Rechtslehrer Adolf Exner, der in ſeiner Aufſehen erregenden Inaugurationsrede als neuer Rektor dieſen Satz ausſprach. Wenn ſich einmal für geiſtige Bewegungen ſolche gute Formeln finden, dann ſind ſie nicht mehr aufzuhalten, dann kommen ſie auch der Menge zum Bewußtſein. Was Ola Hanſſon betrifft, ſo iſt zu befürchten (ja es iſt nicht mehr zu befürchten, es iſt ſchon geſchehen), daß er aus dem Regen in die Traufe kommt, daß er vom Materialismus in die Myſtik geraten wird. Der Schluß ſeiner Flugſchrift, der uns (unnötigerweiſe) in die Innerlichkeit des Dichters während des Schaffens, während der Konzeption führt, iſt myſtiſch. Naturen wie die Hanſſons, die ſtärker fühlen als denken, mehr nachempfinden als unterſcheiden, werden von der Myſtik angezogen, wie das Kaninchen von der Schlange. Die Myſtik aber iſt die gefährlichſte Denkart, die es giebt. Bei jedem rechten Denker und Dichter kommen die Gedanken aus dem Herzen, ſind die Geiſtesthaten auch Gemütserlebniſſe. Die Myſtik iſt die feinſte Blüte der Philoſophie, ſagte einmal Eduard v. Hartmann, der Myſtiker des „Unbewußten,“ aber als wiſſenſchaftliches Organ iſt ſie doch unbrauchbar; denn Myſtiker werden nur von Myſtikern verſtanden, und wenn einmal Myſtik in die Mode kommt, dann iſt allem Geſaſel Thür und Thor geöffnet. Wenn Hanſſon den herrlichen Abſchnitt von der Phantaſie in der großen Äſthetik Friedrich Viſchers geleſen hätte, wüßte er um die Entſtehung der Dichtungen und Kunſtwerke beſſer und klarer Beſcheid.

Nicht ohne innere Berechtigung haben wir dieſe Thatſache erwähnt in dem Augenblicke, wo wir uns anſchicken, die neuen Novellen von Hans Hoffmann: Geſchichten aus Hinterpommern (Berlin, Gebrüder Paetel, 1891) zu beſprechen. Denn das Schickſal dieſes Erzählers wird von der herrſchenden litterariſchen Mode (vielleicht richtiger Kameraderie!) zu ſeinem Nachteile beſtimmt. Hoffmann iſt von den neuern Dichtern vielleicht der einzige, der ſich nicht vom Naturalismus hat beeinfluſſen laſſen, der vielmehr mit klarem, ausgeſprochenem Bewußtſein (vergl. ſeine Novelle „Die Ruinen von Athen“ im „Gymnaſium zu Stolpenburg“) zur idealiſtiſchen Kunſtlehre insbeſondre Viſchers hält. Es iſt irrig, wenn der geiſtvolle Germaniſt A. E. Schönbach, der für das Lob Hoffmanns ſo ſchöne Worte fand, in deſſen Landſchaftsbildern „Von Frühling zu Frühling,“ weil ſie ſich ſo freudig in die ſchöne Wirklichkeit vertiefen, eine Wirkung des naturaliſtiſchen Modegeſchmacks erkennen wollte. Dann müßte alle Poeſie, die zum Maleriſchen neigt, die das Bild dem Begriff, konkrete Geſtalt allgemeiner Verſchwommenheit vorzieht, naturaliſtiſch genannt werden, oder es müßte die Begeiſterung für Naturſchönheit überhaupt, ein hochentwickeltes Naturgefühl als beſondres Merkmal des Naturalismus bezeichnet werden, was doch allen Thatſachen der Kunſtgeſchichte und des Natura-

lismus selbst widerspricht. Die Schwärmerei für die Natur ist sogar etwas, was Zola verlacht, denn ihm ist Natur nur das kalte, geistlose, blöde Element, in dem wir leben — ein Zug, der allen Idealisten und auch Hoffmann völlig fremd ist. Hoffmann hat von Anfang an in litterarischer Einsamkeit und Isolirung geschaffen, und die den Markt der Zeitschriften und Leihbibliotheken beherrschenden Stürmer und Dränger haben das möglichste gethan, ihm durch Verschweigen den Weg zur Anerkennung zu verlegen. Für jeden Schund ihrer „Übergangslitteratur" ist mehr Lärm geschlagen worden, als für Werke dieses Dichters, die durch die geklärte Reife seiner Künstlerschaft das Entzücken aller Leser von Geschmack bilden. Uns wenigstens ergeht es so, daß wir nach dem Lesen eines Hoffmannschen Buches unmittelbar darauf kein andres aus der neuern Litteratur lesen können: solch ein Abstand liegt dazwischen! Die Tageskritik nimmt aber von diesem vornehmen Dichtergeiste nur spärlich Kenntnis oder, da sie meist in den Händen der Modemenschen liegt, nur flüchtig, leichtfertig oder gar in versteckten Ausfällen. Liest man zusammenfassende Darstellungen, wie die Ola Hanssons, dann bekommt der uneingeweihte Leser leicht die Meinung, als hätte in ganz Deutschland alle andre dichterische Produktion außer der jüngsten aufgehört, als lebte kein Heyse, kein Meyer, keine Ebner mehr, und als wäre nicht in diesen stürmischen Jahren Hans Hoffman in aller Stille groß geworden. Darum hoffen wir, daß nach dem selbsteingestandenen Ende des Naturalismus auch die Zeit für seine Anerkennung kommen wird, die wir von hier aus vorzubereiten bestrebt gewesen sind.

Goethe bezeichnet einmal die Poesie als ein Fluidum, das uns wie im Luftballon über die Welt erhebt und sie verklärt. Wir kennen keinen lebenden Dichter, auf dessen Werke wir dieses schöne Wort so anwenden dürften wie auf Hans Hoffmann, und das unterscheidet ihn grundsätzlich und tief von den andern. Mit den bescheidensten Mitteln entrückt uns Hoffmann in eine schönere Welt, wie ein Märchenerzähler, mit wundersamem Behagen verweilen wir in seiner Welt, ohne doch eigentlich Märchenhaftes in ihr zu finden. Es geht alles mit rechten Dingen zu, die uns vertraute Kausalität ist gar nicht aufgehoben, aber es ist doch ein ganz andres Element, als das gewohnte, worin wir uns bewegen, und zuweilen mutet es uns an, wie ein Ton aus fernen, fernen Jugendtagen. Keinerlei Absichtlichkeit drängt sich in diesen Novellen auf, nicht der geringste lehrhafte Zug: weder sollen wir unsre Menschenkenntnis bereichern, noch einen Beitrag zur sozialen Frage erhalten, noch eine neue Lösung zu einem der „aktuellen" Probleme anhören. Der Erzähler will gar nichts andres als uns von schönen, schelmischen oder naiven Frauen, von ernsthaften oder drolligen Männern berichten, und er thut das ohne viel Aufhebens, in bester Laune. Aber gerade in dieser natürlichen Einfachheit des Erzählers erkennen wir seine hohe und reife Kunst, die den Geist zur Natur bewältigt hat. Beim Betreten seiner Phantasiewelt ist es uns, als zöge ein unfaßbares

Medium zwischen uns und der Welt, das alle ihre Farben erhöht, leuchtender und sonniger macht; oder in anderm Bilde: als schauten wir von einem hohen Berge, aus einer dünneren und klareren Luftschicht hinab ins Menschenleben. Die Bläue der Ferne, die dazwischen lagert, verwischt nicht, sondern verklärt, wie an schönen Sommertagen, die Formen der Landschaft. Dieses wundersame Gefühl bei dem Genuß der pommerschen Geschichten rührt wohl daher, daß der Dichter allen Weltschmerz und Pessimismus, alle Hypochondrie und Verworrenheit, alle Erbitterung und Satire, die in uns steckt, und die von der modernen Produktion wie ein krankes Kind gepflegt wird, so ganz vermieden hat, als wäre er gar kein Mensch dieser verworrenen Zeit. Hoffmann findet die Kraft zur Erfindung und Gestaltung der gesundesten und fidelsten Menschen, die an alles, nur nicht an Pessimismus und Kopfhängerei denken; das ist geradezu ein Wunder, darum steht er so allein da, darum wird er von den im Zeitgeist befangenen Rezensenten nicht verstanden. Da ist ein Mensch, der das schon besitzt, was so viele andre auf allen möglichen Umwegen suchen und nicht finden, weil es nicht zu finden ist, nämlich: Schönheit, jene Seelenschönheit, die die Wirkung eines glücklichen Naturells ist, einer gleichmäßigen und reichlichen Bildung in den verschiedensten Wissenschaften und einer großen Empfänglichkeit für den Reichtum der Natur und der Geschichte. Und wenn es schon im alltäglichen Leben ein höchst seltenes Glück ist, auf einen Menschen zu treffen, der den Frieden Gottes in seiner Brust trägt, der nicht mit sich selbst und mit der Welt zerfallen ist, sondern mit gleichmäßiger heiterer Ruhe dasteht und die Dinge still an sich herankommen läßt, ohne sein inneres Gleichgewicht zu verlieren, wenn ein solcher Mensch überall einen unendlichen Zauber auf seine Umgebung ausübt, die sich an ihn als einen Fels im wogenden Meere des Tages hält, umso wertvoller ist solch eine Natur bei einem schaffenden Dichter, denn sie ist nicht bloß selten, sondern wirkt auch erquickend und beglückend, wie die Kunst mit ihrer erhabenen Heiterkeit wirken soll. Diese seltene innere Schönheit der Hoffmannschen Muse will uns als sein eigentümlichstes Merkmal erscheinen. Hoffmann ist naiv und grüblerisch, weich und strenge (bis zur Grausamkeit kann er es sein!), pathetisch und ironisch, ein Schwärmer und doch auch wieder berechnend; aber man kann nicht eine dieser Eigenschaften als besonders hervorstechend bezeichnen, denn sie sind alle harmonisch vereinigt. Diese Harmonie in ihm ist noch größer als seine wirklich schöpferische Kraft, deren Grenzen bald ausgemessen sind; aber so schön, so wohlthuend und fesselnd ist seine Grundstimmung, daß es gleichgiltig ist, ob er ein Motiv, einen Charakter in neuer Verkleidung wiederholt oder nicht, wenn er nur erzählt und den Vorhang vor seiner innern Welt aufzieht. Diese Harmonie seines Wesens, das doch dabei keineswegs unmännlich weich ist, sondern mit seiner Kraft Vertrauen erweckt, unterscheidet ihn auch von Jean Paul, Vischer, Gottfried Keller, in deren Reihe ihn Schönbach stellt, und von denen er ohne Zweifel

viel gelernt hat. Seine Ironie und Sprache ist bei Keller in die Schule gegangen, seine Geschichtsauffassung ist hegelisch, er mag es Wort haben oder nicht, durch Vermittlung Vischers u. s. w. Aber alle die genannten Meister sind einseitig, oder es bricht wenigstens eine Neigung nach einer bestimmten Richtung immer wieder bei ihnen durch, wie z. B. bei Jean Paul die Sentimentalität, bei Vischer der Grobianismus, bei Keller das Barocke. Hoffmann hat in seiner Persönlichkeit keinen so schlechthin imponirenden Zug wie die genannten Meister, aber die Schönheit hat er vor ihnen voraus. Daraus erklärt sich auch, daß seine Anerkennung verhältnismäßig langsam durchdringt, denn nicht bloß die Tageskritik folgt der Mode, sondern auch das Publikum der Familienzeitschriften, und nicht am wenigsten stehen die Redakteure der Zeitschriften in Abhängigkeit von dem Modegeschmack, den sie zu leiten sich einbilden oder vorgeben. Die Thatsache aber, daß Hoffmann ein Buch nach dem andern, drei in demselben Jahre, in die Welt schicken kann, spricht dafür, daß auch er schon seine stille Gemeinde hat, die wohl mit der Zeit wachsen wird.

Wie bei den genannten Humoristen hat auch Hoffmanns Humor seine Wurzel in der großen geistigen Freiheit, mit der er seinem Stoffe gegenüber steht, aber von Keller hat er die Sachlichkeit gelernt, die das selbstgefällige Spiel mit dem Stoffe, das Sichbreitmachen der dichterischen Subjektivität vermeidet und nur gelegentlich durch die ironische Tonart, durch einen eingeflochtenen Witz sich selbst Ausdruck verleiht. Hoffmann steht vor seinen Phäaken und Pommern wie ein zärtlicher Vater, dem die Streiche seiner ihm nachgeratenen Kinder vielen Spaß machen, sodaß er gern von ihnen spricht und sich in die Geheimnisse ihrer Seele vertieft; aber er läßt die Zügel nicht ganz fallen und kann unter Umständen sehr ernsthaft werden. Das Gefühl der Überlegenheit erzeugt Hoffmann in den phäakischen Geschichten ebenso wie in den pommerschen dadurch, daß er eine große historische Perspektive eröffnet, die Naturalisten würden es das Milieu nennen, in das er seine Menschen stellt oder vielmehr aus dem sie ihm herauswachsen. Das giebt seinen Bildern die erhebende Weite und Tiefe. Natur und Geschichte, Landschaft und Kultur geben zu diesem großen Hintergrunde der Novellen die Mittel her. Dieses historische Milieu in den pommerschen Geschichten hat übrigens noch einen andern künstlerischen Zweck. Hoffmann hat zu den Pommern ebenso ein persönliches Verhältnis wie zu den Phäaken. Ihr träumerischer Müßiggang mutete seine beschauliche Dichterseele wahlverwandt an; die Pommern sind Hoffmanns engere Landsleute. Es fällt ihm allerdings nicht ein, ihnen zu schmeicheln, er faßt sie bei der empfindlichsten Seite, bei ihrem von altersher berühmten Nationalcharakter an: bei der pommerschen Derbheit, Grobkörnigkeit, äußerlichen Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit, bei ihrer Manierlosigkeit, ihrem langsamen Denken und verstockten Schweigen, kurz bei ihrem pommerschen Dickschädel. Doch liebt er seine Landsleute, die Freiheit des Humors ist nicht die Kälte

des Spötters, und nur weil er sie liebt, fühlt er sich berechtigt, sie zu necken, ihnen scherzend die Wahrheit zu sagen. Er will sie gar nicht anders haben, als wie sie sind, denn er weiß z. B., daß ein gut Teil ihres Mangels an Anmut und ihrer schläfrigen Sinnlichkeit auf Rechnung der reizlosen Natur, in der sie leben, zu setzen ist; er weiß ferner, daß sie den Mangel an Anmut und Geschmeidigkeit durch einen ehernen Rechtssinn, ein hochentwickeltes Ehrgefühl wettmachen, und fragt man ihn aufs Wort, so wird er gewiß den großen Unabhängigkeitstrieb, die männliche Freiheitslust seiner Landsleute höher schätzen, als die äußerlich schöneren Lebensformen der Südländer und sich auf seine persönliche Überlegenheit, die beide Seiten der nationalen Charaktere zu schätzen weiß, gar nichts zu gute thun. Und darum, weil er seine Pommern liebt und ihnen mit seinem Scherz nicht zu nahe treten will, benutzt der Dichter auch das Kunstmittel der idealen Ferne in der Zeit und giebt seine Charakterbilder der pommerschen Nation in einem fernen Zeitalter, wo die übrige deutsche Nation an Manierlichkeit und Sittenschönheit vor den Pommern nicht gar so viel voraus hatte: im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, wo Raubrittertum, Religionshaß, der dreißigjährige Krieg ganz Deutschland verrohten.

Wie herzlich wohlwollend die Meinung des Humoristen ist, beweist die lustigste der vier Geschichten des Buches: „Der grobe Pommer." Hier hat Hoffmann mit ganz merkwürdiger Kunst ein Bild der deutschen Renaissance in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gegeben durch seine Schilderung des Wiener Hofes, in dessen Mitte der patriarchalische Kaiser steht mit den vom ritterlichen Dichter des Theuerdank entliehenen Zügen. Auch das giebt den Novellen den Schein vom Märchen, daß Hoffmann keinen bestimmten Kaiser nennt und nur das Kolorit einer bestimmten Persönlichkeit benützt. Dieser Kaiser also hat irgend einen der zahlreichen Bogislawe — es waren ihrer vierzehn —, die nach einander Herzoge der Pommern waren, mit der berüchtigten Derbheit und Ungeschlachtheit seiner Unterthanen geneckt und sich ein recht ausgewachsenes Exemplar von einem groben Pommer für seinen Hof als sehenswerte Kuriosität ausgebeten. Der pommersche Landesvater ist innerlich verletzt über den kaiserlichen Spott, und darum schickt er einen seiner feinsten Edelleute, der zugleich ein wahrer Eulenspiegel ist, nach Wien, um die Ehre der Pommern an dem übermütigen Wiener Hofe zu rächen. Der berühmte Kunz von Poggendorf ist der Träger dieses außerordentlichen Amtes, und er erledigt sich seiner Aufgabe in glänzender Weise. Kunz spielt den Flegel, den rücksichtslos aufrichtigen Naturmenschen, der sich nicht im geringsten um höfische Sitte und höfische Heuchelei kümmert, so meisterlich, daß sich der Monarch nicht satt genug an ihm lachen kann. Kunz versteht es aber auch, bei Gelegenheit nicht bloß Flegelei, sondern auch Verstand, feines Urteil zu verraten, und damit gelingt es ihm, die schöne natürliche Tochter des Kaisers zu interessiren. Gräfin Luitgard ist ein frommes Nönnlein, das mit allerhöchster Erlaubnis

am weltlichen Hofe weilt, sie will den pommerschen Naturmenschen und Ketzer zur alleinseligmachenden Kirche bekehren. Kunz, der schon halb verliebt in die schöne Katholikin ist, geht auf den Spaß sehr gern ein, der natürlich damit endet, daß nicht die Nonne den Ritter, sondern der Ritter die Nonne bekehrt und nach Pommern entführt, wohin ihm schließlich sogar der Segen des Kaisers folgen muß. Diese Geschichte ist von entzückender Anmut.

Ein humoristisches Husarenstücklein leistet Hoffmann im „Tribulirsoldaten." Da gelingt ihm nichts weniger, als uns den Tod eines unschuldigen Menschen auf dem Galgen sozusagen als ein Vergnügen, als eine innere Erlösung darzustellen, daß wir gar nicht recht zur Rührung oder gar Erbitterung gelangen können. Auch hier das Kunstmittel starken Kontrastes. So recht ein grober, unbeholfener, langsam denkender Pommer, ein Bauernsohn, der in den Krieg gezogen ist — es ist der dreißigjährige —, nachdem ihm die Wallensteiner den Hof verwüstet haben, verliebt sich in eine wahre Hexe von einem Weibe, eine junge schöne Witwe, die sich mit ihren koketten Künsten die „Tribulirsoldaten" vom Leibe hält, d. h. jene Soldaten, die bei ihr einquartiert werden, um sie auszuplündern. Dieses Weib und dieser Pommer sind herrlich gezeichnet.

Schwächer ist der „Falsche Bogislaw," nicht reich genug an Einzelzügen, fast Skizze. Man könnte sagen, Hoffmann habe hier ein Hauptmotiv des „Erbförsters" von Otto Ludwig ins humoristische gewendet. Denn so wie dieser Förster, ist auch Hoffmanns Bürgermeister von Stolpe ein Vater, der von dem Grundsatz ausgeht, man dürfe seinen Kindern nie zeigen, wie lieb man sie habe, nur streng solle man sein, und so wie in der Tragödie (freilich nur zum Teil) entwickelt sich in der Novelle aus diesem verkehrten Grundsatz die Handlung; hier hat sie die heitere Folge einer glücklichen Heirat. Das spezifisch pommersche Motiv ist aber hier ein andres: die pommersche Wahrhaftigkeit, die über keine Lüge hinwegkommt und also die äußere Roheit der Sitten adelt; von ihr legt der Ritter Heydenbreck Zeugnis ab.

Die vierte und längste Geschichte des Buches ist die bedeutendste; der „Teufel im Sande" erhebt sich zu einer herrlichen Apologie der Heimat in Form einer humoristischen Dichtung. Wir wollen kurz die Handlung skizziren; das wird hinreichen, einen Begriff von der Schönheit und Größe dieser Erzählung zu geben, die auch in der Sprache mit besondrer Sorgfalt ausgeführt ist.

Zeit: dreißigjähriger Krieg; die Verrohung der Sitten wird mit Meisterschaft nebenher gezeichnet. Ort: an der pommerschen Ostseeküste, die Naturbilder vom alten pommerschen Wald und den weiten wüsten Sandstrecken sind sehr schön. Ein reicher Gutsherr hat zwei übermütige Wildfänge von Töchtern. Prügel nützen nichts. Da verfällt er auf den Gedanken, sich aus dem im Jammer der Zeit zahllos herumirrenden verwaisten Kindervolk einen Knaben ins Haus zu nehmen: einen richtigen Prügelknaben. Er will seine Töchter in der Form bändigen, daß er ihr Mitleid weckt. Erfolg hat natürlich diese Er-

ziehungsmethode ebensowenig als die Originalprügel, die Kathinka und Valeska bekommen haben. Aber die drei Kinder wachsen unter den Prügeln lustig heran, und ihre Natur sorgt besser für sie, als der querköpfige Vater Kieköwer. Es bilden sich anmutige Beziehungen zwischen den Mädchen und ihrem geliebten Prügelknaben Barnim. Nun hat der alte Kieköwer die Leidenschaft für die Jagd, sein Wildpark ist so reich, daß die ganze Umgebung unter dem gepflegten Wilde leidet; jeden Wilddieb läßt Kieköwer aufknüpfen. Seine Töchter wildern aber selbst heimlich; als ihr Prügelknabe sie dabei ertappt, wissen sies so zu drehen, daß er fliehen muß, um nicht selbst als Wilderer zu erscheinen. Und nun geht Barnim in die weite Welt und kommt nach vielen Jahren zurück, Rache am Gutsherrn zu nehmen, der ihm so viele unverdiente Prügel hat zukommen lassen. Barnim ist gleichsam die Verkörperung der pommerschen Volksseele, die unter den Schlägen eines übermütigen Landadels so viel zu leiden gehabt hat. Zur unmittelbaren Widersetzlichkeit rafft sich der gewissenhafte Pommer in seiner Einfalt nicht auf; aber sobald er auch nur ein Titelchen von Recht in die Hand bekommt, wird er steif und starr wie ein Stier im Trotz. Kieköwers Schuld ist es, daß der Wald verwüstet und niedergehauen wird. Infolge dessen gewinnt der Flugsand von der Küste her die Gewalt über die Gegend, am Meere hebt sich ein neues Stück Land empor, ein Streifen Sand, nichts weiter; aber dieser Streifen bevölkert sich doch mit armen Fischern, die dem Pommernherzoge huldigen. Nachdem dieser ohne unmittelbare Erben gestorben ist, wird das Stück Land herrenlos, und Barnim, der inzwischen ein Pastor im Stile der wandernden Zahnärzte auf den Jahrmärkten geworden ist, wird von den Fischern zum Herrn ihres jämmerlichen Gemeinwesens erwählt. Nun ist die Zeit der Rache gekommen. Der Prügelherr fordert die Huldigung des Sandstriches, erhält sie aber nicht. Barnim ärgert den gichtigen Gutsherrn mit seinem durch und durch legalen Widerstande halb tot — das ist seine Rache. Dann tritt der Gesandte des großen Kurfürsten auf die Szene, auch ihm leistet der auf seine winzige Souveränität stolze pommersche Eisenkopf Widerstand bis aufs äußerste, und der Streit würde kein Ende nehmen, wenn nicht das Meer das selbstgeschaffene Neuland wieder verschlänge und den Streit gegenstandlos machte. Barnim heiratet endlich eins der schönen wilden Mädchen, für die er sich hat prügeln lassen müssen.

Wir haben viele Einzelheiten ausgelassen, aber schon aus dieser Skizze wird erkennbar werden, daß der Reichtum dieses „Teufels im Sande" den Inhalt manches dickleibigen Romans überragt. Eine hübsche Szene folgt der andern auf dem Fuße, und kein überflüssiges Wort steht da. Und dazu die originellen Charaktere: der zum souveränen Manne gediehene Prügeljunge, seine zwei komischen Gehilfen, die Küster; der Kontrast zu Barnim in der Gestalt des vorsichtigen Diplomaten Luchtemar, die mit großer Meisterschaft berührten patriotischen Gefühle des heutigen Publikums; sodann die frischen Mädchen-

figuren, der beschränkte Kiekövver, die ganze Umgebung von Zeit und Ort und die scherzreiche schöne Sprache des Erzählers!

Dieser „Teufel im Sande" ist wohl die kräftigste Dichtung, die wir bisher von Hoffmann besitzen, und muß überhaupt zu den besten Werken gerechnet werden, die wir in der letzten Zeit erhalten haben. Man müßte an aller Gerechtigkeit im litterarischen Leben verzweifeln, wenn sich solche Dichtungen nicht trotz aller Kameraderie der Naturalisten zum Herzen des Volkes Bahn brächen.

Wien M. R.

Die Arbeitseinstellung im Buchdruckereigewerbe

Professor Brentano und seine Schüler sehen in den englischen Gewerkvereinen das Vorbild für die zukünftige soziale Gliederung der industriellen Bevölkerung der Welt und also auch Deutschlands. Sie meinen, die Zeit des Kleingewerbes sei ein für allemal vorbei. Insbesondre über das Buchdruckergewerbe hat sich F. Zahn in seinem vorjährigen Berichte (er ist von Brentano mit zwei andern Berichten über englische Verhältnisse zusammengestellt und unter dem Titel „Arbeitseinstellungen und Fortbildung des Arbeitsvertrages" herausgegeben worden) folgendermaßen ausgesprochen. Um den Achtstundentag und um andres werde möglicherweise im Jahre 1891 ein Kampf entbrennen, in dem die Gehilfen bald unterliegen würden. Doch dies sei Nebensache. Wichtiger sei die Beseitigung der im Buchdruckgewerbe bestehenden Mißstände und der darin wurzelnden chronischen Unzufriedenheit der Gehilfen. Der Hauptübelstand sei, daß so viele kleine Meister mit Lehrlingen anstatt mit Gehilfen arbeiteten und durch Schmutzkonkurrenz den großen Prinzipalen das Leben sauer machten, während die von ihnen gezüchteten überzähligen Gehilfen die Löhne drückten. (Selbstverständlich gehören solche kleine Meister der im Jahre 1873 zwischen Prinzipalen und Gehilfen vereinbarten Tarifgemeinschaft nicht an.) Diese Kleinmeister müßten ausgemerzt werden. „Besser ein kleiner Prinzipal wird Aktionär einer andern Druckerei und verdient außerdem einen hohen Arbeitslohn, als er verliert sein Vermögen bei einem vergeblichen Versuche, seinen selbständigen Betrieb zu erhalten unter Herabdrückung der Arbeitsbedingungen aller übrigen. Die soziale Frage im Buchdruckgewerbe ist also heute eigentlich eine Frage zwischen Großbetrieb und Kleinbetrieb. Möge der erstere bald als Sieger hervorgehen, und mögen dann stark organisirte Gehilfen an die Stelle verkommener Kleingewerbetreibenden treten. Dazu bedarf es aber fürs nächste einer starken Prinzipalorganisation."

In England, so sagen diese Männer, sei die Organisation so weit fortgeschritten, daß in den höhern Gewerben überall feste Verbände der Arbeiter und der Unternehmer einander gegenüberstünden. Beide verhandelten mit einander auf dem Fuße der Gleichberechtigung, und der Gedanke der industriellen Feudalität sei vollständig überwunden. Die beiden liberalen Grundsätze, daß die Arbeit als Ware zu verkaufen und das Arbeitsverhältnis lediglich auf einen freien Vertrag zu gründen sei, sei beiden Klassen in Fleisch und Blut übergegangen. Durch die Gewerkvereine, die den Arbeiter in den Stand setzen, Bedingungen zu stellen, während er früher in der Vereinzelung dem Belieben des Prinzipals auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war, sei der freie Arbeitsvertrag, der bis dahin eine bloße Phrase gewesen war, Wahrheit geworden, und die Arbeiter hätten sich hinreichend Geschäftsgeist angeeignet, beim Verhandeln ihrer Ware, der Arbeitskraft, als verständige Kaufleute verfahren zu können. Ohne Geschrei zu machen, und ohne irgend welche Ansprüche an das gute Herz und an den Edelmut der Unternehmer zu erheben, behandelten sie ganz ebenso wie diese den Arbeitsvertrag rein geschäftsmäßig und stellten sich, so oft der Wunsch nach Lohnerhöhung oder Verkürzung der Arbeitszeit in ihren Kreisen laut wird, zunächst zwei Fragen: 1. Können die Prinzipale nach Lage des Warenmarktes unsre Forderung bewilligen, ohne das Unternehmen und dadurch mittelbar uns selbst zu schädigen? 2. Können wir nach Lage des Arbeitsmarktes unsre Forderung erzwingen, oder mit andern Worten, ist die Nachfrage nach Arbeitern größer als die nach Arbeit? Nur wenn beide Fragen unbedingt bejaht werden, wird die Forderung erhoben mit der Ankündigung, daß sie im Weigerungsfalle durch Arbeitseinstellung werde erzwungen werden. In Deutschland ist der Verband der Buchdruckergehilfen der einzige, der sich an Größe, Bedeutung und fester Organisation mit den englischen Gewerkvereinen allenfalls messen und auf eine erfolgreiche Wirksamkeit zurückblicken kann. Nicht allein hat er die Unterstützung der Reisenden und der Arbeitslosen gut geordnet, sondern auch durch die Vereinbarung eines Tarifs, sowie durch die Einsetzung von Einigungsämtern, Schiedsgerichten und Tarifkommissionen, zu denen er den Anstoß gab, für die Festsetzung der Arbeitsbedingungen und die Beilegung von Streitigkeiten eine gesetzliche Grundlage geschaffen. Wie großen Wert die der Tarifgemeinschaft angehörigen Prinzipale, und das sind gerade die angesehensten im Gewerbe, auf die Erhaltung dieses gesetzlichen Zustandes legen, das geht aus einer Resolution hervor, die im September 1889 in Stettin von der Tarifkommission einstimmig gefaßt wurde. Darin wird es für notwendig erklärt, daß die tariftreuen Prinzipale nur solche Gehilfen einstellen, die bei tariftreuen Prinzipalen gelernt und dann bei solchen gearbeitet haben. In Stettin wurde, nebenbei bemerkt, der Tarif, der am 1. Januar 1890 in Kraft treten sollte, auf zwei Jahre festgesetzt, sodaß er also bis zum 1. Januar 1892 gilt und die Gehilfen, die vor diesem Termin eine Lohnerhöhung

erzwingen wollen, sich des Vertragsbruchs schuldig machen. Kein Wunder, daß die oben erwähnte sozialpolitische Schule in dem Verbande oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Unterstützungsverein der deutschen Buchdruckergehilfen schon den Bahnbrecher für die Neugestaltung der deutschen Arbeiterverhältnisse sah.

Er scheint jedoch die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht rechtfertigen zu wollen. In dem jetzigen Streik, dessen Geschichte zu erzählen wir einem Fachmanne überlassen müssen, haben sich die deutschen Buchdruckergehilfen ihrer englischen Vorbilder unwürdig benommen. Ob das Kleingewerbe wirklich nicht mehr lebensfähig, ob die Organisation der Arbeiter in Gewerkvereinen die denkbar beste und allein wünschenswerte ist, ob sie für deutsche Verhältnisse paßt, das alles mag dahingestellt bleiben. Aber nachdem die Buchdruckergehilfen einmal diese Organisation gewählt haben, mußten sie auch den Standpunkt kaufmännischer Berechnung festhalten, auf dem allein sie Erfolge erringen können (in Streitigkeiten mit den Prinzipalen nämlich, von der sonstigen Wirksamkeit der Gewerkvereine, ihren Unterstützungskassen, Versicherungsanstalten u. s. w. reden wir hier nicht). Sie mußten sich die oben angeführten beiden Fragen vorlegen. Die Antwort auf die erste Frage, ob die Prinzipale imstande seien, die Forderungen der Gehilfen zu erfüllen, ergab sich von selbst bei einem Blick auf die Lage des Buchhandels und des Zeitungswesens. Zeitungen sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur noch in dem Sinne Goldgruben, daß die Unternehmer ihr anderwärts verdientes Gold hineinwerfen, und daß die Unlust der Deutschen zum Bücherkaufen mit der Überproduktion an Büchern gleichen Schritt hält, ist eine allgemein bekannte Thatsache, so allgemein bekannt, daß es eigentlich gar nicht nötig gewesen wäre, die Verleger noch besonders um Auskunft über die Lage des Büchermarktes zu bitten. Zum Überfluß aber haben das die Druckereibesitzer auch noch gethan. Der Vorstand des deutschen Verlegervereins hat geantwortet, der Buchhandel könne eine Erhöhung der Herstellungskosten der Bücher schlechterdings nicht ertragen. Er befinde sich in einer nichts weniger als glänzenden Lage. Ein trauriges aber beredtes Zeichen der Minderung des Absatzes sei die zunehmende Entwicklung des Restbuchhandels, d. i. des Ramsch- und Schleudergeschäftes. Unter solchen Umständen auch noch die Druckkosten vertenern wollen, das hieße die ohnehin nicht große Unternehmungslust der Buchhändler „in noch nicht dagewesenem Grade beschränken.“ Einem längern Stillstande der Druckmaschinen könnten die Verleger mit großem Gleichmut zusehen. Sie würden neue Veröffentlichungen um so lieber auf bessere Zeiten verschieben, als es ihnen dadurch vielleicht möglich würde, mit den lagernden alten Sachen ein wenig zu räumen. „Einen Notstand für den Buchhandel würde nicht der in Aussicht stehende Ausstand der Buchdruckergehilfen, sondern erst die Bewilligung ihrer Forderungen herbeiführen.“ Wohl in keinem frühern Zeitpunkte sei eine auf Erhöhung der Druckpreise gerichtete Bewegung so aussichtslos gewesen wie im jetzigen. Dieses

Schreiben wurde am 6. Oktober in der aus Vertretern der Prinzipale und Gehilfen zusammengesetzten Tarifkommission in Leipzig verlesen. Aber es scheint auf die Gehilfen keinen Eindruck gemacht zu haben. Sollten sie so beschränkt sein, sich einzubilden, daß nicht die Bücher- und Zeitungskäufer, sondern die Buchdruckereibesitzer die Mehrkosten auf sich nehmen müßten?

Das in ihren Hetzreden und Schriften mehrfach wiederkehrende Geschwätz von prassenden Prinzipalen, die in Karossen mit Gummirädern einherführen, scheint darauf hinzudeuten. Kein englischer Gewerkvereinler würde so kindisch sein, Geschäfts- und Machtfragen mit demagogischem Geschwätz lösen zu wollen. Die Frage, ob es unter den Buchdruckereibesitzern etliche Millionäre giebt, die einen ihrem Vermögen entsprechenden Luxus treiben, hat mit der vorliegenden Frage gar nichts zu thun. Nicht darum handelt sichs, ob dieser oder jener Mann höhere Löhne zahlen könne, sondern ob sie das Gewerbe zahlen kann, ob das Geschäft sie abwirft. Wenn der reiche Drucker, anstatt Gewinn zu erzielen, womöglich noch zusetzen muß, dann wird er kein solcher Narr sein, eine Druckerei im Gange zu erhalten, sondern sichs bequem machen und Coupons schneiden. Will er armen Setzern Wohlthaten spenden, so kann er das ohne die Scherereien und Ärgernisse, die ein großes Geschäft verursacht.

Noch einfacher lag die Sache bei der andern Frage, ob die Gehilfen bei der Lage des Arbeitsmarktes Aussicht hätten, ihre Forderungen durchzusetzen. Hätten sie darauf hinweisen können, daß den Prinzipalen etwa 2000 Gehilfen fehlten, dann hätte zwar nicht die Forderung einer Herabsetzung der Arbeitszeit, wohl aber die einer Lohnerhöhung um zehn Prozent guten Sinn gehabt. Statt dessen begründeten sie die erstere der beiden Forderungen damit, daß gegen 2000 Gehilfen stellenlos wären, und daß sie diesen durch Herabsetzung der Arbeitszeit von 10 auf 9 Stunden (eigentlich auf $8\frac{1}{2}$, da eine halbe Stunde auf die Frühstück- und Vesperpause kommt) Arbeit verschaffen wollten.

Mit dieser Fürsorge für die Stellenlosen haben die Gehilfen die feste Grundlage des gesunden und einsichtsvollen Egoismus, auf der die englischen Gewerkvereine ihre Erfolge errungen haben, verlassen und sich in den boden- und uferlosen Sumpf sozialdemokratischer Phantasien verirrt. Anstatt eine günstige Konjunktur zur Besserung der eignen Lage abzupassen und auszunützen, wählen sie die denkbar schlechteste Konjunktur, um sich für die Brüder zu opfern und so die soziale Frage zu lösen, oder vielmehr, sind sie so einfältig, sich opfern zu lassen. Denn es ist notorisch und unsern Lesern wohl längst aus den Zeitungen bekannt, daß die Leiter der deutschen Sozialdemokratie den Buchdruckerstreik als eine Kraftprobe angezettelt haben, um, falls er gelingen sollte, einen Generalstreik aller Gewerken nachfolgen zu lassen und so zunächst den Achtstundentag für die gesamte deutsche Arbeiterschaft zu erringen. Die Buchdrucker wurden zuerst ins Feuer geschickt, weil sie mit ihrem Fonds von einer halben Million, den sie als bestbezahlte unter den größern Gewerkschaften auf-

gebracht haben, die einzige Klasse von Arbeitern sind, die es längere Zeit aushalten könnte, wenn es gelungen wäre, eine größere Anzahl von Prinzipalen einzuschüchtern und zur sofortigen Bewilligung der Forderungen zu bewegen, sodaß die Zahl der Streikenden auf ein- bis zweitausend beschränkt geblieben wäre. Das ist nun, wie es sich bei der oben geschilderten Lage von selbst verstand, nicht geschehen. Die Prinzipale sind, bis auf wenige Ausnahmen, fest und einig geblieben. Sie hatten in der Tarifkommission den Gehilfen eine Erhöhung des Minimallohns um $7\frac{1}{2}$ Prozent angeboten, die für die Gesamtheit der Gehilfen aller tariftreuen Geschäfte einen Lohnzuwachs von jährlich zwei Millionen Mark bedeutet haben würde, und da die Gehilfen dieses Anerbieten ablehnten, so ließen die Prinzipale dem Unheil seinen Lauf. Die Gehilfen hätten nun eigentlich sämtlich kündigen müssen. Allein es haben von den etwa dreißigtausend im Buchdruck beschäftigten Setzern, Druckern und Hilfsarbeitern nur ungefähr achttausend, also noch nicht ein Drittel die Arbeit eingestellt, und auch von diesen die meisten nur mit schwerem Herzen, weil sie von der lärmenden Minderheit terrorisirt und in die Befürchtung hineingeängstigt wurden, sie würden, wenn sie dem Streikbefehl nicht Folge leisteten, ihrer Ansprüche an die Krankenkasse des Unterstützungsvereins deutscher Buchdrucker, sowie auf die Reise-, Arbeitslosen- und Invalidenunterstützung verlustig gehn, eine Befürchtung, deren Grundlosigkeit ihnen von den Prinzipalen wiederholt nachgewiesen worden ist. Da die Lücken durch Einstellung Beschäftigungsloser zum Teil ausgefüllt wurden und die Verleger, wie sie wiederholt versichern, mit der Herausgabe neuer Bücher nicht allein ganz gut warten können, sondern sogar sehr gern warten, so sind die großen Geschäfte nur wenig in Verlegenheit gekommen; fast alle großen Zeitungen und Zeitschriften erscheinen pünktlich wie sonst und in unveränderter Stärke. In den wenigen Fällen, wo die Setzer Zugeständnisse erlangt haben, ist es mit Verleugnung ihres Prinzips geschehen, indem sie sich mit der von der Prinzipalvertretung in Leipzig angebotenen Lohnerhöhung begnügt und auf den Neunstundentag verzichtet haben. (Nachdem dies geschrieben war, kam uns ein Flugblatt der Gehilfen zu Gesicht, worin behauptet wird, bis zum 15. November hätten 415 Prinzipale, die 6000 Gehilfen beschäftigten, deren Forderungen — was für Forderungen? — bewilligt.) Wann die Niederlage, die mit Ausnahme einiger wenigen Verblendeten jedermann vorausgesehen hatte, spätestens vollendet sein wird, ist demnach leicht zu berechnen; man braucht nur mit den wöchentlichen Streikkosten von 160 000 Mark in 500 000 zu dividiren. Die „Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker," das Organ der Prinzipale, gab deshalb am 14. November den Streikenden den Rat, einmal zu überlegen, ob es wirklich notwendig sei, das ganze schöne Vermögen des Vereins für nichts und wieder nichts totzuschlagen.

Wie werden nun die Dinge weiter verlaufen, nachdem die Unbesonnenen und die armen Verführten teils zu Kreuze gekrochen, teils zu Grunde gegangen

sein werden? In den Adern der Prinzipale rinnt auch kein Fischblut, und man kann es ihnen nicht verargen, wenn sie durch das unsinnige Unterfangen der Gehilfen, durch die großartige Betriebsstörung, die sie erleiden, durch die verlognen Hetzreden und Hetzschriften, durch den bubenhaften Übermut, der in einigen Gehilfenkundgebungen zu Tage getreten ist, durch die unverschämten Zumutungen, die sich einige aus Ängstlichkeit, Gutmütigkeit oder Friedensliebe nachgiebigen Prinzipale haben gefallen lassen müssen, aufs äußerste erbittert worden sind. Zieht man außerdem noch die Schundkonkurrenz in Betracht, von der die anständigen unter ihnen bedrängt werden, wer könnte sich da wundern, wenn diese sagten: Wohlan, nützen wir auch einmal die günstige Konjunktur aus! Tarif hin, Tarif her! Wir sind die Sieger, wir können die Bedingungen vorschreiben; die Setzer müssen, um nur nicht zu verhungern, mit jedem Lohne vorlieb nehmen, den wir bewilligen! Zur Tariftreue sind wir nicht mehr verpflichtet, nachdem sie selbst den Vertrag gebrochen haben.

Die Prinzipale haben bereits erklärt, daß sie so nicht sprechen werden. Sie wollen fest auf dem Boden der Tarifgemeinschaft verharren, und falls bis zum 1. Januar kein neuer Vertrag zustande kommt, den vor zwei Jahren in Stettin vereinbarten Tarif weiter gelten lassen. In der That schließt auch, abgesehen von den Geboten des Christentums und der Humanität und der sozialen Pflicht, alles zu meiden, was die Verbitterung der untern Klassen steigern könnte, schon die Natur des Buchdruckgewerbes den rücksichtslosen Lohndruck aus, wie er hie und da in andern Gewerben vorkommt. Es gehört zu jenen aristokratischen Gewerben, die ohne einen festen Stamm zuverlässiger, intelligenter, eingearbeiteter Leute nicht bestehen können, und solche sind um Hungerlöhne nicht zu haben. Mit der Standesehre vereinigen sich die hohen Anforderungen, die heutzutage an die Leistungen jeder größern Druckerei gestellt werden und das Bedürfnis der Ruhe, Ordnung und Stetigkeit in einem großen, verwickelten Betriebe, den Prinzipalen den Wunsch nach gutem Einvernehmen mit ihren Arbeitern nahezulegen, das doch eben von der Zufriedenheit der Arbeiter abhängt.

Zwei Wege sind denkbar, auf denen die gestörte Ordnung wieder hergestellt und befestigt werden kann. Entweder die Prinzipale verzeihen großmütig, erkennen den Gehilfenverband wie bisher als vertragschließende Partei an und fahren fort, mit ihm die Arbeitsbedingungen je nach der Lage des Marktes zu vereinbaren. Daß sich die Gehilfen nochmals zu einem solchen Schwabenstreiche verleiten oder verhetzen lassen würden, wäre wohl kaum zu fürchten. Für die nächsten zwanzig Jahre würde ihnen das Geld fehlen, und etwas klarer im Kopfe werden sie durch das Elend, das sich viele, namentlich verheiratete zugezogen haben, wohl auch geworden sein. Oder die Prinzipale ordnen das Arbeitsverhältnis nach gemeinsam festgestellten Grundsätzen autonom, und ein jeder für sich in seiner Offizin. Gemeinsam festzustellen wäre ein Normaltarif, der

aber dem Einzelnen die Freiheit ließe, je nach Umständen innerhalb gewisser Grenzen davon abzuweichen, und die Stiftung von Wohlfahrtseinrichtungen, die geeignet wären, begründeten Beschwerden der Gehilfen abzuhelfen. Dahin würden Kranken-, Witwen-, Waisen- und sonstige Kassen gehören, die den entsprechenden Kassen der Gehilfen Konkurrenz oder sie überflüssig machten, ferner Veranstaltungen für Erholung und Fortbildung. Die Fürsorge für gesunde und anständige Wohnungen — in manchen mittleren Städten, wurde uns gesagt, wohnten die Leute „wie die Hunde" — müßte den einzelnen Mitgliedern des Prinzipalvereins ans Herz gelegt werden. In größern Städten mit zahlreichen Druckereien wäre wohl auch die gemeinsame Herstellung von Gehilfenwohnungen denkbar. Eine besondre Aufmerksamkeit würde den jüngern Gehilfen zu widmen sein, die bei Unruhen den Heerbann der Führer und Verführer bilden, die ältern verheirateten Arbeiter überschreien und gegen deren Willen unbesonnene Streikbeschlüsse durchdrücken. Man könnte sie z. B. zwingen, einen Teil ihres Verdienstes in Sparkassenbüchern anzulegen, über die frei zu verfügen ihnen erst nach beendeter Militärzeit gestattet würde. Man könnte ferner die Anerkennung der Gehilfenvereine von der Bedingung abhängig machen, daß sie das Stimmrecht an ein gewisses Lebensalter bänden. Das wäre die Rückkehr zu einem patriarchalischen Verhältnis, zur wohlwollenden „industriellen Feudalität," und würde es Rückschritt gescholten, so könnte man erwidern, daß eben der Versuch, die Gehilfen zur selbständigen Organisation fortschreiten zu lassen, an ihrer Unvernunft gescheitert sei. Vielleicht könnten auch beide Systeme mit einander verbunden werden. So wie so werden sich die beiden Parteien, nachdem die Hitze des Kampfes verflogen sein wird, wie vor zwei Jahren in Stettin wieder auf dem Boden der Überzeugung zusammenfinden, daß die Lehrlingszüchterei und die Schundkonkurrenz vieler kleinen Meister und einiger größern Prinzipale ihre gemeinsamen Feinde sind. In Nr. 44 des Organs der Prinzipale wird sogar von einem Mitgliede ihres Vereins die Ansicht ausgesprochen, so lange diese Übel fortwucherten, sei es ziemlich gleichgiltig, ob die Gehilfen bescheiden blieben oder unbescheidene Forderungen erhöben. Geholfen werden könne nur durch ein Gesetz, das die Zahl der Arbeitsstunden und die Zahl der Lehrlinge, die höchstens beschäftigt werden dürfen, bestimme und so die Gesamtheit in den Stand setze, den einzelnen Mitgliedern die Verpflichtung zur Zahlung angemessener Löhne aufzulegen. Vermutungen darüber, was die Führer der Sozialdemokraten für den Fall des Mißlingens dieses Ausstandes planen, und in welche Stimmung das Fehlschlagen auch dieser Hoffnung die sozialdemokratischen Massen versetzen wird, würden aus dem Rahmen dieses Orientirungsversuchs herausfallen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rentengüter. Aus Anlaß des so benannten Unmaßgeblichen in Nummer 43 geht uns von Herrn Regierungsrat Lüdke in Ratibor folgende Berichtigung zu.

In der Sitzung des landwirtschaftlichen Vereins Ratibor vom 1. Oktober er. habe ich über „Rentengüter" und die sich darauf beziehenden preußischen Gesetze vom 27. Juni 1890 und 7. Juli 1891 referirt, aber nicht um an diesen Gesetzen eine abfällige Kritik zu üben, sondern im Gegenteil, um die in erster Reihe beteiligten Großgrundbesitzer zur thatkräftigen Mitwirkung an der Verwirklichung der von diesen Gesetzen erstrebten Ziele aufzurufen. Dabei habe ich mich in folgendem Sinne geäußert: „Beide Gesetze verfolgen zwei zwar nahe bei einander liegende, aber doch von einander verschiedene Ziele, nämlich: 1. die Seßhaftmachung ländlicher Arbeiter, 2. die Vermehrung der wirtschaftlich selbständigen ländlichen Ackernahrungen mittlern und kleinern Umfanges. Das erste Ziel wird sich voraussichtlich für unsere Gegend (Oberschlesien) leider nicht in wünschenswertem Maße erreichen lassen, weil der Arbeiter, der seine Familie hinsichtlich der Wohnung und des notwendigsten Lebensunterhaltes gesichert weiß, erst recht den nahegelegenen Industriezentren zuziehen wird, wo er lohnenderen Erwerb zu finden hoffen darf, als ihn die Landwirtschaft zu bieten vermag. Dagegen wird das andere Ziel, dem das Gesetz vom 7. Juli 1891 in erster Reihe gewidmet ist, sich hoffentlich auch bei uns in einer der hervorragenden Wichtigkeit des gesetzgeberischen Gedankens entsprechenden Weise in die Wirklichkeit übertragen." Dieser von mir ausgesprochenen Hoffnung setzte der Rittergutsbesitzer und Geheime Regierungsrat von Selchow allerdings einige Zweifel entgegen. Er meinte, in den bessern und dicht bevölkerten Gegenden — wozu der Kreis Ratibor großenteils gehört — seien die Pachtpreise für kleinere Parzellen im Vergleich zum Kaufwert zu hoch, als daß eine dem Pachtpreis entsprechende Rente auf die königliche Rentenbank übernommen werden könnte, sodaß der Käufer eines Rentengutes zu viel bar anzahlen müßte. Ein prinzipieller Fehler des Gesetzes, dem übrigens zweifellos ein guter Kern innewohne, sei der, daß den Rentengutskäufern hinsichtlich der Belastung und Veräußerung des Gutes zuviel Freiheit gelassen werde. Eine günstige wirtschaftliche Entwicklung der Rentengüter sei nur von einem genossenschaftlichen Zusammenschluß und einer durch Selbstverwaltung geübten Kontrole der einzelnen zu erwarten. Nicht in der unumschränkten individuellen Freiheit, sondern in der gegenseitigen Abhängigkeit liege das wahre Glück.

Der Verfasser des Unmaßgeblichen, dem wir diese Berichtigung vorgelegt haben, schreibt uns dazu: Gewiß dürfen wir dem Herrn Regierungsrat für die ausführlichere Mitteilung des fraglichen Gedankenaustausches dankbar sein, aber daß unsre der „Vossischen Zeitung" entnommene kürzere Darstellung in einem wesentlichen Punkte falsch wäre oder eine falsche Vorstellung von dem die Besprechung erfüllenden Geiste erweckte, vermag man daraus nicht zu erkennen. Auch meine Bemerkungen

gingen nicht von der Voraussetzung aus, daß die Herren an den beiden Gesetzen eine abfällige Kritik geübt hätten. Daß sie auf den Punkt hingewiesen haben, an dem diese neuen Gesetze ergänzungsbedürftig sind, ist doch noch lange keine abfällige Kritik, und ich muß wiederholen, daß sie für den Freimut, mit dem sie es gethan haben, Dank verdienen. Die Schwierigkeit besteht nun einmal, daß der ansässig gemachte Tagelöhner, wenn ihm nicht die Verpflichtung dazu auferlegt wird, erst recht nicht willig sein wird, beim Gutsbesitzer zu arbeiten, so lange er anderswo lohnendere Arbeit findet, und wie soll diese Schwierigkeit überwunden werden, wenn sie die Beteiligten nicht offen eingestehen? Es bleibt schon dabei, daß der Großgrundbesitz nur bestehen kann, wenn er entweder besitzlose Tagelöhner oder ansässige Fröhner zur Verfügung hat Die dritte Möglichkeit, daß der oberschlesische Großgrundbesitz, um den es sich hier zunächst handelt, den anzusiedelnden freien Tagelöhnern höhern oder doch ebenso hohen Lohn zahlte, als die Industrie und die sächsischen Gutsbesitzer zu zahlen vermögen, darf wohl als Unmöglichkeit bezeichnet werden. Übrigens haben die in den letzten drei Wochen bekannt gewordenen zahlreichen Anmeldungen von Rittergütern, deren Parzellirung zur Errichtung von Rentengütern gewünscht wird, und von Bauern, die solche zu erwerben wünschen, die sehr erfreuliche Hoffnung erregt, daß wenigstens der andre Zweck des Gesetzes, die Vermehrung der Bauerngüter, in größerm Umfange erreicht werden wird, namentlich in Ost- und Westpreußen, Pommern und Posen.

Litteratur

Die Lehre Jesu. Von Dr. H. H. Wendt, ord. Professor der Theologie in Heidelberg. Zweiter Teil. Der Inhalt der Lehre Jesu. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht, 1890.

Der Verfasser beweist durch sein Buch, daß man die Gottheit Christi im dogmatischen Sinne leugnen und trotzdem von der Göttlichkeit der Person Christi, seiner Lehre und seines Werkes überzeugt sein und andere überzeugen kann. Männern von der Richtung Egidis wird das grundgelehrte und doch im edelsten Sinne des Wortes populäre Werk hohen Genuß und reichlichen Trost gewähren. Doch auch der orthodoxe Prediger wird ihm dankbar sein für die neue Einsicht in den wahren und tiefern Sinn so manches Schriftworts, die ihm der mit dem feinen Takt eines frommen Gemüts vereinigte Scharfsinn Wendts erschließt. Für die Krone seiner glücklichen Deutungen halten wir die ungemein befriedigende der Worte, mit denen Jesus das Abendmahl eingesetzt hat. In wie weit solche geistreiche, vielen Einzelnen hochwillkommene Auffassungen die Kraft zur Erneuerung oder Umbildung der alten Kirchen oder zu kirchlichen Neuschöpfungen in sich tragen, ist allerdings eine andere Frage. Für nichttheologische Käufer, das möge noch bemerkt werden, ist es ein Vorteil, daß sie den ersten Teil des Werkes, der das im engern Sinne Gelehrte, die Bibelkritik, enthält, nicht mitzukaufen brauchen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Die Umbildung der ſozialdemokratiſchen Partei

Wie im vergangnen Jahre, ſo hat auch in dieſem der Schwerpunkt der Beratungen des ſozialdemokratiſchen Parteitages in den Beſprechungen über die Taktik der Partei gelegen. Dies erſcheint um ſo bemerkenswerter, wenn man in Betracht zieht, daß der vorige Parteitag ausdrücklich beſchloſſen hatte, dem nächſten Parteitage ſolle der Entwurf eines veränderten Parteiprogramms vorgelegt werden, und daß ja auch thatſächlich ein ſolcher neuer Entwurf zur Beratung vorlag. Während man auf dem vorigen Parteitage den Mangel jeder ernſthaften Erörterung über die Endziele der Partei damit zu entſchuldigen verſucht hatte, daß man nicht eher in eine Beratung über das Programm eintreten wolle, als bis ein neuer, dem Stande der heutigen Wiſſenſchaft entſprechender, von den wiſſenſchaftlichen Autoritäten der Partei verfaßter Entwurf vorläge, der die Grundlage der Beratungen über das Programm bilden könnte, diesmal konnte man ſeiner geiſtigen Impotenz auch nicht einmal mehr dieſes Mäntelchen umhängen. Der Entwurf lag ja vor, und nichts hinderte die auf dem Boden der modernen Wiſſenſchaft ſtehende Partei, ſich mit Ernſt und Eifer den Aufgaben ihrer Wiſſenſchaft zu widmen und uns die Endziele etwas greifbarer vor Augen zu führen, deren Verwirklichung nach Anſicht der maßgebenden Parteiführer unmittelbar bevorſteht; ja die Partei war ſogar zu einer derartigen Erörterung über ihre poſitiven Ziele verpflichtet, verpflichtet angeſichts des Umſtands, daß nach ihrer Meinung die praktiſche Verwirklichung ihrer Endziele in wenigen Jahren erfolgen wird, verpflichtet gegenüber den anderthalb Millionen ihrer Parteigenoſſen, die im Vertrauen darauf, daß ſie wirkliche Endziele habe, zu ihr ſtehen, verpflichtet gegenüber ihrem eignen Beſchluſſe vom vorigen Jahre. Und was geſchah?

Nun, wir haben es schon ungefähr vorher gewußt. Herr Bebel war so gütig gewesen, uns unmittelbar vor dem Parteitage in der wissenschaftlichen Zeitschrift „Die Neue Zeit" auf die uns bevorstehende Enttäuschung vorzubereiten, indem er dort in einem Artikel „Zum Erfurter Parteitage" ausführte, daß zwar der erste Beratungsgegenstand das neue Programm sein werde, daß aber die Frage der Taktik der Partei die Geister wahrscheinlich noch mehr beschäftigen werde. Das sei auch kein Unglück. Durch eine falsche oder fehlerhafte Taktik könne mehr verdorben werden, als durch eine falsche Formulirung dieses oder jenes Programmsatzes, und eine richtige Taktik sei unter Umständen für die Partei fast wichtiger als ein richtiges Programm.

Nach diesem Abwiegelungsversuche konnte man schon auf einiges gefaßt sein. Aber wie gänzlich das Parteiprogramm in der Versenkung verschwand, das übertraf doch die kühnsten Erwartungen. Das Parteiprogramm bildete nicht den ersten Beratungsgegenstand, sondern es wurde an die letzte Stelle geschoben, es beschäftigte die Geister nicht weniger als die Frage der Taktik, sondern es beschäftigte die Geister überhaupt nicht.

Nach sechstägiger erregter Debatte über die Taktik entledigte sich der für den neuen Programmentwurf bestellte Referent, Herr Liebknecht, am letzten Tage unmittelbar vor Schluß des Parteitages in dankenswerter Kürze seiner Aufgabe, indem er mit einem überaus schwächlichen Versuche begann, sich wegen der Unterschlagung der Marxschen Kritik des frühern Programms zu rechtfertigen, und dann der Partei im Grunde nichts anderes mitteilte, als daß das Programm, wie es jetzt entworfen sei, dem Stande der heutigen nationalökonomischen Wissenschaft entspreche, und daß deshalb die Forderung von Produktivgenossenschaften, die Erwähnung des ehernen Lohngesetzes und der „einen reaktionären Masse", die alle andern Klassen den Arbeitern gegenüber bildeten, weggeblieben sei. Selbst die oberflächlichste Begründung dieser tief einschneidenden Veränderungen des Programms schenkte sich Herr Liebknecht, wie er denn auch bezüglich des Programmsatzes: „Religion ist Privatsache" nichts andres festzustellen wußte, als die für ihn zwar erfreuliche, für selbständig denkende andre Männer aber höchst gleichgiltige Thatsache, daß seine, des Herrn Liebknecht, Zweifel über die Richtigkeit dieses Satzes jetzt beseitigt seien. Was ich euch sage und was in dem neuen Programm steht, das ist richtig, verlaßt euch auf mich, den an der Spitze der modernen Wissenschaft marschirenden Schüler des großen Marx! — das war der Sinn dieser geradezu jämmerlichen Programmrede. Und — sie verließen sich auf ihn! Sie verzichteten auf jede Besprechung des Programms. Da war keiner innerhalb der sogenannten Intelligenz der Partei, der es gewagt hätte, eine selbständige Ansicht auszusprechen, keiner, der den Mut gehabt hätte, Aufklärung zu verlangen, keiner, der es unternommen hätte, diese Liebknechtische Zumutung als das zu bezeichnen, was sie war, als eine freche Verhöhnung der Würde jedes selbständigen

Mannes. Sie waren zufrieden mit der Erklärung, daß sie an das glauben müßten, was ihnen Herr Liebknecht als Dogma bezeichnete, sie schwiegen und nahmen ohne Beratung mit Einstimmigkeit das neue Programm in Bausch und Bogen an. Die, die den Anspruch erheben, die Knechtschaft in jeder Form zu beseitigen, verzichteten gegenüber einem einzelnen Manne auf jedes selbständige Denken und damit auf jede Selbständigkeit. Sollte nicht doch angesichts dieses Ergebnisses manchem von ihnen die Schamröte ob solcher Entwürdigung ins Gesicht gestiegen sein? und welche Gedanken mag wohl Herr von Vollmar im Innern gehegt haben, als er, der noch kurz zuvor von der geringen geistigen Selbständigkeit der Parteimitglieder gesprochen hatte, nun sah, wie die ganze Partei vor einem seichten Schwätzer auf dem Bauche lag?

Die Versuchung liegt außerordentlich nahe, den Erfurter Parteitag lediglich in dieser Weise vom Gesichtspunkte des Sittenrichters zu besprechen und von der hohen Warte der eignen wissenschaftlichen Überlegenheit und Selbständigkeit nichts andres zu thun, als die maßlose Überhebung und Frivolität einer Partei zu verdammen, die sich für berufen hält, die aus der geistigen Arbeit von Jahrtausenden hervorgegangene Gesellschaftsordnung mit einem Schlage zu zertrümmern, und die auch jetzt noch nicht einmal in demselben Augenblicke, wo sie laut verkündet, daß der allgemeine Zusammenbruch unmittelbar bevorstehe, der sie zur Herrschaft bringen werde, sich und andern ernsthaft klar zu machen versucht, was sie an Stelle des zusammengebrochnen Alten zu setzen beabsichtigt.

Eine solche Betrachtungsweise wäre reich an rednerischer Wirkung, sie wäre des Beifalls des gebildeten Philisters gewiß, sie wäre auch bis zu einem gewissen Grade berechtigt, aber sie wäre nicht ohne Gefahr: denn sie würde uns nur zu leicht dazu verleiten, daß wir vor lauter sittlicher Entrüstung übersähen, wie gerade in dem, was wir tadeln und verdammen, schon die Keime der beginnenden Gesundung enthalten sind.

Als die Partei noch jung und ohne Einfluß und beträchtlichen Anhang in den großen Massen des Volkes war, da war es leicht und angenehm, von der Zukunft zu phantasiren, und das schöne Zukunftsprogramm war es, das immer wieder zur Anlockung der mit der Gegenwart unzufriednen Massen herhalten mußte. Die Rolle des Propheten war noch ungefährlich, denn von der Verpflichtung, die schönen Prophezeiungen in die Wirklichkeit zu übertragen, war man, wie man selbst wußte, sehr, sehr weit entfernt. Aber in dem Maße, wie die Partei an Macht und Anhängern und damit an Verantwortung wächst, in dem Maße, wie sie sich nach ihrer Meinung dem Augenblicke nähert, wo sie das praktisch ausführen soll, was sie in blendenden Farben versprochen hat, das zur Wirklichkeit machen soll, was sie geträumt hat, in demselben Maße treten ihre Träume in den Hintergrund. Es beginnt

sich die Erkenntnis Bahn zu brechen, daß der Weg, den man in seinen jugendlichen Phantasien in wenigen Augenblicken zurücklegte, in der rauhen Wirklichkeit ein beschwerlicher und weiter Weg ist, und daß sich, wo man aus weiter Ferne kein ernsthaftes Hindernis gesehen hatte, in der Nähe betrachtet ein Wall von Hindernissen auftürmt, den wegzuräumen nicht nur die nächste, sondern die Hauptaufgabe wird. So treten die Endziele, je verschwommener und ausschweifender sie sind, desto mehr und mehr in das angenehme und geheimnisvolle Dunkel allgemeiner auf Erlösung der Menschheit gerichteter Ideale zurück; das Programm wird ein Gegenstand, über den man nur ungern und in den allerbanalsten Redensarten spricht, die Taktik, die Frage der Beseitigung der nächstliegenden Schwierigkeiten, die Frage, wie man nunmehr praktisch weiter kommen solle, wird Hauptsache.

Nicht in einigen Tagen, sondern ganz allmählich, im Laufe der Jahre vollzieht sich dieser Entwicklungsprozeß sehr gegen den Willen der Einzelnen und in der Weise, daß es die Partei selbst kaum merkt, wie die ihr durch den unbeugsamen Lauf der Dinge aufgedrängte Taktik sich selbst grundsätzlich zu verändern beginnt, wie die Endziele zunächst etwas zurückgestellt werden, dann mehr und mehr aus dem Gesichtskreise rücken und schließlich in nebelhafter Ferne verschwinden. Aber dieser Prozeß vollzieht sich ganz unverkennbar; wir haben an der Hand der Thatsachen bereits im vorigen Jahre auf ihn hingewiesen, und wir finden unsre damaligen Ansichten durch den Erfurter Parteitag nur bestätigt, wo heißer als je der Streit um die Taktik entbrannt ist. Die drei Richtungen innerhalb der Sozialdemokratie, die Jungen, die Parteileitung und von Vollmar bezeichnen mit Deutlichkeit den Weg der Entwicklung. Die ersten, die Jungen, sind die, die auf dem Boden der ursprünglichen Taktik stehen, die die Partei in demselben Sinne geleitet wissen wollen, wie sie geführt wurde, als sie noch jung war und keine großen Massen hinter sich hatte. Sie wollen nichts vom Parlamentarismus, nichts von praktischer Mitarbeit auf der Grundlage alles Bestehenden wissen, sie verwerfen die Rücksicht auf die große Menge nicht „zielbewußter" Sozialdemokraten und mit dieser Rücksicht die gewerkschaftliche Bewegung, die auf greifbare und unmittelbare Ziele gerichtet ist. Alle ihre Bestrebungen verfolgen ausschließlich und unmittelbar den Zweck, Propaganda für die Zukunftsideen zu machen. Was nicht unmittelbar diesem Zwecke dient und dienen kann, ist für sie nicht nur wertlos, sondern sogar verwerflich. Je verzweifelter sich die Lage der Arbeiter gestaltet, je größer das Elend wird, desto besser für die Zukunftsideen. Alles, was die Lage der Arbeiter verbessert, was sie mit ihrem Lose zufriedner macht, führt zur Versumpfung der Partei, rückt die erstrebten Endziele in die Ferne, weil es verhindert, daß die Verzweiflung allgemeiner wird und sich in dem prophezeiten gewaltsamen Ausbruche Luft macht, der mit einem Schlage die alte Gesellschaft vernichten und an ihre Stelle die neue Ordnung setzen soll.

Gegenüber dieser konsequent revolutionären Richtung bezeichnet die Parteileitung und mit ihr das Gros der Partei die zweite Erscheinungsform der Entwicklung. Ihr Endziel ist wie das der Jungen die Beseitigung der bürgerlichen Gesellschaft, auch stimmt sie mit den Jungen theoretisch darin überein, daß dies Ziel niemals auf dem Wege des Parlamentarismus und der organischen Entwicklung aus der bestehenden Gesellschaft zu erreichen sei, sondern schließlich doch eine gewaltsame Zertrümmerung der bestehenden Ordnung eintreten müsse. Aber damit folgert sie nicht, daß alle praktische Arbeit unnütz oder schädlich sei. Im Gegenteil, diese ist gut, ja sogar notwendig. Wenn auch die „Revolutionirung der Köpfe," wie es Herr Singer nennt, die Propaganda für die Endziele in der Theorie die Hauptsache bleibt und jeder Erfolg auf dem Boden des jetzigen Staates nicht anders aufgefaßt werden darf, als eine kleine Abschlagszahlung, die den Vormarsch der Partei nicht verhindern werde, so bedeutet doch jeder für die Arbeiter in der Gegenwart erreichte Vorteil einen Fortschritt in der Richtung auf diese Endziele. Die Mitarbeit an der Gesetzgebung und die Förderung der gewerkschaftlichen Bewegung sind noch nicht Selbstzweck, aber sie sind unentbehrliche Mittel zum Ziele, insofern hierdurch allein einerseits die Arbeiter kampffähiger für den großen bevorstehenden Entscheidungskampf mit dem bestehenden Staate gemacht werden, andrerseits die großen Massen, die der Sozialdemokratie folgen, ohne ihre Endziele zu kennen oder zu billigen, zu „zielbewußten" Sozialdemokraten erzogen werden. Ob diese gegenwärtig in der Partei herrschende Richtung mit Rücksicht auf ihre theoretische Überzeugung, daß die Endziele nicht in der heutigen Gesellschaft zu erreichen seien, und daß der „große Kladderadatsch," der sie bringen wird, noch im Laufe dieses Jahrhunderts zu erwarten sei, noch als revolutionär zu bezeichnen ist oder nicht, überlasse ich denen zu entscheiden, die an doktrinären Haarspaltereien Vergnügen finden. Mir genügt es festzustellen, daß es die Partei eingesehen hat, daß in Wirklichkeit der Durchführung ihrer Endziele noch Schwierigkeiten entgegenstehen, die nicht durch die bloße Propaganda und die direkte Vorbereitung auf die Revolution, sondern nur dadurch beseitigt werden können, daß man in dem bestehenden Staate mitarbeitet. Diese Schwierigkeiten liegen in der von der Partei richtig erkannten Thatsache, daß die Massen noch nicht für die Endziele der Sozialdemokratie gewonnen sind, sondern sich ihr nur anschließen, weil sie glauben, die Partei werde ihre augenblickliche Lage verbessern können, und weil sie in der von der Partei geleiteten gewerkschaftlichen Bewegung ein Mittel zur Besserung ihrer heutigen Lage erblicken. Nur wenn wir der großen Masse zeigen, daß wir schon heute bemüht und imstande sind, ihre Lage zu verbessern, werden wir sie für unsern Zukunftsgedanken gewinnen können, und nur wenn wir die große Masse des Volkes für unsre Endziele gewonnen haben, können wir die politische Macht erobern — das ist der immer wiederkehrende Gedankengang, mit dem die Parteileitung ihre jetzige Taktik begründet, und damit wird das

Schwergewicht von den Endzielen hinweg auf die praktische Mitarbeit, die Durchführung der Endziele auf den Zeitpunkt verlegt, wo die Massen durch die positive Mitarbeit der Partei zu „zielbewußten" Sozialdemokraten erzogen sind. Die Mitarbeit an dem bestehenden Staate wird Vorbedingung zur Erreichung der Endziele. Angesichts dieser Taktik nimmt sich freilich die revolutionäre Phrasendrescherei, die beharrliche Versicherung, daß die neue Zeit nicht mehr fern sei, und daß die Partei nichts andres zu thun habe, als die Massen aufzuklären, während das übrige von der bestehenden Gesellschaft selbst besorgt werde, sehr wunderlich aus. Gerade die von der Partei angenommene Taktik straft diese Behauptungen Lügen; denn nach dieser Taktik ist es ja ganz ungewiß, wann der Zeitpunkt eintreten wird, wo an die Durchführung der Endziele gedacht werden kann. Er ist erst da, wenn die Massen zu „zielbewußten" Genossen erzogen sein werden. Und weiter ist es ja nach dieser Taktik nicht wahr, daß sich die Partei bloß darauf zu beschränken hat, die Massen aufzuklären, im übrigen aber die unvermeidliche Katastrophe abzuwarten. Sie will ja gerade, wenn auch aus einem gegen den bestehenden Staat gerichteten Grunde, nämlich um die Massen für die Endziele zu gewinnen, an der Besserung der bestehenden Verhältnisse positiv mitarbeiten. Hiernach kommt die Partei, wenn sie wirklich glaubt, daß ihre Endziele nicht auf der Grundlage alles Bestehenden zu erreichen seien, und daß ein allgemeiner und plötzlicher Zusammenbruch unvermeidlich sei, mit ihrer jetzigen Taktik zu dem unsinnigsten Ergebnis, das sich denken läßt: sie sucht den Eintritt der Katastrophe dadurch zu beschleunigen, daß sie ihn durch Mitwirken an der Verbesserung der bestehenden Verhältnisse möglichst weit hinausschiebt. Wie die Partei zu diesem vollendeten Unsinn gelangt ist, liegt für jeden, der Menschen zu beurteilen und zwischen den Zeilen zu lesen versteht, klar auf der Hand. Während man einerseits fürchtet, durch das offene Bekenntnis, daß das Endziel vielleicht noch fern sei, und daß der einzige Weg zu seiner Erreichung die ehrliche Mitarbeit auf der Grundlage des bestehenden Staates sei, sich des besten Zugmittels, der lockenden Schilderung des nahen irdischen Paradieses, zu berauben, sieht man doch andrerseits ein, daß man die großen Massen nüchterner und verständiger Männer, die sich der Partei nur aus allgemeiner Unzufriedenheit angeschlossen haben, und die in Wahrheit die Stärke der Partei bilden, schlechterdings nicht bei der Fahne halten kann, wenn man ihnen nur Zukunftsträume und revolutionäre Phrasen bietet. Man mag und kann seinen Ursprung noch nicht verleugnen, aber man sucht doch möglichst wenig von ihm zu sprechen, und man beginnt mit zunehmender Deutlichkeit einzusehen, daß man seinen Umsturzcharakter ändern muß, wenn man sich nicht die Massen wieder abwendig machen und damit in das Nichts, aus dem man hervorgegangen ist, zurückgeschlendert werden will. In demselben Augenblick, wo Herr Bebel der Partei auseinandersetzt, wie man durch die Mitarbeit an der Gesetzgebung und die Förderung der gewerkschaftlichen Bewegung die Massen

zu „zielbewußten" Sozialdemokraten erziehen müsse, haben in Wahrheit diese Massen ihr Erziehungswerk an Herrn Bebel begonnen und, ohne daß er es vielleicht selbst merkt, seinem sozialdemokratischen „Zielbewußtsein" den stärksten Stoß gegeben, den es erhalten konnte. Herr Bebel und mit ihm die ganze Partei ist an dem Punkte angelangt, wo es nur noch zwei Möglichkeiten giebt: entweder einen schimpflichen Widerruf und die Rückkehr zur alten, von den aus der Partei ausgeschlossenen Jungen hochgehaltenen Fahne oder das freimütige Geständnis, daß man die bisherige Kampfstellung gegenüber dem bestehenden Staate fernerhin nicht aufrecht erhalten könne, und daß die Macht der Partei und das Interesse der Selbsterhaltung sie an erster Stelle zu ernster Mitarbeit zwinge. Ist man, wie die Jungen, der Ansicht, daß die Katastrophe sowieso unvermeidlich sei, und daß die alte Gesellschaft von selbst in der nächsten Zeit zusammenbrechen werde, so muß man auch folgerichtigerweise die von den Jungen empfohlene Verhetzungs- und Verzweiflungspolitik in derselben Weise weiter treiben, wie man sie früher unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes getrieben hat, den Arbeitern jede Aussicht auf eine Besserung ihrer Lage in dem bestehenden Staate ausreden, sich auf die Propaganda für die Endziele beschränken und sich vergnügt die Hände reiben, wenn es den großen Massen schlecht und immer schlechter geht. Will man aber die bessernde Hand mit anlegen an die bestehenden Verhältnisse, sei es nun aus welchem Grunde es sei, so haben Prophezeiungen über den baldigen Zusammensturz, den man selbst hintanzuhalten sich bemüht, und Prahlereien von dem unaufhaltsamen und unmittelbaren Vormarsch der Partei auf die Endziele schlechterdings keinen Sinn mehr. Hat die Partei einmal anerkannt, daß eine Besserung der Lage der Arbeiter im heutigen Staate zu erreichen und daß sie diese herbeiführen zu helfen verpflichtet sei, so verwandeln sich, die Partei mag sich drehen und wenden, wie sie will, die außerhalb des bestehenden Staates liegende Endziele in Ideale, die zur Zeit nicht zu verwirklichen sind, denen man aber auf der Grundlage der organischen Entwicklung alles Bestehenden zustrebt, und diese Ideale, sie kommen dadurch nicht näher, daß man beharrlich das behauptet, was man nicht weiß, und aufs entschiedenste versichert, sie seien vielleicht schon sehr nahe. Keinerlei Prunken mit revolutionären Redensarten, weder die im ersten Augenblicke bestechende Behauptung, daß die Taktik der Partei ihre Grundsätze nicht berühre, noch die Phrase, daß die Thätigkeit der Partei in erster Reihe eine propagandistische sein müsse, kann die einfache Thatsache aus der Welt schaffen, daß, wer, ohne seine Endziele aufzugeben, an der Reform des bestehenden Staates, d. h. an seiner organischen Verbesserung mitarbeitet, dies nur dann thun kann, wenn er glaubt, daß seine Endziele auf dem Wege der allmählichen Entwicklung aus dem Bestehenden zu erreichen sind. Sind diese Ziele nicht auf diesem Wege zu erreichen, so entfernt er sich in demselben Maße von seinen Endzielen, wie er an der Befestigung der bestehenden Verhältnisse mitarbeitet.

Diese Folgerungen aus der von der Partei befolgten Taktik gezogen zu haben, ist das Verdienst von Vollmars. Er hat sich mit vollem Rechte dagegen verwahrt, daß er eine neue Taktik verfolge, und nur gezeigt, wohin die von der Parteileitung selbst empfohlene Taktik führt. Alles, was er ausgeführt hat, ist schon logisch in der Taktik der Partei enthalten, nur hat er die den wahren Thatbestand verhüllenden Phrasen weggelassen. So hat er sich offen zu den Grundsätzen bekannt, die die Partei mit ihrer Taktik schon befolgt, die aber auszusprechen man sich noch scheut, daß nämlich nur ehrliche Mitarbeit im gegenwärtigen Staate zu den Endzielen führen kann, daß man daher um so schneller zu den Endzielen gelangt, je mehr auf dem Boden des jetzigen Staates erreicht wird, und daß sich die Überleitung der alten in die neue Welt nicht sprungweise durch elementare Ereignisse, sondern nur langsam in natürlicher Entwicklung, d. h. durch reformatorische Thätigkeit vollzieht. Damit steht Herr von Vollmar mit beiden Füßen auf dem Boden des bestehenden Staates, den er mit uns zusammen zu reformiren gedenkt. Daß er dies im Interesse von Endzielen thut, die er niemals aus den Augen verlieren will, und die angeblich die unsrigen nicht sind, kann uns völlig kalt lassen. Sollen diese Endziele erst aus der organischen Entwicklung des Bestehenden hervorgehen, so kann uns auch Herr von Vollmar über dies Ergebnis einer langsamen Entwicklung im voraus nichts Bestimmtes sagen, wenn er nicht wieder in die Rolle des Propheten zurückfallen will. Er wird sich daher darauf beschränken müssen, als Endziel das möglichst größte Glück des gesamten Volkes, die Emanzipation des arbeitenden Standes zu bezeichnen, und mit diesem Endziel, dem alle ehrlichen Männer zustreben, können wir gewiß auch alle einverstanden sein. Damit haben denn die sozialdemokratischen Gedanken ihren Umwandlungsprozeß vollendet. Aus bestimmten Forderungen, die durch Umsturz erstrebt wurden, sind taktisch verhüllte Endziele geworden, und diese Endziele treten mehr und mehr in die weite Ferne der Wirklichkeit entrückter, allgemein anerkannter und erstrebter Ideale. Gegen diesen Entwicklungsgang kann sich die Partei nicht wehren, wenn sie nicht die errungene Stellung verlieren will, sie muß — die sogenannten Massen zwingen sie dazu — vernünftig werden, so gern auch die Liebknecht und Bebel in dem alten Fahrwasser weiter segeln möchten. Sie haben die volle Schale ihrer Erbitterung über Herrn von Vollmar ausgegossen, ihm vorgeworfen, daß er die Partei nicht nur zur Versumpfung führen, sondern daß er sie ruiniren werde, daß seine Ansichten der Partei viel gefährlicher seien als die Ansichten der Jungen, und daß, wenn man ihm folge, die Partei kaum Berechtigung mehr habe, sich Sozialdemokratie zu nennen. „Wenn wir nicht klipp und klar erklären, daß wir Vollmars Standpunkt nicht teilen, dann hat die Berliner Opposition recht, dann würde ich sofort selbst zur Opposition übergehen", sagte Herr Liebknecht. Und was geschah, als man nun alle diese großen Worte wahr machen sollte? Man warf die Jungen aus der Partei und wagte auch nicht

den leisesten Tadel gegen Herrn von Vollmar auszusprechen, nachdem er förmlich nochmals das erklärt hatte, was er immer gesagt hatte, daß er die Taktik der Partei nur billigen könne. Beruhen doch gerade seine Ansichten auf dieser Taktik.

Der Sieg Vollmars, dessen Standpunkt die Partei scheinbar verurteilt, während sie, wie einer der Jungen mit Recht bemerkte, in Wirklichkeit der von ihm empfohlenen Taktik folgt, ist vollständig. Die eiserne Notwendigkeit zwingt die Partei zur Mitarbeit und treibt sie mehr und mehr aus dem luftigen Reiche phantastischer Träume auf den sichern Boden der Wirklichkeit. Auch die Sozialdemokratie steht unter dem Einflusse einer höhern Macht, die alle irdischen Dinge und alle menschliche Thorheit doch schließlich zum Besten leitet.

Die Kunstwissenschaft an unsern Universitäten

Von Konrad Lange

Kaum ist der Streit zwischen Künstlern und Kunstgelehrten, zwischen Kunstkennern und Kunsthistorikern verstummt, so tönt schon wieder ein neuer Kampfesruf durch die sonst so friedlichen Gefilde der Kunst. Universität und Museum sind es, die ihre Getreuen um sich sammeln und sich in heißem Ringen gegen einander kehren. Die wuchtigen Hiebe von „Rembrandt als Erzieher" haben den Streit entfacht.

Wilhelm Bode, der Direktor der Berliner Gemäldegalerie, wirft den Vertretern der Kunstgeschichte an der Berliner Universität vor, daß sie den Inhalt der hauptstädtischen Museen für ihre Vorlesungen nicht besser ausnutzten, die Studenten der Kunstgeschichte an der Universität nicht besser zur Beamtenlaufbahn an den Museen vorbereiteten. Hermann Grimm, der Hauptvertreter der Kunstgeschichte an der Berliner Universität, erwidert dagegen, es sei nicht die Aufgabe des Professors der Kunstgeschichte, Museumsbeamte zu erziehen oder gar seine Vorlesungen nach dem zufälligen Inhalt der am Orte befindlichen Kunstsammlungen einzurichten. Bode wirft den Dozenten der Kunstgeschichte vor, daß sie ihr Streben und ihren Stolz darein setzten, wieder Fachmänner auszubilden, sodaß geradezu eine Überfüllung mit Spezialisten eintrete, die die Frage nahe lege, ob wir nicht besser thäten, die Kunstgeschichte an den Universitäten (abgesehen vielleicht von solchen, die größere Kunstsammlungen am Platze haben) überhaupt nicht durch besondere Professoren vertreten zu lassen, sondern sie vielmehr mit einer Professur für Geschichte, Philosophie oder Ästhetik (je nach der Anlage oder dem Studium der betreffenden Persönlichkeit) zu ver-

binden. Grimm antwortet darauf, er fühle sich von dem Vorwurfe, Spezialisten der Kunstgeschichte heranzubilden, nicht getroffen, seine Auffassung der Kunstgeschichte als Universitätsfach gehe vielmehr dahin, daß es in den Vorlesungen darauf ankomme, die Thatsachen der Kunstgeschichte mit denen der bloßen politischen Geschichte zu verbinden, die großen Meister als Geschöpfe ihrer Jahrhunderte zu deuten, den Zuhörern in großen Zügen die Geschichte der schaffenden Phantasiearbeit, die Gedankenproduktion der Völker vorzuführen.*)

Ich hatte eigentlich nicht die Absicht, mich in diesen Streit einzumischen. Aber da der Vorwurf Bodes gegen die „Fachmänner" an den kleinern Universitäten, die es angeblich nur darauf abgesehen haben, Spezialisten zu erziehen, von dem einen oder andern auch auf mich gedeutet werden könnte, so fühle ich mich doch verpflichtet, ein Wort in der Sache mit zu sagen. Könnte doch das Publikum leicht aus den erwähnten Debatten ein vollkommen schiefes Bild der Verhältnisse erhalten. Könnte doch mancher Fernerstehende, der die Verhältnisse nicht kennt, Bodes Äußerung so deuten, als hätte er im Ernst sagen wollen, die jetzt bestehenden Professuren in Bonn, Straßburg, Königsberg, Breslau und Göttingen entsprächen ihrem Zwecke nicht und müßten deshalb eingezogen werden. Nichts liegt aber einem Manne wie Bode ferner als das. Wenn ich ihn recht verstehe, so will er nur davor warnen, daß man an den kleinern Universitäten den Fachunterricht vor dem allgemein bildenden allzusehr betone. Aber wie, wenn diese Warnung in ihrer Allgemeinheit gar nicht nötig wäre? Wenn sie gewissermaßen schon im voraus abgelenkt worden wäre? In der That hat sich z. B. — ganz abgesehen von ältern Vertretern des Faches — Dehio in Königsberg vor wenigen Jahren über die Notwendigkeit eines allgemein bildenden Unterrichts in der Kunstgeschichte so unzweideutig ausgesprochen, daß man ihm wenigstens den Vorwurf schwerlich machen kann, er berechne seinen Unterricht nur auf Spezialisten.**) Und wie steht es mit den andern Fachgenossen?

Soeben hat Schmarsow in Breslau die Kunstgeschichte an unsern Hochschulen in ausführlicher Darstellung behandelt,***) und seine Schrift ist es, die mir die äußere Veranlassung zu den vorliegenden Bemerkungen giebt. Mit gewohnter Gründlichkeit hat Schmarsow ein Bild des thatsächlichen Betriebes der Kunstgeschichte an den kleinern Universitäten entworfen und dabei vor allen Dingen nachgewiesen, daß an einigen die Forderungen, die Bode an die Vertreter des Faches stellt, thatsächlich längst erfüllt werden. Auch Schmarsow hat sich ausdrücklich gegen den Vorwurf verwahrt, „als hielte er für die einzige oder doch dringlichste Aufgabe die fachmännische Ausbildung des Kunsthistorikers

*) Preußische Jahrbücher 1890. Deutsche Rundschau 1891.

**) Preußische Jahrbücher 1887 S. 279 ff.

***) Die Kunstgeschichte an unsern Hochschulen. Von August Schmarsow. Berlin, 1891.

von Beruf." Aber wenn man das Ganze seiner Darstellung überblickt, so erhält man doch den Eindruck, als ob es ihm mehr darauf ankäme, den andern Vorwurf Bodes zu widerlegen und zu zeigen, wie sich etwa das jüngere Geschlecht die Erziehung von Spezialisten, also den Betrieb der Kunstgeschichte in Berlin denkt. Es wird deshalb vielleicht eine willkommene Ergänzung seiner Angaben sein, wenn ich hier den allgemein bildenden Charakter des kunstwissenschaftlichen Unterrichts etwas mehr, als er es gethan hat, in den Vordergrund stelle und aus den thatsächlichen Verhältnissen einige praktische Folgerungen ziehe, die auf eine Arbeitsteilung zwischen Berlin und den Universitäten der Provinz hinauslaufen.

Man kann vielfach die Behauptung hören, die Kunstgeschichte sei eines der jüngsten Universitätsfächer und habe gerade in den letzten Jahren eine gesteigerte Pflege empfangen. Nichts ist falscher als das. Sie tritt vielmehr als Lehrfach der Universitäten fast ebenso früh wie die klassische Archäologie auf, und zwar im Zusammenhange mit dem technischen und künstlerischen Unterricht, wie er früher, als es noch keine Polytechniken gab, auch zu den Aufgaben der Universitäten gerechnet wurde. In Göttingen z. B., einer der kunstlosesten Städte, die es giebt, finden wir schon bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Vertretung des Fachs. Abgesehen von Dieze und Saumartino, die beide schon 1765, der eine über die „Geschichte der Mahlerey, Bildhauerkunst und die übrigen Künste von ihrer Herstellung bis auf unsere Zeiten", der andere „über die neuere Geschichte der Gelehrsamkeit und der Künste von Italien" las, erbot sich seit 1785 der Maler J. D. Fiorillo, Mitglied der Akademie von Bologna, der spätere Verfasser der „Geschichte der zeichnenden Künste", der hier 1782 eine Zeichnungsakademie eingerichtet hatte, „mit den Mitgliedern derselben die hiesige Kupferstichsammlung durchzugehen und sie auf die verschiedenen Schulen und Manieren der Künstler aufmerksam zu machen." Im Winter 1785/86 las er zum erstenmale privatissime „die Geschichte der Mahlerey, Bildhauerey und Kupferstecherkunst von ihrer Wiederherstellung bis auf unsere Zeiten", später auch über die Architektur, alles mit praktischen Übungen verbunden. Fiorillo wurde 1799 außerordentlicher, 1812 ordentlicher Professor. Nach seinem Tode (1821) blieb die Stelle längere Zeit unbesetzt. 1824 machte der Archäolog O. Müller einen vereinzelten Versuch, die Vorlesungen Fiorillos wenigstens nach einer Richtung hin wieder aufzunehmen, aber dann veranlaßte er 1829 den Maler Österley, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, der denn auch 1831 außerordentlicher, 1842 ordentlicher Professor wurde. Alles das geschah in einer Zeit, wo sich die Kunstgeschichte als Wissenschaft überhaupt noch nicht entwickelt hatte. Seitdem das geschehen ist, giebt es in Göttingen nur ein Extraordinariat für Kunstgeschichte. F. W. Unger (1863—1876) war der erste, der es bekleidete. Nach seinem Tode blieb aber selbst diese außerordentliche Professur sieben Jahre lang unbesetzt. In Heidelberg las schon

1806 Heinrich Schreiber über moderne Kunst, in den zwanziger Jahren der Maler Roux, später die Archäologen Hettner und Stark, vorübergehend die Kunsthistoriker Lemcke, Woltmann (von Karlsruhe aus) und Woermann.*) Seit Woltmanns Weggang aus Karlsruhe (1874) hörte die Vertretung von dorther auf, seit Starks Tode (1878) wurde auch von archäologischer Seite kein Colleg mehr über neuere Kunstgeschichte gelesen. Erst jetzt, nach dreizehnjähriger Pause, hat man wenigstens einem unbesoldeten Extraordinarius gestattet, über Kunstgeschichte zu lesen. In Berlin las schon 1801 und 1802 A. W. Schlegel über Kunstlehre. Seit 1827 finden wir Hotho, seit 1833 Kugler, seit 1844 Waagen, seit 1847 Guhl, teils als Dozenten, teils als außerordentliche Professoren. Da Hotho und Waagen gleichzeitig Museumsbeamte waren, bestand offenbar damals jene enge Verbindung von Museum und Universität, die man jetzt, wie es scheint, so sehr vermißt. Ein Ordinariat für Kunstgeschichte besteht erst seit 1873, daneben seit 1888 auch ein Extraordinariat. In Königsberg las der bekannte Novellist E. A. Hagen seit 1824 über Kunstgeschichte, 1831 wurde er ordentlicher Professor. Nach seinem Tode (1880) blieb das Fach drei Jahre lang unbesetzt, jetzt wird es wieder durch einen Ordinarius vertreten. In Kiel hat bis 1880 der Philosoph Thaulow († 1883) regelmäßig über Kunstgeschichte gelesen. Seitdem fehlt, wie noch neuerdings Förster beklagte, jede Anregung nach der Seite der Kunst hin, was umsomehr zu bedauern ist, als man dort die Archäologie mit einer philologischen Professur verbunden, also schon dadurch das eigentlich künstlerische Element mehr in den Hintergrund gedrängt hat. In Halle hat bis 1884 der Ästhetiker Ulrici in jedem Semester ein kunsthistorisches Kolleg gelesen. Seitdem hat nur ein Historiker aller zwei Semester ein Kolleg über italienische und neuere Kunst angekündigt, und selbst das hat seit mehreren Semestern aufgehört. In Gießen ist die ordentliche Professur für Kunst und Kunstwissenschaft nach dem Tode des Architekten von Ritgen (1890) einfach eingegangen. In München ist die früher von Meßmer bekleidet gewesene außerordentliche Professur nach dessen Tode (1880) volle elf Jahre lang unbesetzt geblieben. Auch jetzt giebt es in der bedeutendsten Kunststadt Deutschlands nur ein Extraordinarium für Kunstgeschichte! In Würzburg las bi 1883 der Philolog und Archäolog Urlichs aller zwei Semester über Ästhetik und neuere Kunstgeschichte. Seitdem sind diese Vorlesungen immer seltner geworden, und neuerdings ist die mittelalterliche und moderne Kunst dort ganz eingeschlafen. In Wien ist die ordentliche Professur Eitelbergers seit seinem Tode (1885) in eine außerordentliche (!) verwandelt worden.

Wie man angesichts dieser Thatsachen von einer Förderung des Faches reden kann, ist mir nicht recht verständlich. Man würde der Wahrheit näher kommen, wenn man von einem Rückgange reden wollte. Gewiß würden wir

*) Stark, Über Kunst und Kunstwissenschaft auf deutschen Universitäten. Heidelberg, 1873.

diesen Rückgang begreiflich finden, wenn es an den nötigen Kräften zur Besetzung aller dieser Stellen fehlte. Das ist aber keineswegs der Fall. Wie könnten sonst nicht weniger als acht unbesoldete Professoren und Privatdozenten, zum Teil mit guten Lehrerfolgen, an verschiednen deutschen und österreichischen Hochschulen thätig sein? Nein, in diesem Verhalten spricht sich eine entschiedne Mißachtung des Faches als solchen aus, und für diese Mißachtung ist es besonders charakteristisch, daß man in den Fällen, wo Professuren für Litteraturgeschichte und Ästhetik (mit Kunstgeschichte) frei werden, die Litteraturgeschichte zwar wieder besetzt, die Kunstgeschichte aber einfach fallen läßt. Wie weit sind wir nach alledem noch von der Erfüllung der Forderung entfernt, die schon 1874 Fr. X. Kraus stellte, daß jede der drei großen Kultur- und Kunstperioden, das Altertum, das Mittelalter und die Neuzeit, gleicherweise an allen Hochschulen durch ordentliche Lehrstühle vertreten sei!

Augenblicklich stehen die Dinge so: von 27 Universitäten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (Genf, Lausanne, Freiburg i. Schw., Münster und Czernowitz sind dabei nicht mitgerechnet) haben nur neun Ordinariate für mittelalterliche und neue Kunstgeschichte, nämlich Berlin, Bonn, Königsberg, Straßburg, Leipzig, Basel, Zürich, Prag, Innsbruck. Wenigstens sind dies die einzigen Ordinariate, von denen man voraussetzen kann, daß die Absicht besteht, sie auch später als Ordinariate aufrecht zu erhalten und durch kunsthistorisch geschulte Gelehrte zu besetzen. Daneben giebt es dann Extraordinariate in Berlin (neben dem Ordinariat), Breslau, Göttingen, München, Wien, Bern. In Freiburg i. Br. gehört wenigstens der theologischen Fakultät ein Mann an, der zugleich Kunsthistoriker ist. Gar keinen besondern Vertreter findet das Fach in Halle, Marburg, Greifswald, Kiel, Rostock, Gießen, Tübingen, Erlangen, Würzburg, Jena, Heidelberg und Graz. Allerdings wirken an einigen dieser Universitäten (Heidelberg, Marburg, Halle) unbesoldete Professoren oder Privatdozenten, aber diese freiwillige Vertretung — die übrigens von gutem Erfolge begleitet ist — kann nicht gerechnet werden, da sie nach Lage der Verhältnisse jeden Augenblick wegfallen kann. Noch weniger ist es zu rechnen, wenn hie und da ein Historiker oder Archäologe oder Ästhetiker oder Theologe ohne gründliche kunsthistorische Vorbildung ein Kolleg über Kunstgeschichte liest. Wer heutzutage andre über Kunst belehren will, der muß doch mindestens durch systematisch betriebene Reisen eine vollständige Kenntnis der bedeutendern Kunstwerke verschiedner Zeiten gewonnen haben, ganz abgesehen davon, daß der Stoff, der in der Kunstgeschichte mitgeteilt werden muß, viel zu umfangreich ist, um ihn in öffentlichen Vorlesungen, die sich aller zwei oder drei Semester wiederholen, abhandeln zu können. Die Kunstgeschichte ist in der That das einzige Fach, das man auf deutschen Universitäten so geringschätzt, daß man es auch von solchen lehren läßt, die es nicht gelernt haben.

Dabei muß man bedenken, daß mehrere dieser Universitäten wertvolle

Kunstsammlungen haben, deren Verwaltung ein beschäftigter Professor nicht so nebenbei neben zahlreichen andern Pflichten übernehmen kann. So befindet sich (abgesehen von Göttingen, wo der Professor der Kunstgeschichte gleichzeitig eine Sammlung von 274 Gemälden und 14000 Kupferstichen und Handzeichnungen zu verwalten hat) in Tübingen die Koellische Gemäldesammlung, so haben die Universitäten Halle, Heidelberg und Erlangen Sammlungen von Handzeichnungen und Kupferstichen, Gießen eine kunstwissenschaftliche Sammlung (Gemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche, Gipsabgüsse und Altertümer), Würzburg das bekannte Wagnersche Kunstinstitut, eine Sammlung von 600 Gemälden, 40000 Kupferstichen und 14000 Handzeichnungen. In Kiel sind die Sammlungen des schleswig-holsteinischen Kunstvereins, das Museum vaterländischer Altertümer, das Thaulow-Museum wenigstens eng mit der Universität verbunden. Ich will die Frage aufwerfen, inwieweit alle diese Sammlungen, die schon rein nach der materiellen Seite hin einen beträchtlichen Wert haben, von Fachmännern verwaltet werden, inwieweit man sie vor allen Dingen durch Ausstellung, Benutzung in Übungen, Erläuterung der künstlerischen Technik, der Geschichte des Kupferstiches u. s. w. für den akademischen Unterricht nutzbar macht. Man klagt in Berlin über das Auseinanderfallen der Museums- und der Universitätsinteressen. Man könnte mit demselben Rechte darüber klagen, daß die Mittel, die an kleinern Universitäten vorhanden, seit Jahrzehnten vorhanden sind, nicht benutzt werden, damit den kunsthistorischen Nachwuchs zu schulen.

Und selbst von diesen Universitätssammlungen abgesehen, in wie vielen Universitätsstädten giebt es große staatliche Museen oder Provinzial- oder städtische Sammlungen, in wie vielen mittelalterliche Bauwerke, die sich als willkommenes Studienmaterial darbieten! Wie nahe bei den Universitäten liegen oft Kunststädte ersten Ranges, die zum Besuch und Studium einladen! Daß Städte wie Wien oder München mit ihren überreichen Sammlungen noch nicht einmal Ordinariate für Kunstgeschichte besitzen, erklärt sich, wie Schmarsow sagt, aus Akten teils „persönlichster Rancüne, teils konfessionellen Parteiinteresses." Aber was soll es heißen, wenn an einer Universität wie Heidelberg, wo das Schloß und die Miniaturen der Bibliothek und die Nähe von Mannheim und Karlsruhe und Worms und Speier und Bruchsal und Wimpfen den empfänglichen Studenten geradezu mit Gewalt auf die Kunst des Mittelalters und der Neuzeit hinweisen, keine besoldete Professur für Kunstgeschichte besteht? Was soll es heißen, wenn der Student von Erlangen eine Stadt wie Nürnberg vor den Thoren liegen hat und nicht einmal Gelegenheit findet, ein Kolleg über Nürnberger Kunst zu hören oder unter sachkundiger Führung Ausflüge nach Nürnberg oder Bamberg zu machen? Was soll man dazu sagen, wenn in Tübingen die Kunstschätze der benachbarten Hauptstadt und all die herrlichen Stätten der schwäbischen Kunst dem Studenten nicht in regelmäßigen Kursen und Ausflügen

vorgeführt werden, wenn dem Jenaer Studenten der Inhalt des Weimarer Museums und die Bauten von Erfurt, Bürgel, Naumburg u. s. w. ein Buch mit sieben Siegeln bleiben? Wahrlich, wo solche Zustände bestehen, thäte man besser, von einer Blüte des kunstgeschichtlichen Studiums auf unsern Universitäten nicht zu reden.

Wir wollen ja nicht undankbar sein und besonders anerkennen, was die preußische Regierung durch Schaffung einiger neuen Professuren und Bewilligung von Mitteln für kunsthistorische Apparate oder Nutzbarmachung älterer Sammlungen gethan hat; aber das Gesamtbild, das uns die Kunstgeschichte auf den deutschen Universitäten gegenwärtig bietet, ist keineswegs erfreulich.

Es handelt sich hier nicht um ein persönliches Interesse der Fachvertreter. Die Kunst ist für unser heutiges Leben nicht nur das überflüssige Spielzeug vornehmer Kreise. Sie ist vielmehr eine volkswirtschaftliche Macht, von deren Gedeihen die Zukunft unsers Handwerks, die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie, der Reichtum des deutschen Volkes zum großen Teile mit abhängt. Diese Macht kann sich aber nur entfalten, wenn sie einen gesunden Boden im Volke findet. Was nützen uns alle Museen, alle Fortbildungs- und Gewerbeschulen, alle Kunstakademien, wenn die Kunst nicht in der Volksschule, im Gymnasium und auf der Universität die richtige Pflege findet? Darüber wäre viel zu sagen, ich will mich hier aber auf die Universitäten beschränken. So lange es möglich ist, daß von den Studenten, den künftigen „Regierern des Volkes," von deren spätern Verhalten Wohl und Wehe der Kunst vorzugsweise abhängt, tausende alljährlich ins Leben treten, ohne nur eine Gelegenheit gefunden zu haben, etwas von Kunst zu erfahren, so lange ist es vergebliche Mühe, Ausstellungen zu veranstalten, Kunstvereine zu gründen, die monumentale Malerei zu pflegen und Denkmalkonkurrenzen zu veranstalten: eine nationale Kunst werden wir nimmermehr bekommen. Eine nationale Kunst läßt sich nicht von oben herab machen, sie setzt ein gemeinsames künstlerisches Empfinden des ganzen Volkes, besonders seiner höhern Stände, voraus. Ein solches aber ist bis auf diesen Tag nicht vorhanden.

Ich komme nun zu der Methode des kunstgeschichtlichen Unterrichts. Hier gilt es, einige Vorfragen zu erledigen. Wie groß ist überhaupt der Bedarf an wissenschaftlich gebildeten Kunsthistorikern in Deutschland, und welche Studenten hören überhaupt Kunstgeschichte? Von den kunstgeschichtlichen Professuren an den Universitäten des deutschen Reiches sind höchstens fünf derart besoldet, daß sie eine Familie (wenn auch knapp) ernähren können. Die übrigen sind mit einem Gehalt verbunden, der etwa dem Anfangsgehalt von Lehrern oder Amtsrichtern entspricht. Dazu kommen dann allerdings die Professuren an Polytechniken und Kunstakademien, die etwas besser gestellt sind. Aber auch sie belaufen sich nur auf etwa zehn. Unter diesen Umständen ist die Aussicht auf eine Stelle mit auskömmlichem Gehalt in der akademischen Laufbahn so gering, daß man Studenten,

die nicht gradezu reich sind, mit gutem Gewissen nicht ermuntern kann, sich ihr zu widmen. So bleibt also die Museumslaufbahn. Direktorstellen an deutschen Museen, die in den Händen von Kunsthistorikern wären und ihren Mann ernährten, giebt es meiner Berechnung nach höchstens fünfzehn. Dazu die entsprechenden Assistentenstellen, die im Gehalt etwa den außerordentlichen Professuren gleichstehen, die aber wenigstens den Vorzug haben, daß ihre Inhaber allmählich in höhere Gehaltsstufen aufrücken. Wenn man aber bedenkt, daß die Direktorstellen fast durchweg in den Händen jüngerer Leute sind, und daß die Zahl der Assistenten, die bei einer etwaigen Erledigung an erster Stelle in Betracht kommen würden, ziemlich groß ist, so wird man auch die Museumslaufbahn gegenwärtig als durchaus ungünstig bezeichnen müssen.

Da dem aber so ist, so liegt es auf der Hand, daß, wenn in Deutschland jährlich auch nur ein einziger Spezialist für Kunstgeschichte sein Examen macht und in die Praxis eintritt, der Bedarf an Kunsthistorikern auf Jahre hinaus vollkommen gedeckt sein muß. Das ist offenbar die Ansicht von Dobbert, wenn er sagt: „Wenn es uns darauf ankäme, eine genügende Anzahl von Kunsthistorikern auszubilden, so könnte allenfalls eine Landesuniversität, an der das Fach ausgiebig vertreten wäre, genügen.“*) Und in demselben Sinne sagt Dehio: „Hätte der Kunsthistoriker seine einzige oder auch nur vornehmste Aufgabe wirklich darin zu suchen, daß er wieder Kunsthistoriker heranzieht, dann wäre er an der Mehrzahl unsrer Universitäten zweifellos vom Überfluß.“**) Derartige Erwägungen haben mich längst veranlaßt, solchen Studenten, die die Absicht aussprachen, sich der Kunstgeschichte zu widmen, lebhaft davon abzuraten, und ich setze nach den angeführten Äußerungen und nach einigen Bemerkungen von Kraus, Grimm und Schmarsow voraus, daß meine Kollegen an andern Universitäten dasselbe thun. Nur wo ausgesprochne Begabung und außerdem wirklicher Reichtum vorhanden ist, würde ich mich berechtigt glauben, zur Ergreifung eines Brotfaches zu raten, das so wenig Aussicht für die Zukunft bietet. Wie sehr war ich nun überrascht, die Worte Bodes zu lesen: „So werden jährlich Dutzende von Spezialisten auf unsern Universitäten in Kunstgeschichte großgezogen, von denen kaum für den zehnten Teil eine Verwendung im praktischen Leben vorhanden ist.“ Woher diese „Dutzende“ kommen sollen, ist mir vollständig unklar. Ich wenigstens habe eigentliche Spezialisten überhaupt noch nicht gehabt, abgesehen von wenigen Germanisten, die sich im Hinblick auf eine besondre Museumslaufbahn den deutschen Altertümern widmeten und nebenbei auch Kunstgeschichte hörten. Kunsthistorische Doktordissertationen sind in größerer Zahl, soviel ich weiß, nur in Leipzig erschienen. Und was sonst etwa in Straßburg oder Breslau in dieser Richtung geschieht, kann doch in keiner Weise als gefahrdrohend bezeichnet werden.

*) Dobbert, Die Kunstgeschichte als Wissenschaft und Lehrgegenstand. Berlin, 1886, S. 9

**) Preußische Jahrbücher. 1887, S. 284.

Immerhin wird die Warnung Bodes in einer Beziehung sehr heilsam sein. Sie wird nämlich zu der Frage anregen: Sollte es nicht besser sein, die Heranbildung von Spezialisten ganz auf Berlin zu beschränken? Ich meinesteils würde jetzt, seitdem Springer todt ist, jeden Spezialisten der sich etwa hierher verirren oder sich hier für das Fach entscheiden sollte, höchstens drei Semester festhalten, dann aber nach Berlin schicken. Nicht nur weil Berlin die meiste künstlerische Anregung (neben München) bietet, sondern auch weil sich dort die besten Kunstkenner befinden, und eine persönliche Verbindung mit diesen die Vorbedingung für den Eintritt in die Museumslaufbahn ist. Denn bei der großen Verantwortlichkeit der Museumslaufbahn ist es durchaus begreiflich, daß die Abteilungsdirektoren des Berliner Museums nur solche junge Leute zu Hilfsarbeitern und Assistenten annehmen, die sie schon persönlich kennen, und ebenso begreiflich ist es, daß die Direktorstellen sämmtlicher deutschen Provinzialmuseen nur mit Assistenten des Berliner Museums besetzt werden. Da nun auch für den künftigen Dozenten ein längerer Aufenthalt in Berlin ganz unbedingt notwendig ist, so scheint mir der natürliche Studiengang eines Kunsthistorikers der zu sein, daß er seine ersten Semester an einer kleinern Universität (auch in Leipzig oder München) zurücklegt, die letzten aber in Berlin, daß er dann auf Reisen geht und nach Beendigung der Reisen entweder als Hilfsarbeiter ins Museum eintritt oder sich an einer Universität habilitirt. Es wird also, wie ich meine, das nächste Ziel sein, in Berlin die enge Verbindung zwischen Museum und Universität herzustellen, die bis jetzt, wie es scheint, nicht vorhanden gewesen ist, und dann Berlin ganz offiziell für die Universität zu erklären, wo die später in den Staatsdienst eintretenden Kunsthistoriker ihre Studien zu beendigen haben. Der Nutzen dieser Anordnung würde ein dreifacher sein. Erstens würde der Vertreter der Kunstgeschichte in Berlin den Vorteil haben, mit einem gut vorgebildeten Material von Studenten arbeiten und an diesen Kern von Zuhörern streng wissenschaftliche Anforderungen stellen zu können. Zweitens würde den Abteilungsdirektoren der Berliner Museen Gelegenheit geboten sein, in besondern Kursen (wie auch Schmarsow will) den jungen kunsthistorischen Nachwuchs zu der Kennerschaft auszubilden, die ein Universität niemals bieten kann, und dabei gleichzeitig die jungen Leute genügend kennen zu lernen, um aus ihnen die geeigneten Kräfte für den Museumsdienst auszuwählen. Drittens würde der Vertreter der Kunstgeschichte an der kleinern Universität Veranlassung finden, seine Lehraufgabe viel klarer zu erfassen, als es bisher geschehen ist, wo die Verhältnisse so unsicher waren. Und das ist es, worauf es mir hier vor allem ankommt.

Zunächst würden die wenigen Spezialisten, die ihre ersten Semester an kleinen Universitäten zubrächten, sich hier die propädeutische Vorbildung anzueignen haben, ohne die ein Studium der Kunstgeschichte unmöglich ist. Sie würden also vor allen Dingen Vorlesungen über Philosophie, Litteraturgeschichte

(deutsch), Geschichte und Archäologie zu hören haben, die sie an kleinen Universitäten ebensogut, zum Teil besser als in Berlin hören können. Sie würden ferner an den Übungen in Geschichts- und Hilfswissenschaften, sowie in Archäologie teilzunehmen haben, deren sie zu einer strengen methodischen Schulung bedürfen. Sie würden endlich die kunsthistorischen Vorlesungen und Übungen mitmachen und sich dadurch auf den abschließenden Kursus in Berlin vorbereiten. Ergiebt sich schon hieraus für den Vertreter der Kunstgeschichte an solchen Universitäten eine ganz bestimmte Aufgabe, so wird diese noch genauer umgrenzt durch die Thatsache, daß es seine Pflicht ist, in möglichst weiten Kreisen der Studentenschaft Freude an der Kunst und Verständnis für sie zu verbreiten.

Wie setzt sich denn, fragen wir, ein kunsthistorisches Auditorium an einer solchen Universität zusammen? In einem vierstündigen Privatkolleg über europäische Kunstgeschichte vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert hatte ich im Wintersemester 1888/89 zwölf Zuhörer. Darunter waren fünf Philologen, zwei Juristen (einer davon Referndar), ein Historiker, ein Theologe, ein Kameralist, ein Philosoph, ein Kunsthistoriker (oder Germanist). In einem zweistündigen Privatkolleg über Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts hatte ich im Sommersemester 1889 21 Zuhörer, darunter zehn Philologen, vier Theologen, drei Juristen, zwei Historiker, einen Philosophen, einen Kunsthistoriker (Germanist). Ein einstündiges öffentliches Kolleg über Rembrandt und seine Zeit, das ich im Sommer dieses Jahres las, war von 70 Hörern besucht. Darunter waren: 23 Theologen, zwölf Juristen, acht Mediziner, sechs Philologen, sechs Historiker, vier Neuphilologen, vier Pharmazeuten, drei Kameralisten, ein Naturwissenschafter, ein Mathematiker, ein Kunsthistoriker, ein Offizier. Übungen über Rembrandts Radirungen machten gleichzeitig sechs mit, zwei Historiker, ein Theolog, ein Mediziner, ein Kameralist, ein Philologe.

Daraus geht hervor — und das wird wohl auch für Bonn, Straßburg, Königsberg, Breslau gelten —, daß schon jetzt an den Provinzialuniversitäten die Zahl der Spezialisten ganz zurücktritt hinter der Zahl der Studenten aller Fakultäten, die kunsthistorische Vorlesungen nur der allgemeinen Bildung halber hören. Wie viel mehr wird das der Fall sein, wenn später Berlin die eigentliche Universität für kunsthistorische Spezialitäten sein wird! Da erhebt sich nun die Frage: soll der Professor der Kunstgeschichte an einer solchen Universität wirklich seine Vorlesungen in der strengen wissenschaftlichen Weise halten, wie es z. B. der Professor der Philologie oder Geschichte thut, und wie es Schmarsow, offenbar im Hinblick auf Berlin oder München, auch für den Kunsthistoriker fordert? Ist es überhaupt möglich, an einer solchen Universität Vorlesungen über kunsthistorische Quellen und über Methode der kunstwissenschaftlichen Forschung, über die Geschichte der Kunstwissenschaft zu lesen, die vielleicht für den einen Spezialisten (wenn es überhaupt einen giebt) ein gewisses Interesse bieten mögen, den übrigen Hörern aber vollkommen gleichgiltig sein müssen?

Ist es überhaupt denkbar, in den Übungen, die hier notorisch auch nur des allgemeinen Interesses wegen mitgemacht werden, die Studenten in derselben strengen Weise in Anspruch zu nehmen, wie es der Historiker oder Philologe in seinen Übungen thut? Kann man von den Teilnehmern solcher Übungen verlangen, daß sie neben den historischen und archäologischen Übungen, an denen sie auf jeden Fall selbstthätig teilnehmen müssen, schriftliche Arbeiten über kritische Fragen der Kunstgeschichte einliefern, Arbeiten, zu denen sie überhaupt erst gegen das Ende des Studiums befähigt sein werden? Ich glaube, diese Fragen beantworten sich von selbst.

Vor allen Dingen wird es sich für den Professor der Kunstgeschichte an einer solchen Universität darum handeln: was kann ich bei meinen Zuhörern voraussetzen? Ich antworte: nichts! Wer auch nur ein paar Semester Kunstgeschichte gelesen und Übungen gehalten hat, der weiß, daß der Gymnasialabiturient von heutzutage für Kunst nichts, rein gar nichts mitbringt. Er hat nicht zeichnen lernen, denn in den obern Klassen des Gymnasiums war der Zeichenunterricht nicht obligatorisch, und in den untern Klassen wurde er so mechanisch geisttötend betrieben, daß es keinem Menschen einfiel, ihn später noch freiwillig zu besuchen. Er hat in der Geschichtsstunde nichts von Kunst erfahren, denn der Geschichtslehrer, der ihn unterrichtete, wußte selbst nichts davon. Er hat keine Sammlung von Gipsabgüssen und Photographien zu sehen bekommen, denn das Gymnasium, das er besuchte, hatte keine. Er hat vielleicht auch keine äußern Anregungen künstlerischer Art gehabt, denn die Stadt, wo er erzogen worden ist, hatte kein Museum und keine mittelalterlichen Bauwerke. Wo soll da — ich will nicht einmal sagen Kunstverständnis — sondern überhaupt ein Begriff von Kunst herkommen? Damit, daß man die Schüler jahrelang Dreiecke und Vierecke zeichnen läßt, statt ihnen einfache Naturgegenstände oder Modelle von solchen vorzulegen, dadurch, daß man sie Namen und Zahlen aus den kunsthistorischen Abschnitten der Weberschen Weltgeschichte auswendig lernen läßt, dadurch daß man mit ihnen (ohne Anschauungsmaterial, ohne Kritik!) Lessings Laokoon liest und ihnen (unter der Autorität und mit der dialektischen Überlegenheit Lessings) ästhetische Anschauungen beibringt, die seit Jahrzehnten abgethan und tot sind, erzieht man keine Liebe zur Kunst und kein Verständnis dafür. Man wundert sich vielleicht hie und da über den geringen Besuch der kunstgeschichtlichen Vorlesungen an den Universitäten; man sollte sich lieber darüber wundern, daß es unter solchen Umständen, bei einer solchen Vorbildung, überhaupt noch Studenten giebt, die sich für Kunst interessiren. Ich bin ein Freund des Gymnasiums und ein Freund der humanistischen Bildung, aber ich verkenne auch nicht die Schwächen des bisherigen Gymnasialunterrichts. Nicht zufällig sind es außer den Medizinern und Naturforschern und Technikern gerade die Archäologen und Kunsthistoriker, die über mangelhafte Vorbildung auf den Gymnasien klagen. Wer die Erfahrung gemacht hat, wie schwer es ist, die

Hörer kunstgeschichtlicher Vorlesungen immer wieder von dem gesprochnen Worte zum Bilde hinzulenken, wie man sie geradezu zwingen muß, die Feder wegzulegen und aufzublicken, wenn man eine Abbildung vorlegt, wie wenig sie imstande sind, ein Bild zu beschreiben, rasch das Wesentliche eines Kunstwerks aufzufassen, so möchte man wirklich unsern Gymnasiallehrern zurufen: erzieht eure Schüler weniger zum Lesen und Schreiben und Denken als zum Sehen! Lehrt sie nicht etwa Kunstgeschichte, denn darauf kommt es nicht an, aber lehrt sie ihre Sinne gebrauchen, vor allen Dingen den vornehmsten Sinn, das Auge!

Und diese Unfähigkeit, zu sehen, wird im Verlaufe der Studienzeit nicht geringer, sondern immer größer. In Göttingen, wo die spätern Semester überwiegen und dementsprechend auch die Privatvorlesungen über Kunstgeschichte meist von ältern Studenten besucht werden, kann ich das deutlich beobachten. Kommt doch die Mehrzahl der Zuhörer nicht aus den medizinischen und naturwissenschaftlichen Kreisen, sondern aus den philologischen, historischen und theologischen. Diese aber sind durch ihr Fach auf lesen und schreiben, nicht auf sehen und beobachten hingewiesen. Und das ist für die Kunstgeschichte sehr schlimm. Denn sie gehört ihrer Natur nach fast mehr den naturwissenschaftlichen als den historischen Fächern an. Auch sie schöpft wie die Naturwissenschaft ihren Stoff nicht in erster Linie aus Büchern und Urkunden, sondern aus sichtbaren Objekten, aus Kunstwerken. Und auch diese Objekte wollen genau untersucht, verglichen, geordnet sein. Wie ist das aber möglich ohne die Erziehung zur Anschauung?*)

Die erste Bedingung für eine solche Erziehung ist natürlich an der Universität das Vorhandensein eines kunstgeschichtlichen Apparates von Photographien, Kupferstichen, Holzschnitten, Lithographien u. s. w. Grimm freilich ist hierüber andrer Ansicht: „Ohne Vorlagen! Alle Werke nur in Beschreibungen sichtbar. Gezeigt kann da überhaupt nichts werden. Photographien würden den Anfänger eher verwirren als ihm klarmachen, worauf es ankommt.“ Grimm hat hierbei nur die allgemeinen einleitenden Vorlesungen im Auge und mag dabei an die Schwierigkeit gedacht haben, die es macht, bei einem größern Auditorium die Blätter während des Vortrages herumzugeben. Aber folgt daraus, daß man eines solchen Apparates nicht bedarf, daß man die einzelnen Blätter nicht irgendwie an den Wänden des Auditoriums aufhängen kann, damit der Student sie unmittelbar vor und nach der Vorlesung genauer betrachte? In der That ist es unbegreiflich, daß Universitäten von der Bedeutung Berlins und Münchens noch heutzutage keinen kunsthistorischen Apparat von genügender Vollständigkeit besitzen, der eben nur für Zwecke der Universität vorhanden wäre. Als ob die öffentlichen Museen eine solche Sammlung ersetzen könnten! Als ob man z. B. die Geschichte der italienischen Malerei, die ja vorwiegend Ge-

*) H. v. Brunn, Archäologie und Anschauung. München, 1885.

schichte der Wandmalerei ist, in einer Gemäldegalerie lehren, als ob man Übungen über Kupferstichkunde in einer öffentlichen Kupferstichsammlung halten könnte, wo es nicht möglich ist, die einzelnen Blätter nach Belieben nebeneinander zu legen und zu vergleichen! Nein, die Anschauung muß mit dem Worte unmittelbar verbunden sein. Einzelne Kunstwerke erkläre man in den Museen, eine Geschichte der Kunst gebe man nur im Hörsaale, wo man auf jede Abbildung eines Werkes, das man erwähnt und beschreibt, den Finger legen kann.

Aber mit der Anschaffung eines solchen Apparates ist es nicht gethan. Es kommt auch darauf an, ihn in der richtigen Weise nutzbar zu machen. Wenn nun der Abiturient thatsächlich nichts von Kunstanschauung mitbringt, was folgt daraus für den Dozenten der Kunstgeschichte? Daß ihm vor allen Dingen die Pflicht erwächst, diese Lücke, die die Gymnasialbildung gelassen hat, auszufüllen. Natürlich kann er nicht selber Zeichenunterricht geben. Dazu ist an vielen Universitäten (z. B. Bonn, Göttingen, Marburg, Kiel, Halle, Heidelberg, Tübingen, Erlangen) ein besondrer Zeichenlehrer angestellt. Ob die auf diesen Universitäten angekündigten Kurse im Zeichnen und Malen besucht werden, ist mir nicht bekannt. Nach dem, was ich über die Gymnasien gesagt habe, kann es nur in sehr geringem Grade der Fall sein. In Göttingen ist der Zeichenlehrer vorwiegend naturwissenschaftlicher Zeichner und als solcher den Medizinern und Naturforschern unentbehrlich. An andern Universitäten ist eine engere Verbindung des Zeichenunterrichts mit der Archäologie und Kunstgeschichte hergestellt, was natürlich im Interesse der Kunstgeschichte in hohem Grade erwünscht ist. Auf jeden Fall sollte eher eine Vermehrung als eine Verminderung dieser Stellen angestrebt werden.

Was der Professor der Kunstgeschichte thun kann, ist vor allen Dingen ein theoretische Einführung in die Kunst. Er wird zu diesem Zweck in systematischer Darstellung die einzelnen Künste, Kunsthandwerk, Architektur, Malerei und Plastik schildern. Er wird dabei vom Allerelementarsten ausgehen, von dem Material, den Instrumenten, der Technik. Wie eine Porzellanfigur, ein Gewölbe, ein Kupferstich, ein Bronzeguß zustande kommt, das muß der Student doch ohne Zweifel wissen, ehe er von der Geschichte des Porzellans, von der Geschichte der Kirchenbaukunst, von der Geschichte der Malerei oder Plastik etwas erfährt. Und darüber wird man ihn am besten in systematischer Darstellung unterrichten, weil nur in dieser Form das Zusammengehörige auch wirklich zusammen behandelt werden kann. So wird man also z. B. in der Malerei vom Zeichnen ausgehen, die verschiedenen Zeicheninstrumente, den Zeichengrund, die Technik schildern. Dann wird man übergehen zu den Gesetzen der Zeichenkunst, Perspektive und Schattenlehre. Bei dieser Gelegenheit wird das Wesen der Projektionslehre, der darstellenden Geometrie u. s. w. zu besprechen sein, Dinge, die ja eigentlich auf das Gymnasium gehörten, deren Kenntnis aber der Abiturient thatsächlich nicht von dort mitbringt. Erst wer

die Gesetze der Perspektive (wenigstens in ihren Grundzügen) kennt, wird den Unterschied der mittelalterlichen und der Renaissancemalerei verstehen, wird Künstler wie Brunelleschi, Alberti, Leonardo würdigen können. Ohne diese Kenntnis wird alles, was er von ihnen zu wissen glaubt, Phrase sein. Dann wird der Übergang zur Malerei gemacht werden. Wieder beginnt man mit der Technik, erläutert den Unterschied von Aquarell- und Öl- und Freskomalerei u. s. w. und geht dann zur Farbenlehre über. Dann ist man soweit, die stilistischen Fragen der Malerei besprechen zu können, Komposition, Gewandung, Ausdruck, Bewegung, Kolorit, Licht, Luft u. dergl., alles das natürlich unter fortwährendem Vorweisen guter Originale oder Abbildungen oder Modelle. Nachdem man dann in ähnlicher Weise die Plastik geschildert hat, geht man zu den höhern ästhetischen Fragen über, bespricht das Wesen des Idealismus und Realismus, das Verhältnis der Kunst zur Natur, den Begriff Stil, die Grenzen zwischen den einzelnen Künsten und zwischen ihnen und der Poesie, die Fragen nach der Form und dem Inhalt, nach dem Wesen des ästhetischen Genusses, nach dem Begriff des Schönen und Charakteristischen. So ist man unwillkürlich in die Ästhetik hineingekommen, freilich in keine deduktive Ästhetik, wie sie frühere Philosophen versucht haben, sondern eine Ästhetik „von unten herauf," eine Ästhetik auf solider technischer Grundlage. Ebenso beginnt man in der Architektur und dem Kunstgewerbe mit dem Elementarsten und steigt allmählich zum Schwierigern empor. Inwieweit man sich dann in einer besondern Vorlesung auf eine Geschichte der ästhetischen Theorien von diesem so gewonnenen Standpunkt aus einlassen will, das hängt von dem persönlichen Belieben und von den örtlichen Verhältnissen der betreffenden Universität ab. Derartige technisch-ästhetische Vorlesungen halte ich in Göttingen seit 1887; aus den Bemerkungen Schmarsows entnehme ich, daß sie auch in Breslau gehalten werden. Außerdem finde ich sie noch in Prag (A. Schultz) angekündigt. Ästhetische Vorlesungen scheinen sonst von eigentlichen Kunsthistorikern nur Justi in Bonn und Wölfflin in München zu halten. Daß ein Kunsthistoriker derartige Fragen immer auf Grund der historischen Kunstentwicklung und mit besondrer Beziehung auf sie behandeln wird, ist selbstverständlich.

Daneben würden dann die eigentlichen historischen Vorlesungen stehen. Aus dem, was ich über den Besuch der kunstgeschichtlichen Vorlesungen gesagt habe, geht hervor, daß sie an kleinern Universitäten möglichst große Zeiträume umspannen sollten. In frühern Zeiten konnte man in dem Lektionsverzeichnis wohl lesen: Geschichte und Ästhetik der bildenden Künste vierstündig oder Geschichte der bildenden Künste von Konstantin dem Großen bis auf die Gegenwart vierstündig oder dreistündig. Heutzutage wird man unter dem Namen der speziellen Kunsthistoriker derartige Titel fast gar nicht mehr finden. Der eine liest Geschichte der altchristlichen Kunst, der andre Geschichte des christlichen Kirchenbaues, der dritte Geschichte der holländischen Malerei des

siebzehnten Jahrhunderts, der vierte Geschichte der italienischen Frührenaissance, der fünfte Geschichte des Kupferstichs und Holzschnitts. Alle diese Vorlesungen haben ihre gute Berechtigung in Berlin oder Wien oder München, wo die Zahl der Studenten überhaupt groß ist und sich außerdem immer einige Spezialisten finden werden. Aber an kleinern Universitäten? Es ist ja berechtigt, daß ein junger Dozent, um sich selbst erst in die verschiedenen Gebiete einzuarbeiten, solche begrenzte Themata wählt, und ich gestehe, daß ich das auch gethan habe. Aber damit soll es auch genug sein. Glaubt man etwa mit solchen Spezialschilderungen dem Bedürfnis strebsamer Studenten aus allen Fakultäten entgegenzukommen? Wie viele Nichtkunsthistoriker sind es denn, die neben ihren Studien die Zeit haben, einen kunstgeschichtlichen Kursus von vollen sechs Semestern durchzuhören? Ich habe deren bis jetzt wenige gefunden. Und wenn auch hie und da einer vorkommt, berechnen muß man die Vorlesungen nicht auf diese wenigen, sondern auf die große Menge der übrigen. Und da ist es doch klar: diese will nicht Bruchstücke der Kunstgeschichte, sondern die ganze Geschichte der Kunst. Sie will nicht eine Aufzählung von Künstlern zweiten Ranges, sondern eine Charakteristik der Kunstmeister. Sie will nicht eine verwirrende Fülle einzelner Kunstwerke, sondern eine Schilderung der Stilarten und Perioden. Es wird also vor allen Dingen notwendig sein, in einem vierstündigen Kolleg die ganze Kunstgeschichte vom Beginn unsrer Zeitrechnung bis in unser Jahrhundert hinein in übersichtlicher Weise zu behandeln. Weit entfernt, eine solche Übersicht nur für die höhern Semester zu wünschen, möchten wir sie im Gegenteil gerade für den Beginn des Studiums empfehlen. Natürlich kann man sich bei einer solchen Behandlung nicht mit Einzelheiten aufhalten. Selbst bedeutenden Künstlern wie Giotto kann man da nicht, wie neuerdings gesagt worden ist, vier Stunden widmen, sondern höchstens eine oder zwei. Das mag den kunsthistorischen Spezialisten noch so peinlich sein, sie mögen sich noch so sehr dagegen sträuben, es hilft nichts, der pädagogische Gesichtspunkt geht über die persönliche Liebhaberei des Lehrers.

Noch ein Wort sei über die Art der Behandlung gestattet. Wenn die technisch-künstlerischen Fragen in einem besondern Kolleg abgehandelt werden, so bleibt in dem historischen Kolleg natürlich der ganze Raum für die historische Schilderung übrig. Wie diese aufzufassen sei, darüber herrscht, wie es scheint, noch keine vollständige Übereinstimmung. Die Ältern betonen, obwohl sie eine technisch-ästhetische Einführung in der Regel nicht geben, die kulturhistorische Seite, einige von den Jüngern möchten die Entwicklung der Formen, also das eigentlich Künstlerische, in den Vordergrund stellen. Ich glaube, die Entscheidung ergiebt sich aus einfacher pädagogischer Erwägung. Schon die Unmöglichkeit, in einem zusammenfassenden Kolleg die einzelnen Abbildungen, die vorgelegt werden müssen, genau zu beschreiben und stilistisch zu kritisiren, weist mehr auf die kulturhistorische Behandlung hin. Daß man Kunstgeschichte nicht ohne

Literaturgeschichte, Kirchengeschichte, Sittengeschichte, Wirtschaftsgeschichte verstehen kann, darüber sind auch die jüngern Kunstforscher einig. Nun ist es aber doch klar, daß alle diese Gebiete dem Studenten teils infolge seiner Gymnasialvorbildung, teils vermöge seiner übrigen Universitätsstudien viel geläufiger sind als die Kunstgeschichte. Es entspricht nur der alten pädagogischen Wahrheit, daß man beim Unterricht vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten muß, wenn man den Zuhörer von diesen benachbarten Gebieten aus in die Kunst hineinzuführen sucht. Kraus will dabei vorzüglich die Theologen, die künftigen Verwalter mittelalterlicher Baudenkmäler ins Auge gefaßt, Dobbert mehr auf die künftigen Lehrer Rücksicht genommen wissen. Dehio betont vor allen Dingen den Anschluß an die Geschichte. Sie alle haben ja in ihrer Art Recht. Aber das Wahre liegt nicht in der einen Richtung allein. Wenn wirklich alle Fakultäten in einem kunstgeschichtlichen Auditorium vertreten sind, sollte es da nicht das Richtige sein, die Vorlesung auch auf alle Fakultäten zu berechnen? Sollte es nicht unsre Pflicht sein, überall die Fäden aufzuzeigen, die von den verschiednen Fächern der universitas literarum zur Kunstgeschichte hinüberführen? So wird man ohne Zweifel den Theologen das Wesen des altchristlichen Bilderkreises durch den Hinweis auf die Sterbegebete der ältesten Christen bedeutend näher bringen, als wenn man die altchristlichen Sarkophage nur nach ihrer formalen Seite hin mit den altrömischen vergleicht. So wird der Germanist Dürers „Ritter trotz Tod und Teufel" ohne Zweifel besser verstehen, wenn man ihn (mit Grimm) auf den miles Christianus des Erasmus hinweist, als wenn man die Formen seines Pferdes aus denen des Colleoni-Pferdes ableitet. So wird der Idealismus des Cinquecento klassischen Philologen durch eine Erinnerung an Platos Ideenlehre und ihre Bedeutung für Italien ohne Zweifel bedeutend klarer werden als durch eine Vergleichung des rafaelischen Faltenwurfes mit dem Peruginos. Und sollte nicht der Mathematiker Brunellesco und Leonardo durch die Parallelerscheinungen Paolo Toscanelli und Luca Pacioli, der Anatom die Anatomie Rembrandts durch den Hinweis auf die Bedeutung Amsterdams für die Geschichte der Anatomie besser würdigen lernen, als durch allerlei Redensarten über Realismus und Helldunkel, sollte nicht Giotto wirklich (wie Grimm will) am besten aus Dante, Carstens aus Winckelmann abgeleitet werden? Ich meine, die ältern Kunsthistoriker wie Springer, Grimm, Hettner, Burkhardt, Justi u. a. haben uns doch in ihren Schriften manches leuchtende Vorbild in dieser Beziehung gegeben. Und wenn man Springers Bilder aus der neuern Kunstgeschichte, Hettners italienische Studien, Grimms Michelangelo und Justis Velazquez liest und diese Werke mit neuern Schriften vergleicht, in denen die formale Seite der Kunst in den Vordergrund gestellt wird, so gehört doch wahrlich nur wenig pädagogische Erfahrung dazu, einzusehen, auf welcher Seite der akademische Unterricht seine Vorbilder zu suchen hat. Und wenn die Ältern in ihren Vorlesungen den kulturhistorischen Gesichtspunkt vor allem be-

tonten, zeigen nicht die Thatsachen nämlich ihre akademischen Erfolge, daß sie damit im Rechte waren? Wo ist der jüngere Kunsthistoriker, dessen Zuhörerzahl sich mit Springers oder Grimms oder Burkhardts messen könnte? Wir wollen dieses Kapitel nicht aufschlagen, denn es würde manches enthalten, was uns unangenehm ist. Ich glaube nicht, daß bei einer solchen Auffassung die Kunst zurückzutreten braucht. Im Gegenteil, sie soll natürlich die Hauptsache bleiben, Kern und Zentrum der Darstellung sein. Aber wir sollen uns diesem Zentrum, wie Dehio richtig sagt, von der Peripherie aus nähern, und wir sollen uns nicht mit ausführlichen Beschreibungen und ästhetischen Reflexionen aufhalten, wo der Gang der historischen Darstellung unaufhaltsam vorwärts drängt.

Wenn die zusammenfassenden Privatvorlesungen zu wenig Gelegenheit bieten, bei dem einzelnen zu verweilen, so soll dies in den öffentlichen Vorlesungen und Übungen nachgeholt werden. Die öffentlichen Vorlesungen werden sich natürlich auf einzelne bedeutende Künstler beziehen, die in der allgemeinen Übersicht nicht ihrer Bedeutung entsprechend behandelt werden können. Hier kommen in erster Linie in Betracht: Dürer, Rembrandt, Michelangelo und Rafael, in zweiter Holbein, Rubens, Leonardo, Velazquez und Murillo. In diesen Vorlesungen kann man zwei Zwecke mit einander verbinden: erstens einem weitern Kreise eine lebendige Anschauung von der Bedeutung dieser Männer vermitteln, dann aber denen, die sich etwa später der Kunstgeschichte widmen möchten, einen Einblick in die kunsthistorische Methode geben. Hier kann man sich vollständig gehen lassen. Man gebe die Quellen und die Literatur ausführlich an, man behandle wichtigere chronologische oder kunsthistorische Streitfragen, man bespreche ausführlich alle wichtigeren Werke, zitire Briefe und sonstige Äußerungen. Man kann dabei noch so sehr ins einzelne eingehen, man wird doch immer Zuhörer behalten, weil es öffentliche Vorlesungen sind und die Namen der großen Meister ziehen.

Endlich die Übungen, die Schmarsow mit Recht als besonders wichtig hingestellt hat. Ob man sie seminaristisch nennen will oder nicht, thut nichts zur Sache. Das einzige, worauf es ankommt, ist, daß man hier das mitzuteilen sucht, was in den Vorlesungen allein nicht mitgeteilt werden kann. Am besten wird man thun, sie an die Vorlesungen anzuknüpfen und den Zutritt nur den Hörern der Privatvorlesungen zu gestatten. Hier lasse man die in den Vorlesungen nur ausgehängten und kurz erwähnten Abbildungen herumgehen, beschreiben und vergleichen. Hier lasse man die Typen des christlichen Bilderkreises erklären, ähnlich wie es die Archäologen mit denen des antiken Bilderkreises thun. Hier lasse man die Kupferstiche Dürers, die Zeichnungen Rafaels, die Radirungen Rembrandts beschreiben, deuten und beurteilen. Bilder, Zeichnungen und Kupferstiche, die sich in den Universitätssammlungen befinden, können hier vorgelegt und nach Technik, Zeit und Meister bestimmt werden. Hier lese man Leonardos Malerbuch, Dürers Briefe und Tagebücher, Vasaris

Leben Rafaels, Condivis Leben Michelangelos, Hoogstraetens Einleitung in die Malerei, Diderots Essays sur la peinture, Lessings Laokoon (um ihn kritisch zu widerlegen), Sempers Stil u. dgl. Und an die Übungen knüpfe man Exkursionen an, um die Galerien benachbarter Städte kennen zu lernen und die Kunstdenkmäler der Umgebung nach den neuern Inventarisationen aufzusuchen. Auch hier wird man reichen Zuspruch haben, wenn man nur die allgemein interessanten Gesichtspunkte herauszuheben und die Einzelheiten der kunstgeschichtlichen Forschung zu unterdrücken weiß.

Ob alles das so nebenbei von einem Professor der Geschichte, Archäologie oder Philosophie geleistet werden kann, will ich dahingestellt sein lassen. Ich glaube, die meisten, die man dabei im Auge haben könnte, würden sich aufs schönste für eine solche Zumutung bedanken. Und doch geht alles das noch keineswegs über die Grenze dessen hinaus, was man den Hörern aus allen Fakultäten bieten kann. Denn sonst würden Übungen und Ausflüge nicht so besucht werden, wie es jetzt der Fall ist.

Noch mit einem Worte will ich auf die nationale Frage eingehen. Dehio will die deutsche Kunst in den Mittelpunkt der Lehrthätigkeit rücken, Schmarsow, ohne deren Bedeutung zu verkennen, der italienischen eine größere Wichtigkeit beimessen. Beide haben in gewisser Weise Recht. Wo es vor allem auf methodische Schulung angehender Kunsthistoriker ankommt, also in Berlin, München und Wien, wird stets die italienische Kunst den Vorrang behaupten. Denn nur Italien hat seinen Vasari, seine Gaye, Rumohr, Crowe und Cavalcaselle, Morelli. Wo aber die Kunstgeschichte in erster Linie ein allgemein bildendes Fach sein soll, da wird die deutsche (und niederländische) Kunst im Vordergrunde des Interesses stehen. Nicht weil sie höher stünde als die italienische, sondern weil es unsere Kunst ist. Wir sind wohl das einzige Volk Europas, dem man das sagen muß. Und man muß es ihm immer und immer wieder sagen. Und besonders der Kunsthistoriker muß es ihm sagen. Ich halte es für eine der heiligsten Aufgaben des Professors der Kunstgeschichte, seinen Zuhörern das Wesen der deutschen Kunst in ihrer Eigenart recht klar und eindringlich vor Augen zu stellen. Und zwar nicht nur in der deutschen Kunstgeschichte. Ebenso wie der Schüler auch in der lateinischen, griechischen und französischen Stunde vor allen Dingen seine eigne Muttersprache lernen soll, ebenso soll der Student auch in der italienischen, französischen und spanischen Kunstgeschichte immer und immer wieder auf die eigentümliche Bedeutung und Schönheit der deutschen Kunst hingewiesen werden. Denn nur auf diesem Wege werden wir dazu kommen, auch für unsre moderne deutsche Kunst die richtigen Wege zu finden.

Und das ist der letzte Punkt, den ich hier berühren will. Tolstoi hat neuerdings eine Schrift: „Kunst und Wissenschaft“ geschrieben, worin er unter anderm den Satz verficht, daß der Wert der Wissenschaft nach dem praktischen Nutzen gemessen werden müsse, den sie für den Menschen bietet. Der Gelehrte

von heutzutage wird darüber natürlich lächeln. Für ihn ist die Wissenschaft eine hehre Königin, unabhängig von den unmittelbaren Bedürfnissen des Volkslebens, in freiem Forschungsdrange ihren selbstgezognen Bahnen folgend. Aber ich sehe die Zeit voraus, wo wir den Kopf nicht mehr in den Sand stecken, nicht mehr verachten können, was um uns her vorgeht. Dann wird man auch fragen, was denn der Professor der Kunstgeschichte der Gesellschaft nützen könne? Und das ist, meine ich, sehr viel, wenn er seinen Beruf nur richtig auffaßt. Man hat wohl gesagt: der Künstler macht die Kunst, nicht der Schriftsteller. Nur Unwissende können das behaupten. Wer hat die klassizistische Kunstrichtung der Carstens, Schinkel und Thorwaldsen herbeigeführt? Winckelmann. Wer hat schon lange vor dem Aufblühen des modernen Realismus die Prinzipien dieser Kunstrichtung in voller Schärfe ausgesprochen? Diderot. Wer hat der deutschen Romantik ihr Programm entworfen, schon ehe sie gothische Kirchen baute und romantische Bilder malte? Wackenroder, Tieck und Schlegel. Und wenn wir heutzutage die große künstlerische Frage der Gegenwart stellen: haben wir denn in Deutschland eine nationale Kunst, haben wir einen eignen deutsch-nationalen Stil? Und wenn wir diese Frage verneinen müssen und weiter fragen: wie kommen wir denn zu einem solchen Stil? so richten sich die Augen nicht auf den Künstler, denn der schafft im dunkeln Drange, seinem eignen Genius folgend, führe er ihn nun auf die richtigen oder auf die falschen Wege, wohl aber auf die Stelle, von wo den Gebildetsten der Nation die Kunde von der deutschen Kunst zu teil wird, und wo man ein klares Verständnis für die Aufgaben der modernen Kunst erwartet. Und wenn der Kunsthistoriker gefragt wird: warum haben wir denn keine deutsche Kunst? so wird er antworten mit einer Schilderung Dürers und seiner Zeit und wird den Boden aufzeigen, aus dem Dürers Kunst hervorgewachsen ist; und er wird weitergehen und wird auch die Geschichte der modernen deutschen Kunst schildern, schildern auf dem Hintergrunde der modernen Kultur. Und dann wird er vergleichen und sagen: so war es in Dürers Zeiten, und so ist es heute. Und er wird Haus und Schule, Familie und Gesellschaft, Staat und Gemeinde scharf ins Auge fassen, und wo er schwache Stellen findet, da wird er den Finger auf die Wunden legen und sagen: daran liegt es. Schafft das hinweg, und ihr werdet die Blüte der deutschen Kunst haben, nach der ihr euch sehnt.

Es kann ja sein, daß ich die Aufgabe des deutschen Professors überschätze. Die Zeiten Fichtes, wo derartige Wirkungen von deutschen Professoren ausgingen, ist vorbei. Nun meinetwegen. Wenn sich nur jeder sagen kann, daß er an seiner Stelle seine Pflicht gethan hat.

Die Mimiamben des Herodas

Gedichte anmutiger und echt volkstümlicher Art, die über tausend Jahre verloren und vergessen waren, sind aus einem ägyptischen Grabe vor kurzem wieder ans Tageslicht gezogen worden; eine Dichtergestalt mit scharf ausgeprägten originellen Charakterzügen ist in Herodas wieder auferstanden. Die griechische Litteratur verdankt diese Bereicherung dem Britischen Museum, und dieses neue Geschenk, das ihr von derselben Stelle aus gemacht wird, von der sie des Aristoteles athenische Staatsverfassung erhalten hat, ist nicht minder wertvoll als jenes frühere. Das Verdienst der Entzifferung und ersten Herausgabe der Gedichte des Herodas*) gebührt demselben englischen Gelehrten, dessen vortrefflicher editio princeps des Aristoteles wir in diesen Blättern (Grenzboten 1891, II S. 15 ff.) rühmend gedacht haben, Herrn Kenyon vom Britischen Museum.

Vor einem halben Jahre noch kannten wir von den Werken des Herodas nur zehn kleine Bruchstücke und ein anerkennendes Urteil des jüngern Plinius über den Dichter. Plinius schreibt nämlich an M. Arrius Antoninus, dessen Gedichte er eben im Begriff ist zu loben: „So war mein Gefühl, als ich neulich deine griechischen Epigramme und iambischen Verse las. Wie viel Artigkeit und Anmut atmet aus ihnen, wie lieb und süß sind sie, wie fein und treffend im Ausdruck! Ich glaubte den Kallimachos oder Herodas oder, wo möglich, was besseres in Händen zu haben, wiewohl keiner von beiden in beiden Dichtungsarten zugleich Vollendetes geliefert oder in beiden überhaupt sich versucht hat.“ Da Kallimachos sowohl Epigramme als iambische Gedichte verfaßt hat, so ist es Herodas, von dem Plinius urteilt, daß er zwar nur in einer Gattung — der iambischen — gedichtet, in dieser aber Vollendetes geleistet habe. Durch den glücklichen Fund von sieben Gedichten des Herodas, zusammen über siebenhundert Versen, sind wir in die Lage versetzt worden, dieses Plinianische Urteil prüfen und — bestätigen zu können. Es scheint fast,

*) Classical texts from papyri in the British Museum edited by F. G. Kenyon. Sold at the British Museum, London 1891.

als seien wir durch die Papyrosrolle des Britischen Museums in den Besitz von ungefähr der Hälfte der im Altertum bekannten Gedichte des Herodas gekommen, denn von jenen zehn Fragmenten, die uns früher schon aus Citaten andrer Schriftsteller bekannt waren, finden sich fünf in den Gedichten des englischen Papyros wieder.

Herodas Mimiamben stellen sich dar als Mimen in choliambischer Form. Mimen wurden kleine dramatische Szenen aus dem Alltagsleben genannt, zur Ergötzung des Volkes bei Lustbarkeiten auf den Märkten, dann wohl auch in den Landhäusern der Vornehmen beim heitern Mahle von Possenreißern aufgeführt, lustigen und häufig auch obscönen Inhalts. An ihnen erfreuten sich vor allem die dorischen Griechen, und in den dorischen Städten Siciliens bildeten sie sich zu einer bestimmten Kunstform aus, die Sophron von Syrakus, selbst wieder im Anschluß an Epicharms Komödien, in die Litteratur einführte. Hier setzt Herodas ein; dem Gesamtinhalt und Gattungsstile nach werden wir in seinen Mimiamben Nachbildungen zu sehen haben der prosaisch abgefaßten Mimen Sophrons. Ein Beispiel mag diese bei der Wahl der Stoffe sichtliche Abhängigkeit zeigen. Epicharm hatte eine Komödie gedichtet: „Die Festgesandten," in der, wie es bei Athenäus heißt, die Gesandten sich die im Tempel zu Delphi aufgestellten Weihgeschenke betrachteten und über alles einzelne sprachen. Nach diesem Vorbilde verfaßte Sophron seinen Mimos: „Die der isthmischen Festfeier zuschauenden Frauen," der wieder dem Theokrit zum Vorbilde diente für seine „Frauen, die das Adonisfest besuchen," wie dies von den Scholiasten Theokrits ausdrücklich bemerkt wird. Denselben Vorwurf nun hat das vierte Gedicht des Herodas: zwei Frauen, die ein Opfer im Asklepiostempel zu Kos darbringen, bewundern die im Tempel aufgestellten Weihgeschenke und besprechen alles einzelne. Auch bei den übrigen seiner Gedichte sind die Stoffe einfach, der Gattung des Mimos, wie es scheint, eigentümlich und typisch. Eine Kupplerin kommt zu einer jungen Frau, deren Mann verreist ist, und sucht sie durch Überredung zu einer einzigen kleinen Sünde zu verführen; aber ihre Kunst wird an der Ehrbarkeit der jungen Frau zu nichte. Ein Kuppler klagt vor Gericht mit aller für sein Gewerbe charakteristischen Schamlosigkeit und derben Komik, daß ein Schiffer zur Nachtzeit in sein Haus eingebrochen sei und ihm eine seiner Dirnen weggeschleppt habe. Eine Mutter bringt ihren Jungen, der über leidenschaftlich betriebenem Spielen Lernen und Schule versäumt hat, zum Schulmeister, damit dieser ihn tüchtig prügle; das geschieht auch unter vielem Heulen und Wehklagen des Jungen. Eine Frau wirft ihrem Lieblingssklaven vor, daß er auch mit andren Frauen buhle; sie will ihn deshalb in das Sklavenprügelhaus schicken und ihn brandmarken lassen, wird aber durch die Fürbitte einer ihrer Dienerinnen und durch den Hinweis, daß gerade die Zeit des Totenfestes sei, davon abgebracht. Eine Freundin besucht die andre, und sie plaudern unter Scherzen über ein nefandum, das der Lederarbeiter und Schuhmacher Kerdon

gefertigt hat. Dieser Kerdon wird im letzten Gedicht von Kundinnen in seinem Laden besucht, preist seine Waren, unter denen sechzehn verschiedene Sorten von Frauenschuhen genannt werden, verlangt erst unverschämte Preise, wird aber schließlich mit ihnen handelseinig.

Das, was Herodas zu diesen typischen Stoffen von sich aus hinzugebracht hat, ist zunächst die Form des Verses. Er hat den Choliambus dafür gewählt, ihn aber freier gestaltet als die Jambographen Hipponax, Ananios u. a., indem er den Anapäst nicht nur im ersten Fuße anwandte, sondern, wie dies im Trimeter der Komödie gestattet ist, in allen Füßen außer dem letzten. Eigentümlich ist ferner Sprache und Ausdruck. Die Rede ist volkstümlich und entbehrt nicht einer gewissen derben Natürlichkeit, ist aber doch dabei gewandt und anmutig. Für einfachen und ungesuchten Stil kann Herodas dreist als Muster hingestellt werden, er übertrifft in dieser Beziehung den Theokrit, der seinerseits ihn an Phantasie und poetischem Schwung überragt. Endlich hat Herodas seine Szenen mit einer Fülle von Einzelzügen und Exkursen ausgestattet, die unser Interesse in hohem Maße in Anspruch nehmen. In ihnen spricht der Dichter selbst, aus ihnen spricht seine Zeit zu uns.

Aus den Gedichten läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß Herodas auf der Insel Kos zur Zeit des Königs Ptolemäos Euergetes dichtete. Auf Kos herrschte ein reges litterarisches Leben; Philetas, auf Kos gebürtig, hatte eine Dichterschule dort begründet. Lange Zeit lebte und dichtete dort Theokrit, und zahlreich waren die persönlichen und litterarischen Beziehungen der Insel zum Hofe von Alexandria und zur alexandrinischen Kunst und Wissenschaft. Herodas, der etwas jünger war als Theokrit, steht ganz im Banne des Alexandrinismus. Alexandria ist der Mittelpunkt alles geistigen Lebens. Über welche Reizmittel die Stadt verfügt, was es dort alles anzustaunen giebt, wird in dem ersten Gedichte beredt geschildert. Das politische Interesse ist geschwunden; statt dessen ist das künstlerische und litterarische in den Vordergrund getreten und in weite Kreise des Volkes eingedrungen. Die Schulstube, in der der Junge geprügelt wird, ist geschmückt mit einer Darstellung der neun Musen, wahrscheinlich auf einer in die Wand eingelassenen Reliefstafel. Die Kunst des Proträtirens ist hoch entwickelt und wird allgemein bewundert. Die Namen gefeierter Künstler sind in aller Munde. Dichterstellen wissen auch geringe Leute vorzutragen. Man ist der Überzeugung, daß ohne Bildung im Leben schwer vorwärts zu kommen sei, und giebt etwas auf Höflichkeit und Feinheit; aber unter der Hülle dieser zur Schau getragenen Wohlanständigkeit verbirgt sich eine oft hervorbrechende Gemütsroheit und eine grauenhafte Unsittlichkeit. Ausländer, die ihre karischen oder sonstigen fremdartigen Eigennamen schnellbeflissen mit griechischen vertauschen, drängen sich immer häufiger in die Kreise der Hellenen ein. Im Leben der Frauen — von dem der Männer verrät uns Herodas nicht viel — spielt Putz und Tand und

Klatsch eine große Rolle, von schlimmern Leidenschaften nicht zu reden; vor allem aber wird die Hausfrau jener Zeit vom Dichter charakterisirt durch endloses Keifen und Zanken mit den Mägden; wenn sich die eine der plaudernden Freundinnen ereifert über die Faulheit und Dummheit, Gefräßigkeit und Brummigkeit ihrer Magd, ihr vorwirft, daß sie nichts von selber thue, daß ihr die Herrin alles einzeln sagen müsse, daß sie den Staub vom Stuhl erst abwische, wenn der Gast sich setzen wolle, und was dergleichen Dinge mehr sind, da ruft ihr ihre Freundin tröstend zu: „Du trägst dasselbe Joch wie ich!" Beachtenswert ist das Verhältnis dieser Menschen den Göttern gegenüber. Mit der Unbefangenheit und Sicherheit früherer Zeiten ist es vorbei, und die Ehrfurcht, die man den Göttern mit Wort und Gruß und Opfer reichlich bezeugt, mit der man, was gut und schön gemacht ist, ihrer Thätigkeit zuzuschreiben schnell bereit ist — rühmt doch der Schuhmacher sogar seine Sandalen der Kundin mit den Worten: du wirst sagen, das Leder muß Athene selbst geschnitten haben —, diese oft ans Lächerliche streifenden rein äußerlichen Respektsbezeigungen sind gepaart mit wirklicher geheimer Furcht, dieselben Götter könnten sich aus diesem oder jenem Grunde beleidigt fühlen und sich mit Heimsuchungen rächen; es ist der Aberglaube, der bei jeder zuversichtlichen Behauptung ein „Unberufen!" dem ängstlichen Gemüte abpreßt.

Zum Schlusse mag, damit man den Dichter an einer Probe besser kennen lerne, die Übersetzung des ersten und des vierten Gedichtes folgen. Sie ist nicht in dem Versmaß des Originals gehalten, denn der griechische Choliambus hat ganz andern Charakter als der deutsche. Er ist neckisch und anmutig, der deutsche

scheint ein Vers für Kunstrichter
Die immerfort voll Naseweisheit mitsprechen,
Und eins nur wissen sollten: daß sie nichts wissen.
Wo die Kritik hinkt, muß ja auch der Vers lahm sein.
Wer sein Gemüt labt am Gesang der Nachteulen,
Und wenn die Nachtigall beginnt, das Ohr zustopft,
Dem sollte mans mit scharfer Dissonanz abhaun.

Diese von A. W. v. Schlegel hervorgehobene scharfe Dissonanz unsers accentuirenden Versmaßes, das zwei accentuirte Silben am Ende des Verses auf einander prallen läßt, ist bei dem griechischen Verse mit seiner quantitirenden Rhythmik nicht oder doch in viel geringerm Grade vorhanden, und des Herodas leicht und gefällig fließende Mimiamben würden einen fremdartigen, harten Klang in deutschen Choliamben erhalten. Da sich auch gegen die Ersetzung der Choliamben durch ein andres Versmaß Bedenken erheben, so mag die Prosa für den Vers eintreten. Steht doch Sprache und Stil der Mimiamben der Prosa näher als der Poesie. Die Übersetzung im einzelnen philologisch zu begründen, ist hier natürlich nicht der Ort.

1. Die Kupplerin.

Personen: Metriche. Threïssa. Gyllis.

Metriche. Threïssa, es klopft jemand. Sieh zu, ob einer von unsern Leuten vom Landgute gekommen ist.

Threïssa. Tritt ein zur Thür! Wer bist du? Hast du Angst, näher zu kommen?

Gyllis. Sieh sieh, ich komme näher.

Threïssa. Wer bist du denn?

Gyllis. Gyllis, die Mutter der Philainis. Melde nur der Metriche an, ich sei da; sie wird mich hineinrufen.

Metriche. Wer ists?

Threïssa. Gyllis.

Metriche. Mütterchen Gyllis! Magd, tummle dich! Was für ein Geschick wandelt dich an, Gyllis, zu uns zu kommen? Was ersichtlichst du wie ein Gott den Menschen? Denn wohl fünf Monate schon sinds, glaub ich, seitdem dich Gyllis niemand, bei den Moiren, auch im Traume nicht zu dieser Thüre hat kommen sehen.

Gyllis. Ich wohne weit weg, meine Tochter, und in den Gassen steht der Schmutz kniehoch. Ich bin aber schwach wie eine Fliege, denn das Alter zieht herab, und der Tod steht nahe.

Metriche. Sei still und mach dich nicht älter, als du bist. Du vermagst noch andre, auch Männer zu bedrängen.

Gyllis. Spotte nur! Das steht euch den Jüngern zu. Dich freilich läßt das kalt. Aber mein Töchterchen, wie lange Zeit schon bist du gattenlos und schläfst allein auf dem einsamen Lager? Seitdem Mandris nach Ägypten zog, sinds zehn Monde, und keine Zeile schickt er dir, nein, er hat dich vergessen und hat aus neuem Becher getrunken. Dort aber ist der Göttin Wohnung, denn alles, was irgendwo ist und geschieht, ist in Ägypten: Reichtum, Bildung, Macht, heiterer Friede, Ruhm, Schauspiele, Philosophen, Gold, junge Männer, der göttlichen Geschwister Heiligtum, der gute König, das Museion, Wein, alles Gute, was du nur begehrst, Weiber, soviel wie der Himmel nicht — bei der Demeter Kind! — Sterne zu tragen sich rühmen kann, von Angesicht so schön, wie die Göttinnen, die einst zum Paris eilten, um über ihre Schönheit zu entscheiden (mag ungehört von ihnen bleiben, was ich sagte!). Was härmst du, Arme, nun dein Seelchen ab und sitzest den Sessel warm? Du wirst der Macht der Zeit nicht entgehen, und deine Jugendblüte wird die Asche verzehren. Blicke nach andrer Seite und ändre deinen Sinn zwei oder drei Tage lang und begieb dich lustig an einen andern Ankerplatz: ein Schiff an einem einzigen Anker liegt nicht sicher . . . . Aber es steht doch nicht etwa jemand in der Nähe?

Metriche. Niemand.

Gyllis. So höre denn, was ich dir zu melden hierher unter Zögern gekommen bin. Gryllos, der Sohn der Matakine, der Tochter des Pataikios, der in fünf Kampfspielen gesiegt hat, da er dreimal als Knabe in Pytho, in Korinth aber zweimal über die flaumbärtigen Jünglinge und gleichfalls zweimal über die Männer den Sieg errang im Faustkampf, in angenehmem Wohlstand lebend und so brav, daß er kein Hälmchen aus der Erde reißt (und von der Liebesgöttin unberührt ist seiner Keuschheit Siegel) — als der dich sah, wie du zurückkamst vom Tempel der Mise, da fühlte er es wogen in seiner Brust, da wurde sein Herz von Liebe wild erregt. Und weder nachts noch tags verläßt er mir das Haus, Töchterchen, er weint mir vor und liebkost mich und stirbt vor Sehnsucht.

Aber mein liebes Töchterchen, meine Metriche, diese einzige Sünde vergönne der Göttin, wahre dich, daß das Alter dir nicht, ehe du dirs versiehst, ins Antlitz schaut. Und doppelt sollst du, was du fordern willst, mit tausend Freuden außerdem erhalten; ein größeres Geschenk, traun, wird er geben, als du glaubst. Überlege es dir, glaube mir, ich liebe dich, bei den Moiren!

Metriche. Gyllis, die weißen Haare stumpfen den Verstand ab: du fährst vergebens gegen Mandris los, ich schwör es bei der lieben Demeter, von einer andren Frau würde ich das nicht ruhig angehört haben, sie hätte ich gelehrt, hinkend ihr hinkend Lied zu singen und die Schwelle dieser Thür wie einen Feind zu meiden. Du aber, Liebe, bring mir ein zweites mal nicht so etwas wieder; nur Botschaft, die sich für anständige junge Frauen geziemt, bringe mir. Die Metriche aber, des Pythes Tochter, laß immerhin den Sessel warm sitzen, denn so lacht niemand den Mandris aus. Aber nicht einmal dieser Worte bedarf Gyllis, sie versteht mich schon. Threïssa, wische die schwarze Schale aus, gieße Wein hinein und Wasser zu und reiche sie ihr zum Trinken hin.

Threïssa. Da, Gyllis, trink und zeige dich als erprobte Trinkerin.

Gyllis. Um dich zu überreden, kam ich her, doch daß es fehlschlug, freut mich nun . . . . . Süß, bei der Demeter, hat der Wein geschmeckt, süßern hat Gyllis noch nie getrunken. Mir leb wohl, mein Kind, und mag Threïssa dir immer treu dienen. Nun aber mögen die Dirnchen Myrtale und Sime, so lange Gyllis lebt, jung bleiben.

4. Dem Asklepios weihende und opfernde Frauen.

Personen: Kynno. Kokkale. Der Priester des Asklepios.

Kynno. Gegrüßt sei, Gott Paieon, der du über Trikka waltest und das liebe Kos und Epidauros dir zum Wohnsitz genommen hast! Gegrüßt soll auch Koronis sein, die dich gebar, und Apollon, und, die du mit der rechten Hand fassest, Hygieia; und denen diese Altäre hier geweiht sind, Panake und Epio und Jeso seien gegrüßt! Und die des Laomedon Haus und Mauern zerstört haben, die Ärzte schlimmer Krankheiten, Podaleirios und Machaon seien gegrüßt! Und all ihr Götter und Göttinnen, die an deinem Herde, Vater Paieon, wohnen, mögt ihr gnädig diesen Hahn, der unserm Hause den Tag verkündigte, zum Mahle annehmen! Wir schöpfen nicht etwa aus großem Vorrat, der steht uns nicht zur Verfügung; denn sonst würden wir wohl ein Rind oder ein gemästetes Schwein mit dicker Schwarte opfern und nicht einen Vogel zum Dank für Heilung aus Krankheiten, die du von uns nahmst, indem du deine milden Hände, lieber Gott, uns auflegtest. Zur Rechten der Hygieia, Kokkale, stelle die Tafel hin!

Kokkale. O über die schönen Kunstwerke, liebe Kynno! Welcher Künstler hat denn dieses Steinbild hier geschaffen, und wer ists, der es hier aufgestellt hat?

Kynno. Die Söhne des Praxiteles; siehst du nicht auf der Grundfläche die Inschrift? Euthies aber hat es gemacht, der Sohn des Prexon.

Kokkale. Gnädig möge Paieon sowohl den Künstlern sein wie dem Euthies wegen der schönen Werke.

Kynno. Sieh, Liebe, hier das Mädchen, das hinauf nach dem Apfel blickt. Meinst du nicht, sie wird, wenn sie den Apfel nicht erreicht, aufseufzen?

Kokkale. Dort aber, Kynno, den alten Mann!

Kynno. Bei den Moiren, die Gans, wie der Junge sie würgt! Wahrhaftig, wenn nicht klar sichtbar von Stein das Bild wäre, du würdest sagen, es wird reden!

Kokkale. Traun, mit der Zeit werden es die Menschen noch dazu bringen, Leben sogar den Steinen zu verleihn! Denn siehst du nicht, o Kynno, das Bild der Batale, der Tochter des Myttes, wie sie geht und steht? Wenn einer auch die

Batale nicht selber sah, wenn er nur dies ihr Ebenbild gesehen hat, so braucht er nicht nach einer andern Batale zu fragen!

Kynno. Folge mir, Liebe, und ich will dir etwas so Schönes zeigen, wie du in deinem Leben nicht gesehen hast. Kydilla, gehe und rufe den Tempelwärter! Du, rede ich nicht zu dir? Und die gafft hier- und dorthin! Ei wie, sie wird doch nicht am Ende zu einem der Steinbilder, von denen ich eben rede, geworden sein? Da steht sie und glotzt mich an wie ein Krebs. Geh, sag ich, und rufe den Tempelwärter! Alberne, dich kann weder Feiertag noch Werkeltag gebrauchen, du schläfst ruhig überall. Ich rufe, Kydilla, hier den Gott zum Zeugen, wie du mich, wenn ich auch ruhig bleiben möchte, in die Hitze bringst, ich rufe ihn, sage ich, zum Zeugen gegen dich an jenem Tage, wo vielleicht Syros dir diesen Schädel kratzen wird.

Kokkale. Nimm nur nicht gleich alles übel, Kynno. Eine Sklavin ist sie, der Sklavin Ohren hält die Trägheit zu.

Kynno. Aber den ganzen Tag lang und immer mehr muß man sie treiben. — He, du! bleib hier, denn die Thür hat sich eröffnet, und der innere Raum ist aufgethan, siehst du nicht?

Kokkale. O liebe Kynno, was für Kunstwerke sind dort! Sieh, diese schönen Bilder hat Athene selbst, so wirst du sagen, eingemeißelt. Gegrüßt aber sei die göttliche Gebieterin! Wird nicht der nackte Knabe hier, wenn ich mit meinem Finger ihn beinpfe, ein Grübchen bekommen, Kynno? Denn das Fleisch liegt seinen Gliedern an wie warmlebendiges, als ob er in jedem Augenblick aus dem Gemälde springen könnte. Wenn das silberne Geldstück aber Myllos oder Pataikiskos, der Sohn Lamprions, sieht, werden die sich nicht vor Gier, im Glauben, daß es wirklich von Silber sei, die Augen aus dem Kopfe sehen? Der Ochse aber und der ihn führt, und die mit ihm geht, und hier der geiernasige und der stumpfnasige Mensch, blickt nicht aus ihnen allen frisches Leben? Wenn ich nicht glaubte, daß es unschicklich sei für eine Frau, ich würde vor Angst, daß mich der Ochse stoßen könnte, laut aufschreien: so schielt er mich, o Kynnis, mit dem einen Auge an.

Kynno. Ja, lebenswahr, o Liebe, ist des Ephesiers Kunst in allem, was er malte, und du wirst nicht sagen: jener Mann hat zwar ein Ziel erreicht, ein andres aber nicht angestrebt — nein, sobald es ihm in den Sinn kam, ging er daran, sogar der Götter Hoheit zu berühren. Wer aber ihn oder seine Werke nicht auf die rechte Weise mit staunender Bewunderung angesehen hat, der mag am Fuße aufgehängt werden in des Walkers Haus.

Priester. Schön sind für euch, ihr Frauen, ganz und gar die Opfer ausgefallen und Glück verheißend. In höherm Grade hat sich niemand den Paieon geneigt gemacht, als ihr jetzt. Heil, Heil, Paieon, dir, mögest du gnädig sein um schöner Opfer willen den Frauen hier und wenn sie Gatten und Verwandte haben, denen auch!

Die Frauen. Heil, Heil, Paieon, möge das so sein!

Kynno. Ja, Heil dir, mächtiger Gott, und laß uns in blühender Gesundheit später wiederum herkommen, größere Opfer bringend, mit Gatten und mit Kindern! Kokkale, sei nun bedacht, mit glattem Schnitt das Schenkelchen des Vogels abzulösen und dem Tempelwärter zu geben, stecke auch den Opferkuchen der heiligen Schlange ins Loch hinein in stiller Andacht und rühre das Gerstenmehl mit Wasser ein. Das übrige wollen wir an dem Sitzplatz im Hause verzehren. Und vergiß der Gesundheit nicht und denke daran, der Göttin der Gesundheit selbst zu opfern. Der Gabe füge mehr noch zu, denn wahrlich, durch Opfer bringst du es zu wege, daß die Gesundheit dich treuer begleitet, als vom Schicksal dir bestimmt ist.

Leipzig R M

Rezensentenstücke

ieſe Gattung von Dramen iſt ganz neu, ſie iſt das allerneueſte Wiener Produkt. Weder Guſtav Freytag, noch Moritz Carriere, noch Rudolf von Gottſchall, noch Heinrich Bulthaupt führen die Gattung der Rezenſentenſtücke in ihren Poetiken und Dramaturgien an, nicht einmal Wilhelm Scherers Poetik nennt ſie, die doch wahrhaftig nicht aprioriſch die Kunſt behandelt und aus der Betrachtung des litterariſchen Kriegslebens ihre Kategorien und Einteilungsgründe holt. Um ſo mehr iſt es unſre Pflicht, von dieſer allerneueſten dramatiſchen Gattung gebührend, Kenntnis zu nehmen.

Im Deutſchen Volkstheater in Wien wird jetzt das Rezenſentenſtück gepflegt, gehätſchelt. Das Volkstheater hat mit ſeinem großen materiellen Glück in den erſten zwei Jahren ſeines Beſtandes eine große Anziehungskraft auf die Bühnendichter gewonnen. Es hat in ſeiner Volkstümlichkeit bei den Wienern dem Burgtheater den Rang abgelaufen; weil es einen größern Wechſel neuer Stücke als das ältere Theater bieten kann, iſt es fort und fort Gegenſtand der Zeitungsdebatten, man beſchäftigt ſich mehr mit der Sandrock als mit der Wolter — gleichviel ob dieſe Art von Beſchäftigung, die man gewöhnlich Tratſch nennt, ſchmeichelhaft iſt oder nicht —, die erſten Aufführungen des Volkstheaters gelten als eine große Staatsaktion, bei der kein Menſch aus der guten Geſellſchaft fehlen darf, kurz es iſt bei den Wienern in die Mode gekommen und für den Direktor, ſeinen finanziellen Hintermann und ſeinen dramaturgiſchen Beiſtand, wie man zu ſagen pflegt, zu einer „Goldgrube“ geworden. Es wird aber auch nur vom Standpunkte der „Kaſſa“ geleitet, mit der ſattſam bekannten Begründung, daß ein „nicht ſubventionirtes“ Theater nicht anders geleitet werden könne, und der genius rector des Theaters, der faſt gar nicht in der Öffentlichkeit genannt wird, iſt auch nichts andres als ein Praktikus, der bei der Wahl der zur Aufführung beſtimmten Stücke ſo blind vorgeht, wie der Waiſenknabe bei der großen Lotterie; und nicht einmal die Unparteilichkeit des Blinden übt er, ſondern allerlei perſönliche Motive ſpielen bei den Entſcheidungen mit, alle andern Motive eher, als litterariſche Erwägungen. Das Volkstheater fühlt ſich z. B. nicht einmal verpflichtet, alle Stücke, die bei ſeiner Preisausſchreibung mit Preiſen belohnt wurden, aufzuführen, obgleich es bei der Preisausſchreibung dieſes Ver-

sprechen gegeben hat. Die Angst vor einem mangelhaften Kassenbericht ist stärker, als das Gefühl der Verpflichtung einem feierlich der Öffentlichkeit gegebenen Versprechen gegenüber.

Um nun aber bei einer solchen ausschließlich von der Rücksicht auf die „Kassa" geleiteten Theaterpolitik zu gedeihen, bedarf es noch andrer Hilfsmittel, als der eines abwechslungsreichen Repertoires und bekannter Schauspielerinnen: es muß nicht bloß gut gespielt, sondern das Spiel muß auch tüchtig gelobt werden, und um sich dieses Lob zu sichern, müssen die Rezensenten der maßgebenden Tagesblätter in das Interesse des Theaters gezogen werden. Wer ein Stück beim Volkstheater eingereicht hat — dachte sich der kluge Herr Direktor in diplomatischer Überlegenheit — und zugleich das Amt, über die Aufführungen im Volkstheater zu urteilen, der ist doch gar so frei nicht mehr! Solch ein Doppelheld übt bewußt oder unbewußt Rücksicht, er kann dem Theaterdirektor, mit dem er vormittags Unterhandlungen in eigner Sache gepflogen hat, abends nicht bittre Wahrheiten in die Zeitung schreiben, wie wenn er gar kein persönliches Interesse an dem Gedeihen der Bühne hätte. Der Rezensent ist ja sozusagen auch ein Mensch, und in dem Konflikt zwischen Dichter und Richter wird der Mensch siegen! So dachte sich der kluge Direktor des Volkstheaters, und auf diesem Wege kam er dazu, eine Reihe von Rezensentenstücken aufzuführen. Einen nach dem andern von den einflußreichsten Kritikern hat er sich zu verpflichten verstanden, denn diese sind in der That meist heimliche Dichter, die sich gar sehr darnach sehnen, gespielt zu werden. Nur weil sie so viele unaufgeführte Stücke liegen haben, bemühten sie sich ja um das kritische Amt, das ihnen Macht in die Hand giebt; nur weil sie keine anerkannten Dichter sind, halten sie sich für große Kritiker. So hatte denn der Direktor leichtes Spiel, und wenn nicht gerade jetzt ein Umschlag geschieht, so hat er ohne Zweifel seinen Zweck erreicht und sich die gesamte Wiener Kritik mit dem mächtigsten aller Mittel, mit der Eitelkeit, dienstbar gemacht. Allerdings sind diese Herren nicht so dumm, bei dem schlauen Direktor ganz und gar auf den Leim zu gehen. Das widerwärtige Spiel des Handels mit Rezensionen ist ihnen nachgerade selbst abgeschmackt geworden, da sie fühlen, daß sie damit alle Geltung beim Publikum verloren haben. Was nützt die geistreichste Kritik, wenn ihr kein Glaube mehr geschenkt wird? Dieses Gefühl des Mangels an Vertrauen im Publikum lähmt alle kritische Thätigkeit, macht sie langweilig und öde. Das fühlt die Kritik, aber das angerichtete Unheil ist doch schon zu groß, als daß es sich sobald heilen ließe, ein verlorner Kredit läßt sich nur schwer oder gar nicht wiedergewinnen. Überdies ist das litterarische Leben in „Groß-Wien" noch immer so eng begrenzt, wie nur je in vormärzlicher Zeit, als auf dem Raume der jetzigen Ringstraße die Basteien noch standen und das gesamte geistige Leben Wiens in die „innere Stadt" mit all ihrer Enge und Beschränkung einschlossen. Auch jetzt spielt sich die gesamte Wiener Litteratur innerhalb weniger persönlich

eng befreundeten oder ebenso innig sich hassenden Kreise ab, und zu diesem litterarischen Stillstand hat gerade die von den beschränktesten persönlichen Rücksichten geleitete Kritik das meiste beigetragen. Ja man muß es geradezu sagen, vor dreißig und vierzig Jahren gab es noch eine Wiener Litteratur, jetzt giebt es keine mehr, nur noch eine Tagesschreiberei. Doch davon ein andermal.

In den letzten Wochen gab es nun wieder einen Sturm in diesem Glase Wasser. Adam Müller-Guttenbrunn gilt als einer der ehrlichsten, das heißt rücksichtslosten Kritiker des Deutschen Volkstheaters. Auch er — natürlich! — ist ein heimlicher Dichter, der unter der Last der unaufgeführten Stücke seufzt. Ihm mußte der um nichts andres als um die Förderung der heimischen Litteratur besorgte Direktor denn schließlich auch beikommen. Herr von Bukovics stellte sich auf den Standpunkt der erhabensten Objektivität und erklärte sich bereit, das auf mehreren Bühnen — zuletzt in Berlin — ohne den geringsten Erfolg gegebene Schauspiel Irma mit der glänzendsten Besetzung zu geben. Müller ist ein publizistisches Talent. Ohne tiefere wissenschaftliche Bildung, hat er sich durch einige zur rechten Zeit veröffentlichte Broschüren einen guten Namen gemacht. Er hat Temperament und die Naivität des geborenen Schriftstellers, die darin besteht, zu reden, wie und was er denkt. Während sich die andern Kritiker von Rücksichten der Kameraderie leiten ließen, sagte Müller rund heraus die Wahrheit, dieselbe Wahrheit, die sich alle Welt zuflüsterte, aber keiner drucken ließ. Damit fiel er auf, und damit machte er sogar Schule. Einen großen Kritiker wird man ihn jedoch nicht nennen können, aber einen frischen, aufrichtigen Mann, der mit seiner Offenherzigkeit gegen die Leisetreter und Schlaumeier wohlthuend absticht. Ein solcher Mann sieht unter Umständen in der That mehr, als die andern, befangenen. Das alles kann man zugeben. Aber daß Müller auch dichterische Begabung besäße, wird kein Einsichtiger behaupten, der seine Novellen und dramatischen Versuche gelesen hat; schon wer seine polemische Prosa kennt, wird den Mangel künstlerischer Begabung herausfühlen. Temperament zur Polemik ist noch lange nicht dichterische Leidenschaft, auch wenn sie den Schein einer solchen erweckt. Müller hat sich übrigens durch seine Vorrede zur „Irma“ selbst das Zeugnis ausgestellt, daß er kein Dichter ist, denn er spricht da nur von den guten Rollen, die er zu schaffen beabsichtigt habe, aber nicht von poetisch lebendigen Menschen, wie es doch seine Aufgabe gewesen wäre. Wer will aber von unglücklichen Dichtern Selbsterkenntnis verlangen? Das scheint über das Vermögen der menschlichen Natur zu gehen. So hat denn auch Müller, obgleich er den Plan des Direktors durchschaute — den Plan, der in der ganzen Stadt besprochen wurde —, nämlich sich durch die Aufführung der „Irma“ als Kritiker kaltstellen zu lassen, wie es bei so manchem andern gelungen ist, doch der Versuchung nicht widerstanden. Müller ließ das von ihm selbst ausdrücklich als veraltet bezeichnete Stück aufführen, um wieder dieselbe Erfahrung zu machen, wie bei den Darstellungen in

andern Städten, die Erfahrung, daß das Stück schlecht ist, schlecht, obgleich ihm die besten Kräfte des Volkstheaters geholfen haben. Aber Müller war dem Volkstheater gegenüber doch der klügere. Er wußte es — durch die erwähnte Vorrede zu seinem Stücke — so einzurichten, daß sich die That des Direktors zu einer Huldigung für den Kritiker Müller gestaltete: der Journalist war also der schlauere, und seine Kollegen in den andern Blättern unterstützten ihn dabei. Auf die „Irma" wurde losgeklopft, ihren Erzeuger ehrte man. Nur die ganz außerhalb des Parteigetriebes stehenden dachten sich im stillen: ob denn nicht mit dem Ernst der Kunst bei diesem Opferfeste der Eitelkeit ein wenig würdiges Spiel gespielt wird? Die Inszenirung eines Bühnenwerkes ist doch mit unendlich viel Mühen und Ausgaben an Geld, Zeit und Kraft verbunden. Wie weiß ein Theaterdirektor diese umfängliche Arbeit ins grellste Licht zu stellen, wenn er ein Stück nicht aufführen will! Wie klopft er auf den verschlossenen Geldsack! Wie verwahrt er sich dagegen, daß seine Bühne dazu berufen sei, gewagte „Experimente" zu machen! Versuche, die bloß dazu dienen könnten, zu beweisen, daß jemand kein dichterisches Talent habe! Wie groß müßte für den unbefangenen Menschenverstand ein Kritiker sein, wenn sich ein Theaterdirektor aus rein litterarischen Erwägungen dazu entschließen sollte, ihm seine Bühne zur Verfügung zu stellen, bloß um ihm auch zur Anerkennung als Dichter zu verhelfen! Uns wären Kritiker vom Range Otto Ludwigs oder Vischers gerade wert genug für solche Opfer. Und wenn durchaus experimentirt werden soll, hat dann ein Mann wie Paul Heyse, der mit anerkannter Dichterkraft nach dem Lorbeer des Dramatikers strebt, nicht mehr Anrecht auf das Experiment als Adam Müller-Guttenbrunn? Und wäre es eines wahrhaft bedeutenden Kritikers nicht würdiger gewesen, anstatt seine eigne, von ihm selbst als unreif und überwundene bezeichnete Komödie mit sichern Mißerfolg aufführen zu lassen, ein mächtiges Wort z. B. für Anzengruber einzulegen, der vom Volkstheater geradezu verleugnet, in wirklich unerhörter Weise vernachlässigt wird, von demselben Volkstheater, das nicht bloß die feierliche Verpflichtung übernommen hat, Anzengrubers Stücke zu pflegen, sondern das zur Zeit leider überhaupt die einzige Wiener (und führende) Bühne ist, die Anzengruber spielen kann? Wäre diese Art, litterarische Macht zu zeigen, nicht würdiger gewesen? Soll denn der Kritiker nicht für das Gedeihen der Kunst auftreten? Im Eintreten für andere nicht für sich selbst liegt doch der wahre Beruf der Kritik. Daß aber die „Irma" gespielt wurde, der Schatten Anzengrubers dagegen von keinem der Machthaber in Wien gegen seine Feinde beschworen wird — das ist bezeichnend für das litterarische Krähwinkel, das Wien geworden ist. Die Geschichte wird streng darüber richten.

Über die „Irma" selbst zu sprechen, halten wir für überflüssig. Die mit Marlittscher Sentimentalität versetzte Kokottenkomödie ist genügend in Wien und Berlin rezensirt worden. Gerade das Motiv des Mannes zwischen zwei Frauen,

worauf sich Müller am meisten zu gute that, hat den undramatischen Geist des Verfassers offenbart.

Kaum war der Lärm über dieses Rezensentenstück vorüber, so brachte das Volkstheater ein neues von einem Verfasser, der allerdings früher Dramatiker als Rezensent war, aber mit seiner Kritik der Bühne sehr gütig gegenübersteht. Es war das Die Falle, Komödie in fünf Akten von Ludwig Ganghofer. Hier spielte sich nun das entgegengesetzte Schauspiel ab: der Dichter mußte für die Sünden des Kritikers büßen, sein Stück wurde schlechter gemacht, als es ist, obendrein trat bei der ersten Aufführung noch ein unglücklicher Zufall ein, der Träger der Hauptrolle (Dr. Tyrolt) wurde am Schlusse des fünften Aktes so heiser, daß er nicht weitersprechen konnte, und die Wiederholungen der Komödie haben verschoben werden müssen.

Es ist nicht unsre Absicht, hier eine Verteidigung Ganghofers und seiner „Falle" zu schreiben; aber das muß doch zugestanden werden, daß seine dichterische Fähigkeit jedenfalls auf einer höhern Stufe als die der andern Rezensenten steht. Ist auch die „Falle" kein Meisterstück, auch kein Originalwerk, so ist sie doch auch kein Feuilletondrama, worin man nur den „Geist" des Verfassers vernimmt, ohne an seine Gestalten glauben zu können. Die „Falle" hat doch Ganghofers Streben bekundet, ein Charakterlustspiel zu schaffen, der Handlung ist guter Humor nicht abzusprechen, an ihre Menschen muß man glauben, mag man übrigens über sie denken, wie man will. Und diese Thatsache verpflichtet unsrer Meinung nach auch die strengste Kritik zu jenem Tone, in dem man mit einem echten Talent spricht; der wurde aber nicht eingehalten, sondern persönliche Erbitterung gewann die Oberhand.

Ganghofer ist keine originale Persönlichkeit, seine Gedanken und Bilder ruhen weder in einer umfassenden Bildung, noch strömen sie als Erguß einer elementaren Natur. Aber ohne Zweifel hat er das eigentlich dichterische Talent einer klaren und plastischen Phantasie und den spezifisch dramatischen Sinn für Darstellung von Handlungen; er wird sich eher in der Richtung der sensationellen Dramatik verirren, als den Fehlgriff Müllers begehen, ein von Haus aus undramatisches Motiv darzustellen. Besondre Tiefe, reiche Innerlichkeit läßt sich seinen Gestalten nicht nachrühmen, aber einheitlich, warm und lebensfähig geschaut und empfunden sind sie gewiß. Das beweisen seine bairischen Dorfgeschichten, die sich frisch und fesselnd lesen, denn der einfachen Natur der Landmenschen ist Ganghofers Talent gewachsen. Dieser echt künstlerische Geist ist auch in der „Falle" trotz ihrer vielen Schwächen nicht zu verkennen. Die Handlung entwickelt sich vor unsern Augen aus den in der Exposition klar entworfenen Charakteren, es wird ihr nicht erst durch nachträgliche Erzählungen auf die Beine geholfen, und sie steigert sich, verwickelt sich hübsch und stark. Wer die Bühnenwerke verfolgt, die uns als allerneueste Sehenswürdigkeit geboten werden, der wird an der Technik Ganghofers in der „Falle" trotz mancher

verbrauchten Kunstgriffe doch seine Freude haben. Freilich darf man die Schwäche nicht übersehen, daß Ganghofer diesmal seltsamerweise seine Figuren mit einer so wort- und versreichen Rhetorik ausgestattet hat, daß sie — den Leser — ermüdet und langweilt. Aber das Wasser dieser Reden wurde vor der Bühnenaufführung abgeleitet und nur das wirklich dramatisch Nötige behalten. Auch der Handlung läßt sich nicht die Fülle absprechen. Sie ist nicht originell, sagt man. Wie viele der beliebten Stücke würden dann übrig bleiben, wenn man sie auf die Originalität der Handlung hin prüfen wollte? Doch nur sehr wenig! Darin liegt der Fehler der „Falle" nicht, sondern nur darin, daß Ganghofers dichterischer Stil der Ausführung dieses Stoffes nicht entspricht. Seiner derben Holzschnittmanier, die sich nicht in die Feinheiten eines gebildeten Seelenlebens vertiefen kann, entsprechen Bauern mehr, als ideale Figuren, die an die schöpferische Ursprünglichkeit des Dichters Ansprüche erheben. Wohl in dem Streben nach Verinnerlichung seiner Gestalten ist Ganghofer auf die überströmende Rhetorik geraten; aber Rhetorik ist dramatisch unbrauchbar, zumal in unserm Zeitalter, selbst wenn man Schiller ist.

Die „Falle" führte (nach einer Anmerkung des Dichters) ursprünglich den Titel „Politik und Liebe," der auch dem Inhalt entspricht. Die Komödie führt uns nach Konstantinopel und in das Jahr 1664, wo die Türkenkriege Deutschland beunruhigten und Ludwig der Vierzehnte ein zweideutiges Spiel mit der Christenheit spielte, indem er zugleich mit dem Kaiser und mit dem Sultan freundschaftlich verkehrte, im stillen an dem Unglücke des Kaisers sein Behagen fand und sich den Anschein des Beschützers der Christen und des Friedens gab. Franzosen und Türken werden in der Komödie kontrastirt und die spöttische Leichtigkeit, mit der die politischen Motive behandelt werden, ist nicht ohne Feinheit und innere Berechtigung. Ludwigs Gesandter, Graf Armand Dubarry, hat die Aufgabe, den Frieden von den Türken für Deutschland zu erlangen, doch ist er mehr mit seinem Liebesabenteuer als mit der Politik beschäftigt, die er von seinen Kollegen besorgen läßt. Armand liebt ein schönes Türkenmädchen, Amina, die Tochter Ali Mustaphas, des Führers der türkischen Frommen, eines großen Geizhalses. Armand will Amina entführen, nachdem er sich mit ihr verständigt und ihre Gegenliebe erfahren hat; ihr Vater selbst fördert unbewußter- und ungewollterweise die Entführung: er fällt selbst in die Falle, die er andern zugedacht hat. Ali hat nämlich mit seiner Tochter Amina den Plan, sie dem schönen, heldenhaften Achmed, seinem einstigen Schüler und Sohne des Großvesirs Köprili, als Braut zuzuführen; Achmeds reiche Mitgift bestimmt ihn nicht weniger als sein persönlicher Wert dazu. Doch Achmed hat sein Herz schon anderwärts verloren und denkt nicht an Amina. Ali ist den Nachstellungen des Franzosen auf die Spur gekommen; daß sie seiner eignen Tochter gelten, fällt ihm jedoch nicht ein. In seinem Eifer für die türkische Ehre stellt er für den Christen Spione auf, die Ali von seinem Kommen unterrichten sollen.

Gerade im kritischen Zeitpunkt aber wird Ali von seiner Habsucht abgezogen, seine Tochter wird glücklich entführt, und nun rast der alte, geizige, anmaßende Türke gegen alle Welt. Als er nicht wußte, daß es sich um seine eigne Tochter handle, die mit einem Christen liebängle, da erklärte er es als Pflicht jedes Muselmannes, für das Wohl des Staates sein teuerstes Kleinod zu opfern; er wollte das verliebte Weib dazu benutzen, den Christen in die Falle zu locken, aus der er lebend nicht mehr herauskommen sollte. Nun er selbst in die Falle gegangen ist, muß er Amina dem Wohle des Staates opfern, denn ohne ihren zugestandenen Besitz will der Gesandte den Frieden nicht unterzeichnen. Dies ist die Haupthandlung. Der Schriftgelehrte Ali ist von Anfang an als komische Figur angelegt, über die man umsomehr lachen muß, je wilder er sich geberdet. Beim Lesen des Stückes wirken Alis Wutausbrüche nach dem Verlust der doch nur des Geldes wegen so geliebten Tochter humoristisch. Der Darsteller der Rolle vergriff sich aber vollständig im Ton seines Spiels, und anstatt Ali mit der Neigung zum Possenhaften darzustellen, machte er aus ihm eine Kopie des Shylock — damit war der Humor der Komödie zum Teufel, und daran scheiterte ihr Erfolg. Es ist gar nicht zu begreifen, wie sich solch ein Irrtum unter den Augen des Dichters selbst festsetzen konnte, da Ganghofer selbst sein Stück in Szene setzte. Neben dieser Handlung läuft noch eine kleinere her, die gleichfalls im Buche mehr Wirkung versprach, als die Schauspieler erreichten. Der junge Achmed nämlich sieht beim Gesandten Armand dessen schöne Schwester, eine kokette Französin. Sie erlaubt sich ein frivoles Spiel mit dem jungen Türken, der schöne Frauen unverschleiert zu sehen nicht gewöhnt ist. Achmed fängt Feuer und muß dann erfahren, daß die kokette Französin mit ihm nur gespielt hat. Diese hübsche Nebenhandlung wurde aber nicht fein genug gespielt, auch fehlen die Übergänge, und so wirkte sie auch nicht, wie sie sollte und könnte. Das Stück scheiterte demnach weniger an den eignen Schwächen als an der unverständigen Darstellung, an der nur die prachtvollen Dekorationen im Geiste des orientalisirenden Gedichtes waren.

Dies das Schicksal des andern Wiener Rezensentenstückes. Von allen Seiten tönt der leidenschaftliche Ruf nach guten Theaterstücken; nichts wird so sehr geschätzt als ein gutes Drama. Mit Gold und Ehren will man den Dichter überschütten, dem es gelingt. Vor der Hand aber haben weder die Dichter noch das Publikum das Glück, den Messias zu begrüßen. In Berlin gehts ja nicht besser als in Wien. Wir wollen in Geduld auf den neuen Genius warten; sicher ist nur, daß es kein Rezensent sein kann.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Kaiserdenkmal. Von einem namhaften Künstler wird uns geschrieben: Seit die deutsche Künstlerschaft aufgefordert wurde, sich an einer Concurrenz zu einem National-Denkmal der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu beteiligen, sind im Anschluß an das, was eine Anzahl derselben in einer ersten großen und in einer zweiten sehr eng ausgefallenen Concurrenz geboten haben, eine Menge von Betrachtungen darüber veröffentlicht worden, welche Aufgabe hier vorliege. Diese Betrachtungen stammen nun wohl fast alle von Kunstschriftstellern und leisten, wie so oft heutzutage, an Gegensätzen das Menschenmögliche. Woher, fragt man sich, kommt diese Vielgestaltigkeit der Anschauungen gegenüber einer Aufgabe, die doch, wenn man sie sich näher betrachtet, sofort zu den allein angemessenen Grundbedingungen führt? Wie kommt es, daß fast alle, die darüber geschrieben haben, der Laienwelt neben teilweise Richtigem doch auch so Verkehrtes aufgetischt haben, natürlich immer in der unbestreitbaren ehrlichen Absicht, in dieser hochpatriotischen Angelegenheit mit dazu beizutragen, daß der rechte Weg eingeschlagen werde? Wie kommt es, daß sich diese Kunstfreunde bei einer solchen Gelegenheit keinen Vers machen können?

Die Antwort auf diese Frage ist ziemlich einfach. Als Patrioten und als Laien von Geist würde ihnen wohl so ziemlich dieselbe Betrachtung der Aufgabe nahe gelegen haben, die der Künstler selbst zur Grundlage nehmen muß: nämlich was da ungefähr darzustellen ist. Aber da sitzt eben der Haken. Der Künstler betrachtet sich diese Aufgabe immer mit der bildlichen Vorstellung zugleich und kommt dadurch zur Erprobung der Darstellbarkeit und zu einem bestimmten Bilde. Das kann sich der Laie nicht zutrauen, er kann sich nur durch schon vorhandene Kunstwerke einigermaßen über die Ausführbarkeit einer verwandten Aufgabe unterrichten, und er wird das um so besser können, je weniger der Fall ganz neu ist. Hier liegt nun in der That keineswegs ein noch nie dagewesener Fall vor, wenn auch die Aufgabe einen ungewöhnlichen Umfang hat. Und dennoch so viel Irrtum in manchen kritischen Beleuchtungen! Das neue bei der Aufgabe ist, daß die ganze deutsche Nation, soweit sie als patriotisch gelten kann, angesichts der Bedeutung des ersten Kaisers und der Gründung des Reiches unwillkürlich ein Nationaldenkmal erwartet, d. h. ein Denkmal, das die Oberhoheit des Kaisers über das deutsche Reich und des Reiches ganze und freudige Mitwirkung zur Erreichung dieser großen hochwichtigen Thatsache zum Andenken für Kind und Kindeskind verherrlicht. Weil an diesem Denkmal Gesammtdeutschland in festlicher Würde vertreten sein muß, ist die Aufgabe größer als gewöhnlich und in diesem Sinne neu. Trotzdem liegt keine schwierigere Aufgabe vor, als schon bedeutende Bildhauer der Gegenwart und Vergangenheit gelöst haben. Nur soll man nicht wähnen, daß hier von einer Wiederholung die Rede sein könne, eine solche ist von selbst ausgeschlossen.

Ganz im Gegensatz zu der hier ausgesprochenen Meinung spricht sich eine Betrachtung der jüngsten Concurrenz aus, die in der „Kunst für Alle“ erschienen ist.

Der Verfasser theilt das vielfach ausgesprochene öffentliche Urteil. das in der Hauptsache abfällig ausgefallen ist, und führt in ziemlich trocknem, überlegnem Ton die Werte und Mängel der einzelnen Entwürfe vor, begleitet von zwei photographischen Widergaben des Hilgers'schen und des Begas'schen Entwurfes. Was dann aber hinzugefügt wird und in Form eines guten Rates auftritt, ist so naiv, daß es völlig geeignet ist, die Wahrheit der Behauptung zu zeigen, daß die Künstlerschaft von einem Rate aus diesem Lager keinen Gebrauch machen kann. So begegnet es diesem Herrn, daß er z. B. den Schmitz'schen Entwurf an einer Stelle angreift, die gerade einen Vorzug bildet oder bilden würde, wenn bei so wesentlicher Beteiligung der Architektur, wie an seinem Entwurfe, ein geschlossener Zusammenhang des Sculpturwerkes denkbar wäre. Er greift es an, daß die verbündeten Fürsten und die Paladine Kaiser Wilhelms hinzugezogen worden sind, er behauptet, eine solche Vereinigung widerstreite den der plastischen Kunst gesetzten Grenzen. Mit dieser Behauptung verurteilt er aber nicht nur die Sculptur zur Ohnmacht gegenüber einer Aufgabe von dem Umfange, wie sie hier vorliegt, sondern er verurteilt damit zugleich das Bedeutendste, was an patriotischen Denkmälern geschaffen worden ist.

Die bedeutendsten Männer, die je in der Geschichte aufgetreten sind, sind bahnbrechend geworden, haben neue Schöpfungen hervorgerufen nur deshalb, weil sie getragen waren von dem Geiste ihres Jahrhunderts, weil sie, fußend auf dem, was die vor ihnen liegende Zeit erreicht hatte, das unerfüllt gebliebene errangen. Groß angelegte Fürsten können unter günstigen Verhältnissen zu Brennpunkten ihrer Zeit werden, wenn sie die verbindende Macht aller großen Kräfte ihres Volkes werden. Ihre Zeit wird dann in der Geschichte unter ihren Namen auftreten. Diese Eigenschaft kennzeichnet allein schon die großen Herrscher.

Solcher Fürsten Bedeutung wird aber niemals charakteristisch und vollwiegend geschildert, wie es doch ein National-Denkmal verlangt, wenn man sie alleinstehend als Reiterstandbild hinstellt, noch weniger wird dann zugleich an die große Zeit gemahnt, die sie, mit allen Kräften sie unterstützend, auf den Händen trug. An unser National-Denkmal muß notwendig des ganzen Volkes Beteiligung zum Ausdruck kommen, die verbündeten Fürsten, die großen Mitarbeiter des Oberhauptes, die wohlbekannten Paladine und die Söhne des Volks im Kriegs- und Friedenswerk in repräsentativ gedrängter Darstellung. Ist nun ein Denkmal, das diesen Ausdruck trägt und die große Einigung ganz Deutschlands widerspiegelt, die uns von allen politischen Gefahren gerettet hat, denkbar?

Wir sagen Ja. Und wenn uns dabei die Kritik nicht folgen kann, so nehmen wir ihr das, in Anbetracht daß es Laienkritik ist, nicht übel. Aber das hätte sie wenigstens wissen können, daß wir längst große und von einsichtsvollem künstlerischem Urtheil als vollkommen harmonisch anerkannte Schöpfungen der Skulptur haben, die uns neben dem Haupte der Zeit auch den Chorus der mitwirkenden geistigen und physischen Kräfte zur Anschauung bringen. Das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin, das Denkmal Friedrich Wilhelms III. in Köln, das Niederwald-Denkmal, und für den protestantischen Teil des Reiches das Lutherdenkmal in Worms hätten jenen Kritiker darüber ins Klare bringen können, daß es möglich ist, den Kaiser nicht vereinzelt, sondern in Verbindung mit der Repräsentation seiner Zeit zu verewigen. Ist es es aber möglich, dann ist es für ein wahres Nationaldenkmal auch unerläßlich.

Junggesellensteuer. Eduard von Hartmann hat vor einiger Zeit in der „Gegenwart" die „Jungfernfrage" in seiner drastischen Weise und mit seinem bekannten praktischen Scharfblick behandelt. Er schildert den doppelten Schaden, den die „Jungfern" durch ihr Eindringen in männliche Berufe anrichten, indem sie

einerseits die Löhne drücken, andrerseits je einem Manne, dem sie sein Brot wegschnappen, damit zugleich die Möglichkeit nehmen, eine von ihnen zu erlösen. Was die Zulassung der Mädchen zum akademischen Studium anlange, so sei freundliches Entgegenkommen die einzige der Männer würdige Haltung. Großen Schaden hätten sie davon nicht zu befürchten, weil nur wenige Mädchen imstande sein würden, ein ordentliches Gymnasium durchzumachen. Hartmann findet den gegenwärtigen Zustand besonders deswegen verhängnisvoll, weil er eine Auslese des Schlechtern bedeute, indem nur die Proletarier jung heirateten und viele Kinder zeugten, während sich gerade die Stände zurückhielten, deren Lage die beste Gewähr für einen körperlich, geistig und sittlich tüchtigen Nachwuchs biete. Als Abhilfe stellt er den nicht mehr neuen Gedanken einer Junggesellensteuer zur Erwägung und zwar in der Weise, daß aus dem davon zu bildenden Fonds Jahrgelder an heiratsfähige Mädchen gezahlt werden sollen. Ehe der Junggesell, meint Hartmann, jahrelang für eine Person zahlt, von der er nichts hat, und die er gar nicht kennt, wird er doch wohl lieber heiraten, um für sein Geld wenigstens etwas zu haben. Daß der gegenwärtige Zustand die Prostitution fördert, erwähnt er ebenfalls, doch legt er auf die Heilung oder Verminderung dieses Übels nicht das Hauptgewicht bei der Empfehlung seines Mittels.

Dies thut nun einer unsrer Mitarbeiter, den die bekannten Berliner Vorkommnisse dazu veranlassen, und der in der Junggesellensteuer ein Mittel sieht, der Prostitution einen Teil ihres Bodens zu entziehen. Allerdings, meint er, kämen dabei die untern Stände kaum in Betracht, da bei denen die jungen Leute ohnehin gleich nach Ableistung ihrer Dienstpflicht zu heiraten pflegten. Die Steuer wäre nach Alter und Einkommen der zu besteuernden progressiv zu gestalten: ersteres um nicht die ganz jungen Leute schon auf die Ehe zu verweisen, letzteres um besonders diejenigen Junggesellen tüchtig heranzuziehen, die die Hauptkunden der Prostitution sind und doch reichlich in der Lage wären, eine Familie zu ernähren. Eine besondre Verwendung der Steuer wird nicht vorgeschlagen, sondern nur bemerkt, daß die Löhne um deren Betrag oder doch um einen Teil davon steigen würden. Dadurch wäre dann erreicht, was O. Lehmann mit seiner Schrift „Reichszuschuß für Arbeiterkinder" anstrebt, ohne die bedenklichen Mittel, die er empfiehlt, wie eine besondre höhere Besteuerung der Aktiengesellschaften.

Dieser Erfolg der Junggesellensteuer scheint uns doch zweifelhaft zu sein. Ein andrer Mitarbeiter, dem wir die Frage vorlegten, schreibt uns folgendes. Warum denn nicht? Warum sollte nicht unser Volk auch diese Steuerlast zu andern Lasten tragen? Nur würde die Enttäuschung noch größer sein als bei der Börsensteuer, von der man sich Wunderdinge versprochen hatte, und bei der auch nichts herauskam, was der Rede wert gewesen wäre. Die Progression dem Vermögen nach wäre allerdings die Hauptsache. Leider aber krankt die Steuerschraube an der Schwäche, gerade immer an der Stelle der Progression zu versagen, wo ein energischer Druck anfangen würde, etwas erkleckliches herauszupressen, und auch in diesem Falle würde das berüchtigte Folterwerkzeug seine Natur nicht verleugnen. Der Betrag, den es den reichen Lebemännern abzapfen würde, würde daher schwerlich groß genug sein, sie zum Verzicht auf ihre Junggesellenfreiheit zu bewegen. So sehr ihnen daher auch ein gründlicher Aderlaß zu gönnen wäre, der dazu nötige Operateur wird sich nicht finden. Unter den Junggesellen aber von mittlern und kleinern Einkommen gibt es viele, die keineswegs ledig bleiben, um zügellos ihren Lüsten zu fröhnen, sondern aus Gewissenhaftigkeit, weil sie es für eine große Sünde halten, eine vielleicht zahlreiche Nachkommenschaft in die Welt zu setzen, der sie die standesgemäße Existenz nicht sichern könnten. Dann giebt es Sonderlinge, Sammler oder in andern einseitigen Interessen befangene Käuze, unruhige

Geister und andres wilde Getier, das zur Ehe nichts taugt und Frau und Kinder nur unglücklich machen würde. In beiden Klassen giebt es wiederum nicht wenige, die, wenn sie auch gerade keine Heiligen sind, doch auch kein Lasterleben führen, und die einen Teil ihres bescheidnen Einkommens zur Unterstützung von Eltern, Geschwistern, entfernteren Verwandten oder befreundeten Familien verwenden. Heirateten sie, so würden sie, da ihr Einkommen zum standesgemäßen Unterhalt einer eignen größern Familie nicht hinreicht, nur das gebildete Proletariat vermehren, während sie bei der Verwendung ihrer Überschüsse, die sie vorziehen, entweder einen Verwandten vor dem Versinken ins Proletariat bewahren, oder eine unter ihrem Stande stehende Familie oder Person, etwa als Wirtschafterin, anständig erhalten. Würden alle diese Männer durch die drohende Junggesellensteuer zum Heiraten bewogen, so würde der damit etwa gestiftete moralische Nutzen von dem angerichteten wirtschaftlichen Schaden weit überboten werden. Die Zahl der Familien, die von Onkeln und Tanten über Wasser gehalten werden, ist gar nicht klein; ja auch der Fall kommt nicht gar so selten vor, daß sich eine Tochter oder ein Sohn geradezu für die Angehörigen aufopfert und ledig bleibt, um sie fortdauernd unterstützen zu können. Blieben aber solche trotz der Steuer ledig und stellten sie nur ihre freiwilligen Leistungen ein, so würde ein unzweifelhafter wirtschaftlicher Nutzen, der wegen ihrer Freiwilligkeit doppelt hoch anzuschlagen ist, wegfallen, während doch der Nutzen, den die Erhöhung unsers Milliardenbudgets um einige Millionen neuer Einnahmen stiften könnte, kaum ins Gewicht fallen würde. Jeder Ersatz freiwilliger Leistungen durch erzwungene schlägt drei sittliche Triebe tot: die erbarmende Liebe in dem Geber, die dankbare Liebe in dem Empfänger und in diesem außerdem den Trieb zur Selbsthilfe.

Und das lenkt nun den Blick auf die bedenklichste Seite der Sache. Wird denn den Freunden der Zwangsversicherung nicht bald unheimlich bei den Aussichten, die sie eröffnet? Die vier ins ungemessene fortwachsenden Träger des modernen Staats: Heer, Verwaltung, Rechtspflege, Schule, beruhen schon auf Zwangsleistungen von ungeheurer Größe. Dazu haben wir in den letzten Jahren sehr anständig bemessene Ruhegehalte der Beamten und Militärinvaliden, Versorgung ihrer Witwen und Waisen, Kranken-, Unfall-, Invaliditäts-, Altersversicherung der Arbeiter bekommen. Die Versicherung der Arbeiterwitwen und Waisen soll bevorstehen, die kleinen Handwerker wollen auch schon versichert sein, und nun kommt man mit den Plänen einer Jungfernversicherung und eines Staatszuschusses für Arbeiterkinder. Letzterer wird wohl nicht lange auf sich warten lassen. Das „warme Frühstück“ in der Schule wird sich zur Beköstigung der Arbeiterkinder auf Gemeindekosten mit Staatszuschuß auswachsen. Wer soll die lawinenhaft anschwellende Last tragen? Die Unternehmer allein könnens nicht, und sollen die Arbeiter zahlen, so — müßten sie lohnende Arbeit haben! Staat, der du alle diese Leistungen erzwingst, schaffe uns das dazu nötige Einkommen! So wirds über kurz oder lang heißen, und dann sind wir dort, wo uns die Sozialdemokraten haben wollen. Jedes Stück Zwangsversicherung ist ein Schritt zum Bankrott unserer auf Privatbesitz, freiem Erwerb und die Verantwortung für das eigne Schicksal gegründeten Gesellschaftsordnung. Eine Hauptschwierigkeit bei der Junggesellensteuer, um auf die noch einmal zurückzukommen, würden die Offiziere, die Gerichts- und Schulreferendare und Assessoren bilden. So lange ihnen die Heirat noch gar nicht erlaubt ist, können sie nicht gut besteuert werden. Verzögert sich aber ihre Versorgung so lange, daß sie darüber zum Heiraten zu alt werden, sollen sie dann etwa noch dafür bestraft werden, daß sie um ihre Jugend gekommen sind?

Brotlose Künste. Im Anschluß an den launigen Aufsatz Pythia rediviva

in Nr. 39 der Grenzboten kann darauf hingewiesen werden, daß solche Spielereien mit kaleidoskopartig unter einander zu mengenden Versen, wie sie Herr Mohr für das Lateinische herausgegeben hat, auch in der deutschen Sprache vorhanden sind. Der königlich preußische Hofkammerrentmeister Hübner-Trams in Berlin hat schon vor etwa vierzig Jahren vier Heftchen veröffentlicht unter dem Titel „Der Improvisator oder Anweisung für jedermann, mit Hilfe zweier Würfel soviel Gedichte zu fertigen, als es nur irgend beliebt. Ein rhetorisches Poesiespiel für die gebildete Jugend und deren Freunde." Wie Hübner-Trams überhaupt auf dem Gebiete der „geistreichen Spiele" mancherlei Erfindungen in die Öffentlichkeit gebracht hat, so war es ihm auch bei seinem „Improvisator" nur um angenehmen Zeitvertreib zu thun, einen mystisch-orakelhaften Nebenzweck wie Herr Mohr verfolgte er nicht, obgleich es viele seiner Verse an schleierhafter Düsterkeit mit den Mohrschen Hexametern getrost aufnehmen können. Der Verfasser dieser Zeilen hat in seiner Jugend oft mit dem „Improvisator" gespielt und die herrlichsten Dichtungen nur so „zusammengewürfelt," besitzt aus jener Zeit auch noch drei von den Heftchen. Mit dem ersten dichtet man Sonette, mit dem zweiten Elegien, mit dem vierten scherzhafte Erzählungen; das dritte Heftchen war den Balladen gewidmet.

Da man mit einem gewöhnlichen Würfelpaar mindestens zwei und höchstens zwölf Augen wirft, sind auf Tabellen für jede Zeile oder Halbzeile die elf Ziffern zwei bis zwölf der Reihe nach verzeichnet, und hinter jeder dieser Ziffern ist durch eine von den Nummern 1 bis 308 (oder 1 bis 176 oder 1 bis 198) auf die am Schlusse der Heftchen stehenden „Wörtertafeln" verwiesen, in denen Hübner-Trams das Baumaterial für seine Verse aufgespeichert hat. Das Sonett besteht bekanntlich aus vierzehn Zeilen, Hübner-Trams teilt aber jede Zeile in Hälften und läßt jedesmal nur eine Halbzeile würfeln; das macht achtundzwanzig Würfe, deren jeder nach der Zahl der Augen elffach verschieden sein kann, sodaß in der Wörtertafel $14 \times 2 \times 11 = 308$ Nummern vorhanden sein müssen. Die Elegien umfassen je acht Zeilen, und jede derselben wird aus zwei Halbzeilen zusammengesetzt. Hier sind in der Wörtertafel also nur $8 \times 2 \times 11 = 176$ Bestandteile nötig. Bei der komischen Erzählung, „Scherzando" genannt, sind 18 Zeilen verwendet, demnach bedarf es in der Wörtertafel $18 \times 11 = 198$ Texte.

Mit großem Aufwand von Diktelei und jedenfalls auch Schweiß hat nun Hübner-Trams bei den Sonetten und Elegien möglichst allgemeine, verschwommene und phrasenhafte poetische Wendungen zusammengesucht und sie syntaktisch und metrisch so lange hin- und hergezogen, bis sie in das Prokrustesbrett seiner Schablonen paßten. Man kann bei jedem Halbvers nach Belieben jeden der elf dafür verwenden, es wird meistens ein leidlicher Unsinn herauskommen, metrisch betrachtet aber zuletzt jedesmal ein lyrisches Gedicht der gewünschten Art auf dem Papiere stehen. Den Inhalt aller Scherzandi bildet das Abenteuer eines Reisenden, der unterwegs in einer Herberge einkehrt. Es wird ihm anvertraut, daß es im Hause nicht ganz geheuer sei, und richtig, als er sich zur Ruhe begeben hat, dringen Räuber in sein Zimmer, es entspinnt sich ein Kampf, aber der Gefährdete wird gerettet, und die Geschichte schließt mit einer meist verblüffenden Wendung. Durch vorsichtige vielgestaltige Abwandlung dieses Themas hinsichtlich der Personen, des Ortes und der Umstände ist es ebenfalls möglich geworden, daß an jeder Stelle jede der elf dafür verfügbaren Zeilen stehen kann, ohne daß das herrliche Ganze Einbuße leidet.

Elf völlig von einander verschiedene Gedichte kann man sonach mit jedem der drei Heftchen bilden, aber nach den Regeln der Permutation ist es möglich, 11^{25} Sonette, 11^{16} Elegien und 11^{18} scherzhafte poetische Erzählungen, alle in Einzelheiten verschieden, „zusammenzuwürfeln." Wer Lust dazu hat, mag sich durch eigne

Berechnung oder durch Benutzung einer Logarithmentafel klar machen, was für schwindelnd hohe Zahlen bei diesen Potenzirungen herauskommen.

Ein paar Beispiele mögen das gesagte erläutern. Als erste Halbzeile im ersten Quartett des Sonetts kann gewürfelt werden:

Nah, Scherz, dich mir!
O Muse hilf!
Eil, Phantasie!
Verweile Lust! u. a. m.

An jede dieser Hälften kann jede der folgenden zweiten angeschlossen werden:

Erleichtere mein Streben
Dein Reiz soll mich erheben
Willst du mich neu beleben?
Dein Zögern macht mich beben u. a. m.

Dann folgt die erste Hälfte der zweiten Zeile:

Ach, würdige
Verherrliche
Entflamme hell
Beschütze gern u. a. m.

Dann der Schluß der zweiten Zeile:

mein hohes Ideal
der Liebe Sonnenstrahl
des Herzens heilge Wahl
die Freuden allzumal u. a. m.

Dritte Zeile, erste Hälfte:

Erleuchte auch
Und schaue auf
Beglücke auch
Und fülle ganz u. a. m.

Dritte Zeile, zweite Hälfte:

des Friedens stilles Thal
Cytherens Areal
das große Erdspital
den weiten Sternensaal u. a. m.

Vierte Zeile, erste Hälfte:

In Zuversicht
Von Lust durchströmt
Voll Seligkeit
In selgem Traum u. a. m.

Vierte Zeile, zweite Hälfte;

das giebt mir Mut zum Leben
aus reinstem Seelenstreben
bleib nicht am niedern kleben
so lang die Parzen weben u. a. m.

Setzen wir aus diesen Bestandteilen beliebig ein erstes Quartett zusammen, so erhalten wir etwa folgendes:

Eil, Phantasie! Dein Reiz soll mich erheben.
Entflamme hell des Herzens heilge Wahl,
Erleuchte auch das große Erdspital
Von Lust durchströmt, so lang die Parzen weben.

In so prachtvollen Gaukeleien und Gemeinplätzen geht es kunterbunt durcheinander das ganze Sonett hindurch, und steht der verworrene Wortschwall schließlich auf dem Papiere, so muß man beim Lesen sagen:

Herrlich! etwas dunkel zwar,
Aber 's klingt recht wunderbar!

Am erträglichsten ist das Mosaikspiel beim „Scherzando," weil da der faßbare thatsächliche Inhalt über manche Unebenheiten hinwegsehen läßt. In den lyrischen Heftchen aber wird einem ganz schwindlig bei der hohlen Wortprunkerei ohne leitenden Grundgedanken. Ja, wenn es noch Orakelsprüche wären!

Vom deutschen Unterricht. Neulich erwarb sich ein junger Philolog die Doktorwürde auf Grund einer Abhandlung über den Einfluß der klassischen Sprache auf Goethes Wortstellung. Da solche und noch schlimmere Aufgaben bei den heutigen Germanisten sehr beliebt sind, so kann man nicht ohne Grauen daran denken, welchen Unterricht die Herren erteilen werden, die auf der Universität so vorgebildet worden sind. Die alten Sprachen sind durch diese Sorte von Wissenschaftlichkeit schon um ihr Ansehen gebracht worden, und nun will man auch unsre Dichter so behandeln!

Alle Versuche, den Unterricht auf den höhern Schulen zu verbessern, sind eitel, wenn nicht auf den Universitäten ganz gehörig ausgekehrt und gelüftet wird. Oder tritt man damit dem berühmten Idealismus zu nahe?

Druckfehlerberichtigung. In dem Aufsatze: „Ist eine Wiedervereinigung der Konfessionen zu erstreben?" in Nummer 48 ist zu lesen: S. 407 Z. 7 v. o. Zufall statt Zweifel, Z. 4 v. u. ministriren statt monstriren, Z. 2 v. u. physikalischen statt physischen, S. 408, Abs. 2, Z. 17 v. o. Furchtlosigkeit statt Furchtsamkeit, S. 412, Z. 3 v. u. Nur statt Nun.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Rußland

Als ich vor kurzem in dieſer Zeitſchrift die kulturfeindliche Richtung erörterte, die der moderne Nationalismus in Europa genommen hat, nahm ich Rußland als das Reich zum Ausgangspunkte, wo das Streben nach nationaler Gewalt die radikalſte und roheſte Form angenommen hat. Ich wies darauf hin, wie unverträglich mit den Intereſſen der europäiſchen Kulturwelt eine Politik ſei, die, nachdem Rußland jahrhundertelang geſtrebt hat, mit Europa zu verwachſen, plötzlich grundſätzlich vom Weſten abgeſchwenkt hat und ſich bemüht, die tauſend angeknüpften Fäden zu löſen und nötigenfalls zu zerreißen. Ich wies auch auf die Gefahr für Rußland ſelbſt hin, die in der fortgeſetzt Recht und Kultur mißachtenden Art liegt, wie nicht national ruſſiſche Menſchen und Dinge behandelt werden, und die zu einer Verfeindung zwiſchen dem ruſſiſchen Staat und einem wachſenden Bruchteil ſeiner Einwohner geführt hat. Ich ahnte damals nicht, daß neben der Gefahr dieſes Gegenſatzes zwiſchen allem, was ruſſiſch und was nichtruſſiſch in Rußland iſt, dem Staate ſo bald eine andere Gefahr erſtehen würde im Schoße des eignen Volkes. Eine Hungersnot von mehr als gewöhnlicher Ausdehnung hat ausſchließlich reinruſſiſche Volksgebiete ergriffen, eine Bevölkerung, die auf zwanzig Millionen Menſchen geſchätzt wird. Ob nun zwanzig Millionen, ob weniger, der Hunger bedroht jedenfalls einen großen Teil des ruſſiſchen Volkes, und zwar nicht allein für die Zeit bis zur nächſten Ernte, ſondern noch drüber hinaus. Denn erſtens iſt bekannt, daß die ungünſtigen klimatiſchen Verhältniſſe ſowie die ſchlechte Ernte dieſes Jahres einen ſtarken Ausfall an rechtzeitig beſtellten Wintersaaten im nächſten Jahre verurſacht haben; zweitens mehren ſich die Zeugniſſe dafür, daß gerade die

fruchtbaren Ebenen des Südens und Ostens sowohl durch die Verringerung der Regenmenge, als durch die Austrocknung des Bodens an ihrer Ertragsfähigkeit fortschreitend einbüßen, worüber bisher zwar viel gezetert worden ist, aber ohne daß etwas wesentliches dagegen geschehen wäre. Vielmehr werden nach wie vor der alte landwirtschaftliche Raubbau und dessen sicherste Stütze, der bäuerliche Gemeinbesitz, beibehalten, die Industrie wird gehoben auf Kosten des Landbaues, und beide werden ohne Besinnen ruinirt, sobald irgend ein „nationaler" Grund dafür gefunden wird. Diesem rohen Moloch wird alles hingeopfert.

Einige leidliche und gute Ernten hatten dem russischen Staate die Möglichkeit gegeben, mit herausfordernder Härte gegen alles Fremde im Lande und gegen das Eindringen von fremden Menschen und Dingen vorzugehen. Man that, als wäre die finanzielle Unabhängigkeit Rußlands von Europa nun für immer errungen. Eine schlechte Ernte hat diesen Wahn zerstört. Man wird bald wieder fremdes Geld brauchen, aber wahrscheinlich finden, daß selbst Frankreich nur für sehr positive Gegendienste bereit ist, sich nochmals zu gewagten Darlehen herzugeben. Wird man dann thun, was Frankreich will? d. h. wird man die Kriegstrommel rühren? Und wenn in Paris kein Geld zu haben wäre, was dann? Wird man dann nicht vielleicht doch den Franzosen zu Gefallen und um der innern eignen Not zu entrinnen, den Krieg wollen?

Die innere Not! Ja, wo herrscht sie jetzt nicht im weiten Reiche des Zaren von Moskau? Hat man dort nicht seit Jahren ideale wie materielle Interessen, heute das eine, morgen das andre, in nationalem Fanatismus verletzt? Ist der Notstand in Polen-Litauen nicht seit neunundzwanzig Jahren herrschend, ist er nicht aufgerichtet worden in den Ostseeprovinzen, streckt er sich nicht hinüber nach Finnland, Kleinrußland, Kaukasien? Würden diese Länder einen einrückenden Feind nicht als Befreier begrüßen? Und nun die Millionen hungernder Russen, werden sie nach wie vor alles Elend ruhig tragen? Der Adel ist ruinirt, der Bauer hungert — so bleiben als vielleicht zufriedne Elemente übrig der Klerus, das Beamtentum, das Heer. Aber auch der Klerus hungert, und Heer wie Beamtentum haben sich nicht als durchaus unzugänglich für politische Wühlerei erwiesen. Wer ist denn noch zufrieden in diesem Reiche? Mustert man rückwärts alle die verschiednen Gesetze und Maßregeln der letzten zehn Jahre, so steigt unwillkürlich der Gedanke auf: wollte man das Volk für eine Revolution vorbereiten, man hätte es ungefähr so machen müssen, wie man es gemacht hat. Vor zehn Jahren wurde der Adel von höchster Stelle aus aufgerufen zur Unterstützung der Regierung, zur Befestigung der Autorität; demselben Adel hat man seitdem keines seiner Rechte, soweit sie nicht leere Äußerlichkeiten waren, gelassen, man traute ihm nicht über den Weg, die Landschaftsverfassung wurde lahm gelegt, und man machte statt dessen den Versuch mit der Lokalsatrapie der Landhauptleute. Jetzt, in der Not, hört man wieder von den Landschaften reden: sie haben Geld und Korn für den Bauern herbei-

zuſchaffen; ſpäter wird der Mohr wieder gehen können. Den Bauer ſuchte man feſtzunageln in ſeiner Exiſtenz und Entwicklung; für Schulen geſchah nichts, für ſeine materielle Förderung nichts, ſeine Gemeindeverfaſſung ließ man ihm als alte heilige Kette an den Beinen hängen, die Leibeigenſchaft des Dorffreſſers ließ man ſich üppig entfalten. Nur eines that man für Adel und Bauern: man ließ ihnen durch Banken Darlehen verabfolgen, was bei dem ruſſiſchen Nationalcharakter ſoviel heißt, als ihnen die Mittel vermehren, ſich zu ruiniren. Die Induſtrie wurde mit ungeheuern Opfern gefördert, aber der Erfolg war doch gering, erſtens weil Land und Volk dazu noch nicht genug entwickelt ſind, zweitens weil man nur echt ruſſiſche Induſtrie gerne gelten ließ, drittens weil man heute verdarb, was man geſtern groß gezogen hatte, weil man vom grünen Tiſch aus dekretirte und dekretirte, bald ſo bald anders, und damit jede ſtetige Entwicklung der Induſtrie unmöglich machte. Dem Handel wurde ebenſo arg mitgeſpielt: Geldkurs und Zolltarif wurden gehandhabt wie rouge et noir an einer Spielbank, jeder ſolide Handel wurde untergraben. Der Klerus blieb wie bisher ein Bettlerſtand und ſollte ſich mit der Ausbreitung der Orthodoxie nach außen, mit Siegen über die Ungläubigen, das ſoll heißen Andersgläubigen, tröſten. So hat man jeden einzelnen Stand im Lande mit Ausnahme des Beamtentums und des Soldatentums möglichſt ſchlecht behandelt. Und das nannte man ein echt nationales, ein orthodoxes, ein zariſches Regiment.

Ich habe vor etwa zehn Jahren einmal in einer andern Zeitſchrift darauf hingewieſen, daß das damals eingeleitete Regime: Wiederherſtellung zariſcher Gewalt, Herrſchaft des alten moskowitiſchen Ruſſentums, Abwendung von Europa — daß dieſe nach Vernichtung des Verfaſſungsgeſetzes Alexanders II. im Jahre 1881 beſchloſſene Wendung den letzten Verſuch bedeute, das zariſche ſelbſtherrliche Syſtem aufrecht zu halten. Zwar der Nihilismus, der bei jener Wendung eine ſo große Rolle ſpielte, iſt ſeitdem großenteils geknebelt worden. Aber den 1881 unternommenen Verſuch halte ich heute für geſcheitert.

Die Aufgabe von 1881, die kecke Bande des Nihilismus zu zertreten, war ein Kinderſpiel im Vergleich zu den Aufgaben, vor denen die ruſſiſche Regierung heute ſteht. Die Mannigfaltigkeit der Anſprüche, die das Volksleben an die Regierung ſtellt, wächſt und wächſt, und die Kraft der Regierung, den Anſprüchen nachzukommen, ſinkt immer mehr: ein hoffnungslos bankerotter Zuſtand. Alle Gewalt, alles Recht hat man an den Stufen des Zarenthrones, hat man in der Hand des Zaren geſammelt, und die Zentralgewalt iſt unfähig, das Reich zu verwalten. Ein Weltreich wird regiert, als ob es ſo groß wie Sachſen-Altenburg wäre, wo der Miniſter in jedem Winkel des Staates bekannt iſt und jeden Dorfſchulzen mit dem Vornamen kennt. Nun bricht eine Hungersnot über das Land herein, zwanzig Millionen Menſchen verlangen Hilfe von dieſer allwiſſenden büreaukratiſchen Zentralgewalt in Petersburg, die ſich ſeit Jahren faſt nur um nationale Kampfſpiele bekümmert hat. Die prahleriſchen Berech-

nungen des Finanzamtes brechen plötzlich zusammen, die drohenden Vorbereitungen des Kriegsamtes zu einer großen aktiven Politik nach außen geraten in Gefahr, vergeblich gewesen zu sein, weil die materiellen Grundlagen weichen. Wird die Not im Innern die Politik nach außen zügeln oder nur noch anspornen? Wie man sich in Petersburg auch wenden mag, die Krisis für das heutige System ist bedenklich näher gebracht worden durch die bedrängte Lage der Regierung. Die Unfähigkeit, der Not Herr zu werden, dürfte der Regierung viel von der Gloire rauben, mit der nationaler Eifer und Servilismus sie geschmückt haben, und den Zweifel wieder beleben an der Vorzüglichkeit einer Staatsform, die jedwede Verantwortung für das Schicksal von mehr als hundert Millionen Menschen einem einzigen auferlegt, ohne daß das Volk imstande wäre, diesem einzigen die nötigen Menschen zu liefern für eine geordnete und auf festem Rechtsboden ruhende Verwaltung. Für die sinnlos gesteigerte Zentralisation der Verwaltung bricht eine gefährliche Prüfung herein. Die Gewaltsamkeit der in der Not angewandten Mittel wird wieder die weit verbreitete Erbitterung gegen die Büreaukratie steigern, man wird ohne Zweifel wieder große Mißbräuche in der Verwaltung aufdecken, und es fragt sich, ob die nationale Selbstzufriedenheit stark genug sein wird, das alles als „urrussische" Eigentümlichkeit und Tugend zu verherrlichen.

Die juristische Seite des Sozialismus

Ist der Sozialismus eine Umwälzung nicht allein der Gütererzeugung und Güterverteilung, sondern auch des Eigentumsrechts anstrebt, so muß man sich eigentlich wundern, daß Untersuchungen, wie die in dem Buche, das wir heute besprechen wollen,*) nicht häufiger angestellt werden. Vielleicht haben sich die Herren Juristen zu sehr an den Gedanken gewöhnt, daß die Sozialdemokraten ja nur in die strafrechtliche, aber nicht in die privatrechtliche Abteilung ihres Faches gehören. Der nachfolgenden Inhaltsübersicht des kleinen, klar und anziehend geschriebenen Buches schicken wir die Bemerkung voraus, daß Anton Menger zu den gründlichsten Kennern der sozialistischen Litteratur gehört; er besitzt, wie wir aus dem zweiten Teile von Diehls Werk über Proudhon erfahren, eine reichhaltige sozialistische Bibliothek, „vielleicht die größte der Welt."

*) Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung von Dr. Anton Menger, Professor der Rechte an der Wiener Universität. Zweite, verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta, 1891.

Der wesentliche Inhalt des wirtschaftlichen Lebens, heißt es in der Einleitung, besteht darin, daß die Menschen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse arbeiten, daß jede Arbeit auf einen Ertrag, jedes Bedürfnis auf Befriedigung gerichtet ist. „Das Ideal eines Vermögensrechts vom wirtschaftlichen Standpunkt wäre deshalb [?] erreicht, wenn die Rechtsordnung bewirken könnte, daß jedem Arbeiter sein voller Arbeitsertrag, jedem Bedürfnis nach Maßgabe der vorhandenen Mittel die volle Befriedigung zu teil wird. Unser geltendes Vermögensrecht, das fast ausschließlich auf überlieferten Machtverhältnissen beruht, verzichtet von vornherein darauf, diese wirtschaftlichen Zwecke zu erreichen." Sichert es doch einer Anzahl von Personen arbeitsloses Einkommen zu, das nur aus Abzügen vom Arbeitsertrage gebildet werden kann, und „unsre privatrechtlichen Gesetzbücher enthalten keinen einzigen Rechtssatz, der den Einzelnen auch nur jene Sachgüter und Dienstleistungen zuweisen würde, die zur Erhaltung seiner Existenz unentbehrlich sind." Vielmehr gilt privatrechtlich der berühmte malthusische Satz, daß der Zuspätkommende bei dem großen Gastmahl kein Gedeck für sich aufgelegt findet und sich zu entfernen hat. Die Armenversorgung und die Zwangsversicherung bilden nur einen sehr unvollkommnen Ersatz für diesen Mangel. Der Sozialismus will nur ein Vermögensrecht herstellen, das die genannten beiden Zwecke erfüllt. Sie gleichzeitig zu erreichen, ist allerdings unmöglich, da sich ja Arbeit und Bedürfnis nicht decken. Es giebt Personen, die viel arbeiten und wenig bedürfen, und andre, die gar nicht arbeiten können und doch Bedürfnisse haben. Die Utopisten müssen deshalb allerlei Kompromisse zwischen diesen beiden unvereinbaren Zwecken aussinnen. Menger will in der vorliegenden Schrift nur darstellen, wie sich die Idee des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag bisher entwickelt hat, und das Recht auf Existenz in einer spätern Schrift behandeln. Besonders hebt er noch hervor, daß, je nachdem man den einen oder den andern Zweck im Auge hat, verschiedne Triebfedern in Bewegung gesetzt werden. „Jedes sozialistische System, dessen Mittelpunkt das Recht auf den vollen Arbeitsertrag bildet, beruht auf dem menschlichen Egoismus, und zwar in einem höhern Grade als die gegenwärtige Rechtsordnung; denn dort arbeitet jeder nur für sich selbst, hier aber teils für sich, teils für das arbeitslose Einkommen. Dagegen muß jedes soziale System, dessen letztes Ziel die Anerkennung des Rechts auf Existenz bildet, auf dem Gefühl der Nächstenliebe und der Brüderlichkeit beruhen." Außerdem wird noch, als eine Übergangsstufe zu jenen beiden Rechten, das Recht auf Arbeit beleuchtet, das von dem Recht, überall Arbeit zu suchen, wohl zu unterscheiden ist.

Der geschichtliche Überblick beginnt mit einem kurzen Abriß dessen, was die deutsche Rechtsphilosophie über den Gegenstand sagt. Es ist nach Menger so ziemlich das Gegenteil von dem, was man erwarten sollte. „Das Unrecht im Sinne unsrer Rechtsphilosophie schützt so künstliche Interessen wie die Ehre

und die Denkfreiheit, dagegen gewährleistet es dem Einzelnen nicht die Erreichung des wichtigsten aller individuellen Zwecke: die Führung eines menschenwürdigen Daseins. Kurz, so aprioristisch die Lehre vom Urrecht auf den ersten Blick erscheinen mag, so enthält sie im wesentlichen doch nichts als die Anforderungen, welche die gebildeten Mittelstände unsrer Zeit an die Rechtsordnung stellen. Statt ein angebornes Recht aller Menschen auf die Mitbenutzung der äußern Natur, auf den Mitgenuß der materiellen Existenzbedingungen anzuerkennen, statuirt die herrschende Doktrin nur die abstrakte Fähigkeit der Menschen zum Erwerbe von Rechten überhaupt, von Vermögensrechten insbesondre (die Rechtsfähigkeit, das Zueignungsrecht). . . . Abstrakte Fähigkeit zur Erwerbung von Vermögensrechten und konkretes Recht auf die Mitbenutzung der äußern Natur — in den Falten dieses Gegensatzes verbirgt sich die ganze soziale Frage. Man kann der rechtsphilosophischen Doktrin den Vorwurf nicht ersparen, daß sie, die nicht wie die Wissenschaft des positiven Rechts durch die historische Überlieferung auf Schritt und Tritt gehemmt ist, sich gerade in dieser wichtigsten Frage darauf beschränkt hat, den geltenden Rechtszustande einfach zu registriren."

„Sollte nicht das Urrecht" eine leere Einbildung sein? Und sollte es nicht abermals Einbildung sein, daß die sozialen Fragen auf dem Boden des Privatrechts gelöst werden könnten? Wir unserseits pflichten der historischen Schule bei, die kein angebornes, sondern nur ein gewordnes Recht kennt, aber nicht in dem Sinne Iherings, der auch die Idee des Rechts aus dem geschichtlichen Entwicklungsprozesse hervorgehen und sich seinem Verlaufe nach umgestalten läßt, sondern in dem Sinne Herbarts. Die Idee des Rechts, die gleich den übrigen sittlichen Ideen angeboren ist, wenn sie auch natürlicherweise zu ihrer Entfaltung der äußern Einwirkung bedarf, besagt nach Herbart weiter nichts, als daß der Streit über Interessen nicht durch Gewalt, sondern durch Vertrag entschieden werden und daß dem Streit durch Festsetzung von Regeln vorgebeugt werden soll. Nur durch solche zwischen zweien oder mehreren vereinbarte Festsetzungen werden Rechte begründet, deren Entstehung vor jedem Konflikt gar nicht denkbar ist. Von einem Recht auf die Erde beim Urmenschen oder bei einem Robinson zu sprechen, hat keinen Sinn. Wer im herrenlosen Lande allein wohnt, eignet sich Früchte, Tiere und was ihm sonst nützlich scheint, an, nicht weil er ein Recht darauf zu haben meint, sondern weil ihn das Bedürfnis treibt; irgend welche sittliche Idee kommt dabei gar nicht ins Spiel. Die Rechtsbildung beginnt erst, wenn sich mehrere um die Nutzung des Bodens streiten. Den Anspruch auf den vollen Arbeitsertrag in der geordneten Gesellschaft würde Herbart, wenn er den Gegenstand behandelt hätte, nicht aus der Idee des Rechts, sondern aus der der Billigkeit haben hervorgehen lassen, die da fordert, daß jedem für seine guten und bösen Thaten sowie für seine Leistungen die angemessene Vergeltung zu Teil werde. Wir sagen nicht das

Recht, sondern den Anspruch, weil eben gar kein Recht, sondern nur ein Anspruch vorhanden ist. Der Anspruch aber ist weiter nichts als eine Forderung, die aus der Idee der Billigkeit entspringt, und die zu erfüllen, falls die Erfüllung von andern Personen abhängt, das Billigkeitsgefühl dieser Personen hinreicht. Und es reicht nicht allein hin, sondern es ist auch sehr viel mächtiger, als das Recht sein würde, wenn sich die Gesetzgeber entschließen sollten, ein solches zu begründen. Fabrikanten und Gutsbesitzer, die ihren Arbeitern — zwar nicht den vollen Arbeitsertrag, das ist nicht möglich — aber einen so großen Teil, als sie entbehren können, gewähren, hat es stets gegeben und giebt es auch heute noch. Dagegen würde keine Macht der Erde imstande sein, einen gesetzlich bestimmten mindesten Lohn als vollen Arbeitsertrag oder doch angemessenen Anteil davon durchzuführen, wenn Scharen unbeschäftigter Arbeiter einander unterböten. Den Anspruch auf Existenz würde Herbart durch Wohlwollen befriedigen lassen, was ja auch mit der oben angeführten Ansicht Mengers stimmt. Auch hier würde das Recht, wenn man ein solches schaffen wollte, meistens entweder zu spät kommen oder unwirksam sein. Das Menschengeschlecht wäre gar nicht vorhanden, wenn die Säuglinge hätten warten sollen, bis der Staat ihnen das Existenzrecht zuspräche, Kindermord und Vernachlässigung der Pflege bestrafte. Den Anspruch der neuen Ankömmlinge auf Existenz hat von Uranfang die natürliche Mutterliebe befriedigt, und im Vergleich zu dem, was sie darin leistet, verschwinden die Leistungen aller Staaten zusammengenommen in nichts. Das Unmögliche freilich vermag auch die Mutterliebe nicht möglich zu machen, und die in dichtbevölkerten und hochzivilisirten Ländern häufig eintretende Unmöglichkeit erzeugt Verirrungen der Natur, sodaß sich der Staat zuweilen genötigt sieht, die Kinder gegen ihre eignen Mütter in Schutz zu nehmen, was bei den Wilden nicht nötig ist. Nicht in den zahllosen Fällen schreitet der Staat ein, wo die Kinder aus Mangel an Nahrung und Pflege langsam hinsterben, sondern in jenen Ausnahmefällen, wo der Tod gewaltsam herbeigeführt oder beschleunigt wird. Weit wichtiger als das Recht ist die Möglichkeit, die Forderungen der auch ohne gesetzlichen Zwang wirksamen Empfindungen der Billigkeit und des Wohlwollens zu erfüllen. Daher teilen wir auch die Auffassung Mengers nicht, der die Rechtsfrage für den Kern der sozialen Frage und das Nationalökonomische für bloße Verbrämung hält, sondern glauben im Gegenteil, daß die sozialen Schwierigkeiten nur durch Hebung der ökonomischen gehoben werden können, wobei allerdings die Gesetzgebung mitzuwirken hat. Vermöchte der Fortschritt der Volkswirtschaft einen Zustand herbeizuführen, wo jedem seine Existenz und annähernd auch sein Arbeitsertrag gesichert wäre, so würde wahrscheinlich das Recht, das ja auch nach Menger auf Machtverhältnissen ruht, diesen Zustand zu erhalten und zu befestigen suchen. Die Vergangenheit freilich hat sich in dieser Hinsicht schon schwere Versäumnisse zu schulden kommen lassen. Der fragliche Zustand näm-

lich ist keineswegs ein utopischer Zukunftstraum, sondern schon oft genug dagewesen, z. B. in Nordamerika bis in den Anfang dieses Jahrhunderts herein. Auch Adam Smith hebt es mehr als einmal hervor, daß die dortigen Ansiedler fast den vollen Ertrag ihrer Arbeit genossen, weil der Boden spottbillig, Grundrente also gar nicht und Kapitalzins nur von einzelnen und in unbedeutendem Maße zu tragen war. Von Existenzunsicherheit war gar keine Rede. Die Ansiedler, denen es als meist ungebildeten Männern an Voraussicht fehlte, haben es nun versäumt, ihren Nachkommen diesen glücklichen Zustand auf einige Jahrhunderte hinaus zu sichern. Das Heimstättengesetz ist viel zu spät gekommen; denn als es erlassen wurde, befand sich fast das ganze noch unbebaute Land bereits in den Händen des Großkapitals. Unsre deutschen Vorfahren haben sich, obwohl ihr Kolonisationsgebiet weit kleiner war, des günstigen Zustandes längere Zeit hindurch erfreut. Menger erklärt ganz richtig die Idee, die Bauergüter unteilbar und unverschuldbar zu machen, unter den heutigen Zeitumständen für eine verderbliche Thorheit. Aber mit dem, was bäuerliche Fideikommisse seiner Ansicht nach in früherer Zeit möglich gemacht haben sollen, trifft er doch nur den kleinern Teil der Wahrheit. „In frühern Zeiten, wo die besitzlosen Arbeiter ihr Los stillschweigend trugen, mochte man leichten Herzens Einrichtungen schaffen, durch die der weit überwiegende Teil der nachwachsenden Landbevölkerung in eine künstliche Dürftigkeit versetzt wird.“ Die sächsischen Bauernsöhne waren im früheren Mittelalter noch weit weniger als heute geduldige Lämmer. Sie hatten aber auch gar nicht nötig, das Los besitzloser Arbeiter stillschweigend zu ertragen, weil ihnen ein weites Kolonisationsgebiet offen stand, in dem sie sich selbständige Besitzungen gründeten. Also kurz: nicht auf dem oder auf irgend einem abstrakten oder positiven Rechte ruhen der Genuß des vollen Arbeitsertrags und die gesicherte Existenz der Schwachen, wo immer sie vorkommen, sondern der eine auf dem Billigkeitsgefühl der Besitzenden, die andre auf ihrem Wohlwollen, und die Möglichkeit der Bethätigung jenes Billigkeitsgefühls und dieses Wohlwollens hängt von den jeweiligen volkswirtschaftlichen Zuständen ab.

Unter den deutschen Rechtsphilosophen giebt es allerdings bekanntlich einen, der den Sozialismus, und zwar in der Gestalt des Staatssozialismus, naturrechtlich zu begründen sucht, J. G. Fichte. Menger würdigt ihn nach Gebühr, weist aber die Unausführbarkeit seiner Vorschläge nach. Hierauf berichtet er über die Entwicklung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag bei folgenden Sozialisten: den Engländern Godwin, Hall und Thompson, den Franzosen Saint-Simon, Enfantin, Fourier, Proudhon, den Deutschen Rodbertus und Marx; dann stellt er noch Louis Blanc und Lassalle zusammen und hebt den Gegensatz zwischen dem durch Rodbertus, Vidal und Vogelsang vertretenen konservativen Sozialismus in Deutschland und der englischen Bewegung für Bodenverstaatlichung hervor. Menger beschuldigt Marx und Rodbertus, daß sie ihre

Weisheit größtenteils aus den ältern englischen und französischen Sozialisten und zwar Marx vorzugsweise aus Thompson, Rodbertus aus Saint-Simon und Proudhon geschöpft hätten, ohne ihre Lehrer zu nennen. Die Aufdeckung dieses Verhältnisses habe, sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage, einflußreiche Kreise verletzt. „Aber den Männern, welche während ihres Lebens, als die sozialistischen Ideen noch so wenig Wiederhall fanden, neben andern Bedrängnissen auch das Leid der Nichtbeachtung und der Vergessenheit tragen mußten, soll wenigstens die späte Gerechtigkeit zu teil werden, daß sie als Urheber weltbewegender Gedanken in der Erinnerung der Menschen fortleben." Man kann Mengers Verdienst um diese Ehrenrettung aus vollem Herzen anerkennen und braucht doch nicht die Art und Weise zu billigen, wie er Marx und Rodbertus zu Plagiatoren stempelt. Die Grundgedanken des Sozialismus sind, wie alle Welt weiß, nicht bloß älter als diese beiden Gelehrten, sondern uralt, und die Grundrente z. B. ist vom gemeinen Mann niemals wesentlich anders angesehen worden als von Rodbertus; nur weil eine Zeit lang solche Künsteleien wie die Ricardos das Feld behauptet hatten, konnte die alte natürliche Ansicht, als sie wieder zu Ehren gebracht wurde, als etwas neues erscheinen. Auch Adam Smith hat sie schon ausgesprochen, wie Menger selbst erwähnt. Wenn er aber hinzufügt: „Thompson und seine Nachfolger sind nur insofern originell, daß (als?) sie Grundrente und Kapitalgewinn als unrechtmäßige Abzüge betrachten," so ist das nicht ganz richtig. Smith giebt im ersten Buche seines berühmten Werkes deutlich genug zu verstehen, daß er diese Abzüge teilweise für ungerecht hält, so in dem Abschnitte des sechsten Kapitels, der mit den Worten beginnt: As soon as the land of any country has all become private property, the landlords, like all other men, love to reap where they never sowed, and demand a rent even for its natural produce. (Ausgabe von 1869, Bd. 1, S. 52.) Also die Grundideen des Sozialismus sind längst Gemeingut der Völker, nur die eigentümliche Ausbildung kann der Sozialist unserer Tage als sein Verdienst in Anspruch nehmen, und in welchem Grade hierin Rodbertus — Marx lassen wir beiseite — von Proudhon abhängig ist, vermögen wir bei unsrer ungenügenden Kenntnis Proudhons nach dem kurzen Abriß in Mengers Buche nicht zu beurteilen. Wie sehr aber Menger in Vorurteilen gegen Rodbertus befangen ist, geht aus einigen Stellen hervor, wo er dessen Lehren offenbar falsch darstellt. So behauptet er, Rodbertus widerspreche sich selbst, indem er die Berechtigung des Eigentums einmal zugebe und dann wieder bestreite. Ein Widerspruch ist aber gar nicht vorhanden, da Rodbertus niemals das Eigentum an sich, sondern nur die Gestalt, die es heute vielfach angenommen hat, für ungerecht erklärt. Dann sagt Menger über Rodbertus Vorschläge zur Umgestaltung des Hypothekenwesens: „Will man sich über die Rechte der Hypothekengläubiger in demselben Maße wie Rodbertus hinwegsetzen, so kann man die von ihm angestrebten Zwecke ohne Anwendung eines so kom-

plizirten Apparats einfach dadurch erreichen, daß man die bestehenden und die zukünftigen Hypothekarforderungen auf Seiten des Gläubigers für unkündbar erklärt." Wer unsre Darstellung dieser Vorschläge in Nummer 41 der Grenzboten gelesen hat, wird beurteilen können, ob sich Rodbertus über die Rechte der Gläubiger hinweggesetzt hat, und ob sein Apparat verwickelter ist, als die preußischen Landschaften und Rentenbanken. Befremdlich ist es außerdem, wie ein berühmter Jurist sagen kann, wenn man den Gutsbesitzern zugestehe, was Rodbertus für sie fordert, dann dürften nicht allein die Hausbesitzer, sondern auch die Personen, die von Lohn oder Gehalt leben, den Anspruch erheben, daß ihre Schulden ebenfalls als Rentenschuld behandelt würden. Als ob der Beamte jemals in die Lage kommen könnte, zum Betriebe seines Berufsgeschäfts Kapitalien aufnehmen zu müssen! Von Schulden für den Verbrauch aber ist ja hier gar nicht die Rede.

Recht hat Menger, wenn er meint, daß der Besitz der „mittlern und ärmern Volksklassen" vom Sozialismus am wenigsten angegriffen werde, der Großgrundbesitz schon mehr, der Papierbesitz am meisten. Aber die Begründung, daß bei der ersten Art des „arbeitslosen Einkommens" das Recht und die „thatsächliche Macht," womit er die Ausübung der Funktionen des Besitzers meint, am vollständigsten zusammen-, bei der dritten am vollständigsten auseinanderfielen, ist eine unnötige Künstelei. Der Grund liegt doch auf der Hand: der kleine und mittlere Besitz gewährt gar kein arbeitsloses Einkommen, und der Großgrundbesitzer arbeitet meistens als oberster Leiter und Unternehmer; nur der Kouponabschneider arbeitet gar nicht.

Wohl aus dem Umstande, daß Menger in Wien schreibt, wo die soziale Bewegung stark antisemitisch gefärbt ist, erklärt es sich, daß er über die Parteilichkeit klagt, mit der die konservativen Sozialschriftsteller Deutschlands und Österreichs ihre Angriffe einseitig gegen den Darlehnszins und die verwandten Formen des arbeitslosen Einkommens richteten. Und doch, sagt er, „bedrückt der Darlehnswucher nur verhältnismäßig enge Lebenskreise; dagegen hat bekanntlich der Lohnwucher die Degeneration ganzer Bevölkerungen (namentlich auf dem Gebiete der Industrie) herbeigeführt, der Mietwucher ist die Geißel aller aufblühenden Städte, und der Pachtwucher hat die ländliche Bevölkerung ganzer Länder (Großbritannien, Italien, Südfrankreich, Spanien) in einen der Sklaverei ähnlichen Zustand versetzt." Nun, den Großgrundbesitzern wird ja die Wahrheit in der linksliberalen Presse alle Tage gesagt (nur die Sünden der englischen Aristokratie werden merkwürdigerweise totgeschwiegen), die Angriffe gegen den „Lohnwucher" besorgen die Sozialdemokraten zur Genüge; über die hohen Mietpreise klagen alle Parteien, und nur der Darlehnswucher würde ganz frei ausgehen, wenn es keine konservativen Sozialisten gäbe. Daß solche einseitige Angriffe gegen alle Regeln der Wissenschaft verstoßen, ist freilich wahr, aber gerade diese Wissenschaft würde überhaupt nicht vorhanden sein,

wenn nicht jeder über den Schuh schriee, der ihn drückt. Es bedarf daher wiederum nicht der künstlichen Erklärungsgründe, die Menger für die Thatsache anführt, daß in England der neuere Sozialismus vorzugsweise die Grundrente, in Deutschland mehr die übrigen Formen des arbeitslosen Einkommens bekämpft. In Deutschland haben wir noch so viel bäuerlichen Besitz, daß die Zahl derer, die sich durch Grundrente bedrückt fühlen, nicht groß ist, im Gegenteil leidet ein Teil des Grundbesitzes schwer vom Hypothekenzins; fast nur in den Städten wird der Druck der Grundrente empfunden. In England dagegen kommt alles Elend, abgesehen von der erst seit wenigen Jahrzehnten wirkenden Übervölkerung, von den „Greuelthaten," wie Menger sich selbst ausdrückt, der Grundaristokratie gegen ihre Pächter; jene hat diese planmäßig zu Proletariern gemacht, und wenn es auch das ungebildete großstädtische und Fabrikproletariat gar nicht weiß, daß seine Vorfahren glückliche Bauern gewesen sind, so wissen es doch Spezialschriftsteller wie Henry George. Der englische Mittelstand aber besteht nicht, wie der deutsche, aus kreditbedürftigen Bauern, Handwerkern und Kleinhändlern, sondern größtenteils aus Buchhaltern und Kaufmannsgehilfen der Großhändler, aus Angestellten der Fabrikanten und besser bezahlten Arbeitern, die alle keinen Produktivkredit brauchen. Sehr gut erklärt übrigens Menger, wie es kommt, daß die englischen Sozialisten bei weitem nicht so große politische Erfolge haben, wie die deutschen. „Der Grund dieser Erscheinung liegt ohne Zweifel in dem Umstande, daß die politischen Parteien Englands sich gegen den volkstümlichen Sozialismus nicht so ängstlich abschließen wie in Deutschland, und daß insbesondre die radikale Partei immer mehr entschieden sozialistische Elemente in ihr Programm aufnimmt. Wahrscheinlich werden deshalb die englischen Sozialisten auch in Zukunft nur eine verhältnismäßig enge Gruppe bilden, mit der geschichtlichen Aufgabe, den bestehenden Parteien zur fortschreitenden Umbildung der Rechtsordnung die Ideen und die Vorschläge zu liefern, welche die übrigen Volksklassen nach dem gewöhnlichen Kreislauf menschlicher Dinge zuerst als revolutionär und undurchführbar verabscheuen, dann aber allmählich als berechtigt anerkennen und im praktischen Leben durchführen, bis schließlich der einst verbrecherische Wahn zu den geheiligten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft gerechnet wird."

Damit könnte es seine Richtigkeit haben. Weniger leuchtet uns folgende Ansicht Mengers ein. Marx und Engels sehen das Wesen des wissenschaftlichen Sozialismus im Gegensatz zum utopistischen in der kritischen Darstellung des gegenwärtigen ökonomischen Zustandes und seiner Entstehung und verwerfen jede nähere Darlegung der zu erstrebenden Gesellschaftsordnung als Utopie, Menger dagegen hält eine solche Darstellung eines vollkommenen Gesellschaftszustandes, die nicht notwendig eine Utopie zu sein brauche, „nicht nur für durchaus wissenschaftlich, sondern geradezu für unerläßlich, wenn die sozialistische Bewegung ihre Ziele auch nur zum Teil erreichen soll." Ja er fügt hinzu,

während in den theoretischen Wissenschaften schon der Nachweis eines Irrtums von Bedeutung sei, auch wenn man nichts Wahres an die Stelle zu setzen habe, sei auf dem Gebiete der praktischen Disziplinen „keine noch so wahre Kritik bestehender Einrichtungen berechtigt, so lange nicht die Möglichkeit eines bessern Zustandes erwiesen ist.“ Die Zumutung, den zukünftigen Gesellschaftszustand im voraus konstruiren zu sollen, ist geradezu unsinnig. Ohne Kritik keine Verbesserung, und wenn die Menschen mit allen Verbesserungen warten sollten, bis der zukünftige Zustand in allen seinen Einzelheiten auf dem Papiere festgestellt wäre, würden sie niemals aus den rohesten Anfängen der Kultur herausgekommen sein. Hat auch nur ein einziger Mensch vor dreihundert Jahren von unsrer heutigen Großindustrie, von unserm Aktien- und Bankwesen eine Vorstellung gehabt? Im Gegensatz zu Menger halten wir Kritik im allgemeinen für unerläßlich und jede Kritik für berechtigt, die zugleich gewisse Grundsätze aufstellt, nach denen die Verbesserungen zu erfolgen haben. Will jemand den Zustand, der nach vollständiger Durchführung dieser Grundsätze möglicherweise eintritt, sich und andern ausmalen, so ist das vielleicht nützlich, aber notwendig ist es nicht. Das Verdienst von Rodbertus z. B. erblicken wir nicht in jenem Plane der Gütererzeugung und der Einführung eines Arbeitsgeldes, dessen Undurchführbarkeit Menger nachweist, sondern hauptsächlich in einer Kritik der gegenwärtigen Ordnung und in der Aufstellung zweier Grundsätze, nach denen sie ohne Preisgebung ihrer Grundlage verbessert werden kann. Der eine ist sittlicher Natur und lautet: der Besitzer soll sich als volkswirtschaftlicher Beamter betrachten und für die Verwaltung seines Besitzes keinen übermäßig hohen Lohn beanspruchen. Nur wer den Einfluß sittlicher Vorstellungen und Beweggründe auf das Handeln einfach leugnet, wird sich von der Verbreitung dieses Grundsatzes keine Wirkung versprechen. Der andre ist volkswirtschaftlicher Natur und lautet: die Handelskrisen kommen nicht von der Überproduktion, sondern von der Unterkonsumtion, diese aber davon, daß der Anteil der Arbeiter am Arbeitsertrage zu weit hinter dem Fortschritt der Produktivität zurückbleibt. Es hieße an der Vernunft verzweifeln, wenn man annehmen wollte, daß die Unternehmer, nachdem sie das eingesehen haben, dabei bleiben würden, ihren Geschäftsgewinn durch Lohndruck zu erhöhen.

Menger kritisirt ja selbst unsre heutige Gesellschaftsordnung sehr scharf, und man kann doch nicht sagen, daß er ein ausgeführtes Bild der zukünftigen entworfen habe, wenn er es auch erörtert, unter welchen Bedingungen und wie weit das Recht auf den vollen Arbeitsertrag durchgeführt werden könnte. Das Ergebnis dieser sehr dankenswerten Untersuchung lautet: „Mit unsrer heutigen Gesellschaftsordnung, welche in dem größten Teile von Europa das Grund- und Kapitaleigentum anerkennt, ist das Recht auf den vollen Arbeitsertrag schlechterdings unverträglich. [Nicht schlechterdings, wie wir bei einem Blick auf Nordamerika gesehen haben.] In einer Rechtsordnung, welche das Gemeineigentum

mit Sondernutznng statuirt, ist das Recht auf den vollen Arbeitsertrag das natürliche Verteilungsprinzip. In der kommunistisch organisirten Gesellschaft, in welcher das Gemeineigentum mit gemeinsamen Nutzungen verbunden erscheint, ist zwar die Durchführung jenes Rechts an sich nicht unmöglich, doch sind die praktischen Schwierigkeiten, die sich einer solchen Kombination entgegenstellen, so groß, daß hier als die natürliche Grundlage der Güterverteilung das Recht auf Existenz betrachtet werden muß."

Menger glaubt, daß in ferner Zukunft einmal das Rechtsleben von den mehrerwähnten beiden sozialistischen Rechtsgrundsätzen beherrscht und durchdrungen sein werde. Möglicherweise kann das so kommen, möglicherweise aber auch anders; aber auch wenn es so käme, würde die Verwirklichung dieses neuen Rechts sehr weit hinter seiner Idee zurückbleiben. Aus vollem Herzen stimmen wir dem Verfasser wieder bei, wenn er am Schlusse sagt: „Mag die künftige Entwicklung der sozialen Frage in der Richtung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag oder des Rechts auf Existenz erfolgen, in beiden Fällen ist es unerläßlich, daß die Gebrechen unsrer heutigen sozialen Ordnung nicht künstlich gesteigert werden. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß jede in geringstem Maßstabe erfolgende Vermehrung des arbeitslosen Einkommens der besitzenden Klasse [ein Moment ist, welches] unsre heutige Gesellschaftsordnung dem Abgrund entgegendrängt." Die Fälle, wo der Staat künstlich arbeitsloses Einkommen schaffe, seien sehr häufig. Noch verderblicher wirke die Übertragung der Grundrente oder des Kapitalgewinns von einer Volksklasse auf die andre durch solche Maßregeln der Gesetzgebung, wie die Ablösung der Hypothekenlast des ländlichen Grundbesitzes auf Staatskosten eine sein würde. Daß es ein liberaler Nationalökonom und hochangesehener Jurist ist, der die Rechtsgrundsätze des Sozialismus als Ziel für die Fortbildung unsres Vermögensrechts aufstellt, darin liegt die Bedeutung seines Büchleins.

Die neuen preußischen Lehrpläne

Die neuen Lehrpläne, die ihre Entstehung der unmittelbaren Anregung des Kaisers verdanken — zunächst ein preußisches Unternehmen, aber bei der herrschenden Stellung, die Preußen in Deutschland einnimmt, zugleich ein Werk, das mehr oder weniger die Bildung der gesamten deutschen Jugend angeht —, haben, obgleich sie den Lehrerkollegien zunächst „vertraulich" mitgeteilt worden waren, doch alsbald durch die Presse ihren Weg in die Öffentlichkeit gefunden. Bedeuten sie einen Fortschritt gegenüber der bisherigen Lehrverfassung? Befriedigen

sie die Wünsche, die die gebildeten Kreise der Nation im Interesse ihrer Söhne zu hegen berechtigt sind? Was den letzten Punkt betrifft, so werden alle enttäuscht sein, die einen Bruch mit der hergebrachten Bildungsweise erwartet hatten. Die neuen Lehrpläne halten sich streng in dem Rahmen des bisherigen Lehrsystems. Eine andre Frage ist es allerdings, ob sie gleichwohl soviel Verbesserungen bringen, daß auch nur für die nächste Zukunft die Frage der Reform des höheren Unterrichts als gelöst betrachtet werden kann.

Zunächst macht sich auf allen Stufen des Unterrichts das Bestreben nach Entlastung bemerkbar. Sollen doch vierzehn wöchentliche Unterrichtsstunden ganz wegfallen und dazu die häuslichen Aufgaben wesentlich beschränkt werden, wogegen die Lehrer angewiesen werden, das Lehrpensum vermöge einer „verbesserten Methode“ in den Unterricht selbst zu verlegen. Wenn dies einzelne bisher noch nicht gethan haben sollten, so ist es gewiß eine berechtigte Forderung. Vor allem aber ist die Erleichterung, die den Schülern aus der Verminderung des Unterrichtsstoffes erwächst, mit Freuden zu begrüßen. Nicht bloß für ihre körperliche, sondern auch für ihre geistige Entwicklung bedarf die Jugend einer reichlich bemessenen Zeit, in der sie von keinerlei Arbeiten in Anspruch genommen wird. Bis jetzt, wo unsre Jungen fast den ganzen Tag entweder in der Schule oder auf dem Wege zur Schule oder bei den Arbeiten für die Schule zubrachten, glichen sie in der That mehr wandelnden Maschinen, die nur von außen her ihren Antrieb empfangen, als lebenden Wesen, in denen sich die Fähigkeit selbständigen Handelns heranbilden sollte. Und noch ein Gutes hat die Erleichterung der Schüler: früher waren sie kaum imstande, das regelmäßige Pensum, das ihnen in allen einzelnen Unterrichtsgegenständen auferlegt wurde, zu bewältigen; sie griffen daher gern zu unerlaubten Hilfsmitteln und gewöhnten sich so an eine schlaffe Auffassung ihrer Pflicht, die nicht selten auch für das spätere Leben üble Folgen hatte. Jetzt, wo sie ihrer Aufgabe ohne übergroße Anstrengung zu genügen vermögen, wird es eher möglich sein, sie zu strenger Pflichterfüllung zu erziehen, und sie werden sogar Lust und Liebe zu geistigem Schaffen gewinnen können, wenn es der Lehrer versteht, sie zur Selbstthätigkeit anzuregen und die Arbeit ihrem Interesse nahe zu bringen. Hiernach wird sich zugleich das persönliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schülern vorteilhaft umgestalten. Waren seither viele Schüler nur zu gern geneigt, den gestrengen Herrn Lehrer als ihren geschwornen Feind, als eine Art Fronvogt zu betrachten, so vermögen sie in ihm fortan einen wohlwollenden Führer zu erkennen, den man unter Umständen lieb gewinnen kann. Welchen sittlichen Halt aber ein solches Verhältnis gewähren kann, wird wohl mancher, der jetzt seine Söhne in die Schule schickt, an sich selber erfahren haben. So wird überhaupt die Schule in Zukunft mehr als bisher ihre erziehenden Wirkungen zu äußern imstande sein, während sie bisher im Grunde doch nur eine Vorbereitungsanstalt für die Abgangsprüfung war. Die Voraussetzung hierfür ist allerdings, daß mit der

Entlastung Ernst gemacht wird, und die darauf hinauslaufenden Absichten der neuen Pläne nicht wieder wie bei denen von 1882 auf dem Papier stehen bleiben. Die Neigung der philologisch gebildeten Lehrer, die Jungen mit den Einzelnheiten ihrer grammatischen Gelehrsamkeit zu beglücken, wird sich nur bei nachdrücklichem Vorgehen der aufsichtführenden Behörden zurückdrängen lassen.

Verdient so die Absicht im allgemeinen, die der Unterrichtsreform zu Grunde liegt, lebhafte Zustimmung, so bleiben doch die Festsetzungen der einzelnen Unterrichtspensa bedauerlich hinter der wohlgemeinten Absicht des ganzen Werkes zurück. Auf der einen Seite ist zwar die Zahl der grammatischen Lehrstunden für das Lateinische, das auch jetzt noch ein entschiednes Übergewicht im Lehrplan behauptet, herabgesetzt, auf der andern jedoch die Forderung selbständiger schriftlicher Leistungen für die beiden Prüfungen, über die noch ein Wort zu sagen sein wird, aufrecht erhalten; es soll eben die Lektüre wesentlich für den Dienst der grammatischen Bildung verwertet werden, und selbst stilistische und synonymische Belehrungen sollen sich an die Lektüre anschließen. Selbstverständlich wird nun der grammatische Gesichtspunkt für die Behandlung der alten Schriftsteller wieder durchaus in den Vordergrund gestellt werden, sodaß das Eindringen in den Inhalt, den man bisher als die Hauptsache zu betrachten sich allmählich gewöhnt hatte, nur in ungenügendem Maße zur Geltung kommen kann. Das beweist auch schon die Auswahl der Schriftsteller für die der grammatischen Schulung bestimmten Klassen, die fortan für diese wie auch für die andern Stufen bis ins einzelne festgestellt ist. Wie hätte man sonst an der bisherigen Art festhalten können, dem Tertianer zwei Militärschriftsteller zur Lektüre zu bieten! Es gehört wirklich viel praktisches Christentum dazu, sich die Knaben in dem eindrucksfähigsten Alter zwei Jahre lang in die Urgeschichte unsers Erbfeindes vertiefen zu lassen, die obendrein durch die tendenziöse Darstellung von Feindesseite allen Wert als historische Quelle einbüßt. Daneben lesen sie den Zug der Zehntausend, der zwar seinem litterarischen Werte nach ohne Frage ungleich höher steht. Aber ist der geistige Gewinn, den die Schüler aus ihm ziehen, wirklich so bedeutend, um sie sich ebenfalls zwei Jahre lang Kapitel für Kapitel durch das Werk hindurcharbeiten zu lassen? Viel besser, man schöbe das Griechische um zwei Jahre hinaus, um dann möglichst bald auf das auch inhaltlich wertvolle Geschichtswerk Herodots loszusteuern und inzwischen andern wichtigen Gegenständen, namentlich dem Französischen, das sich mit seiner geringen Stundenzahl durch sieben Klassen mühsam und unfruchtbar hindurchschleppt, Raum zu schaffen und es um so eher zu Gunsten des dann in den obersten Klassen an seine Stelle tretenden Englischen zum Abschluß bringen zu können. Aber der Stil der beiden herkömmlichen Tertianerschriftsteller ist ja allerdings klassisch, und namentlich findet sich reichlich Gelegenheit zur Einübung grammatischer Regeln! Daß man z. B. statt des Cäsar die Schriftsteller lesen könnte, die, wenn auch in nu-

klassischer Sprache, die Urgeschichte unsers Volkes enthalten, will den klassischen Philologen nun und nimmermehr in den Sinn. Zu Gunsten des Cäsar ist zugleich auch die einzige Erquickung, die bisher die römische Litteratur in Gestalt des Ovid dem Untertertianer bot, um ein Jahr, also nach Obertertia verschoben und damit auf ein Maß verkürzt worden, daß der Schüler überhaupt nicht mehr recht in ihn einzudringen und zum Genuß zu gelangen vermag. Der grammatische Unterricht soll auch keineswegs seine überwiegende Bedeutung einbüßen; vielmehr soll durch verbesserte Methode, worunter eben nur die Ableitung der grammatischen Regeln aus der Lektüre gemeint zu sein scheint, das ersetzt werden, was etwa durch den Abstrich der Lehrstunden von dem grammatischen Pensum verloren gehen könnte, denn die sprachlich-logische Schulung bleibt als wesentliches Ziel des lateinischen Unterrichts bestehen. Früher hielt man dieselbe Betonung des grammatischen Unterricht auch für das Griechische für unentbehrlich. Jetzt hat man sich in das Unvermeidliche gefügt und die griechische Grammatik als selbständiges Fach der Hauptsache nach über Bord geworfen, wie zu hoffen ist, ohne Schaden für die Sache! Sollte man sich nicht hinsichtlich des Lateinischen zu der vollen Beschränkung des grammatischen Betriebes verstehen können, sodaß er auch nur dem Verständnis der Lektüre zu dienen hätte?

Wie das Latein, so hat auch die Mathematik ihre Stellung im Lehrplan behauptet, ja ihre Stellung ist sogar verstärkt worden, insofern der mathematische Lehrstoff, der seither schon von vielen einsichtigen Lehrern in wohlthätiger Weise beschnitten wurde, eine genaue, jede Vereinfachung verbietende Umgrenzung erhalten hat. Es scheint unvermeidlich, an dieser Stelle mit ein paar Worten der Frage nach dem Bildungswerte dieses Faches näher zu treten, das man gewöhnlich in der „formalen Schulung," in der „Geistesgymnastik," in der Übung der „Denkkraft" erkennen zu können glaubt, die durch sie angeblich erreicht wird. Manche meinen auch, die „Stringenz" des mathematischen Beweisverfahrens übe seine wohlthätige Wirkung auf die ganze Geistesrichtung des heranreifenden jungen Menschen aus und vermöge ihn nicht allein zu klarem, „zielbewußtem" Denken im allgemeinen, sondern sogar zu folgerichtigem Handeln zu erziehen. Nun weiß aber doch jeder aus Erfahrung, daß selbst der geschulteste Mathematiker auf andern Gebieten geradezu ein Tölpel sein kann und besonders auf den Gebieten des praktischen Lebens nicht mehr Folgerichtigkeit als andre Sterbliche zu verraten braucht. Und daß er etwa gar in Bezug auf sittlich-tadelloses Handeln andern überlegen sei, müßte auch erst noch nachgewiesen werden. Aber die Ansicht von der hervorragenden Bildungskraft der Mathematik für die Jugend hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Was sagt die Psychologie hierzu, auf die man doch in dieser Frage schließlich zurückzugehen hat? Eine allgemeine formale Bildung ist nach dieser überhaupt unmöglich, weil es die angebornen Seelenvermögen hier nicht giebt, die man etwa einer Schulung unterwerfen könnte, sowie man die Organe des Leibes so einexerzieren kann, daß sie zu jedem Gebrauch geeignet sind. Die

Mathematik bildet vermöge ihrer Natur die Größenvorstellungen aus, wie die Sprachen Sprachvorstellungen, und Größenvorstellungen können nur dazu dienen, Größenverhältnisse aufzufassen und zu verarbeiten, wie Sprachvorstellungen einzig und allein die Bedeutung haben, Spracherscheinungen begreiflich zu machen, nichts andres. Somit besitzt die Mathematik einen bildenden Wert nur für Gebiete, auf denen sich Größenverhältnisse finden, also für das des Naturerkennens (Physik) und das des Rechnens im praktischen Leben; ihre bildende Kraft im übrigen ist keine andre, als die, die jeder geistigen Arbeit innewohnt, die der Schulung für geistige Arbeit überhaupt. Wozu dann also das ganze umfängliche System der Mathematik in unserm Lehrplan? Etwa für die vereinzelten Mathematiker und Techniker vom Fach, die das Gymnasium heranzubilden hat? Für die allgemeine Bildung der übrigen genügen die Sätze und Formen, die unmittelbar für die Physik und die Rechnungen des bürgerlichen Lebens erforderlich sind.*) Daß übrigens nach einem ähnlichen Gesichtspunkte der Unterricht in den alten Sprachen umzugestalten wäre, mag hier nur erwähnt werden.

Wir haben bisher nur die beiden Fächer berührt, die am meisten Anlaß boten, Reformen vorzunehmen, und die eben deshalb diese Reformen am meisten vermissen lassen. Aber auch im übrigen ist die herkömmliche Unterrichtspraxis außerordentlich wenig verändert worden. Was verschlägt es, ob der Untersekundaner Sallusts Jugurthinischen Krieg und Catilinarische Verschwörung und Ciceros Reden gegen diese Verschwörung kennen lernt, oder ein paar andre Werke, deren Auswahl dem Ermessen des Lehrers unterliegen würde? Der Ertrag aus den

*) Es ist sehr dankenswert, daß der Verfasser einmal ein kräftiges Wort über die Mathematik als Unterrichtsmittel gesprochen hat. Es hätte noch etwas kräftiger sein können. Wir halten allen mathematischen Unterricht an den humanistischen Schulen, der über das Notwendigste hinausgeht und den Fächern, die Seele und Charakter, Gemüt und Geschmack zu bilden haben, den Raum nehmen, für Unfug, wie wir überhaupt sehr geringen Glauben an „formale Geistesbildung" haben. Wie viele haben denn ihr collegium logicum aufmerksam durchgesessen? Und wem hat es genützt? Sind die Leute, die Logik ernsthaft studirt haben, gescheitere Menschen und klarere Denker geworden, als die, die das Kolleg zwar belegt hatten, weil sie mußten, aber schwänzten? Schach- und Skatspielen könnten ebenso gut wie Mathematik und Logik der formalen Geistesbildung dienen und zu Unterrichtsgegenständen erhoben werden. Die Mathematik sollte in den höhern Klassen nur fakultativer Lehrgegenstand sein für die, die sie zu ihrem spätern Berufsstudium brauchen, oder denen ihre natürliche Anlage leichteres Verständnis für diese Wissenschaft und Freude daran giebt. Die Fähigkeit zu mathematischem Denken ist ja eine ganz individuelle Gabe, die nur einem ganz geringen Teile der Menschheit, also auch der Jungen gegeben ist. Das weiß doch jedermann. Bei allem unsern Unterricht ist das Generalisiren der Hauptfehler. Die ganze Herde wird über einen Kamm geschoren, eben weil alles herdenweise gedrillt werden soll. Individuen giebt es nicht mehr für den modernen Staat und Unterricht, und das rächt sich jetzt schon. Was der Mathematik an den humanistischen Schulen genommen würde, käme der Menschheit zu gute. Die Schulen sind überhaupt nicht dazu da, den Universitäten das Material zuzubereiten, auf das bequem weitergepfropft werden kann, sondern ihnen gesunde Menschen zu schicken, die aufnahmefähig geblieben sind. A. d. R.

römischen Schriftstellern wird immer nur gering sein; ob es wirklich wünschenswert ist, den noch politisch und sittlich unreifen Schüler eingehend in die Verfallperiode der römischen Geschichte einzuführen, ist ohnehin fraglich. Als ein besserer Griff erscheint es, wenn wenigstens die beiden Hauptgeschichtsschreiber der Alten, Herodot und Livius, für den Geschichtsunterricht in Obersekunda ausgenutzt werden sollen. Im übrigen bietet die Auswahl der klassischen Schriftsteller wenig neues, außer daß bestimmte Werke angesetzt worden sind, wodurch die Freiheit der einzelnen Lehrer, zum Teil in willkürlicher Weise, beschränkt wird. Die größere Betonung der schriftlichen Übungen aus allen möglichen Gebieten, denen der Geschichte, der Naturgeschichte und der gesamten Lektüre, die man dem Lehrer des Deutschen auferlegt hat, ist wohl nur auf den Wunsch bequemerer Kontrolle dieser Arbeiten zurückzuführen; die übrigen Lehrer werden dadurch der viel notwendigern Pflicht überhoben, die Schüler in ihren Fächern zu zusammenhängender mündlicher Darstellung zu veranlassen. Eine Beschränkung der Korrekturlast, die wissenschaftlich gebildete Männer täglich stundenlang bei völlig mechanischer, für anderweitige geistige Thätigkeit abstumpfender Arbeit festhält, wäre dringend erwünscht gewesen. Nicht bloß den Schülern, um deretwillen die sonstigen schriftlichen Arbeiten, wie Exerzitien und Aufsätze, wenigstens für die mittlern Klassen auf die Hälfte herabgesetzt worden sind, sondern auch den Lehrern sollte man diese Wohlthat zu teil werden lassen. Von Ermäßigung der pflichtmäßigen Stundenzahl, wie sie längst von verschiednen Seiten als Bedürfnis hingestellt worden und wie sie in andern Bundesstaaten bereits erfolgt ist, um dem Lehrer Zeit und Kraft zu wissenschaftlichem Fortarbeiten zu lassen, ist für die preußischen Lehrer nicht die Rede. Bisher sind sie, da sie bis zu 24 Lehrstunden wöchentlich zu übernehmen haben, wenn sie es nicht an gründlicher Vorbereitung für ihren Unterricht und an sorgsamer Korrektur der Hefte fehlen lassen wollen, genötigt, ihre ganze Zeit den Aufgaben der Schule zu widmen; nur in seltnen Fällen gewinnen sie Muße für eigne Studien, deren sie doch dringend bedürfen, um sich für ihre Thätigkeit die geistige Frische zu erhalten. Täglich vier Stunden die angespannte geistige Arbeit zu verrichten, die der Unterricht einer Klasse von dreißig bis vierzig und mehr Jungen erfordert, ist eine Leistung, die an und für sich schon die Kräfte in vollem Maße in Anspruch nimmt. Ob es möglich ist, hierbei der Eigenart des Einzelnen Rechnung zu tragen, ihm in seinem Gedankengange zu folgen, kurz jedem die richtige besondre Behandlung zu Teil werden zu lassen, ist eine Frage für sich; in der Regel wird der Unterricht, je mehr Stunden er dauert, desto leichter einen schablonenhaften Charakter annehmen, und wenn man den Lehrern in letzter Zeit mehrfach den Vorwurf gemacht hat, sie übten ihren Beruf mit zu geringem Interesse, zu geringer innerer Beteiligung, so dürfte dieser Vorwurf, wenn er berechtigt ist, sicherlich nicht sie allein treffen.

Einer besondern Fürsorge hat sich neben dem deutschen Unterricht, dem in

den drei untern Klassen sowie in den beiden Sekunden je eine Lehrstunde mehr zugewiesen worden ist, besonders der Unterricht in der deutschen Geschichte zu erfreuen gehabt, und zwar, wie es auch eine unabweisbare Forderung geworden war, hauptsächlich der in der neuern und neuesten Geschichte; ihm ist außer den beiden schon jetzt für die deutsche Geschichte bestimmten Tertien noch eine weitere Klassenstufe, die Untersekunda, auf Kosten der alten Zeit zugeteilt worden, um so die geschichtliche Bildung der Schüler, die auf dieser Stufe mit der Berechtigung zum einjährigen Militärdienst ausscheiden, zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Der sächsische Lehrplan nimmt nicht soviel Rücksicht auf diese, den eigentlichen Zielen der Gymnasialbildung fernbleibenden Elemente, er überläßt es ihnen, sich die durch den biographischen Unterricht der untern Klassen erworbenen Kenntnisse in der neuern Geschichte zu vervollständigen. Daraus, daß der Unterricht in Untersekunda bis zur Gegenwart fortgeführt werden soll, erwächst für die preußischen Gymnasien zunächst die schwierige Frage, wie der Stoff auf diese Klassen und auf die Primen, denen dieses Pensum erst recht eigentlich zufällt, zu verteilen ist. Schwerlich dürfte aber auch der vierzehn- bis fünfzehnjährige Knabe die geistige Reife besitzen, die vorzugsweise politischen Bewegungen von der französischen Revolution an bis auf die modernen Verfassungskämpfe zu verfolgen. Man wird sich daher im ganzen damit begnügen müssen, ihm die Kriegsereignisse vorzuführen; dabei entgeht ihm dann wieder die politische Schulung, die die Frucht des Unterrichts in der neuesten Geschichte sein sollte, und seine Bildung bleibt in diesem Fache, wie auch in den meisten andern, besonders den alten Sprachen, nach wie vor sehr unvollkommen, nur daß er die neueste Zeit „gehabt" hat und darüber mitsprechen zu können glaubt. Auf häufige Wiederkehr der deutschen Geschichte scheint man in Preußen besondres Gewicht zu legen; nicht bloß im Lehrplan der Tertien, der Untersekunda und der Primen, sondern auch in dem der Sexta hat sie ihren Platz gefunden. In biographischer Form soll sie hier von Wilhelm I. bis auf Karl den Großen rückwärtsschreitend behandelt werden. Es sind offenbar politische Gründe, die diese Änderung veranlaßt haben, dem frisch gebackenen Gymnasiasten statt der Sagen von Herkules, Jason und Odysseus Lebensbilder der hervorragendsten Persönlichkeiten aus der deutschen Geschichte zu bieten, da man glaubte, die Kinder gewönnen dadurch an patriotischem Sinne, daß man sie vor Bekanntschaft mit der Fremde auf nationalem Boden einwurzeln ließe. Aber die historischen Persönlichkeiten entbehren doch zu sehr der greifbaren Züge, die die Gestalten der antiken Sage dem Knaben so sympathisch und kongenial erscheinen lassen. Auch die Bestimmung, daß mit dem Kaiser Wilhelm I., dessen Leben und Thaten dem Schüler am nächsten liegen, begonnen werden soll, dürfte schwerlich an der Thatsache etwas ändern, daß die Lebensbilder der Geschichte seiner Fassungskraft viel zu fernstehen, als daß sie eine dauernde Anziehungskraft auf ihn ausüben könnten. Anders, wenn man durch die vorangehende

Bekanntschaft mit den Thaten der alten Helden das Interesse geweckt und dadurch der Betrachtung der großen geschichtlichen Persönlichkeiten seines eignen Volkes der Boden bereitet wird. Ein eigentümlicher Gang des Unterrichts ist es wahrlich, wenn in Sexta der Stoff des geschichtlichen Unterrichts aus der neueren Zeit entnommen wird, um dann in Quinta, wie dies in den preußischen Lehrplänen gefordert wird, zu der Behandlung der antiken Sage zurückzugreifen. Das Verfahren dürfte in den andern deutschen Bundesstaaten schwerlich Nachahmung finden. Zu dieser dreimaligen Durchnahme der deutschen Geschichte in den verschiednen Klassen kommt aber für den preußischen Gymnasiasten dann noch die alljährlich sechsmal, nämlich zum Geburtstage des jetzigen Kaisers, zum Geburts- und Todestage der beiden verstorbnen Kaiser und zum Sedantage sich wiederholende Vorführung der betreffenden Partien aus der neuesten Zeitgeschichte. Man häuft da die Gelegenheiten zu patriotischer Anregung, ohne zu bedenken, daß das Zuviel notwendig eine Übersättigung und so gerade das Gegenteil von dem zur Folge haben muß, was man durch diese Einrichtung bezweckt. Ein wirkliches patriotisches Gefühl bildet sich erst in verhältnismäßig spätem Lebensalter aus, und man hindert geradezu seine Entwicklung, wenn man es zu früh und zu häufig in Anspruch nimmt, ehe es eine gewisse Festigkeit erlangt hat. Uns will eine derartige Betonung des Patriotischen im Unterricht in hohem Grade bedenklich erscheinen.

Ein weiterer Punkt der neuen Lehrpläne, der in den außerpreußischen Ländern auf entschiedene Mißbilligung stoßen wird,*) ist die Neueinrichtung einer staatlichen Prüfung in Untersekunda, an deren Bestehen die Erteilung der einjährig-freiwilligen Militärberechtigung geknüpft sein soll. Die Prüfung kommt zunächst nur für die Schüler in Betracht, die das Gymnasium verlassen wollen, ohne die eigentlichen Bildungsziele des Gymnasiums erreicht zu haben. Da aber der Unterricht auf diese keine Rücksicht nehmen kann, wird der Lehrer seine Schüler samt und sonders für die Prüfung bereit halten müssen, d. h. mit andern Worten: die neue Prüfung bildet fortan das Ziel des Unterrichts, und da sie zweimal im Jahre, zu Ostern und zu Michaelis, stattfindet, bleibt im Grunde nichts andres übrig, als unaufhörlich den Stoff mit den Schülern zu „pauken," über den sie sich vor dem Regierungskommissar, der in Preußen fortwährend mit seinen Fragen in die Prüfung eingreift, auszuweisen haben. Daß hierbei der Gang des Unterrichts empfindlich leiden muß, liegt auf der Hand, und es ist zu hoffen, daß das preußische Ministerium sich dem nicht verschließen und einen so unverantwortlichen Mißgriff vermeiden wird. Erleichterungen in der Handhabung der Prüfung, wie sie dadurch herbeigeführt werden sollen, daß sich nur solche Schüler der Prüfung vor dem Regierungsbevollmächtigten

*) Vgl. die Ausführungen unter der Abteilung „Maßgebliches und Unmaßgebliches" in diesem Hefte. A. d. R.

zu unterziehen haben sollen, die in den Klassenarbeiten und in den schriftlichen Prüfungsleistungen keine genügenden Censuren erlangt haben, kommen lediglich den Examinatoren zu gute; für die Schüler bleiben die schädlichen Folgen der ganzen Einrichtung bestehen.

Eine gewisse Schwierigkeit liegt nun zwar darin, daß fortan der Lehrstoff beschränkt werden soll, folglich eine größere Anzahl von Schülern ihn zu überwinden imstande sein würde, als bisher, und daß daraus die Gefahr der Überfüllung der gelehrten Berufsarten noch gesteigert werden würde. Eine derartige Erwägung darf aber nicht als durchschlagend gelten, weil durch die Einrichtung der Prüfung geradezu die brauchbaren Schüler den unbrauchbaren geopfert werden würden. Um diese fernzuhalten, ist keineswegs eine neue Prüfung erforderlich, wenn nur den Lehrern anbefohlen wird, die ungeeigneten Elemente schon von den untersten Klassen an zurückzuhalten, und wenn vor allem auf der Stufe, auf der die Erteilung der Berechtigung erfolgen soll, nur Lehrer beschäftigt werden, die imstande sind, die geistige Stufe ihrer Schüler zu zu beurteilen und diese hernach einer durchgehenden Sichtung zu unterwerfen. Dies wird jedenfalls im Laufe eines ganzen Jahres mit größerer Sicherheit geschehen können, als in dem kurzen Prüfungsakte. Die geistige Reife der jungen Leute zeigt sich dabei in der Art, wie sie die in dem gesamten Unterricht sich ergebende Denkarbeit bewältigen, nicht bloß darin, wie sie sich den Lehrstoff angeeignet haben, um ihn sich in der Prüfung wieder abfragen zu lassen.

Wir haben hiermit den Punkt der neuen Lehrordnung berührt, der am dringendsten der Abänderung bedarf. Aber auch im übrigen wird wohl schwerlich jemand in dem ganzen Werk ein monumentum aere perennius erblicken. Es handelt sich nur um eine vorläufige Zustutzung des bisherigen Unterrichtsstoffes, die vor allem die notwendige Entlastung der Jugend bezweckte. Daß etwas wesentlich Neues und Besseres geschaffen werden würde, war schon bei der einseitigen, nur die herrschende philologische Richtung berücksichtigenden Zusammensetzung der Kommission, die mit der Beratung der Schulreformen beauftragt worden war, nicht zu erwarten. Hat sie sich doch nicht einmal zu der im Interesse unsrer Jugendbildung unbedingt zu fordernden Beseitigung der Religionsprüfung aufschwingen können! Eine so äußerliche Rücksicht, wie die von den Vertretern der Geistlichkeit ausgesprochene Befürchtung, es werde der Religionsunterricht an Gewicht einbüßen, wenn er aus der Reihe der Prüfungsfächer ausscheide, war ihnen Anlaß genug, einem hierauf gehenden Antrag aus ihrer Mitte entgegenzutreten. Wenn dieser Gegenstand wirklich einer so äußerlichen Stütze bedürfte, dann wäre es allerdings das Beste, ihn ganz aus dem Lehrplan verschwinden zu lassen. Der Schüler, der sich erst durch den Ausblick auf das bevorstehende Examen zur Beteiligung am Religionsunterricht bewegen läßt, hat sicherlich nichts daraus gewonnen, was ihm bleibt, wenn der äußere Druck der Schule aufhört. Hier aber tritt gerade der grundsätzliche Mangel unsres

hergebrachten Jugendunterrichts deutlich zu Tage: die einseitige Betonung der Aneignung eines möglichst umfangreichen Lehrstoffes, bei der nicht gefragt wird, welchen Gewinn der heranwachsende junge Mensch für die Ausbildung seines Innern, seiner Persönlichkeit, seines Charakters von all dem Lehren und Lernen mit hinwegnimmt.*) Die Frage des Kaisers, mit der die Schulreform eingeleitet wurde: Was kann die Schule zur Charakterbildung beitragen? ließ auf andere Früchte des großen Werkes hoffen. Hiervon ist in den ganzen Ausführungen der Lehrpläne weiter nicht die Rede, als daß für den Unterricht der obern Klassen die schöne Vorschrift erteilt wird, es solle alles auf Erweckung der Selbstthätigkeit und des Interesses angelegt werden — ein wahrer deus ex machina, denn woher sollen Selbstthätigkeit und Interesse, die sich beide bei unsrer Schuljugend bisher so auffallend vermissen ließen, plötzlich herkommen, wenn sich der Unterricht im ganzen und großen durchaus in dem alten Geleise bewegt, und der Druck der neuen Prüfung sogar noch dazu beiträgt, über den erzwungenen Arbeiten für einen äußern Erfolg ein aufkeimendes freies Interesse zu ersticken?

Das Problem der Jugendbildung ist durch die preußischen Lehrpläne nicht gelöst. Immerhin bleibt es verdienstlich, das Problem aufgeworfen und dadurch das Interesse an seiner Lösung wachgerufen zu haben. Wir hoffen, daß schließlich doch noch etwas Vernünftiges zustande kommen wird. Dazu wird es aber vor allem nötig sein, daß sich die „Laien," die Väter der Schüler, einmal kräftig rühren und durchsetzen, daß auch sie in diesen Dingen gehört werden. Solange die Frage der Schulreform einseitig von der Schule aus gelöst werden soll, wird sie nie gelöst werden.

---

*) Soll überhaupt Religion „gelehrt" und nicht vielmehr eingeflößt werden? Die Seele von Religionsunterricht, die zum Teil an den Schulen betrieben wird, ist geradezu eine Sünde und Schande; man braucht nicht Geistlicher zu sein, um sich darüber zu empören. Es wäre sehr nützlich, wenn sich die hohen Kirchenregierungen eingehend darum kümmerten, wie sich die Leute, denen der Religionsunterricht anvertraut wird, wirklich dafür eignen. Nicht die Schüler wären zu examiniren, sondern die Lehrer. Die Religionsstunde muß Gottesdienst sein. Was vollends in den mittlern und obern Klassen unserer Gymnasien als „Religionsunterricht" geboten wird, ist ja überhaupt kein Religionsunterricht, sondern eine Art von Encyclopädie der Theologie, wie sie sich etwa für angehende Studenten der Theologie eignet. Wenn man weiter nichts in diesen Stunden anzufangen weiß, dann wäre es freilich das Beste, man striche sie ganz!
A. d. R.

Erinnerungen eines Offiziösen

Ein Mann, der als Achtundsechziger nach einem höchst wechselvollen Leben, nach rastloser, anstrengender, oft aufreibender Thätigkeit diesseits und jenseits des Ozeans Spannkraft genug besitzt, sich noch einem neuen, ihm völlig fremden Berufe, wieder in andern Weltteilen, zu widmen, und den „Ruhestand," der dem Dreiundachtzigjährigen auf seinen Wunsch gewährt wird, dazu anwendet, auf dreizehnhundert Großoktavseiten seine Erlebnisse zu berichten: ein solcher Mann ist gewiß eine ungewöhnliche Erscheinung. Dieser Mann ist Julius Fröbel, von dem rascher zu sagen wäre, welche Lebensstellungen er nicht eingenommen und wo er nicht gewohnt hat, als umgekehrt. An seine Selbstbiographie (Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Bände. Stuttgart, Cottaische Buchhandlung 1890/91) wird man mit gespannter Erwartung hinantreten dürfen, und im großen und ganzen wird man auch nicht enttäuscht werden. Der neue Odysseus erzählt seine bunten Schicksale lebendig, wenn auch nicht immer im besten Deutsch,*) schildert anschaulich die Natur unter verschiednen Himmelsstrichen und die Menschen, mit denen er in Berührung gekommen ist; er verfügt offenbar über ein beneidenswertes Gedächtnis und außerdem, wie es scheint, über ein wahres Archiv von Tagebüchern und befleißigt sich einer Offenherzigkeit, die nicht überall angenehm berühren wird. Dabei ist er andrerseits einer Gefahr nicht entgangen, der ein Memoirenschreiber leicht ausgesetzt ist: seine Person und sein Wirken zu überschätzen. Als er einmal, schon in hohen Jahren, fast ohne Aufenthalt von Smyrna nach Berlin gereist ist und nachher erfahren hat, daß solche Eile nicht vonnöten gewesen wäre, bezeichnet er das bitter als eine Strafe seiner Thorheit, sich für wichtig zu halten, und schon früher fällt die Bemerkung, daß er bei dem Wunsche, in einer andern Sphäre als der des Konsulatsdienstes verwendet zu werden, nicht an sich selbst gedacht habe. Welche Sphäre

*) Er teilt den weitverbreiteten Haß gegen Hilfszeitwörter und gebraucht regelmäßig anstatt „dortig" das schöne Wort „dasig", das Weigand eine Erfindung des „unedeln Geschäftsstils" nennt; das in Süddeutschland und Österreich ein gleichlautendes Wort = wirr, schwindelig ꝛc. gebraucht wird, scheint Fröbel trotz seines vieljährigen „dasigen" Aufenthaltes unbekannt geblieben zu sein, und dergl. mehr.

er meint, wird nicht ganz deutlich, doch läßt sich mutmaßen, daß er sich berufen gehalten hat, einen Platz unmittelbar am Webstuhle der Geschichte einzunehmen. Denn so vielerlei er getrieben hat, legt er doch unverkennbar auf seinen Freischärlerdienst in der hohen Politik das größte Gewicht. Es ist förmlich rührend, mit welcher Befriedigung er aus verschollenen Zeitungen „lange, lange Lehrgedichte" wieder abdrucken läßt, unfehlbare Rezepte für das kranke Deutschland, die leider, wie er selbst zugesteht, den einen Fehler hatten, von ganz falschen Voraussetzungen auszugehen. Doch damit berühren wir schon eine späte Periode des Lebenslaufes, die, die zeitgeschichtlich das meiste Interesse bietet und die Überschrift unsers Aufsatzes rechtfertigt.

Julius Fröbel ist 1805 als Sohn eines Landpredigers im Schwarzburgischen geboren. Die Schilderung seiner Kinderjahre im Elternhause, dann in der von seinem berühmten Oheim Friedrich geleiteten Erziehungsanstalt in dem Dorfe Keilhau bei Rudolstadt zeigen wieder so recht, welch ein Segen es ist, auf dem Lande aufzuwachsen. Der stete Verkehr mit der Natur, die unwillkürlich zur Gewohnheit werdende Beobachtung aller ihrer großen und kleinen Erscheinungen, die Teilnahme an häuslichen, Garten- und Feldarbeiten und damit die Schätzung jeder Art von Arbeit, die Kräftigung des Körpers sind Vorteile, für die der Ferienaufenthalt im Gebirge, den man jetzt auch ärmern Stadtkindern zugänglich macht, keinen Ersatz bieten kann. Für Fröbel sind diese Gaben von großem Nutzen gewesen, von größerm vielleicht, als er selbst glaubt. Er empfindet deutlicher in der Erinnerung die Schattenseiten in dem System seines Oheims, die doktrinäre, gelegentlich zur Tyrannei gesteigerte Rechthaberei; und für den patriotischen Aufschwung, unter dessen Einfluß jene Zeit stand, zeigt er wenig Sinn. Er „glaubt ein guter Deutscher zu sein," obgleich der deutsche Chauvinismus wie jeder andre ihm verhaßt sei. Damit ist nicht viel gesagt. Gerade der Deutsche ist nur zu sehr geneigt, einen Chauvin schon in dem Landsmanne zu sehen, der ein starkes Nationalbewußtsein zeigt, ohne es zu übertreiben. Der weltbürgerliche Zug äußert sich bei Fröbel sehr frühzeitig, und auch in diesem Falle scheint sich wieder das Übergewicht des mütterlichen Blutes zu bewähren. Eine Bemerkung ist nicht allein für den Erzähler so charakteristisch, daß wir sie gern erwähnen. Daß ein preußischer Unteroffizier den Halberwachsenen an seinen langen Haaren gezaust hat, ist eingestandnermaßen der Grund einer Abneigung gegen Preußen gewesen und für lange Zeit geblieben. Das klingt lächerlich, aber ähnliche Ursachen würden bei vielen Preußenfeinden zum Vorschein kommen, wenn sie eben so aufrichtig gegen sich und andre sein wollten.

Etwas amerikanisch ist der Gang unsers Autors, sobald er halb genötigt halb freiwillig seinen eignen Weg einschlägt. Er wird Kartenzeichner, Lithograph und Feldmesser, bald hier, bald dort, hört Collegia, wo dazu Gelegenheit ist, hat das Glück, überall die Gunst hervorragender Männer zu gewinnen,

lernt Ritter und Alexander von Humboldt (diesen in seiner doppelten Eigenschaft als Naturforscher und Hofdemagogen) kennen, erhält auf dessen Empfehlung eine Lehrerstelle für Geographie in Zürich und bald die Professur der Mineralogie an der dortigen neugegründeten Universität. Die dreißiger Jahre entbanden bekanntlich in der Schweiz und zumal in Zürich eine sehr lebhafte politische Bewegung, in deren Kreise bald auch der junge Professor gezogen wurde. Und als in Deutschland dem kurzen Frühling von 1840 schnell ein harter Nachwinter folgte, insbesondre die Bücher- und Zeitungszensur die Zügel wieder straff anzog, übernahm er eine kleine Winterthurer Buchhandlung, das einst als „Freithof" für Zensurflüchtlinge allbekannte „Litterarische Comptoir in Zürich und Winterthur." Die Mitteilungen über damalige Schweizer Verhältnisse, den Anteil der Deutschen an dem politischen Leben und Treiben u. s. w. enthalten viel Beachtenswertes, und Fröbels Erfahrungen als Verleger können manchem andern wenigstens das solamen miseris gewähren. Das Geschäft, das im Laufe der Zeit verschiedne Teilhaber hatte, zahlte hohe Honorare, der Absatz war nur in Ausnahmefällen (Herwegh) groß, Verbote in Deutschland und Schikanen der damaligen Züricher Machthaber brachten große Verluste, und als sich die Bedrängten um Hilfe an einflußreiche und vermögende Parteifreunde in allen Gegenden Deutschlands wandten, erhielten sie in allem ungefähr zweitausend Gulden! Schließlich übernahm Arnold Ruge den Verlag und siedelte damit nach Leipzig über. Daß auch er als Buchhändler keine Seide gesponnen hat, ist bekannt.

Fröbel selbst ließ sich 1846 in Dresden nieder. Noch in Zürich hatte er das Buch „System der sozialen Politik" verfaßt, worin er sich bereits zum Staatssozialismus bekennt; nun versuchte er sich als Dramatiker und plante eine bändereiche „Hausbibliothek aller Natur- und Geschichtswissenschaften," die aber nicht über den Prospekt hinausgekommen ist, da das Jahr 1848 sowohl den Verfasser, Fröbel, wie den Verleger, Ruge, in den Strudel der revolutionären Politik riß. Ruge gründete die Zeitung „Reform," trat in die Deutsche Nationalversammlung ein, wurde im Herbst des Jahres ein Führer der Berliner Straßendemokratie und mußte nach den Dresdner Maiereignissen in England Zuflucht suchen. Fröbel redigirte zuvörderst eine republikanische Zeitung in Mannheim und trat dann an die Spitze einer demokratischen Zentralgewalt, er wurde sozusagen Präsident der künftigen Republik Deutschland. Diese Behörde hatte ihren Sitz in Berlin und stützte sich auf ein wildes Parlament, worin, wie der Abgeordnete Berg einmal behauptete, die Redner, die sich beikommen ließen, „Meine Herren" zu sagen, einen Ordnungsruf erhielten und das geflügelte Wort geboren wurde: „Die soziale Frage muß gelöst werden, wenn wir auch die ganze Nacht beisammen bleiben sollten." Die ganze Sache stand auf gleicher Höhe mit den jetzigen Friedenskongressen und verlief, wie diese verlaufen werden: im Sande.

Zu den wohlthuendsten Erscheinungen des stürmischen Jahres gehört es ohne Frage, daß man sich im Volke der Männer erinnerte, die früher für die Einheit und Freiheit Deutschlands gewirkt und gelitten hatten. So kam neben den Jordan, Jahn, Eisenmann u. s. w. auch Johann Georg August Wirth in die Nationalversammlung, der, nach dem Hambacher Fest unter Anklage gestellt, von den Geschwornen in Landau freigesprochen und trotzdem aus einem bairischen Gefängnis ins andre geschleppt worden war. Er starb noch im Sommer, und seine Wähler im Fürstentum Reuß übertrugen seinen Sitz Fröbel. Bald nach seinem Eintritt in die Versammlung beschlossen die beiden Fraktionen der Linken, dem aufständischen Wien ihre Anerkennung durch Abgeordnete auszusprechen, da die Mehrheit es abgelehnt hatte, die nach dem Muster der französischen Revolution wieder beliebt gewordne Phrase „um das Vaterland wohlverdient" auszusprechen. Blum, Fröbel und zwei Österreicher übernahmen die Mission. Sie konnten sich in Wien wohl dem Ansinnen nicht entziehen, als Offiziere an der Verteidigung der Stadt teilzunehmen, so wenig sie vom Kriegshandwerk verstanden haben mögen, und so wenig Vertrauen ihnen die revolutionären Gewalthaber einflößen konnten. Nach der Unterwerfung Wiens wurden Blum und Fröbel in Haft genommen, Blum, wie bekannt, erschossen, Fröbel zum Strange verurteilt, aber begnadigt; die beiden Österreicher scheinen die richtige Witterung gehabt zu haben, wie weit Fürst Windischgrätz die Unverletzlichkeit der Mitglieder der Frankfurter Versammlung respektiren würde, da sie sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten. Die Rettung Fröbels ist damals und noch viel später zu seinen Ungunsten ausgelegt worden. Nach den von ihm jetzt veröffentlichten Akten und sehr umständlichen Erläuterungen ist die Hauptsache völlig klar. Zu seinem Heile war er im Sommer in Wien gewesen, wiederholt den verrückten Volksrednern als Vernunftprediger entgegengetreten und hatte die Radikalen, die die Zertrümmerung Österreichs forderten, in einer Flugschrift bekämpft, den Bestand des Reiches neben dem deutschen und in Verbindung mit diesem für eine Notwendigkeit erklärt. Beides kam ihm zu gute. Zu vermuten ist außerdem, daß sich der Marschall durch den von Blum entworfenen Protest gegen ihre Verhaftung gereizt gefühlt, sich dann aber an dem einen Opfer habe genügen lassen; der Deutschkatholizismus Blums ist wohl ein besonderer Erschwerungsgrund gewesen.

Ein Zufall beschützte Fröbel ein halbes Jahr später zum zweitenmale. Er war mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart gegangen und nach dessen Sprengung nach Baden. Als Zivilkommissar zur Beaufsichtigung des verdächtigen Mieroslawski nach Rastatt gesandt, fand er die Festung schon von den Preußen eingeschlossen und entging so dem Schicksal, wie Trützschler, Dortu u. a. doch noch vor die Gewehrläufe gestellt zu werden oder mindestens wie Corvin die Bekanntschaft der Kasematten und des Bruchsaler Zellengefängnisses zu machen.

In Amerika, wo er nun „sein Heil suchte," entschloß er sich bald, sich rückhaltlos an dem Leben seiner neuen Heimat zu beteiligen. Einsichtsvoller als viele seiner Genossen, erkannte er das Unvernünftige, jenseits des Weltmeeres an einer neuen Revolutionirung Deutschlands arbeiten zu wollen, und die Nachricht von dem Tode seiner Frau, einer Schweizerin von echt Züricher Typus, die vorläufig in Europa zurückgeblieben war, bestärkte ihn in dem Vorhaben, „sich geistig wie politisch zu naturalisiren." Und um gleich gründlich mit der europäischen Vergangenheit zu brechen, unternahm er, während man ihm die Aussicht auf eine Professur eröffnet hatte, mit zwei gewöhnlichen Handwerksgesellen die Gründung einer Seifensiederei, die nach einem halben Jahre liquidiren mußte. Seine Kreuz- und Querzüge durch Nord- und Mittelamerika und Beschäftigungen als Vorleser, Zeitungsredakteur, Karawanenführer wollen wir hier nicht verfolgen, so viel anziehendes auch in diesem echt amerikanischen Leben zu Tage kommt. Im Jahre 1855 verheiratete er sich wieder, und zwar mit einer Tochter des einstigen bairischen Ministers, des Regentschaftspräsidenten und Staatskanzlers in Griechenland Grafen Armansperg, die als Gattin eines jungen Revolutionärs nach Amerika gekommen und bald Witwe geworden war. Als der Plan, sich in Honduras anzusiedeln, an Ort und Stelle als unausführbar erkannt worden war, entschlossen sie sich nach Europa zurückzukehren. So weit der erste Band des „Lebenslaufes."

Die politischen Flüchtlinge, die den Aufenthalt in der Fremde benutzt hatten, zu lernen, an die mitgebrachten Lehrmeinungen den Maßstab der wirklichen Zustände anzulegen und aus den Ergebnissen Folgerungen für die Heimat zu ziehen, kamen sich beim Betreten des vaterländischen Bodens entfremdet vor. Sie fanden die alten Parteigenossen festgerannt in Vorstellungen, die sie selbst abgestreift hatten, und wurden als Abtrünnige behandelt, wogegen andre Emigranten stolz darauf waren, ebenso unverändert und unbelehrt zurückzukehren, wie einst die Bourbonen und ihr Anhang, und deswegen gefeiert wurden. Fröbel gehörte zu den ersten. Er sah demokratische Kollegen aus der Paulskirche bereit, die „Freiheit" aus den Händen Louis Napoleons zu empfangen, andre noch immer ohne Ahnung davon, daß die schönsten „Grundrechte" allein kein Fundament für ein Staatsgebäude abgeben können. Wie mancher andre, erblickte er in der Trias die einzige Form einer Zusammenschließung der Deutschen ohne Bruderkrieg, und dieser Gedankengang machte ihn zum österreichischen offiziösen Publizisten. Er hatte schon in Amerika ausgesprochen, die einzige deutsche Stadt, in der er leben möchte, sei Wien, und — dem preußischen Unteroffizier, der ihn einst an den Haaren gerissen hatte, waren Polizeikommissäre mit Ausweisungsbefehlen und ähnliche verstimmende Erscheinungen mehr gefolgt!

Daß man in Wien eine so gewandte Feder auch in der Hand eines ehemaligen Republikaners und ungehenkten Rebellen willkommen hieß, wird durch

das sogenannte liberale Regiment Schmerlings erklärlich, und Ausländer waren dort so wenig im Dienste der Hofkanzlei wie in der Armee etwas ungewöhnliches. Die Dynastie, in der die deutsche Kaiserkrone fast erblich geworden war, hatte zugleich Beziehungen zu Italien, Spanien, Lothringen, den Niederlanden, abgesehen von den nichtdeutschen Erbländern, und es wird daher schwerlich ein zweites Staatswesen zu finden sein, dessen Offizierkorps und Beamtenschaft ein solches Gemisch von Nationalitäten darböte; und bekanntlich drückte man, wenn der Degen oder die Feder gut war, wegen mangelnder Rechtgläubigkeit gern ein Auge zu. Merkwürdigerweise scheint bei den Publizisten auch nicht darnach gefragt worden zu sein, ob sie das Land kennten oder nicht — siehe die Schweizer Johannes von Müller, Hurter, Bernhard Mayer, den Preußen Gentz, den Baiern Pilat, den Nassauer Max Gagern, den Hannoveraner Orges und viele andre. Ihnen reihte sich also Fröbel an, und an Eifer hat er es nicht fehlen lassen. Aber dieser Teil seines Lebenslaufes offenbart aufs unzweideutigste, daß Menschenkenntnis nicht seine starke Seite ist, so viel er sich auch auf sein rabbinisches Durchschauen von Persönlichkeiten zu gute thut, und so oft er versichert, Intriganten, Spione, Jesuiten sofort gewittert zu haben. Ein erbauliches Beispiel fällt in das Gebiet des Komischen. Belehrung über Personen und Zustände in dem Lande, in dem er eine einflußreiche politische Rolle übernehmen wollte und das er doch so wenig kannte, empfing er amtlich von dem Herausgeber des Blattes, an dem er thätig war; er rühmt ihm Charakter nach und erzählt, der Herausgeber habe nach Schmerlings Sturz das Blatt eingehen lassen, weil er „als uncompromising man nicht hinter Schmerling zurückbleiben wollte." Doch mit aller Unbefangenheit berichtet er auch, der uncompromising man habe ihm zugegangene Nachrichten an der Börse verwertet, dem Könige von Baiern einen Roman zugesandt und dabei um einen Orden gebeten und sei unter dem Grafen Taaffe Redakteur der offiziellen Zeitung geworden!

Unter solchen Umständen nimmt man seine Urteile über Staatsmänner nicht ohne Mißtrauen entgegen, und was insbesondre Schmerling betrifft, dem er viel Anhänglichkeit bewahrt hat, läßt sich seine Befangenheit sogar nachweisen. Dieser Minister hat gegen ihn geäußert, er gelte für träge, sei aber nur gleichgiltig gegenüber unwichtigen Angelegenheiten. Nun war zweifellos die wichtigste Aufgabe für den „Staatsminister" (ein dem Französischen nachgebildeter Titel, den er, wie es scheint, selbst für sich erfunden hat, weil er bedeutender klingt, als Minister des Innern) die Herstellung seines verfassungsmäßigen Verhältnisses zwischen Ungarn und Deutschösterreich. Wie er diese Aufgabe anfaßte, darüber haben wir zwei Zeugnisse, das eine von Fröbel selbst. Ein österreichischer Publizist, der damals mit Schmerling verkehrt hat, erzählte, er habe 1861 nach Auflösung des ungarischen Landtages (der es abgelehnt hatte, in seiner Adresse den Monarchen als König anzuerkennen, während er doch dessen

Rufe gefolgt war) den Minister gefragt, wie die Regierung nun weiter vorgehen werde, und die Antwort erhalten: streng nach dem Gesetze, der neue Landtag werde innerhalb der vorgeschriebenen Frist einberufen werden. Später sei ihm jedoch regelmäßig der Bescheid geworden, die Regierung habe noch keine Garantie besserer Wahlen. So vergingen Monate, bis endlich die Initiative hinter dem Rücken des Staatsministers und über seinen Kopf hinweg ergriffen wurde. Diesen Bericht ergänzt Fröbel. Als in Ungarn verlautet hatte, Österreich wolle eine Neuordnung der deutschen Verhältnisse in Angriff nehmen, fanden es dortige Politiker geraten, mit der Wiener Regierung Fühlung zu suchen. Vertrauensmänner, darunter Koloman Tisza, kamen nach Wien, um über das künftige Verhältnis Ungarns zu Österreich und zu dem mit Deutschösterreich geeinigten Deutschland zu unterhandeln. Die Lage der Regierung war mithin günstiger, als je vorher und nachher. Der Berg war wirklich zum Propheten gekommen, aber der Prophet wußte daraus keinen Nutzen zu ziehen. Schmerling ordnete zu den Besprechungen Personen ab, die nach Fröbels Darstellung noch völlig in den Überlieferungen der Schwarzenberg-Bachschen Politik steckten und es glücklich dahin brachten, daß sich die anfangs nachgiebig gestimmten Magyaren ebenfalls auf ihren Rechtsboden zurückzogen, und daß die Konferenzen ohne Ergebnis blieben. Und diesen Minister soll man als bedeutenden Staatsmann ansehen? Nach seinem Sturze hat er auf Fröbels Bemerkung, er werde wieder gerufen werden, geantwortet, öfter als zweimal lasse man sich von einem Kaiser nicht täuschen. Daß auch ein Kaiser keine Neigung haben könne, sich öfter als zweimal in einem Minister zu täuschen, daran scheinen beide Herren nicht gedacht zu haben. Daß Intrigen gegen Schmerling gespielt worden sind, ist wohl zweifellos, aber seine Unthätigkeit mußte dazu förmlich einladen.

Der Eindruck wird um nichts vorteilhafter, wenn man des Ministers Verhalten in der deutschen Frage ins Auge faßt. Fröbel sagt von sich, er sei bei dem Beginne seiner politischen Laufbahn ein naiver Idealist gewesen. Er hätte das Wort in die Präsensform umsetzen können! Auf Schritt und Tritt wird man gewahr, daß Schmerlings Ideal eben auch nichts andres gewesen ist, als das nach Besiegung der Revolution eingeführte System, nur mit einigen konstitutionellen Formen aufgeputzt: Österreich ein Gesamtstaat und zugleich „Präsidialmacht" in Deutschland. Das Dringendste schien zu sein, in Deutschland den Glauben zu erwecken, daß von Österreich etwas zur Befriedigung der nationalen Wünsche werde — sagen wir: angebahnt werden. Man schrieb 1861, der Regierungswechsel in Preußen, der Krieg zwischen Österreich, Italien und Frankreich, die neuerwachten Rheingelüste der Franzosen, die endlosen Verfassungswirren in Kurhessen hatten ganz Deutschland in Gährung versetzt. Jedermann meinte, daß es anders werden müßte, aber wie, darüber bestanden sehr verschiedene Ansichten, die jedoch im wesentlichen unter die Schlagwörter Großdeutsch und Kleindeutsch zu gruppiren waren. In Wien beobachtete man

unruhig die Thätigkeit des Nationalvereins, der das Frankfurter Programm von 1849 wieder aufgenommen hatte, und ihm sollte eine großdeutsche Parteiverbindung entgegentreten. Fröbel stürzte sich mit Feuereifer und bewundernswerter Arbeitskraft in die Bewegung, verfaßte Denkschriften, Reformpläne und Zeitungsartikel, und machte Reisen, um den neuen Verein zustande zu bringen. Allein die Begeisterung für ein neues habsburgisches Kaisertum war selbst bei denen nicht groß, die nicht auf die deutschen Länder Österreichs verzichten wollten oder sich aus politischen oder konfessionellen Gründen gegen die preußische Spitze erklärten; andrerseits machte Fröbel die Bemerkung, daß im Ministerium des Äußern in Wien wohl Wert auf ein Gegengewicht gegen den Nationalverein gelegt wurde, doch für eine energische Politik wenig Stimmung vorhanden war — ebensowenig, wie im Staatsministerium. Dazu kam, daß Rechberg und Schmerling einander den Ruhm, die deutsche Frage gelöst zu haben, nicht gönnen wollten. Wie dann zuletzt nach langem Zaudern die Sache doch überstürzt unternommen wurde, trotz der im Volke ziemlich allgemeinen Gegnerschaft gegen den Ersatz eines Reichstages durch eine Versammlung von Delegirten der Landesversammlungen — mit ausdrücklicher Verletzung Preußens und seines Königs und doch ohne Entschluß für den Fall der Nichtunterwerfung Preußens —, das ist bekannt.

Diese Art, ohne Erwägung aller Möglichkeiten ins Feld zu rücken, scheint in der Politik eine Eigentümlichkeit des österreichischen Liberalismus zu sein. Man wird dabei an das Wort des Generals Benedek von seinem alten Soldatenglück erinnert. Er brachte in den böhmischen Krieg kein Vertrauen mit, aber er ging drauflos in der Hoffnung, daß sich zu rechter Zeit die heilsamen Entschlüsse oder — ein Glücksfall einstellen würde. Und nach den Wiener Zeitungen zu urteilen, will die dortige liberale Partei Österreich parlamentarisch regieren, wie sie das aber anstellen würde, wenn die nichtdeutsche Mehrheit Widerstand leistete, das behandelt jene Presse ebenso als Amtsgeheimnis wie die sozialdemokratische die Verfassung ihres Zukunftsstaates; und keine andre Partei scheint von der liberalen so gehaßt zu werden, als die „deutschnationale," die einsieht und eingesteht, daß bei der Zusammensetzung des Staates ein Parteiregiment weder möglich noch erwünscht wäre. Man rechnet wohl auch da wieder auf das gute Glück.

Zur Geschichte des Frankfurter Fürstentages bringt das vorliegende Werk einige Beiträge, die auch nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg noch beachtet werden müssen. Uns wenigstens war es neu, daß Fröbel die eigentliche treibende Kraft in der ganzen Angelegenheit gewesen ist. Ihm, und in dem Stande der Vorbereitungen wohl ihm allein, war es Ernst um die Sache, das beweisen seine vielen hier abgedruckten Ausarbeitungen. Er hielt zunächst an der Dreiteilung fest mit der romantischen Idee des Wechsels nicht nur im Bundespräsidium zwischen den Monarchen Österreichs, Preußens und

einem von den Mittelstaaten gewählten Fürsten, sondern auch dem Wechsel des Sitzes der Bundesregierung zwischen Wien, Berlin und Frankfurt; er drängte vor allem, daß sich Österreich nicht von Preußen zuvorkommen lassen dürfe, dies vielmehr in die Zwangslage versetzen müsse, entweder sich zu fügen oder sich offen als Gegner der Reform überhaupt zu bekennen; die Triasidee wollte er für alle Fälle als Rückzugslinie offen halten u. s. w. Er ließ sich sogar nach Süddeutschland vorausschicken, um für den Kaiser auf der Reise nach Frankfurt Stimmung zu machen. Er redigirte auch in Frankfurt die offiziellen Berichte über die Verhandlungen im Römer.

Den in Frankfurt vorgelegten Entwurf einer Bundesreform erkennt er allerdings nicht mehr als sein Werk an; und hier kommt nun eine Enthüllung, die ein neues Licht auf die Vorgänge in den sechziger Jahren wirft, vorausgesetzt, daß er seine Erzählung beweisen kann. Hinter den Kulissen sollen nämlich Jesuitenzöglinge in Regensburg die Fäden des „Puppenspiels“ (diesen Ausdruck gebraucht er selbst) gezogen haben. Der eigentliche Plan sei gewesen, Preußen zu zerschlagen und aus dessen westlichen Teilen und Nebenländern ein neues Königreich Westfalen für den damaligen Erbprinzen von Taxis zu bilden. Hochfliegende Pläne sind der Prinzessin Helene, der ältern Schwester der Kaiserin von Österreich, schon oft nachgesagt worden; ob sie in der That diese Richtung genommen haben, können wir nicht untersuchen. Gewiß ist, daß Fröbel mit einem Vertrauensmann des Regensburger Hofes in Verkehr gestanden hat, der ihn einmal anweist, eine Denkschrift in drei oder vier Briefen auf die Post zu geben, jeder von andrer Hand an eine andre Adresse gerichtet und mit anderm Petschaft gesiegelt. Diese Vorsicht im Hause des Erblandpostmeisters gewährt einen recht hübschen Einblick in die Geschichte des Briefgeheimnisses. Übrigens wird man sich erinnern, daß Bismarck nach dem Kriege einer Karte Deutschlands mit zerstückeltem Preußen Erwähnung gethan hat.

Das Fallenlassen des Reformprojekts und die Verständigung der beiden Großmächte über die Köpfe der Herren Beust, Dalwigk u. s. w. hinweg war natürlich nicht nach dem Geschmack des Verfechters der Trias, und vollends unbehaglich mußte es ihm in Wien werden, nachdem Schmerling aus dem Amte geschieden war. Er verließ anfangs 1866 den österreichischen Dienst, aber nur um einen ähnlichen anderswo zu suchen. Das Leben eines offiziösen Publizisten muß großen Reiz für ihn gehabt haben. Wir sehen ihn mit allerlei mittelstaatlichen Größen in Verbindung und als Redakteur des Württembergischen Staatsanzeigers, der sich vor dem Kriege durch leidenschaftliche Sprache gegen Preußen hervorthat, endlich als Redakteur der Süddeutschen Presse in München. Dort scheint mehr als einmal die Hoffnung auf eine Art Posastellung aufgetaucht zu sein. Aber der Boden war wenig sicher. Zudem war Fröbel zu der Überzeugung gekommen, daß er Österreich und dessen Staatsmänner überschätzt, Preußen und vor allen Bismarck unterschätzt hatte. Nun wußte er sich dem

Reichskanzler zu nähern, wurde freundlich aufgenommen und endlich als deutscher Konsul nach Smyrna geschickt. Daß er eine solche Stellung nur als Vorschule für eine Verwendung auf wichtigern Plätzen betrachtete, ist früher erwähnt worden, auch daß man in Berlin seine Wünsche nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Versetzt wurde er nach einigen Jahren, aber nur in derselben Eigenschaft nach Algier. An beiden Orten hatte er vielfältig Gelegenheit zu interessanten Studien und benutzte diese auch, was nicht erst der Erwähnung bedarf. Mit dem erbetenen Abschied erhielt er den Rang eines Generalkonsuls und von Österreich, dessen Generalkonsulat in Algier er eine Zeit lang geleitet hatte, einen höhern Orden, „wobei Verhältnisse früherer Jahre mögen in Betracht gezogen worden sein," meint er. Wir möchten wetten, daß dem Beamten, der diese Formen der Entschädigung für geleistete Dienste vorgeschlagen hat, Fröbels Wirken als offiziöser Journalist in Wien gar nicht bekannt oder doch nicht erinnerlich gewesen ist! 1863 und 1888! Eine Zeit, die lang und ereignisreich genug ist, eine Episode, die noch lebhaft vor seinem innern Auge steht und ihm noch hochwichtig erscheint, aus dem Gedächtnis der andern zu verwischen.

Aus dem Nachlaß Scheffels und Vischers

Nur wer sich selbst einmal mit den Schriften eines bedeutenden und fruchtbaren Dichters so beschäftigt hat, daß er ihm auch ein eigentlich biographisches Interesse abgewonnen hat, kann sich in die Stimmung von Herausgebern versetzen, die heutzutage den Nachlaß berühmter Männer der Öffentlichkeit zu übergeben haben. Solche Herausgeber gewinnen natürlich ein persönliches Verhältnis zu dem Verstorbenen, für sie hat jedes seiner Blättchen seine eigne Bedeutung. Es ist ihnen ein Stück aus einem großen Menschenleben, es erinnert sie an mehr oder weniger bedeutende Blätter, die vorher oder nachher von demselben Dichter der Welt übergeben wurden und Ruhm erwarben; es zeigt ihnen eine Vorarbeit oder einen Nachklang zu denkwürdigen Äußerungen oder künstlerischen Thaten, und damit verlieren sie ihrem Dichter gegenüber sehr leicht die rein ästhetische Unbefangenheit. Daneben tauchen aber auch Zweifel und Befürchtungen auf, die umso peinlicher sind, je ernster die Herausgeber ihre Sache nehmen. Wir leben in der Zeit der Ausgrabungen, der „Waschzettellitteratur," der Archivstudien, wir leben in einem alexandrinischen Zeitalter, und die massenhaften

Drucke hinterlassener Schriften berühmter Toten zum Vorteile strebsamer Lebenden haben eine starke Gegenströmung erzeugt. Spott und Satire haben sich über die Häupter von Herausgebern entladen, und nicht selten hat dieser Spott auch dem größern Toten geschadet, in dessen Dienst sich die gelehrte Maulwurfsarbeit gestellt hatte. Darum bedarf es jetzt der Vorsicht bei solchen Nachlesen, und so sind auch die bescheidnen Vorreden, mit denen die Söhne Josef Viktor Scheffels und Friedrich Theodor Vischers die Bücher aus dem Nachlaß ihrer Väter versehen haben, bezeichnend für die Stimmung der litterarischen Welt. Robert Vischer ist so gar soweit gegangen, einen angesehenen Freund, Professor Richard Weltrich, zu nennen, der mit ihm einen Teil der Verantwortung für die getroffene Auswahl tragen will.

Es ist auch in der That schwer zu sagen, was in einen solchen Band „aus dem Nachlasse" hineingehört, und was nicht. Der rein künstlerische Gesichtspunkt reicht bei der Auswahl der aufzunehmenden Stücke in diesem Falle nicht aus. Ist der verstorbne Dichter überhaupt bedeutend genug, eine Ausgabe seines Nachlasses zu rechtfertigen, dann ist er auch persönlich interessant, und Stücken von rein biographischem Wert darf die Aufnahme nicht versagt werden, oft machen erst sie den Band wertvoll. Der Tod eines wirklich bedeutenden Mannes bringt in das Verhältnis der Nation zu ihm einen neuen Zug; bei seinen Lebzeiten begeisterte sie sich für seine Werke und Thaten, nach seinem Tode wird seine eigne Persönlichkeit Gegenstand der Pietät, der Verehrung, des Studiums, sie wird Vorbild, sie bereichert unter Umständen selbst das geistige Gut der Nation durch ihre Schönheit und Originalität. Darauf muß der Herausgeber der Nachlese Rücksicht nehmen. Er darf nicht auf den Biographen warten, dem der ganze Nachlaß der Baugrund für seine Darstellung werden soll. Es ist schon vorgekommen (man denke an den Fall von Hebbel und Kuh), daß das von den Biographen verarbeitete Material besser war, als die Biographie selbst, der es diente; demnach gehört auch dieses der Welt. Hier aber das rechte Maß zu treffen, ist sehr schwer, das Kritisiren aber sehr leicht und unfruchtbar. Gut ists, wenn sich die Nachlese durch mehrere Stücke ästhetisch, durch andre biographisch rechtfertigen läßt. Allen wird es kein Herausgeber recht machen können. Die Söhne Scheffels und Vischers hatten es bei allem Ernst ihrer Aufgabe, den sie fühlten, doch verhältnismäßig leicht, denn ihre Väter leben geliebt und verehrt in dem Gedächtnis der Nation fort, wenn auch beide in ziemlichem Abstande von einander.

Vischer hat es nie zu der Volkstümlichkeit Scheffels gebracht, Scheffel nie zu der Bedeutung Vischers. Was dem einen an Wirkung in die Breite abgeht, fehlt dem andern an Wirkung in die Tiefe; aber bedeutend für ihre Zeit sind sie beide. Merkwürdig ist der Gegensatz ihrer innern Schicksale, wenn man so an sie zugleich denkt. Vischer sagt einmal in dem Bruchstück einer Selbstbiographie von sich, sein Bildungsgang habe ihn vom Begriff zur

Anschauung geführt. In diese Formel hat er wirklich sein ganzes Leben gefaßt. Er suchte das Bild, die Anschauung, um sie zu gestalten; darüber wurde er ein alter Mann, ein Greis; darüber schrieb er seine Ästhetik und seine „Kritischen Gänge," bis er als Dichter des „Auch Einer," der „Lyrischen Gänge," des „Nicht Ia" endete. Sein Lebensgang bietet einen erhebenden Anblick: er war ein Mensch, der bis zum letzten Atemzuge an sich arbeitete und bildete und die Harmonie mit sich selbst nie verlor. Er zog sich nicht verbittert von der Welt zurück, wenn er auch die Geselligkeit nicht zu sehr liebte. Ganz anders Scheffel. Allerdings war er im ganzen kleiner geraten; aber auch das Reinmenschliche in ihm, das uns hier gerade in Betracht kommt, war nicht so rein gediehen, wie bei Vischer. Scheffel war umgekehrt von der Anschauung ausgegangen und verlor sich im Begriff. Er kam von der Malerkunst und ging in der Germanistik und Kulturgeschichte (als Künstler) unter: das war seine innere Tragödie. Vischer beißt sich durch Hegel durch, um ein realistischer Humorist zu werden. Scheffel verliert nur allzufrüh die Triebkraft der Phantasie und muß allerlei Romanpläne unvollendet liegen lassen; er gewinnt die Jugendfrische nicht wieder, und damit auch nicht den innern Frieden. Er, der Sänger des „Gaudeamus," endet als ein schwermütiger Selbstquäler! Im übrigen sollen die beiden Männer nicht verglichen werden, es wäre nur ein billiges Spiel mit Antithesen. Geschätzt haben sie einander ohne Zweifel, wenn wir uns auch keiner Äußerung des einen über den andern erinnern; aber Gottfried Keller schätzte den „Ekkehard" sehr, und da kann sein Freund Vischer nicht viel anders gedacht haben.

Der Nachlaß Scheffels: Aus Heimat und Fremde, Lieder und Gedichte (Stuttgart, Bonz, 1892) enthält Verse aus allen Lebenszeiten des Dichters, von allen seinen Bildungsstufen und von allen seinen Stimmungen. Neun Gedichte aus der frühesten Zeit, die die Sammlung eröffnen, zeigen uns, daß schon der achtzehnjährige Scheffel in den letzten vierziger Jahren die wesentlichen Züge seines spätern dichterischen Charakters besaß: Naturgefühl, Humor mit der Neigung zur Selbstironie, politische Begeisterung für den deutschen Einheitstraum und im Stil die Neigung zum burlesken Ausdruck mitten in gehobner Stimmung, die wohl auf den Einfluß Heines zurückzuführen ist, dessen Wirkung auf Scheffels Hidigeigei-Scherze niemals verkannt worden ist. So in dem Gedichte „Frommer Wunsch" 1847, wo er vor dem schlafenden Kaiser Rotbart ruft:

Ach, hätt ein Riesenhorn ich hier,
Wies nie ein Ochse trug,
Dann blies ich unaufhörlich fort
Mit vollem Atemzug.

Ein warmes Gedicht aus dem Jahre 1845 preist die Mutterliebe; es ist bekannt, daß Scheffel seine dichterisch begabte Mutter sehr liebte, denn sie verstand sein

Künstlernaturell besser, als der strenge Vater. Dann folgt eine Nachlese zu den Trompeterliedern aus den Jahren 1852—53. Sache des Biographen wird es sein, darüber nachzudenken, warum Scheffel diese Lieder zurückgehalten und nicht in das Buch aufgenommen hat. Bei einzelnen, wie in dem sechsten der Lieder Werners aus dem Welschland, liegt der Grund ihrer Ausschließung klar zu Tage, denn hier ist die Abhängigkeit von Heine allzu sichtbar. Aber andre sind sehr hübsch und dürften wohl nur deswegen zurückgehalten worden sein, weil sie noch hübschern Platz machen mußten. Oder ist folgendes Lied Margarethas, abgesehen von einigen Mängeln in der Form, nicht den andern ebenbürtig, übertrifft es sie nicht sogar im leidenschaftlichen Ausdruck?

Ja, ich lieb ihn, bin sein eigen,
Und er sei mein Herr und Freund,
Sei die Sonne, die erquickend
In mein junges Leben scheint.

Süß Getändel erster Stunde,
Süße Narretei verrinnt —
Felsgleich in der Tage Wechsel
Steht das Herz, das wahrhaft minnt (!).

Und vergebens soll sie nahen
Unsrer Thür, die schlimme Zeit;
Lieb' (!) heißt kämpfen (!) und erdulden,
Sei es — ich bin kampfbereit!

Ja, ich lieb ihn. Stolz und freudig
Ruf hinaus ich's (!) in die Welt:
Traum und Schatten ist das Dasein,
Das die Liebe nicht erhellt!

Auch die Lieder des stillen Mannes und des Katers Hidigeigei, die nachgetragen worden sind, sind lesenswert. Es ist überhaupt merkwürdig, wie viele grundverschiedne Töne auf diesen wenigen Blättern angeschlagen werden: männlich freudige und naiv jungfräuliche, sentimental sehnsüchtige und weltschmerzlich zornige Töne, deren Dissonanzen schließlich in dem Humor des Katers ihre Auflösung finden. Kein Zweifel, Scheffel war trotz mancher Härten in der Sprache ein bedeutender Lyriker. Die folgenden Gedichte der Abteilung „Italienisches" sind biographisch interessant, weil sie zeigen, daß Scheffel in Deutschland von der Sehnsucht nach Italien genau so geplagt war, wie sein Jung Werner in Italien von dem Heimweh nach dem Norden. 1856 schrieb Scheffel in Heinischem Tone die „Resignation" nieder:

Im sonnigen Land Italia,
Von Jugend und Glück umfangen,
Da ist auch mir der goldene Stern
Der Dichtung aufgegangen.

Da hob ich stolz das Haupt und sang
Und schrieb das Beste nicht nieder —
Jetzt bringt mir kaum ein leiser Klang
Das Echo jener Lieder.

Bekanntlich kam gerade damals eine schwere Prüfungszeit für den Dichter des „Ekkehard", der Roman wurde hinausgeschickt, aber der Erfolg blieb aus, zehn Jahre ungefähr ließ er auf sich warten, und in dieser schweren Zeit verlor

Scheffel seine Zuversicht zu sich selbst. Als sich endlich Ruhm und Anerkennung einfanden, da war es mit der schöpferischen Kraft vorbei. Seine zwei Hauptwerke und das „Gaudeamus" hat er nie wieder übertroffen, seine Blütezeit fiel in die fünfziger Jahre. Aus dieser Zeit stammen in der vorliegenden Nachlese einige prächtige Stücke humoristischer Art. So die Widmung: „Der löblichen Innung der Krokodile zu München" (1860), dann 1861 „Der Räuberhöhle zu Mannheim," aus der Wasserheilanstalt Brestenberg am Hallwyler See geschrieben, vor allem aber: „Des Rodensteiners Ritt zum Mond" (1858) und „Simson" (1855), eine gelungne Übertragung der biblischen Erzählung auf akademische Verhältnisse, die wir leider hier nicht wiedergeben können, weil sie zu lang ist. Neben diesen Widmungen an hohe und niedre Persönlichkeiten, an berühmte Dichter und bekannte Blaustrümpfe stehen aber auch noch viele Gedichte aus dem Kreise der Osterdingerstudien, für deren Mitteilung wir dem Herausgeber mehr Dank wissen. Ein Prachtstück, freilich auch wieder nicht frei von Formschwächen, ist „Ein Kreuzfahrtbild" (1859).

Steinkugel sauft, Drommete gellt,
Staubmassen wirbeln auf,
Das Christenheer vor Arsuf
Beginnt den Sturmeslauf.

Vom Wurfgeschoß erschüttert,
Wankt Stein am Werk um Stein,
Da wandelt durch die Stürmer
Schaurig der Ruf: „Halt ein!"

Meerwind hat um die Mauern
Das Staubgewölk verweht,
Und vor der Bresche hebt sich
Ein Mastbaum hoch erhöht.

Mit Ketten fest umstricket
Hing lebend dran ein Mann,
Der Beste der Gefangnen,
Den je ein Feind gewann.

Und höhnend von den Zinnen
Klang's in der Franken Heer:
„Was säumen Wurfmaschine,
Was säumen Pfeil und Speer?

Zielt doch, ihr sichern Schützen!
Der erste, den ihr streckt,
Ist Gerhard von Avesnes,
Der uns als Schild hier deckt!"

Da ruft mit heller Stimme
Der Held vom Kreuz herab:
„Vorwärts, ihr Waffenbrüder!
Helf euch das heil'ge Grab!" —

Zerschmettert sank der Mastbaum,
Sank Gerhard von Avesnes,
Siegstolz von Arsufs Türmen
Des Kreuzes Banner wehn.

Gelungen sind auch zwei humoristische Gedichte, die wir zu den besten Scheffels rechnen: „Des Tennebergers Abschied vom Kloster Reinhartsbrunn" (1859) und „St. Fridolin" (1853). Dazu kommen allerlei Gelegenheitsgedichte, Stammbuchverse, Einzeichnungen in Fremdenbüchern und andres. In den Sprüchen bricht Scheffels im Grunde ernstes und tiefreligiöses Dichtergemüt durch. Er wäre kein so guter Dichter geworden, wenn er es nicht gehabt hätte. Um unser Urteil zusammenzufassen, müssen wir sagen: diese Nachlese enthält allerdings manchen unbedeutenden Vers, der mehr den ehrt, an der er gerichtet ist, als daß er uns den Dichter selbst erhöhen könnte; aber in der Mehrzahl werden uns doch Gedichte mitgeteilt, die schön und dankenswert und zur Vollendung

seines Gesamtbildes willkommen sind. Von einigen darf man auch erwarten, daß sie der Dichter selbst noch in eine Sammlung aufgenommen hätte, wenn er länger gelebt hätte.

Viel leichter als der Sohn Scheffels hat es Robert Vischer bei der Ausgabe des dichterischen Nachlasses seines Vaters gehabt; wir sagen „dichterischen" Nachlasses, weil uns noch die Ausgabe seiner Kollegienhefte über deutsche Litteraturgeschichte und seines Briefwechsels in Aussicht steht. Leichter war diese Ausgabe der Allotria von Friedrich Theodor Vischer (Stuttgart, Bonz, 1891), weil sie bei weitem zum größern Teile Stücke vereinigte, die der Verfasser schon selbst veröffentlicht hatte, die aber in Zeitschriften zerstreut oder im Einzeldruck vergriffen waren, wie die Gesänge Schartenmayers, die Epigramme aus Baden-Baden, das schwäbische Lustspiel „Nicht Ia" und die Mehrzahl der einzelnen lyrischen Gedichte. Diese Vereinigung des Zerstreuten zu einem stattlichen Bande verdient den Dank aller Freunde Vischers, und damit ist sie genügend gerechtfertigt.

Im Sinne einer Neuheit wirken nur die zwei Novellen aus den Jahren 1830—31, die den Band eröffnen; sie waren verschollen, es dürfte kaum noch jemand etwas von ihnen gewußt haben, und sie haben auch in der That fast nur biographischen Wert. Die erste, „Leiden und Freuden des Skribenten Felix Wagner," läßt sich zwar auch jetzt noch mit Vergnügen lesen; die andre, „Cordelia," ist ganz veraltet und nur deshalb interessant, weil sie zeigt, daß auch ein Genius wie der Vischers dem Geist und Geschmack seiner Zeit nicht entrinnen kann, sondern ihm huldigen muß. Das dichterische Talent, das Vischer im „Skribenten" bekundet, würde reichlich genügen, manchen Berufsdichter von heute angesehen zu machen. Ob sein Humor mehr oder weniger von Jean Paul abhängt, ist minder wichtig als die Thatsache, daß alle in wohlerwogenem Kontrast gezeichneten Figuren lebensvoll und überzeugend dastehen, und daß man die Befreiung fühlt, die dem Dichter durch die künstlerische Darstellung ihn selbst beengender Zustände und Stimmungen zu Teil geworden sein muß. Er hat sich diese Novelle vom Herzen geschrieben, es ist manche „Konfession" in ihr enthalten. In dem Skribenten Felix und seinem Nebenbuhler, dem Berliner Leutnant, kontrastirt Vischer die äußerlich unbeholfene, unpraktische, unweltläufige Innerlichkeit des in kleinen Verhältnissen aufgewachsenen Büchermenschen mit der äußerlich glänzenden, innerlich aber verlognen Erscheinung der Weltmenschen. Felix ist ebenso treuherzig, wie der Leutnant anmaßend ist; Felix ist ehrlich, der andre ein Schuft; Felix „leidet an der Reflexion", der Gegner kennt keine Bedenken, das Ziel einer unsittlichen Leidenschaft um jeden Preis zu erreichen. Felix enthält ohne Zweifel manchen Zug von dem jungen Vischer selbst; das fühlt man unmittelbar an der Ironie des Erzählers gegen den doch geliebten Helden. Vischer „objektivirte" sich selbst in der Gestalt des Felix, nachdem er mit der Erkenntnis seines Kontrastes die

Stufe dieser Bildung überwunden hatte. Der wissenschaftliche Kampf, in dem er als Ästhetiker mit der hypochondrischen Reflexion stand, wird hier dichterisch ausgetragen. Noch wertvoller wird die Figur, weil sie Vischer nicht in der Schwäche stecken bleiben, sondern zur vollen Erreichung des Zieles gelangen läßt. Felix gewinnt mit dem umstrittnen schönen Mädchen nicht bloß die Braut, sondern auch die volle Männlichkeit, und diesen Prozeß hat Vischer mit großer Sorgfalt, reich an Einzelheiten, humorvoll und doch sehr ernsthaft dargestellt. Ganz denselben Kontrast hat er viele Jahrzehnte später in dem Lustspiel „Nicht I^a" dargestellt, nur mit dem Unterschiede, daß der Berliner des Lustspiels kein schlechter Kerl mehr ist, sondern nur zur Fanfaronade neigt und schließlich sich doch als ein anständiger Mensch bewährt. Bis Vischer seinen schwäbischen Haß gegen die Preußen soweit überwand, machte er eine Welt von innern Kämpfen durch! Und in diese gewähren uns die „Allotria" reichlich Einblick: keines seiner Bücher bringt gerade diese Seite seiner Entwicklung so deutlich zum Bewußtsein. Doch um die Novelle zu erledigen, sei noch bemerkt, daß sie außer dem Skribenten in der Gestalt seines Vorgesetzten, des Steuereinnehmers, noch die ergötzliche Figur eines Philisters bringt, der über Justinus Kerners „Seherin von Prevorst" sein bischen Verstand verliert. Das Leben in einer kleinen schwäbischen Familie giebt eine sehr anmutige Idylle, und in der seinen Gestalt des alles ordnenden philosophischen Pfarrers hat Vischer sein Ideal gezeichnet. Interessant sind auch die Stellen über das Wesen des Traumes, weil sie zeigen, daß Vischer schon damals geradeso dachte, wie Jahrzehnte später in einem seiner „Kritischen Gänge." Der andern Novelle, „Cordelia," in dem phantastischen Geschmacke Tiecks konnten wir, wie gesagt, keinen Geschmack abgewinnen, sie hätte wohl wegbleiben können.

An diese Jugendarbeiten aus der fernen romantischen Zeit des zu hohen Jahren gelangten Dichters schließen sich seine Epigramme aus Baden-Baden an, die vier Jahrzehnte später entstanden sind (1867). Diese sprachlich vollendeten Gedichte gehören wohl zu den bedeutendsten politischen Dichtungen, die überhaupt eine Litteratur aufzuweisen hat. Es spricht aus ihnen eine Leidenschaft, eine tiefe Entrüstung gegen sittliche Fäulnis, die noch jetzt, wo doch der Gegenstand des Zornes selbst entschwunden ist, den Leser im Innersten erregt und hinreißt. Mit der ganzen Fülle seiner Bildung, seines Gedankenreichtums, seiner reichen Lebenserfahrung und seiner scharfen Beobachtung hat sich Vischer des Gegenstandes bemächtigt und die Schande, daß auf deutschem Boden eine Spielhölle bestehen konnte zum Stelldichein der Müßiggänger und Dirnen aus ganz Europa, an den Pranger gestellt. Dabei nicht eine Spur von Philisterei, keine pastorenhafte Strafpredigt, sondern alles nur der Erguß eines Mannes, der als Ästhetiker für Beschaulichkeit und sinnlich freudigen Lebensgenuß sehr wohl empfänglich ist und keineswegs ängstlich im Genuß ist, auch wohl einen Spaß versteht, sich aber dabei doch immer der Würde der Menschheit bewußt

bleibt. Wie hoch stehen diese Epigramme über den Romanen der Franzosen und ihrer deutschen Nachahmer, die auch so thun, als schilderten sie das Laster nur der Sittlichkeit wegen! Rein poetisch sind diese Epigramme fesselnd durch die Menge der Motive, die Vischer seinem Stoffe abzugewinnen wußte. Wie schön ist z. B. „Ein Lied“:

Altes Studentenlied! Da tönest du aus dem Gewirre
Von Melodieen heraus, das sich im Quodlibet schlingt.
Komm, sei allein mit mir, ich verstehe dich, und du verstehst mich,
Und sie entdecken dich nicht, Franken und Britten umher.
Als ich dich sang, da wußt ich noch nicht, wie schändlich die Welt ist,
Senke dich, rührendes Lied, in das verbitterte Herz!

oder das andre: „Perlen vor die S . . . .“

Herrlich erklingt die Musik, die schönere Seele des deutschen
Volks ergießt sich rein in die balsamische Luft,
Ohrenschmaus für den üppigen Gast, der in der Zerstreuung
Halb hinhört und nie, wenn er auch hörte, sie fühlt.

Den Anstoß zur Veröffentlichung dieser Epigramme gab das Pamphlet Edmond Abouts gegen die Deutschen, das gerade aus dem Bestande von Baden-Badens Spielhölle Kapital gegen uns schlug. Da ergriff Vischer der patriotische Zorn, und er hielt es für seine Pflicht, den Unfug als Deutscher zu züchtigen, aber auch dem Franzosen den Standpunkt klar zu machen. So nehmen die Epigramme schließlich eine politische Wendung, und hier steigert sich ihre Leidenschaft aufs mächtigste. Auch der Gegensatz des Süddeutschen zum Norddeutschen kommt hier gründlich zur Erörterung. Vischer redet sich alle Galle vom Herzen, von dem Herzen, das im deutschen Bruderkriege 1866 blutete. Wie sich der schwäbische Hartkopf grimmig den welthistorischen Thatsachen unterwirft und mit zornigen Worten den Preußen die Bruderhand reicht, ist wahrhaft rührend.

Aber es giebt noch Männer, die nicht vergessen, daß Wahrheit
Wahrheit bleibet, und Recht bleibet in Ewigkeit Recht,
Die in die Macht sich nicht verlieben wie schwärmende Mädchen,
Welchen zum Muster ein Mann aller Vollkommenheit wird.
Und wir kommen zu euch, doch mit bewahrtem Gewissen,
Und in das Adergeflecht bringen wir reineres Blut.
Eines jedoch erlauben wir nicht: daß einer des Schwarzen
Großmama gegen ihn selbst rufe zu Hilfe vor Zorn.
Wer mit dem Feind liebängelt, dem alten lauernden Reichsfeind,
Wer wahnsinnig in ihm gar den Befreier sich hofft,
Wer verräterisch ruft: französisch lieber als preußisch!
Darf nicht bleiben im Schiff; packt ihn und schmeißt ihn hinaus!

Und um ja keinen Zweifel über seine Gesinnung zu lassen und etwa den Schein zu

erwecken, als wäre er blind für die Schwächen seiner eignen Partei, reiht er unmittelbar an dieses Epigramm das andre: „Damals."

Nicht im Sommer des Kriegs, wir ließen zu Boden uns schlagen
Damals, als wir im Stich ließen die Lande am Meer.
Leicht erkannte das Auge, das Geister siehet, in jenen
Tagen des Richtschwerts Blitz, das uns den Nacken durchhieb.

So strebte Vischer mitten in dem leidenschaftlichsten politischen Kampfe darnach, gerecht zu sein, Schuld und Irrtum aller Parteien zu erkennen. Die Doppelnatur des „Auch Einer" bewahrt er auch in der Politik. Niemals kommt er ganz über den Schwaben hinaus, mit unsäglicher Zähigkeit hängt er an seinem Stamm, so klar er auch dessen Fehler und Schranken erkennt, nie kann sich Vischer den Spaß versagen, den Norddeutschen und zumal den Berliner Verstandesmenschen eins am Zeuge zu flicken; aber er weiß doch zur rechten Zeit einzuhalten, mit einem Ruck erhebt er sich dann von dem untern Stockwerk der brüderlichen Zänkerei und Eifersucht in das obere der Reichsidee, des Alldeutschland. Mit eignem humoristischem und poetischem Behagen spricht sich diese Doppelheit seines politischen Wesens namentlich in dem Lustspiel „Nicht I" und in dem Festspiel zu Uhlands hundertstem Geburtstag aus. Sobald die deutsche Einheit einmal gewonnen ist, läßt er ein für allemal jeden Partikularismus fallen und sucht nun seinerseits an dem Ausbau des neuen Reiches mitzuarbeiten; er giebt sein Schwabentum nicht auf, aber wichtiger ist ihm das Deutschtum, und darum tritt er in den schweren Jahren Bismarcks nach dem Kriege, wo es sich um den Kampf mit den Jesuiten handelt, auf seine Seite. Das prächtige Spottgedicht „Der Herzog von Kukumberland" ist eins der vielen Zeugnisse dafür. Überhaupt scheint die Politik, die Freude am neuen Reich und die Sorge um dessen Gedeihen die Seele des alten Vischer ganz beherrscht zu haben, sein Pathos ist davon erfüllt. Die andern Gedichte dieser Abteilung sind Gelegenheitsverse an Freunde und Frauen, immer mit einem feinen Aperçu, einer humoristischen Wendung, einem ihn selbst charakterisirenden Wort, wie in den vier Versen, die er zu seiner Photographie schrieb:

Sieht nicht dieses bärt'ge Haus
Wie ein Oberförster aus?
Hat an der Jagd doch keinen Geschmack,
Schießt lieber auf böses Menschenpack.

In andern Gelegenheitsstücken entladet er seinen barocken Humor, wie in dem „Deutschen" (1883), wo er nach einer gereimten Aufzählung aller Schwächen und Laster schließlich sagt:

Da hätt ich indessen
Fast was vergessen:
Sie lachen gern —
Ihr bester Stern;

Sind helle genug, sich selbst zu kennen,
Lachend sich von sich selbst zu trennen.
Und so werden sie, hoff ich, ihre Sachen
Zum richtigen Ende so noch machen,
Daß sie zuletzt und am besten lachen.

Von den Schnurren, die dann noch mitgeteilt werden, sei auf das „Beckenlied" (1875), eine Satire gegen die Spießbürger und Philister, hingewiesen. Daran schließen sich die berühmten Gesänge Schartenmayers: vom Datpheus, vom Helfer Brehm, das Hochzeitskarmen von Johann Jakob Bannmann, die „wahre Begebenheit aus dem neunzehnten Jahrhundert" und das Heldengedicht vom deutschen Krieg. Der letzte Schartenmayer unterscheidet sich von dem ältern wesentlich. Humor hat in der That nur der ältere, und zwar einen urgemütlichen Humor. Dieser Ton des Philisters, der mit poetischer Erhebung unglaubliche Geschmacklosigkeit im Ausdruck verbindet, ist Vischer nur einmal gelungen. Der Humor des Heldengedichts ist nicht mehr von dem Typus Schartenmayers, sondern von der Art des „Auch Einer"; er ist nicht mehr naiv dumm, sondern bitter und witzig, mehr gescheit als lustig. Allerdings war auch der Gegenstand darnach, daß Vischer unmöglich die Heiterkeit bewahren konnte, den Bänkelsängerton kunstvoll nachzuahmen. Der deutsche Krieg und der darauf folgende Tanz ums goldne Kalb, das waren zu ernste Dinge. Dennoch sind einzelne Stellen auch humoristisch im echten Schartenmayerton gelungen, wie die Strophen auf den Kaiser Napoleon in der Gefangenschaft. Die dramatischen Stücke, die den Band abschließen, sind schon genannt. „Nicht Ia" ist in der schwäbischen Mundart geschrieben, für die sich Vischer eine eigne Schreibung geschaffen hatte. Die Charakteristik des Pfarrers, seines Vikars, seiner schelmischen Tochter und der schwankenden Mutter ist meisterlich; es sind Typen des schwäbischen Volkes, doch muten uns dieselben Figuren in der Jugendnovelle, wo sie noch nicht so ausgearbeitet sind, wärmer und frischer an. Auch Vischer hat in den Gedichten seiner späten Zeit zuviel Gedanken abgelagert, wie soviele Dichter in ihrem Alter. Das dramatische Festgedicht zur Uhlandfeier ist noch in aller Erinnerung; die Charakteristik Uhlands durch den Genius Schwabens ist ein Meisterstück, wie es nur Vischer machen konnte.

Was die Größe Vischers ausmacht, ist, daß bei ihm alle litterarische Produktion, sei sie nun wissenschaftlicher oder dichterischer Art, immer aus demselben Quell, aus dem Charakter, fließt. Sie ist immer der Ausdruck seiner großen Persönlichkeit. In diesem Sinne hat er die Sammlung seiner Gedichte „Allotria" genannt, nicht als wenn er sie nur als müßigen Zeitvertreib betrachtet hätte, sondern als ein „Allotrion," wörtlich genommen, das er selbst mit den Worten erklärt:

Ein Allotrion, was ist's denn?
Was will heißen anderartig?
Was will heißen sogeartet?
Wenn man es genauer ansieht,

Ist das Andre auch das Eine,
Und das Eine ist das Andre;
Ist die Arbeit mir das Eine
Und die Muße nur das Andre,
So ist diese, wenn sie einmal
Eintritt und die Muse mitbringt,
Doch im Recht des Augenblickes,
Ist das Eine, und die Arbeit
Gegenüber dieser guten
Freien Stunde nur das Andre.

Ob er nun dichtet oder philosophirt: er ist immer derselbe Vischer, ein Mann, der etwas von Luther, etwas von Rabelais, etwas von Goethe zu besitzen scheint und doch immer nur er selbst, ein wahres Original ist.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Des Rätsels Lösung. Allgemeines Unbehagen, Gefühl der Unsicherheit, Neigung zum Schwarzsehen — woher kommt das? Die grassirende Influenza allein kann doch nicht schuld daran sein. Im deutschen Reichstage ist das Rätsel gelöst worden. Der unbefriedigende Zustand ist nur die traurige Folge unsers Nationalunglücks, ein Vierteljahrhundert lang einen großen Staatsmann an der Spitze der Geschäfte gehabt zu haben! Das mag für andre Völker passen, wir sind einfache Leute, die sich solchen Luxus nicht erlauben können. Wir lieben ein bescheidnes Mittelmaß. Und wer will leugnen, daß es für jeden Biedermann etwas Aufregendes, Verletzendes hat, wenn sich einzelne erlauben, uns so weit zu überragen, daß wir zu ihnen aufblicken müssen? Nun ist er „kaltgestellt," nun darf man ihn ungescheut für alles, was uns drückt, verantwortlich machen, Herr Bebel, der tollkühne Ritter, vermißt sich, ihm „grad frei ins Gesicht" zu sagen, wie der Wandergeselle seiner Frau Meisterin, was er von ihm denkt. Nur einige Zöpfe bedauern seinen Rücktritt, Leute, die so weit hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind, daß sie die Dankbarkeit noch für eine Tugend halten. Von ihnen abgesehen herrscht nur Befriedigung über die Befreiung von dem Druck einer übermächtigen Persönlichkeit, man fühlt sich zwanglos unter Brüdern, „die Liese küßt den Hans, und alles ist wieder gut." Für den Augenblick wenigstens. Gänzlich eines Sinnes sind z. B. die verschiednen Herren Zukunftspräsidenten der verschiednen Zukunftsrepubliken noch nicht, die grüne Republik des Herrn Richter erkennt noch das deutsche Reich an, was ja sehr gütig von ihr ist, was jedoch der roten Republik, für die „das im Sumpf versinkende Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft den Grund bilden soll", nur ein verächtliches Achselzucken abgewinnen kann. Herr Bebel wird wohl zugeben, daß das Bild der achselzuckenden Republik noch lange nicht so gewagt ist, wie sein Bauplan. Überraschen muß es, daß er der bürgerlichen Gesellschaft noch Solidität genug zutraut, als Rost für sein ikarisches Venedig zu dienen. Hoffentlich liegt der feste Boden nicht zu tief unter dem Sumpfe, sonst könnte „das neue Gebäude" mit dem alten versinken. Doch hat er ja in der Architektur und Ingenieurwissenschaft ohne Zweifel eben so gründliche und umfassende Studien gemacht, wie in allem andern, worüber er gelegentlich spricht! Auch Herr Richter ist noch keineswegs völlig zufriedengestellt. Vor allem müssen die Kornzölle dem Fürsten Bismarck folgen, wodurch wenigstens für vierzehn Tage alle Wünsche zum Schweigen gebracht werden würden. Überhaupt Auf-

räumung mit allem, was Bismarck geschaffen hat, sonst — Krieg bis aufs Federmesser! Schandерhaft, höchst schandерhaft! Da wird freilich nichts andres übrig bleiben, als unter den ganzen Wunschzettel Eugen Richters Fiat! zu schreiben. Wie lange der Appetit der Klerikalen und der Polen gestillt sein wird, ist abzuwarten; nach den bisherigen Erfahrungen wird dazu keine große Geduld gehören. Nur für Herrn Bebel und seine Freunde wüßten wir einen guten Rat. Soeben wird eine antarktische Expedition vorbereitet. Dort ist noch jungfräulicher Boden, kein Sumpf, und wenn schon einige Gelehrten die Wiege des Menschengeschlechts anstatt nach Hochasien an den Südpol verlegen wollen, so ist doch seitdem so viel Zeit verflossen, daß man nicht zu befürchten braucht, dort auf Erinnerungen an eine sittliche Weltordnung und andre schändliche Erfindungen der Tyrannei zu stoßen. Wie wärs, wenn sich die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei als Pioniere jener Expedition anschlössen und dort ungestört das neue Gebäude aufrichteten? Wenn es unter Dach wäre, könnten sie ihre Wähler nachkommen lassen. Hier haben sie doch mit zu vielen Hindernissen zu kämpfen. Und uns mögen sie ruhig dem Schicksal des Versinkens überlassen. Ihre Parlamentsreden entbehren zu müssen, wäre allerdings schmerzlich, allein sie würden ja im Notfalle den Eisbären, Walen und Robben etwas vorreden und selbst dafür sorgen, daß der Telegraph uns treulich jedes Wort berichtet.

Eine neue Examenquälerei in Sicht. Als der frühere Kultusminister von Goßler die mit so großen Hoffnungen begrüßte preußische Schulkonferenz eröffnete, da teilte er zu allgemeiner Erleichterung mit, es bestehe die Absicht, die ganze Berechtigungsfrage aus dem Organismus der höhern Schulen herauszunehmen. Und jetzt steht es ziemlich fest, daß in den neunklassigen Gymnasien und Realanstalten eine besondre Freiwilligenprüfung beim Übergange von Untersekunda nach Obersekunda eingeschoben werden soll! Es ist kaum zu glauben! Denn etwas Unnützeres, Störenderes, Zweckloseres ließe sich gar nicht erfinden. Wer nach Obersekunda aufsteigen und sich damit nach den bisherigen Bestimmungen das Recht zum einjährigen Dienst erwerben will, der besteht ja schon jetzt eine vollständige schriftliche und eine wenigstens mehrere Fächer umfassende mündliche Prüfung; außerdem sind seine Leistungen den Lehrern durch eine mindestens einjährige Erfahrung unendlich viel besser bekannt, als die Kenntnisse der Prüflinge einer Kommission, die zwei halbe Tage lang unbekannte junge Leute durch Lehrer prüft, die diesen wieder unbekannt sind. Was in aller Welt soll denn noch weiter aus den unglücklichen Untersekundanern herausgepreßt werden? Oder traut man etwa den Lehrern nicht und will mit einem gänzlich unbegründeten Mißtrauen, das nirgends lähmender wirkt als auf die Schule, ihnen noch einen landesherrlichen Kommissar beigeben, damit nur ja alles hübsch mit rechten Dingen zugeht und die büreaukratische Bevormundung noch etwas gesteigert wird? Und woher will man denn diese Masse von Kommissaren nehmen, wo es schon oft nicht ganz leicht ist, sie für die Reifeprüfungen zu beschaffen? Und weiter stelle man sich vor, daß nun mitten in der geschäftsreichsten Zeit des Schuljahres der ohnehin da nicht eben auf Rosen gebettete Rektor mit seinen ebenfalls um diese Zeit nicht ganz unbeschäftigten Kollegen noch ein paar Prüfungstage mehr absitzen soll! Es hat alles seine Grenzen, auch die Fähigkeit, zu prüfen und einer Prüfung zuzuhören, auch das Recht, immer neue Lasten aufzulegen. Aber schlimmer wäre noch, daß nun auch die Untersekundaner der Examendrillerei verfielen, namentlich dann, wenn ein fremder Kommissar erwartet wird. Dann würde das Einpauken, das leider vielfach jetzt vor der Reifeprüfung herrscht, auch das letzte halbe Jahr der Untersekunda vergiften und alle Freudigkeit und Harmlosigkeit bei Lehrern und Schülern tot-

schlagen. Hinter dem Ganzen steckt offenbar weiter nichts, als das heillose Ideal der sechsklassigen Einheitsschule. Deshalb soll in Untersekunda ein „Abschluß" herbeigeführt werden, der in einer besondern Prüfung seinen Ausdruck findet. Schon haben in Preußen die neuen Pläne damit Ernst gemacht, indem sie z. B. den ersten Geschichtskursus bis nach Untersekunda ausdehnen und diesem Abschluß zuliebe den ganzen historischen Unterricht in den drei Oberklassen zu einem Zerrbilde dessen machen, was er sein soll. Und glaubt man denn, daß die Überfüllung der Gymnasialanstalten mit ungeeigneten Schülern, die gar nicht bis zur Reifeprüfung aufsteigen wollen, mit dieser Zwischenprüfung abgestellt werden wird? Im Gegenteil, der gewährte „Abschluß" wird sie nur noch mehr anlocken. Das einzige Mittel, diesem Übelstande abzuhelfen, ist die Ausbildung des Realschulwesens, die Vermehrung der lateinlosen Realschulen mit Progymnasialklassen. Wenn Preußen darin hinter andern, kleinern Staaten weit zurückgeblieben ist, so ist das seine Schuld; jedenfalls erwächst daraus nicht das Recht, andern Staaten eine überflüssige, störende und zwecklose Einrichtung aufzudrängen. Wir hoffen, daß es den Unterrichtsverwaltungen der Mittelstaaten noch gelingen wird, das drohende Unheil von den deutschen höhern Schulen überhaupt abzuwenden; wir hoffen weiter, daß sie sich jenen preußischen Umgestaltungsplänen des ganzen Gymnasialunterrichts nicht fügen, sondern das Gute behaupten werden, was sie haben, nicht in ihrem, sondern im allgemeinen Interesse, damit nicht ein geistig verweichlichtes, jeder ernsten und selbständigen Arbeit entwöhntes Geschlecht heranwachse, das schwerlich die Kraft besitzen würde, zu bewahren und weiterzuführen, was die mit den verschrieenen veralteten Bildungsmitteln genährten Väter aufgebaut haben.

Das Wesen der Innung. Herr von Böttticher hat am 24. November im Reichstage den Handwerkern gesagt, daß zu den Maßregeln, mit denen ihnen möglicherweise auf die Beine geholfen werden könne, der Befähigungsnachweis und der Innungszwang auf keinen Fall gehören würden. Mit dieser entschiednen und unzweideutigen Erklärung hat er ihnen eine große Wohlthat erwiesen; sie werden nun endlich einmal aufhören müssen, mit ihrer Agitation für eine völlig aussichtslose Idee Zeit, Kraft und Geld zu vertrödeln. Bessere Erziehung der Lehrlinge und Beseitigung der Pfuscherei, die vorgeschützt zu werden pflegen, sind reiner Schwindel. In der künstlerischen Erfindung mögen die gewerblichen Erzeugnisse der Gegenwart hinter denen des Altertums und der Renaissance vielleicht zurückstehen, in der technischen Vollendung übertreffen sie die aller frühern Zeiten, wie man sich in den großstädtischen Läden und in jedem Gewerbemuseum überzeugen kann. Gerade jene Meister, die selbst nichts können, jene Tischler, die nicht einmal ein Blumenbrett so fertig kriegen, daß es zu dem Fenster paßt, an dem sie Maß genommen haben, die schreien nach Innungszwang und Befähigungsnachweis. Sie würden, wenn man ihnen die Macht dazu einräumte, schon dafür sorgen, daß kein Lehrling etwas mehr lernte, als sie selbst verstehen, und daß alle Gewerbe auf den Hund kämen. Nicht um jene schönen Dinge ist es ihnen zu thun, die sie vorschützen, sondern lediglich um den Ausschluß der Konkurrenz. Dem Streben darnach liegt ja auch ein berechtigter Gedanke zu Grunde, aber wie wenig Aussicht dieser Zweck auf eine verständige und dem Gemeinwohl förderliche Durchführung hat, kann man aus dem Gebrauch ersehen, den die Innungsmeister von den ihnen bisher eingeräumten Vorrechten machen, z. B. von der ausschließlichen Befugnis, Lehrlinge zu halten.

In einer größern Stadt wurde dieser Tage ein sozialdemokratischer Redakteur wegen Beleidigung eines Innungsmeisters zu dreißig Mark Geldstrafe verurteilt, weil er einen Artikel aufgenommen hatte, worin die Lehrlingszüchterei dieses Meisters gegeißelt wurde. Der Mann beschäftigt acht bis neun Lehrlinge, die er

schlecht behandelt, und nur ausnahmsweise Gesellen. In der Urteilsbegründung hieß es, der Wahrheitsbeweis sei zwar gebracht, aber der Presse stehe nicht das Recht zu, derartige Übelstände zu rügen, wenn nicht ein öffentliches Interesse vorliege; auch sei die Form beleidigend. In der Verhandlung fiel die Bemerkung, gerade das öffentliche Interesse fordere die Verurteilung, denn in dem Artikel würden die Innungsmeister angegriffen, die den Schutzwall gegen die Sozialdemokratie bildeten. Dies ist insofern richtig, als solche Meister ganz gewiß weder Sozialdemokraten werden, noch überhaupt eine Änderung der bestehenden Ordnung anstreben werden, sie müßte denn in der Erteilung weiterer Privilegien bestehen. Indem sie lauter Lehrlinge statt Gehilfen beschäftigen, sparen sie, die geringere Körperkraft und Übung des Lehrlings in Anschlag gebracht, täglich mindestens eine Mark durch jeden Lehrling, bei acht Lehrlingen also acht Mark. Ein Zustand, der den Herren außer ihrem rechtmäßigen Verdienste noch 800 bis 1000 Thaler durch Ausnutzung von Lehrlingen herauszuschlagen gestattet, ist allerdings der vorzüglichste, den sie sich wünschen können. Aber die achtzig bis hundert Lehrlinge, die so ein Meister im Laufe seiner Meisterschaft „erzieht," bilden die auch einen Schutzwall gegen die Sozialdemokratie? Wenn sie es soweit bringen, daß sie überhaupt an einer Reichstagswahl, sei es auch im sozialdemokratischen Sinne, teilnehmen können, dann können sie und kann die Gesellschaft von Glück sagen. Wäre die Praxis jenes Schlossermeisters allgemein und keine Großindustrie vorhanden, dann müßten mindestens neun von je zehn Lehrlingen als Vagabunden verkommen. Zum Glück giebt es auch anständige Meister, und die Fabriken der Großindustriellen und die Staatswerkstätten nehmen einen bedeutenden Teil der jungen Leute auf, die aus den Werkstätten der Lehrlingszüchter hervorgehen; aber ein Überschuß, der dem Untergange geweiht ist, bleibt auch jetzt schon. Durch das Geschrei gewisser Herren, es fehle weit mehr an Arbeitern als an Arbeit, darf man sich nicht irre machen lassen. Gewiß, Arbeiter, die umsonst oder beinahe umsonst arbeiten wollten, würden immer noch Verwendung finden, aber solche männliche Arbeiter kanns eben nicht geben. Weibliche schon! Mädchen z. B., die bei ihren Eltern leben und sich mit Häkeln und Sticken ein kleines Taschengeld verdienen. Solchen Mädchen, die sich mit weiblichen Arbeiten das Brot verdienen müssen, wird bekanntlich gesagt, mehr als jene Töchter könnten sie auch nicht bekommen, und könnten sie davon nicht leben, so müßten sie sich eben das Fehlende des Nachts mit dem bekannten Nebenerwerb „verdienen."

Die Lehrlingszüchterei, um auf diese zurückzukommen, ist das gerade Gegenteil der Innungsidee. Die Innung ist eine Körperschaft, die allen ihren Angehörigen, von sonstigen Vorteilen zu schweigen, die Existenz sichern will. Wer in sie als Lehrling eintritt, soll die Sicherheit haben, daß er nach gut vollendeter Lehrlings- und Gesellenzeit Meister werden wird. Das ist nur möglich, wenn nicht mehr Lehrlinge zugelassen werden, als zum Ersatz der absterbenden Meister nötig sind, also in jedem Jahre nicht mehr, als im vorhergehenden Jahre Meister gestorben sind. Man kann die richtige Ziffer auch auf folgende Weise finden. Als Lehrling arbeitet einer 3—4 Jahre, als Geselle, falls er mit 30 Jahren Meister wird, nach Abzug der Militärzeit 9—10 Jahre, also zwei- bis dreimal so lange, als Meister 30 Jahre, also acht bis zehn mal so lange. Berücksichtigen wir, daß wegen der Volksvermehrung und weil bei wachsender Kultur die industrielle Bevölkerung stärker zunimmt als die ländliche, die Zahl der Lehrlinge etwas größer sein muß, als diese Rechnung ergiebt, so können wir es als das richtige Verhältnis bezeichnen, wenn auf je fünf Meister zwei Gesellen und ein Lehrling kommt. Innung und Fabrikantentum schließen einander aus. Die Innung kennt nur kleine Meister, die allein oder mit einem Gesellen oder Lehrling arbeiten, sorgt für gleichmäßige

Verteilung des Vermögens, verhindert die Ansammlung von Reichtum durch Einzelne. Das ist auch ein Ideal, aber nicht jedermanns Ideal. Gerade den tüchtigsten und unternehmendsten Meistern gefällt es nicht; sie wollen kleine oder noch lieber große Fabrikanten werden. Gut, mögen sie das werden! Aber dann muß nicht bloß das Gerede über Innungen aufhören, sondern auch der Lehrlingsparagraph gestrichen werden. Der Staat hat nicht das Recht, solchen Herren das Privilegium zu erteilen, daß sie sich unter dem Vorwande der Lehrlingsausbildung billige Arbeiter verschaffen dürfen, die dann als Vagabunden auf die Straße geworfen werden, ein Verfahren, durch das sich die englischen Fabrikanten im Anfange unsers Jahrhunderts auf wahrhaft himmelschreiende Weise bereichert haben.

Die Gewerkvereine ältern Stils sind es, die dieses grausame Ausbeutungssystem überwunden, die Idee der alten Innungen aufs neue in einer ganz andern, den heutigen Verhältnissen angemessenen Form verwirklicht haben. Ihr Erfolg besteht hauptsächlich darin, daß sie sich die Macht errungen haben, ungelernten Arbeitern den Zutritt zu wehren und die Zahl der Lehrlinge auf den wirklichen Bedarf des Gewerbes zu beschränken. Die Frage ist nun, was aus den ungelernten werden soll. Ein großer Teil davon fand bisher in den Docks und auf den Werften der großen Hafenstädte Beschäftigung, und hier sind es merkwürdigerweise die Unternehmer, die in neuester Zeit auf den Gedanken verfallen sind, eine bestimmte Zahl fest in Dienst zu nehmen und die übrigen ein für allemal auszusperren. Es sei zwar hart, sagten vor ein paar Wochen die Times und die Saturday Review übereinstimmend, einer Anzahl von Proletariern jede Möglichkeit des Erwerbs einfach abzuschneiden, aber es sei doch besser, wenn die Gesellschaft etliche hunderttausend erklärte Almosenempfänger au ihren Schößen hängen, als wenn sie es mit einer wegen der Ungewißheit der Beschäftigung fortwährend tumultuirenden Masse zu thun habe. Wohl das erste mal, daß in England gewissermaßen amtlich erklärt wird: wir haben Massen Arbeitsfähiger im Lande, für die es schlechterdings keinen Verdienst giebt, und die daher, wenn sie überhaupt leben sollen, durch Almosen erhalten oder außer Landes geschafft werden müssen. Für Irland war das Geständniß schon in den vierziger Jahren einmal abgelegt und das Übel durch Abschub von anderthalb Millionen Menschen nach Nordamerika vorläufig gehoben worden.

Daß die Handwerker der Organisation bedürfen, daran ist nicht zu zweifeln, aber wenn sie die ihnen zusagende Organisation nicht selbst finden und nicht selbst machen, dann kann ihnen kein Staat und kein Gott helfen. Der Staat kann gesetzliche Hindernisse hinwegräumen und für die neu gefundne Organisation die Genehmigung erteilen, soweit solche erforderlich ist, ihr Korporationsrechte verleihen, wenn sie deren bedarf, aber den Schustern, Schneidern, Schlossern, Tischlern u. s. w. die organisatorische Kraft und den Bildungstrieb einflößen, die ihnen fehlen, das kann er nicht. Wo der Trieb vorhanden ist, da ließe sich, sollte man meinen, im Rahmen der Genossenschaftsgesetze schon so manches erreichen. Zwei Ziele haben die Meister ins Auge zu fassen: erstens müssen sie sich durch genossenschaftlichen Betrieb der Großindustrie gegenüber konkurrenzfähig zu machen suchen, und dafür dürften, wenn es überhaupt möglich ist, die Genossenschaftsgesetze vorläufig hinreichen. Zweitens wäre durch Beschränkung des Zuflusses zum Gewerbe den darin beschäftigten die Existenz zu sichern. Das sollte eben durch den Innungszwang und den Befähigungsnachweis bewirkt werden. Aber die Regierungen werden sich hüten, einen Zustand selbst herbeizuführen, wo man ein Paar Millionen Männer im Lande hätte, die in keinem Beruf unterzubringen wären, und die man entweder todtschießen oder im Gefängnis füttern oder auf Staatskosten nach überseeischen Kolonien schaffen müßte, wenn man sie nicht als Vagabunden herumlaufen lassen

wollte. Sagen die Handwerksmeister: was geht uns die Verlegenheit der Regierung an? es ist besser, daß es auf ein paar Millionen gut gestellter Handwerker eine Million Vagabunden gebe, als daß wir alle im Sumpfe versinken, so können wir ihnen nicht Unrecht geben; nur müssen sie dem Staate nicht zumuten, daß er sich selbst in diese Verlegenheit stürze, sondern sie müssen die Krisis herbeiführen. Unmöglich ist es nicht, wie das Beispiel der englischen Gewerkvereine zeigt, aber die Lehrlingszüchtung ist nicht der Weg dazu, und das Benehmen von Meistern, die auf die Konkurrenz schimpfen, selbst aber ihren Genossen die allergemeinste Konkurrenz machen, erst recht nicht. Korporationen können nur entstehen und gedeihen, wo der Korporationsgeist waltet, und dieser fordert vor allem, daß jeder sein persönliches Interesse dem der Korporation unterordne und sich in allem, was deren Wohl erfordert, einer eisernen Disziplin unterwerfe. Wer den Eierkuchen will, ohne das Ei zu zerbrechen, und wer die Innung will, ohne seinen Fabrikantengelüsten zu entsagen, der ist nicht bloß ein eitler, sondern ein schädlicher Schwätzer.

Zum Trunksuchtsgesetz. Der Verfasser des Artikels in Nummer 44 beurteilt die sogenannte Branntweinpest doch wohl zu optimistisch, namentlich was die polnischen Oberschlesier anlangt. Freilich, die schlimmsten sind sie noch nicht. Diesen Vorzug genießt ohne Frage die polnisch-masurische Bevölkerung an der ostpreußisch-russischen Grenze. Da giebt es infolge der Trunksucht denn auch Menschen und Zustände, die den Fremden lebhaft an die Schilderungen unsrer Missionare von den Hottentotten und andern interessanten Völkern Afrikas erinnern. Und dennoch sind die Menschen immer noch viel besser als die Gesetze. Ich fuhr vor mehreren Jahren in einer schönen Sommernacht durch die Kreise Ortelsburg und Bischofsburg — es gab damals dort erst wenige Eisenbahnen — und begegnete vielen Fuhrwerken, die Bretter aus den masurischen Forsten an die Thorn-Insterburger Bahn führten. Als ich meinen Kutscher verwundert fragte, warum denn die Leute nicht am Tage führen, erhielt ich zur Antwort: Na, da würden sie nicht viel vom Fuhrlohn nach Hause bringen. Selbst diese Menschen, die kaum einen andern Lebensgenuß kennen, als den Branntwein, erblicken in den vielen Schankstätten ihren Feind und haben solche Furcht vor ihrer unwiderstehlichen Anziehungskraft, daß sie die Nacht, wo die Schänken geschlossen sind, zur Arbeitszeit wählen. Und wenn es noch bloß die konzessionirten Schankstätten wären! Daneben giebt es aber noch zahllose Winkelkneipen. In Oberschlesien nimmt man an (wenigstens war es so noch vor wenigen Jahren; hat sich dies etwa auch geändert?), daß eigentlich jeder „Spezerist“ unerlaubterweise das Schankgewerbe betreibe. Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, Einblick in die Geschäftsbücher solcher Leute zu thun. Sie boten kein erfreuliches Bild. Handwerker, kleine Beamte, Arbeiter, Leute mit einem Tagesverdienst von zwei Mark höchstens hatten ein Kneipschuldenkonto von 30, 40, 50 Pfennigen täglich für Branntwein! Wer viel in der Kneipe sitzt, braucht auch noch andre Dinge; also fehlte es nicht an Cigarren, Heringen und dergleichen, alles auf Kredit entnommen! Was bleibt da den Leuten bei der Lohn- und Gehaltszahlung übrig?

Die überall nahe Kneipe und die Möglichkeit, sich ohne einen Pfennig in der Tasche jederzeit einen Sorgenbrecher zu verschaffen, sind für viele Menschen eine allzugroße Versuchung. Die meisten empfinden sie als solche, und da sollte der Gesetzgeber ihrer schwachen Widerstandskraft nicht zu Hilfe kommen? Und wenn er dies thäte, soll er das deutsche Volk zu einem Volke von Trunkenbolden stempeln? Trunksucht und Diebstahl sind freilich nicht einander entsprechende Begriffe, aber Trunksucht und Spielwut. Nimmt irgend jemand Anstoß daran, daß das gewerbsmäßige Hasardspiel, die Duldung des Hasardspiels und Veranstaltung von

Lotterien durch das deutsche Strafgesetzbuch mit teilweise strengen Strafen bedroht werden? Ist denn das deutsche Volk ein Volk von Spielern?

Der Entwurf zum Trunksuchtsgesetz hat wohl den Fehler, daß er die Sache mit deutscher Gründlichkeit erfaßt. Er will dem Übel systematisch zu Leibe gehen und vermehrt durch die große Zahl der Maßregeln die Zahl der Gegner. Begnügte man sich fürs erste mit dem einzigen Paragraphen: Trinkschulden sind nicht klagbar (gleich den Spielschulden), so würde man für das Gesetz wohl eine Mehrheit im Reichstage finden und hätte sehr viel erreicht. Kein Wirt würde es wagen, Leuten Kneipschulden zu stunden, die er nicht für ehrenhaft und solide hält. Damit fiele für sehr viele die Versuchung zum übermäßigen Trinken weg. Damit würde auch einer großen Zahl häßlicher Prozesse, Betrügereien und Meineidsuntersuchungen, den unvermeidlichen Folgen der Trinkschulden, der Boden entzogen werden. Daneben könnte man auch nach dem Muster andrer Staaten auf größere Beschränkung der Schankstätten hinwirken, wozu es vielleicht der Reichsgesetzgebung gar nicht bedürfte. Man warte zunächst die Wirkung dieser Maßregel ab. Genügt sie nicht, so mag man ihr noch weitere hinzufügen. Die Entmündigung der Gewohnheitstrinker könnte sehr wohl dem neuen bürgerlichen Gesetzbuche vorbehalten bleiben.

Die Trichine des armen Mannes. Den Schwärmern für amerikanisches Schweinefleisch ist etwas recht ärgerliches begegnet: eine Sendung von solchem Fleische, das laut Bescheinigung in Amerika der Beschau unterzogen und rein befunden worden war, ist in Düsseldorf und Elberfeld als trichinös mit Beschlag belegt worden. Anstatt aber das kleine Versehen mit dem Mantel internationaler Liebe zu bedecken oder wenigstens abzuwarten, ob sich bei genauerer Prüfung nicht etwa ergiebt, daß die Trichinen unterwegs in das Fleisch praktizirt worden seien, hängt man die Sache gleich an die große Glocke. Da wird die Durchführung sanitärer Anordnungen in den Vereinigten Staaten als ganz unzuverlässig geschildert und der Verdacht ausgesprochen, daß wohl aus Parteirücksichten irgend ein Mensch, der ein Mikroskop von einem Theaterperspektiv und eine Trichine von einem Regenwurm nicht zu unterscheiden vermöge, das Amt des Fleischbeschauers erhalten haben werde. Der Staat besitze fast in keinem Fache wirklich geübte, kompetente Beamte, geschweige in Ämtern, für die Spezialkenntnisse oder Fertigkeiten unerläßlich sind u. s. w. Jeden freisinnigen Biedermann muß eine solche Verleumdung der republikanischen Beamtenschaft aufs höchste empören, und die Zeitschrift, die eine solche Sprache führt, würde auch gewiß gröblichst zur Ruhe verwiesen werden, wenn sie, nämlich das „Belletristische Journal," nur nicht in — New-York erschiene und zwar schon seit vierzig Jahren. Sollte die Redaktion wohl von den Agrariern bestochen worden sein?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Unſer papierner Reichtum

Adam Smith war der Anſicht, daß die wachſenden Staatsſchulden über kurz oder lang alle europäiſchen Staaten bankerott machen müßten. Durch die Verzinſung der Staatsſchulden, ſagt er, wird das Volk nicht bloß in dem Falle ärmer, wo die Zinſen außer Landes gehen, ſondern auch wenn die ganze Anleihe im Lande untergebracht worden iſt. Denn indem ſie den Arbeitenden einen Teil ihres Arbeitsertrages entzieht, vermindert ſie die Produktion. Seine höchſte Kraft ſpannt der Menſch nur dann an, wenn er ſicher iſt, daß ihm der ganze Ertrag ſeiner Arbeit gehört; jeder Abzug am Arbeitsertrage nimmt ihm ein Stück Kraft und Luſt. Durch die Anleihepapiere wird neben den produzirenden Klaſſen eine Klaſſe unproduktiver Rentner geſchaffen, die einen Teil des Arbeitsertrages der andern mühelos einſtreichen. Die Nutzung des Grund und Bodens und des induſtriellen Kapitals wird denen entzogen, die ein unmittelbares Intereſſe am guten Betrieb haben, und ſolchen übertragen, die kein ſolches unmittelbares Intereſſe haben, den Staatsgläubigern. Das entmutigt die Arbeitenden und macht das Land ärmer. (Wealth of Nations, Ausgabe von 1869, Band II, S. 511 und 527—528.)

Obwohl ſeitdem die Schulden aller europäiſchen Staaten mit Ausnahme der deutſchen ins Rieſenhafte gewachſen ſind, iſt Smiths Prophezeiung noch nicht in Erfüllung gegangen. Trotzdem iſt ihr Grundgedanke richtig, und die Bedenken, die ſie erregt, werden durch den Umſtand noch erheblich verſtärkt, daß zu den Staatsſchulden anderweitige Verſchuldungen in noch größerem Betrage kommen, namentlich Hypotheken und Aktien. Mäßige Verſchuldung der Landwirtſchaft, ſagt Rodbertus, iſt nicht ein Unglück, ſondern ein Glück. Denn da der

Grund und Boden den Hauptbestandteil des Volksvermögens bildet (alle übrigen Kapitalgüter machen im Wert nur etwa ein Zwanzigstel davon aus), in unsern Industriestaaten aber die Hälfte der Einwohnerschaft und darüber gar keinen Grundbesitz hat, so würde diese größere Hälfte bettelarm bleiben müssen, wenn sie nicht in irgend einer Form einen Mitbesitz an dem Reichtum der andern Hälfte erlangte. Aber sobald die Verschuldung zu drücken anfängt, entmutigt sie den Landwirt; wird seine Lage hoffnungslos, so läßt er fünfe gerade sein und vernachlässigt seine Wirtschaft. Ähnlich wirken die Aktien in der Industrie, oder würden sie wirken, wenn hier nicht der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben würde. Es ist ja ein schöner Gedanke, daß durch Aktiengesellschaften die kleinen Kapitalisten in den Stand gesetzt werden, durch Zusammenlegen ihrer Sparpfennige Großes zu unternehmen. Aber die Verwirklichung entfernt sich doch auch hier sehr weit von der Idee. Die ursprüngliche Idee war, daß sich die kleinen Landwirte, die Handwerker, die Arbeiter zu solchen Unternehmungen vereinigten und den Vorteil davon zögen, daß die dadurch bewirkte Vermehrung des Volksvermögens meistens ihnen, den eigentlich arbeitenden, zu gute käme. Wenn jeder Bergmann eine Bergwerksaktie hätte, so würde ihm ein Teil von dem, was ihm am Arbeitslohne zur Verzinsung der Aktienschuld abgezogen werden muß, beim Abschneiden des Koupons wieder zufließen. Aber die Aktien befinden sich größtenteils in den Händen von Personen, die nie im Leben Fimmel und Fäustel gehandhabt haben, die auch weder Maschinen ersonnen noch Zeichnungen entworfen haben. Und je höher die Dividenden steigen — bei manchen Unternehmungen betragen sie 20 Prozent —, desto ferner rückt den Arbeitern die Möglichkeit, Aktien kaufen zu können, denn desto tiefer sinkt ihr Arbeitslohn, da sich ja Arbeitslohn und Kapitalgewinn nach einem bei der heutigen Einrichtung unabänderlichen Gesetz in umgekehrter Richtung bewegen. Wenn nun trotzdem in der Industrie die Produktion nicht rückwärts geht, sondern mit Fieberhast vorwärts eilt, so geschieht es, wie gesagt, weil man den Teufel der Faulheit durch den Beelzebub der Not austreibt. Während die Direktoren durch hohe Gewinnanteile, die Ministergehalten gleichkommen und wohl auch darüber hinausgehen, an das Interesse der Aktionäre gefesselt werden, treibt die Arbeiter der Hunger zur Arbeit, erzeugt aber zugleich einen Grad der Verbitterung, der, wenn die Zahl der Verbitterten eine gewisse Höhe erreicht, zu einer Katastrophe führen muß. Das ist die eine Seite des papiernen Reichtums: eine entmutigte Landwirtschaft, und eine Industrie, die nicht von freudig und freiwillig schaffenden, sondern von verbitterten, widerwillig arbeitenden im Gange erhalten wird. Nun die andre Seite!

Das wirkliche Kapital oder Vermögen eines Volkes besteht in Sachgütern, und sein Einkommen in einer andern Klasse von Sachgütern, die mit Hilfe von Gütern der ersten Klasse durch Arbeit gewonnen werden. Das papierne Kapital besteht aus Ansprüchen auf jenes wirkliche Kapital. Eine Hypothek

macht den Gläubiger zum Mitbesitzer des Landgutes und berechtigt ihn, sich vom Arbeitsertrage des eigentlichen Besitzers alljährlich einen Teil abzuziehen. Während nun aber bei der Hypothek der Schuldner den Gläubiger, der aus seiner Schüssel mitißt, persönlich kennt, ist das bei den andern Verschuldungsformen nicht der Fall, und es hat sich nach und nach der Zustand ergeben, daß alljährlich Milliarden arbeitslosen Einkommens bezogen werden, ohne daß die Personen, die es beziehen, und die Personen, die es erarbeiten, einander kennen; nicht selten liegen 180 Längengrade und ein Weltmeer zwischen ihnen. Der Wert dieser Papiere hängt nun davon ab, ob die Sachgüter, auf die sie ein Besitzrecht verleihen, wirklich vorhanden sind, und ob sich wirklich Arbeiter finden, die aus jenen Sachgütern Einkommengüter in der erforderlichen Menge gewinnen. Wenn die südamerikanische Mine, auf die eine Aktie lautet, erschöpft wäre, oder wenn aus irgend einem Grunde keine Arbeiter aufzutreiben wären, die hineinsteigen und unten schaffen und schwitzen möchten, so wäre die Aktie ein wertloses Papier. Wenn man nun erfährt, daß an den Börsen wohl einige hundert Milliarden Papiere „gehandelt werden," so muß einem doch wohl der Gedanke aufsteigen: sind denn die Sachgüter auch wirklich vorhanden, auf die diese ungeheure Schuldverschreibung anweist? Und wenn sie vorhanden sind, werden die Arbeiter über ihren eignen Lebensunterhalt hinaus jahraus jahrein so viel Sachgüter zu schaffen imstande und — willig sein, als zur Verzinsung dieser Schuld erfordert werden?

Rußland scheint am Ende dieser Möglichkeit angelangt zu sein; eben die Befürchtung, daß dem so sei, ist es, was den Rubelkurs drückt und die Unterbringung der letzten Anleihe erschwert. Ohne Zweifel vermöchte dieses gewaltig große, an Naturschätzen reiche Land noch eine viel größere Schuld zu verzinsen, wenn es von einer intelligenten und fleißigen Bevölkerung bewohnt wäre und gut verwaltet würde. Aber da die Russen faul, stumpfsinnig und dem Trunk ergeben sind, Betriebsamkeit ihnen auch gar nichts nützen würde, solange spitzbübische Beamte ihnen alles auspressen, was sie über den notwendigen Lebensunterhalt verdienen, tüchtige Einwanderer aber nicht ins Land gelassen oder wieder herausgetrieben werden, so ist es wahrscheinlich, daß auch ohne Hungersnöte, die das Volk noch mehr demoralisiren, die allmähliche Entwertung der „Russen" sich nicht würde aufhalten lassen. Das einzige, womit die Russen ihre Schuld verzinsen können, sind die Ernten, wofern der Himmel ihnen einen Überschuß über den eignen Bedarf beschert; aber von diesem Überschuß nehmen die Drohnen im eignen Lande: Geldverleiher, Würdenträger, Beamte u. s. w., schon so viel in Anspruch, daß für die Zinsenzahlung nur ein im Verhältnis zu der stetig wachsenden Staatsschuld immer kleiner werdender Teil übrig bleibt.

Daß man aber auch, abgesehen von Rußland, zu dem Werte der übrigen Papiere kein rechtes Vertrauen mehr hat, beweist die dauernde Verstimmung und die fieberhafte Unruhe aller Börsen. Und noch ein zweiter Umstand recht-

fertigt die Befürchtung, daß das wirklich vorhandne Kapital dem nominellen nicht mehr entsprechen dürfte: die Verschleuderung von europäischen Kapitalien an südamerikanische Raubstaaten. Machen wir uns klar, was der Baringkrach bedeutet. England besitzt einige Milliarden Geldkapital, für die es weder zu Hause noch in den benachbarten Ländern Verwendung findet. Das heißt: die Großkapitalisten haben für einige Milliarden Kapitalansprüche mehr in der Hand, als durch europäische Arbeiter verwirklicht werden können. Sie schicken fünf Milliarden Mark oder so etwas nach Argentinien, teils in Gold, das der heimischen arbeitenden Bevölkerung entzogen worden ist, teils in Wechseln und andern sichern Papieren, die eine Anzahl von europäischen Unternehmern zwingen, ihren Arbeitsertrag oder Unternehmergewinn nach Argentinien zu schicken. Wäre dieses ganze Geld produktiv angelegt worden, so hätten die Bewohner Argentiniens, die die Zinsen erarbeiten sollen, wenigstens etwas davon. Das Geld ist aber von dem Spitzbubenkonsortium, das sich als Regierung eingerichtet hat, größtenteils gemaust und verpraßt worden. Die Fonsecas und Spießgesellen in Brasilien sind ähnliche Schwindel- und Pumpgenies. Das Geld ist also größtenteils verloren gegangen und wird nur unvollständig oder gar nicht verzinst. Anstatt daß die Argentinier, wie es die Absicht der Darleiher gewesen war, Sklavendienste für die europäischen Kapitalisten verrichteten, um deren Geld zu verzinsen, haben europäische Arbeiter Sklavendienste verrichtet, um südamerikanischen „Staatsmännern" und Parlamentariern ein fideles Leben zu bereiten.

Nehmen wir an, die fünf Milliarden wären statt dessen dazu verwendet worden, tausend Quadratmeilen Land in Südamerika zu kaufen und eine Million armer Europäer darauf anzusiedeln. Das wäre eine wahrhaft produktive Anlage gewesen! Der freie Ansiedler verwandelt durch seine Arbeit den Staub — nicht in Gold, wie der Herausgeber von Adam Smith sagt — sondern in Dinge, die besser sind als Gold, in Getreide, Wein und Südfrüchte, in Fleisch, Milch und Wolle und vor allem in reines menschliches Lebensglück. In jungen Ackerbaukolonien bei reichlich vorhandnem Boden giebts weder Dirnen noch Zuhälter, sondern ohne jede Spur von gesetzlichem Zwang nur glückliche Ehepaare; da findet man nicht täglich Kinderleichen in den Senkgruben und in allen Winkeln, sondern jedes neugeborne Kind wird als schönstes Geschenk des Himmels willkommen geheißen. Das wäre eine wirkliche Vermehrung des Volksvermögens — denn auch die Ausgewanderten bleiben Glieder des Stammvolks —, — nicht bloß Vermehrung von Vermögensansprüchen, wie die Emission neuer Anleihen, von Ansprüchen, die nur dadurch mit Marter und Not einigermaßen durchgesetzt werden können, daß den arbeitenden Klassen ihr Anteil an den Sachgütern, die sie schaffen, noch weiter verkürzt wird. Die Staatsmänner brauchen sich nur die ungeheure Ziffer des Börsenkapitals zu vergegenwärtigen, um einzusehen, daß der Sozialismus als Gegengewicht gegen die maßlose

Kapitalwirtschaft unbedingt notwendig und gar nicht zu entbehren ist. Denn der volkswirtschaftliche Grundgedanke des Sozialismus — von den psychologischen, sittlichen und sonstigen Irrtümern der Sozialdemokraten sehen wir hier ab — ist doch der, daß die zwei zusammengehörigen Dinge, die jetzt immer mehr auseinanderfallen, räumlich, persönlich und sachlich auseinanderfallen: Einkommen und Arbeit, wieder einigermaßen zusammengebracht werden. Man wende nicht ein, daß ja der Arbeiter nur zu sparen brauche, um selbst Wertpapiere zu erwerben und Kapitalist zu werden. Die Sparkassenkapitalien betragen, so großartig ihre Ziffer auch klingen mag, doch nur einen geringen Teil des papiernen Reichtums, und von diesem gehört wieder nur ein Teil den Arbeitern im engern Sinne, der andre Teil fällt auf kleine Rentner und Beamte, die ihr Geld der Sicherheit wegen in der Sparkasse anlegen. So glänzend, wie es Eugen Richter schildert, steht es nicht um die Sparkraft der Arbeiter; seine Modistin, die in dem Alter von 25 Jahren 2000 Mark gespart hat, dürfte zu den Seltenheiten gehören. Ich kenne auch Modistinnen, die — 50 Pfennige täglich bekommen. Aber lassen wir sie als „Direktrice" 50 Mark monatlich bekommen (nur in der „Saison" steht sie sich so hoch), was läßt sich dabei groß sparen! Und dann bleibt das Grundübel auch für die Sparkasseninhaber bestehen. Abgesehen davon, daß ein Obstgarten ganz anders aussieht und Leib und Seele ganz anders erquickt als ein Sparkassenbuch, abgesehen davon, daß er ein viel sicherer Besitz ist als dieses und mehr bringt als $3\frac{1}{3}$ Prozent, abgesehen davon, müssen die $66\frac{2}{3}$ Mark, die auf 2000 Mark Sparkasseneinlage gezahlt werden, irgend einem Arbeiter, einem Bauer oder Gärtner vielleicht, von seinem Arbeitsertrage abgezogen werden, ja noch mehr als diese $66\frac{2}{3}$ Mark, da ja die Verwaltung der Sparkasse Geld kostet. Der Inhaber des Sparkassenbuches muß also wider Willen einen andern, ihm unbekannten Arbeiter berauben und mißgestimmt machen. Besitzt dagegen der Arbeiter statt des Sparkassenbuches einen 2000 Mark werten Garten — es giebt zum Glück noch solche Arbeiter —, so braucht er, um zu seinen Zinsen zu kommen, niemand zu berauben, sondern kann vielmehr mit den Früchten, die er zieht, noch manchen andern erfreuen.

Unter den wirtschaftlichen Irrtümern der Sozialdemokraten ist vielleicht der größte der, daß sie sich einbilden, wenn nur der Abzug vom Arbeitsertrage für das arbeitslose Einkommen (für das wirklich arbeitslose, nicht für das der arbeitenden Unternehmer und Leiter) wegfiele, so würde damit den Völkern Mittel- und Westeuropas schon geholfen sein. Sie vergessen, daß der Arbeiter zwar der Vater, die Erde aber die Mutter des Reichtums ist, und daß die Arbeit entweder einen zu geringen Ertrag abwirft oder wohl gar unmöglich wird, wenn nicht auf den Kopf der Bevölkerung eine gewisse Anzahl von Morgen kommt. Indes diesen Irrtum, daß sie die Notwendigkeit des Bodens übersehen, teilen sie mit der Mehrzahl der Angehörigen aller andern Parteien. In weniger gelehrten und weniger ordnungsliebenden Zeiten waren die Völker

weise genug, diese einfache Wahrheit einzusehen und sie zur Grundlage ihrer Volks- und Staatswirtschaft zu machen; das ganze öffentliche Leben der stetig kolonisirenden Griechen, Römer, Germanen, mittelalterlichen Deutschen drehte sich um das Streben, ihren Bodenbesitz in dem der Volkszunahme entsprechenden Maße zu vermehren. Aber unser heutiges Geschlecht ist durch büreaukratische Bevormundung dumm und durch eine von Eugen Richter und Kompagnie für den Gebrauch der Papier-Krösusse zurechtgeschnittene nationalökonomische Wissenschaft verdreht und verwirrt geworden.

Das Duell und seine Entwicklung in England

Von Eduard Cruesemann (London)

Was Ehre ist, was Ehre heischt, ist seit undenklicher Zeit ein Problem gewesen, für dessen Lösung der Einzelne nur auf sich und auf die Gesetze seines Gesellschaftskreises angewiesen war. Demgemäß haben sich von jeher bei der Beurteilung von Ehrenfragen Ansichten geltend gemacht, die deutlich einen subjektiven Stempel tragen und auf die Allgemeinheit nicht die geringste Rücksicht nehmen. Es ist das Verdienst Bindings, neuerdings in geradezu bahnbrechender Weise Klärung in die Begriffsverwirrung gebracht und die Forschung über diese schwierigen Fragen in neue Bahnen gelenkt zu haben. Gemeint ist die Rektoratsrede: „Die Ehre im Rechtssinn und ihre Verletzbarkeit," die schon im 34. Hefte der Grenzboten, vorzugsweise freilich nach ihrer juristischen Seite, besprochen worden ist. Es ist zu hoffen, daß sich auch die Sitte seinen zwingenden Folgerungen anschließen, den Ehrbegriff vertiefen und das Ehrenleben von mancher Schlacke reinigen werde.

Zur Wiederherstellung der verletzten Ehre oder des verletzten guten Namens ist, wie Binding überzeugend nachweist, einzig der Richter tauglich. Ist es nun schon für den Richter mitunter nicht leicht, zu einer richtigen Entscheidung darüber zu kommen, ob überhaupt eine Beleidigung vorliegt, so bietet die Lösung der Frage für den Einzelnen noch viel größere Schwierigkeiten. In der Hitze der Erregung geschieht es nur zu oft, daß der Einzelne ungerecht wird, seinen Anspruch auf Ehre weit überschätzt. Nur wenigen Menschen ist es gegeben, ein richtiges Urteil zu fällen, wenn der eigne Wert und die Stellung in der Gesellschaft in Frage kommt. Die Erwägung, daß der Anspruch auf Ehre in Wirklichkeit nur ein Anspruch auf Freiheit von Unehre ist, daß das Absprechen „äußerer Vorzüge und natürlicher Gaben nie-

mals Beleidigung sein kann, wie ihr Mangel niemals Unehre ist," daß sowohl der objektive wie der subjektive Thatbestand gegen den Beleidiger vorliegen sollte, ehe von einer Beleidigung die Rede sein kann, mit einem Wort, daß der Betreffende von vornherein alle Pflichten des wirklichen Richters in sich arbeiten lassen sollte, wird nur zu häufig außer Acht gelassen. Die Folge ist, daß die Thätigkeit des Richters in eigner Sache sich vielfach als ein freies Walten lassen persönlicher Gefühle ohne Maß und Ziel zu erkennen giebt. Je übertriebener aber der Anspruch auf Ehre ist, und je weniger der nach seiner Meinung beleidigte seinen Pflichten als objektiver Richter nachgekommen ist, desto geringer wird die Neigung sein, das Urteil, zu dem er gelangt ist, einem andern zur Bestätigung zu unterbreiten.

Die Grenzboten nannten schon einige Gründe der weitverbreiteten Abneigung, die Sache vor den staatlichen Richter zu bringen. Es könnte noch hinzugefügt werden, daß es bis zur richterlichen Entscheidung fraglich bleibt, ob überhaupt der Prozeß zu Gunsten des Klägers ausfallen werde, und ob dann die Strafe zum mindesten den Gefühlen des Beleidigten entspreche oder vielleicht gar noch den Ankläger in ein lächerliches Licht bringen könne. Keiner dieser Gründe ist stichhaltig. Daß man die Öffentlichkeit, die viele Beleidigte scheuen, ohne Schaden für irgend jemand bei der Verhandlung über Beleidigungsfälle ausschließen könnte, wie die Grenzboten befürworten, kann doch nicht ohne weiteres zugegeben werden. Wollte man den Ausschluß der Öffentlichkeit von dem Antrage des Privatklägers unter Zustimmung des Angeklagten abhängig machen, so dürfte sich bald herausstellen, daß es die meisten Angeklagten nicht in ihrem Interesse liegend erachten, dem Antrage des Privatklägers zuzustimmen. Denn durch den Ausschluß der Öffentlichkeit gewinnt der Angeklagte nichts nennenswertes im Vergleich zu den wesentlichen Vorteilen, deren er unter Umständen verlustig geht. So z. B. kann er dadurch, daß er auf öffentlicher Verhandlung besteht, dem Kläger, der die intimern Beziehungen seines Lebens oder andrer Personen nicht zur öffentlichen Kenntnis bringen will oder kann, die Anstellung der Klage unmöglich machen oder die Zurücknahme der Klage herbeiführen. Und warum sollte er auf die Öffentlichkeit verzichten, die ihm eine Gewähr gerechter Beurteilung durch den Richter bietet? Zudem ist nicht zu vergessen, daß die einfache Freisprechung für den Angeklagten möglicherweise von wenig Nutzen ist. Die Gründe für die Freisprechung können ja sehr verschiedner Art sein. Wenn dem großen Publikum nicht der volle Thatbestand bekannt ist und auch nicht bekannt gemacht werden darf, so ist nicht ausgeschlossen, daß selbst bei einem für ihn günstigen Ausgang des Prozesses ein Makel haften bleibt, weil ihm nicht gestattet war, öffentlich darzulegen, weswegen er die angebliche Beleidigung begangen hat. Die Interessen der Parteien gehen daher zu sehr aus einander, als daß man von solcher Neuerung viel Gutes erwarten könnte. Auch die Zivilprozesse

geben oft genug der Gegenpartei Gelegenheit, in öffentlicher Verhandlung die intimsten Angelegenheiten des Klägers aufzudecken. Niemand wird hier auf den Gedanken kommen, die Öffentlichkeit grundsätzlich auszuschließen. Ist man aber bereit, in Fällen, wo Selbsthilfe unmöglich ist, z. B. wenn jemand von einem Minderjährigen, einer Dame, einem Nichtsatisfaktionsfähigen beleidigt worden ist, sich mit der Öffentlichkeit des Privatklagverfahrens zufrieden zu geben, so liegt kein vernünftiger Grund vor, in andern Fällen eine verschiedne Behandlung zu verlangen, oder deswegen, weil sie nicht gewährt werden kann, sich selbst zum Richter zu machen.

Der Grund, daß viele vor dem Strafantrag zurückschrecken, weil sie nicht Denunzianten heißen wollen und überhaupt nur wünschen, ihre Ehre wieder hergestellt zu sehen, ohne auf die Bestrafung des Beleidigers Gewicht zu legen, ist zweifellos durchaus edelmütig. Wenn dieser Grund aber eine Entschuldigung dafür sein soll, das Recht in die eigne Hand zu nehmen, so ist er äußerst lahm. Ist der einzige Grund, weswegen der Strafantrag nicht gestellt wird, die Furcht, Denunziant zu heißen, so setzt der Betreffende eben seine Ehre seiner Furcht nach. Unter diesen Umständen aber zum Duell seine Zuflucht zu nehmen, sein eignes Leben und das eines andern in Gefahr zu bringen, ist moralisch und logisch verwerflich.

Ebensowenig annehmbar ist es, wenn jemand die Langwierigkeit und Ungewißheit des Ausgangs einer Beleidigungsklage vorschützt. Man kann es sogar einen Vorteil nennen, daß die Klage langwierig ist und damit den erbitterten Gefühlen Zeit gegeben wird, sich zu besänftigen und einer ruhigeren Anschauung Platz zu machen. Die Sorge aber, die Klage möchte abgewiesen werden oder mit ungenügender Bestrafung endigen, kann objektiv angesehen doch nur dem Gefühl der Schwäche in der Begründung des klägerischen Anspruchs entspringen, indem der Ankläger sich bewußt ist, zu sehr seiner Empfindlichkeit nachgegeben oder sonst den Thatbestand nicht objektiv genug beurteilt zu haben, ehe er die Klage anhängig machte.

Die Besorgnis, vor einen Richter zu kommen, dessen Sittlichkeits- und Ehrbegriffe auf ganz anderm Boden stehen, mag im einzelnen Fall nicht unbegründet sein. Jedoch ist hier, wie auch bei Betrachtung des gesellschaftlichen Grundsatzes, daß man in Ehrensachen keinem Dritten das Richtertum anvertrauen kann, zu entgegnen, daß die Selbsthilfe auch in die Rechte des Beleidigers eingreift, und daß gerade diese in der größten Gefahr sind, vergewaltigt zu werden, wenn der Beleidigte das Recht hätte, Richter in eigner Sache zu sein. Ohne Zweifel darf jeder Bürger beanspruchen, daß er nicht jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt sei, die Beute oder der Zielpunkt der übertriebenen Empfindlichkeit seines Mitbürgers zu werden. Wird aber anerkannt, daß dieser ein Recht hat, sich zum Richter in seinen eignen Ehrensachen aufzuwerfen und den angeblichen Beleidiger vor die Waffe zu fordern, welche Mittel hat dann

der Geforderte, ungerechte Ansprüche zurückzuweisen? Er steht einfach vor der Wahl, eine Ehrenerklärung zu geben, die der Forderer vielleicht nicht einmal annimmt, oder sich zu schlagen. Denn auch er unterliegt den Gesetzen der „Gesellschaft," und auch für ihn bedeutet der Vorwurf der Feigheit Gefährdung seiner gesellschaftlichen Stellung. Kann es etwas Absurderes, etwas Ungerechteres geben, als den angeblichen Beleidiger zu zwingen, jeder überempfindlichen Regung des Beleidigten Rede und Antwort zu stehen oder sich mit ihm zu duelliren?

Alle diese Gründe, den Richter nicht ins Mittel zu ziehen, beruhen aber gerade auf der Annahme, daß der seiner Meinung nach beleidigte gewissermaßen ein angeborenes Recht habe, den Richter zu umgehen, weil ihm das weniger unangenehm, sicherer und von der Sitte anerkannt erscheint. So lange diese Genugthuung in maßvoller, wörtlicher Zurückweisung der Beleidigung besteht, ist selbstverständlich nichts dagegen einzuwenden. Überschreitet sie aber diese Grenze und nimmt sie die Form des Friedensbruchs an, so kann von einem Recht nicht mehr die Rede sein, und der Staat hat solche Friedensbrüche zu strafen. Mag er dabei einer oder der andern Partei mildernde Umstände zuerkennen, die Prinzipien des Staates, nach denen das friedliche Zusammenleben der Unterthanen zu gewährleisten ist, muß er aufrecht halten. Das deutsche Strafgesetzbuch geht in dieser Hinsicht nicht so weit, wie es wünschenswert wäre, indem es als Duellstrafe nur Festungshaft kennt. Zwar kann es nur zum Zweikampf kommen, wenn sich die Parteien einander zum Zweikampf stellen und damit gleichsam gegenseitig die Zustimmung zu ihrer Tötung geben. Aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß diese Zustimmung bei dem Geforderten in den meisten Fällen erzwungen ist. Die Gesetze der „Gesellschaft," die den Beleidigten veranlassen, eine Herausforderung zu senden, gelten auch für den Geforderten, und die Furcht, in der „Gesellschaft" als feige zu gelten, indem er die Herausforderung ablehnt, zwingt ihn, sich der Waffe des Beleidigten zu stellen. Daß diese Furcht in strafrechtlicher Beziehung ein gerade so starker, vielleicht noch stärkerer Zwang sein kann und häufig ist, als physische Vergewaltigung, bedarf keines Beweises. Die Tötung im Duell ist zweifellos nicht als ein Zufall anzusehen, sondern kennzeichnet sich als eine vorsätzliche Tötung und deshalb entweder als Mord oder mindestens als Totschlag. Warum soll unter diesen Umständen der, der seinen Gegner im Duell tötet, anders behandelt werden, als der gemeine Mörder oder Totschläger? Daß sich der Mörder und Totschläger der Gefahr aussetzt, seinerseits erschlagen zu werden, wird niemand leugnen. Daß beim Duell eine Provokation vorliegt, kann zugegeben werden. Aber beim Totschlag liegt eine solche nicht minder vor. Das Gesetz setzt noch dazu voraus, daß der Tötende durch die Provokation zum Zorn gereizt und hierdurch auf der Stelle zur That hingerissen worden ist, während beim Duell die Parteien in der Regel Zeit genug haben, sich

über den Schritt, den sie zu thun beabsichtigen, klar zu werden. Sonach sollte logischer Weise das Duell mit härterer Strafe als der Totschlag belegt werden. Faßt man nun die Gesetze der Gesellschaft als etwas auf, was bei Bemessung der Strafe ins Gewicht fällt, so dürfte, wie oben gezeigt wurde, von freiwilligem Kampf als Milderungsgrund nicht mehr die Rede sein können. Ist man aber der Ansicht, daß diese Gesetze, weil sie staatlichen Vorschriften zuwiderlaufen, nicht in Betracht zu ziehen seien, so fällt erst recht jeder Grund für die mildere Beurteilung des Duells in strafrechtlicher Beziehung weg. Die Auffassung des deutschen Strafgesetzbuches scheint daher weder eine logische zu sein, noch entspricht sie den Pflichten des Staates, seine Unterthanen (hier den Beleidiger) gegen Eingriffe in die Rechte ihrer Persönlichkeit zu schützen.

Für die Auffassung wird sich kein triftigerer Grund finden lassen, als der Zwang, womit die Gesetze der Gesellschaft auch den Gesetzgeber beeinflußt haben. Diese Gesetze angesichts ihrer Macht auf ihre Annehmbarkeit zu prüfen, ist augenscheinlich dem Gesetzgeber nicht eingefallen. Er fand das Duell als eine gesellschaftlich bestehende Einrichtung vor, hielt es in gewissen Fällen auch wohl für berechtigt und beschränkte sich darauf, das Monopol des Staates, mit dem das Duell als ein Akt der Selbsthilfe in Widerspruch trat, in milder Weise zur Geltung zu bringen. In der neuern Zeit fehlt es aber nicht an Anzeichen, daß die Gesellschaft selbst an dem von ihr gutgeheißenen Mittel irre wird. Und in der That sind gewichtige Gründe vorhanden, die die Fortdauer des Duells unmöglich machen sollten.

Ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung des Duells macht zwei Punkte klar. Es verdankt seinen Ursprung vermutlich dem gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters, der von König Gundobald eingeführt ward, um dem Unwesen des Meineids zu steuern. Montesquien sagt hierüber in seinem Esprit des Lois livre XXVIII Chap. XVII: Goudebaud roi de Bourgogne fut de tous les rois celui qui autorisa le plus l'usage du combat. Ce prince rend raison de sa loi dans sa loi même (La loi des Bourguignons chap. XLV) »C'est,« dit-il, »afin que nos sujets ne fassent plus de serments sur des faits obscurs et ne se parjurent point sur des faits certains.« Ainsi tandisque les ecclésiastiques déclaraient impie la loi qui permettait le combat, le roi des Bourguignons regardait comme sacrilège celle qui établissait le serment. La preuve par le combat singulier avait quelque raison fondée sur l'expérience. Dans une nation uniquement guerrière la poltronnerie suppose d'autres vices. . . . De plus dans une nation guerrière, où la force, le courage et la prouesse sont en honneur, les crimes véritablement odieux sont ceux qui naissent de la fourberie, de la finesse et de la ruse, c'est à dire de la poltronnerie.

Damit ist der gemeinsame Boden erklärt, dem sowohl der gerichtliche

Zweikampf wie das Duell (der Privatzweikampf) entsprossen ist. Mag man auch über den gerichtlichen Zweikampf als Mittel, einen Prozeß zu entscheiden, mit Recht den Stab brechen, so beweist doch der Sittenzustand der damaligen Zeit, die zur Reinigung von einer Anklage den Eid des Angeklagten und seiner Eideshelfer zuließ, daß der Ruf des Angeklagten der wesentliche Umstand in der Beurteilung des ganzen Falles war. Der Schritt von hier bis zum gerichtlichen Zweikampf ist für durchweg kriegerische und mit der Waffe geübte Nationen nicht so groß, wenn man bedenkt, daß der Ruf gleichsam das Beweisthema war. Dazu kam noch der Volksglaube, daß Gott dem, der das Recht auf seiner Seite hatte, unter allen Umständen den Sieg verleihen werde. Es ist sonach nicht verwunderlich, daß sich der Zweikampf auch in der Form des Duells als Mittel zur Schlichtung von Privatstreitigkeiten Eingang verschaffte und mit der Zeit überall in Europa Aufnahme fand. Heute gehören diese Voraussetzungen des Duells, die seine Einführung überhaupt möglich machten, schon längst der Geschichte an. Der Volksglaube an das thatsächliche Eingreifen Gottes zu Gunsten des Gerechten ist im Laufe der Zeiten dahingeschwunden, und keine Nation der Gegenwart kann sich rühmen, durchweg waffenkundig im Sinne des Mittelalters zu sein. Wenn früher die Fertigkeit in der Führung der Waffen eine Notwendigkeit für den Mann war und ihm erst seine volle Würde gab, so sind heutzutage dank der friedlicheren, humaneren Zeiten und — der Erfindung des Schießpulvers höhere Bestrebungen an die Stelle der Waffenübung getreten, und die Waffenkunde hat aufgehört, den Mann zum Manne zu machen. Demgemäß haben sich auch die Begriffe des Mutes und der Feigheit geändert, und würde das Duell noch wie früher ausgekämpft, so dürfte es der Duellanten wenige geben.

Binding a. a. O. führt aus, daß für jeden Menschen die Sitte sozusagen ein Ehrenkonto führe. Die Art der Führung des Kontos sei jedoch verschieden. Während das Recht über Ehre und Unehre getrennt Buch führe und nie das eine Konto gegen das andre aufrechne, somit also keine Kompensation zwischen ehrlicher und unehrlicher Handlung kenne, wäge die Gesellschaft das eine Konto gegen das andre ab und glaube, daß ein Fehltritt durch nachträgliche dauernde Wahrung der Ehrenpflichten gesühnt werden könne. Die Sitte gehe aber noch weiter und zwar durch Annahme auf der Kreditseite einer Art von Thesaurus superrogationis, woraus Ehrendefekte gedeckt werden könnten. Den Inhalt dieses Schatzes bilde der persönliche Mut, und wer dessen Besitz durch die That beweise, beweise für seine Ehre oder tilge erworbene Unehre. Es ist nicht zu leugnen, daß die Gesellschaft eine derartige Doktrin aufstellen muß, um das Duell von ihrem Standpunkt aus zu rechtfertigen und zu erklären. Wir sagen Gesellschaft, nicht Sitte, da der Begriff der Sitte den der allgemein anerkannten Gewohnheit in sich schließt, während die hier

besprochene Ansicht doch nur in einem beschränkten Kreise der Bürger Fuß gefaßt hat. Es ist daher richtiger, an Stelle der Sitte den Kreis selbst zu nennen, der innerhalb seines Umfanges die Gewohnheit, die Sitte hervorgebracht hat. Allein Binding sagt mit Recht, daß die Doktrin, „eine mögliche Tugend neben andern durch das Übermaß ritterlichen Sinnes zur einzigen Tugend zu steigern, eine für die Ehre geradezu vernichtende Übertreibung ist. Wenn der Verleumder für seine Verleumdung mutig in die Schranken tritt, hört er dadurch auf, ein gemeiner Lügner zu sein? Ist der mutige Schurke — und ihrer hat es zur Genüge gegeben — ein Ehrenmann? Wird er nicht vielmehr gerade durch seinen Mut eine Geißel der Menschheit?" Man denke beispielsweise an die dichterische Person des Don Juan. Wird der Held ehrenhafter dadurch, daß er den Komtur im Duell erschlägt? Sicherlich nicht. So beruht denn auch diese Annahme der Gesellschaft auf einer gründlichen Verkennung dessen, was die Ehre oder, besser gesagt, das gekränkte Ehrgefühl wirklich fordert und zu fordern berechtigt ist. Hier wie überall, wo es sich darum handelt, neue Gründe für die Daseinsberechtigung einer Einrichtung zu finden, deren einstige Ursache zu wirken aufgehört hat, müssen alle ausgeklügelten Theorien versagen. Gestorbenes kann durch keine Macht der Welt ins Leben zurückgerufen werden.

Wenn sich das Duell trotzdem bis in die heutige Zeit erhalten hat, so ist diese Thatsache nur dem konservativen Geiste der „Gesellschaft" zuzuschreiben und dem Wunsche ihrer Mitglieder, ein Mittel der Genugthuung, der Strafe und Rache unabhängig von dem Eingreifen staatlicher Behörden zu besitzen. Entspricht denn nun das Duell wenigstens diesem Wunsche?

Daß das Duell keine Genugthuung für verletzte Ehre gewährt und keine gewähren kann, ergiebt sich schon aus den vorhin angeführten Begriffen, wonach die Ehre als solche von einem Dritten überhaupt nicht verletzt werden und daher auch nicht wiederhergestellt werden kann. Das bloße Ausfechten eines Duells als Nachweis persönlichen Mutes kann ebensowenig die Beleidigung entkräften. Es läßt sie völlig unberührt. Wer auch immer der Sieger ist, die Beleidigung bleibt geschehen, und die Genugthuung kann also niemals darin bestehen, daß die Ehre wiederhergestellt sei. Selbst ein allgemeines Übereinkommen der Gesellschaft, daß die Ehre als durch das Duell wiederhergestellt gelten solle, wäre doch etwas höchst willkürliches. Wohl aber kann zugegeben werden, daß die Beleidigung derart die Gefühle gekränkt hat, daß den Beleidigten der Wunsch nach Rache überkommt. Aber auch das Rachebedürfnis muß sich darüber klar sein, daß das Duell nur die Möglichkeit bietet, Rache zu üben oder Strafe zu ertheilen. Man müßte denn so weit gehen, anzunehmen, daß bereits die Herausforderung zum Duell dem Gefühle Genugthuung verschafft. Von einer Gewißheit, daß die Rache trifft, kann angesichts des zweifelhaften Ausganges des Duells überhaupt nicht die

Rede sein. Es ist daher unlogisch, zu behaupten, daß das Duell dem Zwecke diene, Rache zu üben oder Strafe zu erteilen. Und dennoch scheint die Hauptaufgabe des Duells zu sein, diesem Gefühl Genugthuung zu verschaffen. „Ohne sich der Pflichten zu erinnern, die er gegen sich selbst, seine Familie, den Gegner, gegen Staat und Religion hat, ohne Rücksicht auf das Ungenügende des Duells und unter Ausschluß des einzigen Weges, auf dem er sicher Bestrafung erlangen kann, wenn wirklich Beleidigung vorliegt, greift der Gekränkte zur Waffe, den Gesetzen der Gesellschaft und vielleicht tiefen Leidenschaften folgend, die ihn nicht schlafen lassen, in dem Bewußtsein, beleidigt worden zu sein.“*)

Sind diese beiden Beweggründe wirklich genügend, das Bestehen einer nach jeder Richtung hin so unzulänglichen Einrichtung, wie es das Duell ist, zu rechtfertigen? Diese Frage muß entschieden verneint werden. Wenn man die Leidenschaften des Einzelnen, so berechtigt sie auch in seinen Augen erscheinen mögen, als genügenden Grund ansehen wollte, sich selbst Recht zu verschaffen, so würde selbstverständlich ein friedliches Zusammenleben der Menschen ganz unmöglich sein. Dennoch sind die Leidenschaften der Beteiligten kein unübersteigliches Hindernis für eine objektive und richtige Beurteilung seiner Stellung gegenüber dem Beleidiger. Wie viel Beleidigungen werden von Frauen, Minderjährigen oder sonst Satisfaktionsunfähigen begangen? Ein Duell ist hier ausgeschlossen, wie bitter auch der Beleidigte die ihm zugefügte Kränkung empfinden mag. Was die Vernunft, was das staatliche Gesetz nicht verhindern können in allen andern Fällen, hier ist es verhindert. Durch wen? Durch die Sitte, durch die Gesetze der „Gesellschaft.“ Mit Frauen oder Minderjährigen, besser vielleicht Waffenunfähigen, sich zu schlagen, verbietet der ritterliche Sinn. Aber mit Satisfaktionsunfähigen? Es ist doch nur eine gesellschaftliche Fiktion, wenn man annimmt, daß sie nicht beleidigen könnten. Die Fähigkeit, zu beleidigen, besitzen sie trotzdem, so lange sie Menschen sind. Wenn die Mitglieder der Gesellschaft hier ihr gekränktes Ehrgefühl bemeistern können, warum wäre es zu viel verlangt, von ihnen dieselbe Mäßigung in andern Beleidigungsfällen zu verlangen? Weil es die „Gesellschaft“ nicht zuläßt! Aber die Gesetze der Gesellschaft können sich nur durch den Staat und nicht gegen den Staat Geltung erzwingen. Solange man für sie keine bessern Gründe ins Feld führen kann, als die besprochenen, ist es nutzlos, auf sie als Verteidigungs-

*) Vgl. Sabine, Notes on duells, S. 317. Über die das Duell betreffende englische und amerikanische Litteratur vgl. Cockburn, History of duells. 1720. Millingen, History of duelling, London 1841. Sabine, Notes on Duels, Boston, 1859. — Steinmetz, Romance of Duelling, London, 1868. — Massi, History of Duelling. London, 1880. — Hume, Law of Crimes. — Buckle, History of Civilisation in England. Bd. I. — Hallam, History of England. Bd. I. — Bentham, Principles of Penal Law, Bd. I. — Chalmers Encyclopaedia. — Truman, Field of Honor. New-York, 1884.

mittel einer Einrichtung zurückzugreifen, die vom logischen und sittlichen wie vom staatlichen und persönlichen Standpunkt aus gleich verwerflich und unzulänglich ist.

Man sage auch nicht, daß die Gesellschaft ohne ein Mittel, wie es das Duell bietet, nicht leben könne. Ein Blick auf die Geschichte des Duells in England beweist die Irrtümlichkeit einer solchen Behauptung und, was mehr ist, die Möglichkeit eines vollständigen Umschwunges in der öffentlichen Meinung hinsichtlich des Duells in verhältnismäßig kurzer Zeit.

Wie der gerichtliche Zweikampf erst lange Zeit, nachdem ihn die kontinentalen Staaten als Entscheidungsmittel im Prozeß anerkannt und eingeführt hatten, mit den Normannen über den Kanal kam und Eingang in England fand*), so hatte auch das Duell längst auf dem Kontinent festen Fuß in der Gesellschaft gefaßt, ehe es sich in England Bahn brach. Vor dem sechzehnten Jahrhundert findet sich kein urkundlich nachweisbares Duell im modernen Sinne in Großbritannien und Irland, und selbst noch unter Jakob I. gehörte ein Duell zu den Seltenheiten, während es in den Zeiten Cromwells in den puritanischen Lehren und Sitten bittere Widersacher fand. Erst der leichtfertigere Ton, der am englischen Hofe nach der Restauration zu herrschen begann, schuf fruchtbaren Boden für das Duell, das denn auch bald dermaßen überhand nahm, daß schon unter Königin Anna die Zeitschriften, z. B. der Tatler und der Spectator, sich ernstlich mit der Duellfrage zu beschäftigen anfingen, ohne jedoch Wandel schaffen zu können. Die Duellannalen unter den vier Georgen strotzen von Beispielen frivoler und geringfügiger Veranlassungen zu Duellen. Selbst unter den Parlamentsmitgliedern und Schriftstellern grassirte das Duell wie eine Krankheit. Männer wie Fox, Pitt, Canning, Lord Castlereagh, Sheridan, Thackeray, der Herzog of York, der Herzog of Richmond, Wilkes, Grattan, selbst der Waffenbruder Blüchers bei Waterloo, der Herzog von Wellington und viele andre fochten im Duell. Über Fox Duell erzählt man sich folgende für Fox selbst charakteristische und die Wertlosigkeit des Duells beweisende Geschichte. Fox hatte über die mangelhafte Beschaffenheit des von der Regierung verteilten Schießpulvers eine abfällige Bemerkung im Parlament gemacht, wodurch sich ein Regierungsbeamter namens Adam beleidigt fühlte. Die Folge war ein Duell, wobei Fox durch einen Schuß besinnungslos niedergestreckt wurde. Als er beim Aufschlagen der Augen Adam vor sich sah, rief er ihm zu: Adam, you'd have killed me, if yo hadn't used Government powder. (Adam, Sie würden mich getötet haben, wenn Sie nicht Regierungspulver benutzt hätten.)

*) Ursprünglich als trial by battle or combat ein Vorrecht der Normannen, ging es schließlich doch in das gemeine Recht Englands (common law of England) über. Erst nachdem in dem berühmten Fall Thornton gegen Ashford (1817) Lord Ellenborough den trial by battle als Teil des gemeinen Rechtes anerkannt hatte, wurde dieses für obsolet gehaltene Überbleibsel der Gottesurteile durch das Gesetz beseitigt.

Die Irländer duellirten aus allen möglichen Gründen. Selbst eine Meinungsverschiedenheit vor Gericht über legale Punkte zwischen irischen Advokaten war dermaßen genügender Duellgrund, daß die Betreffenden sofort aus der Verhandlung stürzten, Richter und Jury warten ließen und auf einem benachbarten Felde duellirten. Auch ist es vorgekommen, daß ein Ire, der einen Prozeß verloren hatte, die sämtlichen Advokaten der gegnerischen Seite forderte. Selbst die irischen Richter vom Lordkanzler bis zum puisne judge, hielten das Duelliren durchaus nicht für unter ihrer Würde. Es kann daher mit Recht gesagt werden, daß die englische und irische Gesellschaft während des letzten Jahrhunderts keinem kontinentalen Staate hinsichtlich des Duellunfugs etwas nachgab, ja vielleicht alle übertraf.

Diese Thatsache ist um so erstaunlicher, als das Gesetz die Tötung im Duell durchaus nicht mit milden Augen ansah. In Schottland war sogar schon 1600 ein besondres Gesetz gegen das Duelliren erlassen worden, das die härtesten Strafen androhte. Aber die öffentliche Meinung war damals noch nicht reif, und es fand sich bis in die Zeit Georgs III. in Schottland, Irland und England nur selten eine Jury, die durch ein Schuldig den Angeklagten der Gefahr ausgesetzt hätte, zum Tode verurteilt zu werden. Der Unfug mußte eben erst so groß werden, daß er das öffentliche Gefühl sozusagen empörte, ehe die Erörterungen im Tatler und Spectator, die Betrachtungen John Cockburns in seiner History of Duels (1720), Paleys, Benthams und andrer Schriftsteller über die Thorheit (folly) des Duells auch in weiteren Schichten auf fruchtbaren Boden fallen und den Weg dafür bereiten konnten, daß die Jury auf eine Tötung im Duell den Begriff des Mordes in Anwendung brachte. Schon seit Elisabeths Zeiten hatten so bedeutende Richter wie Coke, Bacon, Hale unbedenklich eine derartige Tötung als Mord aufgefaßt. Aber wie in Schottland, so lehnte sich auch hier noch die öffentliche Meinung gegen die strenge Anwendung des Gesetzes auf, indem angenommen wurde, daß der Mord zu unterscheiden sei von einer Tötung, die sich gleichsam mit Genehmigung des Betreffenden ereignet habe. Dennoch behielt schließlich das strenge Gesetz die Oberhand. Steinmetz giebt an, daß unter Georg III. von 172 Duellen berichtet werde. Aber nur 18 Verfolgungen fanden statt, von denen 6 mit Freisprechung endeten. In 8 Fällen wurde zu Gefängnis verurteilt, in 7 auf Totschlag, in 3 auf Mord erkannt. Zwei Angeklagte wurden hingerichtet. Im Jahre 1808 wurde Major Campbell zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil er Kapitän Boyd im Duell getötet hatte. Doch ist zu bemerken, daß in diesem Falle ein starker Verdacht vorlag, daß bei dem Duell nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Im Jahre 1813 wurde der Gegner des im Duell getöteten Leutnants Blundell nebst seinen Sekundanten zum Tode verurteilt. Er wurde zwar begnadigt, aber seines Offizierpatentes für verlustig erklärt. Der Leutnant Monro, der seinen

Schwager Colonel Fawcett 1843 im Duell erschossen hatte, in einem der letzten, die in England stattgefunden haben, traf ein gleiches Los, obgleich nachgewiesen wurde, daß er sich nur höchst widerwillig und nur den zwischen Offizieren geltenden Gesetzen der Ehre folgend geschlagen hatte.

Trotz dieser wiederholten Verurteilungen fanden noch bis zum Jahre 1851 Duelle und Herausforderungen statt. Daß diese vorkamen, beweist jedoch nur, daß ein eingewurzeltes Übel nicht auf einmal abgeschafft werden kann. Die wiederholten kriminalrechtlichen Verfolgungen lassen keinen Zweifel darüber, daß sich die Abneigung gegen das Duell immer mehr steigerte. Als dann eine so tonangebende Persönlichkeit wie der Prinzgemahl der jetzigen Königin sich in schärfster Weise gegen das Duell aussprach, war es um dieses Ehrenrettungsmittel geschehen. Die Gesellschaft nahm nun eben selbst die Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung und des guten Tones in die Hand, und sie weiß den Bruch ihrer Gesetze mit den ihr selbst zu Gebote stehenden Mitteln, unter Umständen mit dem Ausschluß aus der Gesellschaft aufs empfindlichste zu strafen. Dem Einfluß des Prinzgemahls ist es auch zu verdanken, daß die vernünftigeren Anschauungen der bürgerlichen Gesellschaft im Offizierkorps durchdrangen. Er wirkte darauf hin und setzte es durch, daß in den Articles of war (April 1844), die jetzt noch in Kraft sind, zwei Bestimmungen Aufnahme fanden, die das Duell in militärischen Kreisen für die Zukunft ganz abschafften. Artikel 98 bedroht jeden Offizier, der sich duellirt oder einem Duell Vorschub leistet und nicht sein bestes thut, ein Duell zu verhindern, mit Kassation. Und Artikel 99 erklärt es für der Würde eines Ehrenmannes angemessen, Ehrenerklärungen für erfahrenes Unrecht oder erlittene Beleidigung zu empfangen und anzunehmen. Durch diese Verordnung war es auch den Offizieren möglich gemacht, ohne Einbuße an ihrer Ehre von dem Duell abzusehen und die mittlerweile allgemein gewordene Meinung, daß das Duell zwecklos sei, zu der ihrigen zu machen. So ist es denn gekommen, daß dem heutigen Engländer — wenn man unter England das eigentliche England mit Inbegriff von Schottland und Irland versteht — das Duell vollständig unverständlich ist, und daß er sich wundert, wie es möglich ist, daß vernünftige Männer auf dem Kontinent ihrer Ehre durch ein Duell Genugthuung verschaffen zu können glauben. Dem Engländer ist die Idee, sich zu duelliren, so vollständig aus dem Sinn gekommen, daß er es selbst in einem andern Lande ablehnt, sich zu schlagen. Noch kürzlich weigerte sich z. B. ein Irländer, der noch dazu Parlamentsmitglied ist, einem Franzosen Genugthuung zu geben. Die Sache wurde durch Widerrufung auf beiden Seiten beigelegt.

Die Ehre wird heutzutage vom Engländer viel richtiger und weit weniger sentimental, oder soll man mit Binding sagen, hysterisch aufgefaßt, als auf dem Festlande. Er ist einerseits zu selbstbewußt, als daß es ihm einfiele, jede Bemerkung daraufhin zu prüfen, ob sie vielleicht seine Ehre berühre oder sein

Gefühl verletze, und andrerseits zu sachlich und zu praktisch, als daß er selbst beleidigend aufträte. Ausnahmen kommen natürlich vor. Aber wird dem Engländer die Sache zu bunt und kann er sich nicht anders helfen, so nimmt er entweder zum Boxen oder zur Reitpeitsche seine Zuflucht, oder er bringt den Fall vor Gericht. Nun kann freilich der Einwurf gemacht werden, daß Boxen und der Gebrauch der Reitpeitsche doch auch eine Art Selbsthilfe sind. Das kann ohne weiteres zugegeben werden, nur ist nicht zu vergessen, daß mit dem Boxen der Fall sofort zur Krisis gebracht wird, und daß daher dieses Mittel, eine Beleidigung auszutragen, neben andern den Verteidigungsgrund der plötzlichen Erregung für sich hat, die nicht Zeit gefunden hat, sich abzukühlen, während die körperliche Züchtigung die Genugthuung gewährt, daß doch wenigstens Strafe erteilt wird, zwei wesentliche Entschuldigungsgründe, die dem Duell fehlen. Die gute Gesellschaft des Festlandes dürfte sich gegen ein derartiges Vorgehen als gegen eine Roheit auflehnen. Man muß aber in Betracht ziehen, erstens daß das Boxen nach vollständig anerkannten Regeln vor sich geht, zweitens daß die Züchtigung mit der Reitpeitsche nur bei niederträchtigen Beleidigungen, die die gemeine Absicht des Beleidigers nicht in Zweifel lassen, Anwendung findet, z. B. bei Verleumdern, Falschspielern u. s. w., also bei Menschen, denen sich selbst auf dem Festlande ein Mitglied der Gesellschaft nicht im Duell gegenüber stellen sollte. Binding bemerkt auch hierüber sehr richtig: „Man sollte nicht übersehen, daß es einen ehrlichen Kampf mit dem ehrlosen Ehrabschneider nicht geben kann. Selbst für diejenigen, die den Ehrenzweikampf verteidigen, müßte feststehen, daß gerade der Verleumder als satisfaktionsunfähig zu behandeln wäre."

Ferner kann aber die Beleidigung auch zum Gegenstande einer kriminalrechtlichen oder auch einer zivilrechtlichen Klage Anlaß geben. Es würde hier zu weit führen, die Grundsätze, die dabei zur Anwendung kommen, näher auseinander zu setzen. Aber die Gefahr, wegen Beleidigung (slander, libel, assault, defamation) kriminell verurteilt zu werden (was entweder Gefängnis bis zu zwei Jahren oder Geldstrafe nach sich zieht) oder im zivilrechtlichen Verfahren Schadenersatz und die Kosten des Verfahrens zahlen zu müssen, ist genügend abschreckend für den praktischen Engländer, etwas zu begehen, was als Beleidigung ausgelegt werden könnte. Auf die Beleidigung in Zeitschriften braucht hier nicht eingegangen zu werden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Engländer hinreichende Mittel als Ersatz für das Duell gefunden hat. Diese Mittel bieten ihm nicht allein genügenden Schutz, seitdem die Gesellschaft die Fortdauer des Duells abgelehnt hat, sondern sie tragen auch dazu bei, ihn zur Vorsicht in seinem Verkehr mit andern zu bewegen, wenn wirklich einmal seine angeborene Vorliebe für das Praktische und Sachliche allein nicht ausreichend sein sollte. England hat daher den Beweis geliefert, daß sich die Gesellschaft sehr wohl des Duells

entschlagen kann, ohne an Feinheit im Ton oder an kräftiger und mutiger Gesinnung einzubüßen. Denn das das ganze englische Volk durchweg auch tapfer ist, kann keiner leugnen, der längere Zeit in England gelebt hat. Zähe und tapfer, daß muß ihm der Neid lassen, behauptet es auch heute noch das stolze Wort: An Englishman never knows wen he is beaten! Man kann auch nicht einmal zu der Behauptung seine Zuflucht nehmen, daß die Engländer eine kühlere und weniger empfindliche Nation seien. Denn es ist eine unbestrittene Thatsache, daß die Hunderttausende, ja vielleicht Millionen von Fremden, die in den das Duell unter gewissen Bedingungen fordernden Begriffen aufgewachsen sind und dann in England ihren Wohnsitz nehmen, sich trotz ihres mitgebrachten Ehrbegriffs ohne weiteres den englischen Ansichten fügen. Um diese Thatsache zu erklären, muß man entweder annehmen, daß sie allesamt höchst friedlicher Natur wären und das Beleidigen verlernt hätten, oder daß sie sich davon überzeugt hätten, daß das Duell ein widersinniges, unsittliches und unzulängliches Mittel ist, die verletzte Ehre wiederherzustellen, oder endlich, daß die englischen Gesetze sie mit solcher Achtung erfüllt haben, daß sie lieber ihren Ehrbegriff geändert haben, als sich mit ihm in Konflikt zu setzen. Doch was auch der Grund dafür ist, daß alle diese Fremden in England ohne das Duell auskommen, soviel ist durch die unbestreitbare Thatsache bewiesen, daß der Ehrbegriff auch bei denen, die ihrem Ursprung nach einem Lande angehören, wo das Duell noch eine durch die Gesellschaft verlangte Einrichtung ist, nicht derartig feststehend und unwandelbar ist, daß er nicht leicht auch ohne Duell fertig werden könnte.

Möge die Zeit nicht fern sein, wo der Anstoß zu einer Änderung auch auf dem Festlande gegeben wird und die Staaten endlich aufhören, durch nachsichtige Beurteilung des Duells seinem Fortbestehen Vorschub zu leisten.

Das bürgerliche Wohnhaus

Das vielgelesene Buch über Rembrandt mag manches Thörichte und Anstößige enthalten. Aber ein Zug ist gesund darin, und er geht durch die ganze Schrift hindurch und bricht sich manchmal recht drastisch Bahn. Es ist das Recht des Persönlichen, des Individuellen, gegenüber allem Schablonenhaften, das der Rembrandt-Deutsche mit allem Nachdruck immer und immer wieder betont. Darin stimmen wir ihm bei. Auch darin, daß auf dem Gebiete der Kunst das individuelle Gefühl, der eigenartige Sinn für die Schönheit in den breiten

Volksschichten wieder lebendig werden muß, um dem vielgeplagten Dasein in der hastenden Gegenwart ein kräftiges Gegengewicht zu bieten.

Wo aber könnte sich der Schönheitssinn deutlicher bethätigen als im Bau und in der Einrichtung des Hauses, nicht nur des herrschaftlichen, sondern vor allem des kleinen, bürgerlichen Hauses? Erst heißt es doch das kleine Heim reinlich, wohnlich und freundlich gestalten, dann können auch die Sinne geöffnet werden für die höhere, die große Kunst. Es ist gewiß wahr: ohne Kunstpflege, ohne Schönheitssinn für die Umgebung auch im kleinen Hause werden wir Deutschen niemals wieder zu einer natürlichen Kunstblüte gelangen. Von unten herauf, aus dem Volke selbst müssen wie zur Zeit des Mittelalters die schöpferischen Gedanken aufsteigen und Leben gewinnen. Das künstlerische Gefühl muß von dem Kunstsinn der Massen, nicht bloß einzelner Liebhaber getragen werden.

Die Kunst kostet aber doch Geld, viel Geld, so heißts allgemein. Folglich ist sie nur für die Begüterten da. Schlimm genug, wenn es so ist, wenn sich auch auf dem Gebiete des Reinmenschlichen, das allen Volksgenossen gleich zugänglich sein soll, die Kluft aufthut zwischen unten und oben, zwischen reich und arm. Muß es so sein? Die Kunst kostet wohl Geld, aber lange nicht so viel, als man gewöhnlich glaubt. Zum besten Teile bedarf es nur des guten Willens und des offnen Sinnes für das Schöne. Der gute Wille ist häufig vorhanden, an Schönheitssinn aber fehlt es in bedenklicher Weise, da seit dem dreißigjährigen Kriege eine Zerstörung der künstlerischen Anlagen und eine Verwilderung des Geschmacks in unserm Volke eingerissen ist, von der wir uns noch immer nicht erholen können. Eine rauhe Natur und rauhe Verhältnisse begünstigen ohnedies nicht die Entstehung der Freude an der schönen Form und der harmonischen Farbe. Auch ist die Erziehung bis jetzt nur in wenigen Fällen bedacht gewesen, diese Lücke in unsrer nationalen Entwicklung auszufüllen. Auf die religiöse und geistige Ausrüstung des heranwachsenden Geschlechts hat man viel Mühe, viel Fleiß gewandt; aber die ästhetische Bildung ist herzlich schlecht weggekommen. Und das hängt wieder mit unsrer Armut zusammen. Über guten Geschmack predigen nützt nichts; das weiß man schon lange. Ließe sich der ästhetische Sinn andemonstriren, dann könnte man sich ihn leicht verschaffen. Aber hier heißt es nicht reden, nicht lesen, sondern sehen, immer wieder sehen. Das allein wirkt. Deshalb ist der Wohlhabende auch hier wieder im Vorteil. Er kann reisen und dabei lernen die Augen aufthun. Selbst der Dümmste muß etwas mitnehmen, wenn er nicht ganz gottverlassen ist. Wer an die Scholle gebunden ist, muß sich mit guten Nachbildungen der Kunstschöpfungen begnügen. Aber auch diese sind teuer genug und so den meisten Menschen und Bildungsanstalten verschlossen. Deshalb hört und sieht der junge Deutsche gewöhnlich von diesen Dingen herzlich wenig.

Und was er sieht in Schaufenstern, Bilderbüchern u. s. w., ist oft auch nicht geeignet, seinen Kunstsinn zu bilden.

Am schlimmsten ist er freilich dran, wenn er unsre modernen Straßen durchwandert. So malerisch eine altertümliche Stadt mit ihren krummen Gassen, ihren hohen Giebeln, ihren Erkern, ihren zerstreuten Thüren und Fenstern wirkt, so grauenhaft verkündet eine moderne Straße den blöden Herdensinn, den läppischen Jahrmarktsgeschmack, das gleichgiltige Gehenlassen wie das protzige Spießertum seiner Bewohner.

Muß das so sein? Das „herrschaftliche“ Haus, die „stilvolle“ Wohnung besorgen die Architekten auf Bestellung. Für den reichen Bauherrn ist es keine Kunst, sich geschmackvoll einzurichten. Aber das ist auch keine Kunst mehr, keine lebendige Kunst. Das ist weiter nichts als Protzentum. Da heißts nur immer: Was werden die guten Freunde und Bekannten dazu sagen? Werden sie die Augen aufreißen, gehörig anstaunen, alle schlechten Bemerkungen hinunterschlucken und die wunderbare Kunstpflege, die hier eine Stätte gefunden hat, gehörig preisen? Besser ists ja immerhin, als die Mietkaserne in unsern Großstädten, die der bananusische Bauunternehmer außen mit den modernsten Stuckgekrösen, diesem echten Blendwerk der Hölle, und innen mit den immer grauenvoller werdenden Tapetenmustern beklebt, wert, voll gepfropft zu werden mit der berühmten „stilvollen“ Einrichtung!

Muß das so sein? Es liegt diese Öde, und das ist das Bittre an der Sache, in dem Mangel an Charakter bei dem Bauherrn und bei dem Baumeister, dem Mangel an einem gesunden ursprünglichen Gefühl, das einen ebensolchen Willen hervorbringen könnte. Nicht einmal ein Wohnungstypus hat sich in unsern Kleinstädten ausgebildet, wie ihn das nieder- und oberdeutsche Bauernhaus besitzt. Die Großstadt hat allerdings ein Schema hervorgebracht; es ist das eine vom Kapitalismus zusammengewürgte Karikatur eines Wohnungstypus. Der Kleinstädter aber läßt seinen Maurer- oder Zimmermeister nach der üblichen Schundschablone bauen. Hineinzureden, zu fordern wagt er nicht; denn die Verlotterung unsrer Gewerbe — gelobt sei die Gewerbefreiheit! — läßt mit Sicherheit erwarten, daß jede Abweichung von der eingetrichterten Schablone eine besonders dicke Dummheit zeitigt. Aus dem Künstlerhirn unsrer braven Handwerksmeister hat mit wenig Ausnahmen die Dressur jeden Funken eignen Denkens verdrängt, sodaß sie vor allem, was ihnen noch nicht vorgekommen ist, was sie noch nicht „gehabt“ haben, zunächst einen höllischen Schrecken bekommen, um dann das Verkehrteste zu wählen, was es giebt. Das ist aber gar nicht verwunderlich. In der Fortbildungs- oder Baugewerkenschule haben sie glattes, charakterloses Schablonenwerk, schwächliche Ausgeburten der Antike und der Renaissance kennen lernen, aber zu den mittelalterlichen Formen, namentlich in der Holzbehandlung, sind sie kaum geführt worden. Und doch läge gerade in der Wiedergeburt unsrer mittelalterlichen

Holzbauten das wahrhaft erfrischende und erlösende aus unsrer verputzten Backsteinöde. Statt des Formelschatzes aus der Antike und deren Ableitungen käme es darauf an, den jungen Mann auszustatten mit einem tüchtigen Formenschatz aus unsrer mittelalterlichen Holzarchitektur.

Für den spätern Maurer- und Zimmermeister ist bei der Kürze des Studiums der antike Drill ganz vom Übel, so wie in unsern Volksschulen das aus dem Altertum herausgeschnittene Stück wie ein Lappen erscheint, der gar nicht zum Kleide gehört. Die Antike denkt plastisch; hier kommt alles auf streng rhythmische Anordnung an. Dieses System versagt aber bei kleinern und billigen Bauten. Diese wollen vor allem malerisch erfaßt sein. Malerisch wirken unsre alten Städte, unsre Harzdörfer, unsre ober- und niederdeutschen und Schweizer Bauernhäuser. Da ist nichts von vorgeklebten Kunstformen, nichts von erschreckender Regelmäßigkeit, aber jedes Haus sagt deutlich: So solls, so muß es sein! Das giebt Charakter. Das Charakteristische ist das, was man am kleinen Bauwerk erreichen kann. Das Reiche, Symmetrische, Monumentale muß aus wirtschaftlichen Gründen wegfallen. Damit ist allerdings für ein kleines Haus die vollkommenste Schönheit ausgeschlossen. Aber das charakteristisch malerische ist erreichbar, und es wäre genug, wenn man es wirklich erreichte. Leider wird es nur zu oft nicht einmal erstrebt, weil der Sinn dafür ganz versteinert ist.

Ihn wieder zu wecken, den Weg zum Malerischen und Charakteristischen wiederzufinden, darauf kommt es jetzt an. Es ist zugleich der Weg zum Natürlichen und Selbstverständlichen. Unsre Vorfahren haben ihn gezeigt. Wir müssen nur Mut fassen, uns von der Schablone zu befreien, müssen von den alten Meistern des Holzbaues lernen und dann zusehen, wie man in natürlicher, unbefangener, gesunder Überlegung die alten schönen Formen mit den modernen Ansprüchen vereinen und der modernen Technik anpassen kann.

Hierbei sollte vor allem die deutsche Frau mitwirken. Hier eröffnet sich für sie ein ebenso großes wie schönes Feld fruchtbringender Thätigkeit. Sie entwerfe für das kleine Haus die Größe und Lage von Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmern und Küche, sie suche dabei das Nützliche mit dem Traulichen, das Sinngemäße mit dem Natürlichen zu verbinden. Freilich muß sie von vornherein Abschied nehmen von nichtsnutzigen Vorurteilen sogenannter Vornehmheit. Hauptgrundsatz muß sein: von innen nach außen — nicht umgekehrt! Also z. B. verschiedene Fenstergrößen nach der Bestimmung des Zimmers, das selbst nach seiner Größe verschiedene Höhe haben kann. Man soll von außen schon die Lage jedes Zimmers sehen können. Es ist nichts weniger als ein Unglück, wenn sich die Fenster im Äußern bunt gruppiren. Das giebt malerische Motive. Versteht der Erbauer nur reizvoll anzuordnen und farbig zu behandeln, so bedarf es kaum irgend welches weitern Schmuckwerkes. Ein Hauptmotiv genügt für ein kleines Haus, sei es ein steiler Giebel, ein Erker, ein offener Gang u. s. w. So

ist es vielfach auch beim mittelalterlichen Hause gewesen. Möge man es auch wieder zu Ehren bringen und alle falsche Vornehmheit abstreifen, also zurückgreifen auf das hübsche Fachwerk mit den Abkantungen und Kerbschnitten an den Hölzern, auf das schöne, altväterische rote Ziegeldach mit seinem warmen Ton, auf die einfache angehängte Rinne mit wenig verzierten, rhythmisch geordneten Haltern, auf die kräftigen, hochgebauten Essen mit malerisch wirkenden Aufsätzen, auf die grünen Klappläden an den Fenstern, auf den Steinsitz vor der Thür u. s. w. Das bedeutet Befreiung von allem falschen Vornehmthun, von allem Blendwerk. Man zeige doch einfach, voraus das Haus gemacht ist.

Aber die Verblendungskünste gehen so sehr durch unser gesellschaftliches Leben und Treiben, daß wirklich nicht allzuviele den Mut besitzen, einfach das zu sein, was sie sind. Alles will mehr scheinen, als es ist. Und so betrügt einer den andern, und jeder weiß das noch obendrein. Das tritt auch bei unserm modernen Bauwesen recht sichtbar in die Erscheinung. Bauherr und Meister wetteifern förmlich darin, mehr zu scheinen und dabei nur ja nicht aus dem hergebrachten Schablonenwesen zu fallen. Denn dieses gilt für vornehm, das Eigenartige womöglich gar für bäurisch. Aber das ist es ja gerade, was uns fehlt. Schlimm genug, wenn das als ein schändendes Beiwort gilt, worin seit Alters im wesentlichen unsre nationale Kraft besteht. Bringen wir es wieder zu Ehren. Schaffen wir eine bäuerliche Architektur; denn sie ists, die wir zunächst brauchen. Verachten wir allen falschen architektonischen Flitterkram und besinnen wir uns wider auf unsre eigne Natur und auf das, was unsre Natur für unsre Wohnungen erzeugt. Dazu gehört allerdings ein künstlerisches Gefühl, wie es — Gott seis geklagt — in unsern Landen vielfach abhanden gekommen ist. Aber schon mehren sich die Stimmen, die auf das Einfache, Wahre, Echte und Natürliche dringen unter Verzicht auf allen unwahren, modischen Flitterkram. Möchte nur auch unter den Handwerkern dieser Sinn, der im Mittelalter so herrliche Blüten trieb, wieder erstehen, daß sie mit Verständnis, mit Lust und Liebe und mit dem nötigen Geschick den Gedanken nachgehen, die ihnen der Bauherr aufgiebt. Möchten sie nur auch wieder schöpferisch werden und sich nicht auf ihre Mappen verlassen, in denen das Schablonentum triumphirt. Freilich der Kampf ums Dasein ist heute härter als im Mittelalter, wo das beschaulichere Leben dem phantasievollen Schaffen günstiger war und auf richtigere Beurteilung rechnen konnte, als heute, wo ein verzärtelter Geschmack nichts Derbes und Kräftiges mehr aufkommen lassen will und die Sucht nach dem Neuen und Auffallenden alle tiefere künstlerische Empfindung erstickt.

Offenbar hat die Fabrik- und Schablonenarbeit viel zur Verflachung des Geschmacks beigetragen und die Fähigkeit der Handwerksmeister bedenklich geschädigt. Das lehrt auch ein Blick in unsre Zimmereinrichtungen. Was da geleistet wird, ist wirklich unglaublich. Wir reden nicht von dem Reichen; für ihn denken Architekt, Tapezierer und Modelieferant. Den vereinten Kräften gelingt

häufig etwas Anſprechendes. Aber im gebildeten Mittelſtande, wie ſteht es da? Dies wolle man in dem Büchlein von Hans Schliepmann: Betrachtungen über Baukunſt nachleſen (Berlin, Polytechniſche Buchhandlung, 1891), wenn die voranſtehenden Betrachtungen, die zum Teil aus demſelben Buche ſtammen, die Luſt dazu erweckt haben.

Daß wir Deutſchen in Dingen des Geſchmackes ſeit der Verwilderung nach dem dreißigjährigen Kriege Barbaren waren und noch ſind, wenn auch die Oberfläche glatter geworden iſt als noch vor Jahrzehnten, das ſollte ſich jeder Deutſche Tag für Tag ſagen. Aber nicht ſagen allein, ſondern dazu thun, daß es ſich beſſere, Bauherren und Baumeiſter. Die Bauherren ſollen ihren Ruhm darin ſuchen, ein ihren Anſprüchen, ihren Neigungen, ihrem künſtleriſchen Gefühl entſprechendes Heim zu fordern, und die Baumeiſter ſollen darnach ſtreben, auch außerhalb der betretenen Pfade in ausgeſprochenem Haß gegen alles Schablonenweſen die eigentümlichen Wünſche des Bauherrn zu verſtehen und künſtleriſch zu geſtalten. Rückkehr zum Individualismus, zur perſönlichen Eigentümlichkeit, das muß das Loſungswort der neuen deutſchen Bauweiſe werden. Die allgemeinen Grundzüge dazu ſind in den mittelalterlichen Vorbildern gegeben, namentlich in den reizvollen, maleriſchen Holz- und Fachwerkbauten.

Möchten ſie bald wieder überall in unſern Städten erſtehen, das öde Scheinweſen vertreiben und anzeigen, daß das deutſche Gemüt noch nicht erſtorben und verdorben iſt.*)

Wahrheit?

Es giebt bekanntlich von Alters her eine Verwendung des Ausdrucks „Deutſch reden," worin er nicht viel andres als „hauen" oder „bei den Ohren nehmen" bedeutet. Ein ſpäteres Geſchlecht mag darüber entſcheiden, ob es unſrer Zeit vorbehalten war, das Wort „Wahrheit" in eine ebenſo hervorſtechende Beziehung zu dem Begriffe der Roheit, Pöbelhaftigkeit und Gemeinheit zu ſetzen. Früher war es höchſtens die angebrachte Rückſichtsloſigkeit, die ſich der nahen Vertrautheit mit einer Seite jenes hehren Wortes rühmen durfte. Gegenwärtig iſt dieſer Beziehungskreis — nach unten zu — erſchreckend erweitert worden, und es giebt bald keine unangenehme Seite des Lebens und der menſchlichen

*) Wenns nur keine Baupolizei gäbe! In Leipzig würde man ſchön ankommen, wenn man den Plan zu einem Fachwerkbau einreichen wollte!

Natur mehr, die man nicht mit dem großen Grundworte alles Denkens und Seins in Verbindung bringen möchte.

Wie man aber die „deutsche Rede," in der nachgerade der Weltgeist „mit Zungen zu reden" begonnen hat, nicht durch die schlagfertige Deutlichkeit hinterwäldlerischer Bärenhäuter für erschöpfend charakterisirt halten wird, so wenig wird man der Wahrheit nahekommen bloß dadurch, daß man sich von der Höflichkeit, der Diskretion und der Rücksicht entfernt. Die Wahrheit ist keine Münze, sagt Nathan. Sie ist allgegenwärtig und darum, wie der Franzose sagen würde, nicht traitable. Wer sie durchaus in den Verkehr bringen will und nur da ihrer habhaft zu werden meint, wird notwendig aus vermeintlichem Golde Rechenpfennige, aus erträumten Wesenheiten Schatten, Fratzen, ja Furien entstehen sehen. Und da, wo wirklich Wahrheit ist, wo kein Trug und keine Beschönigung Stich hält, drinnen in des Menschen eigner Brust: er sehe zu, daß er sie da nicht verliere! Er sehe zu, daß er nicht mit der Wahrheit Handel treibe, das höchste Gut zu bösem Zweck ins Eigne verkehre und so — die „Sünde gegen den heiligen Geist" — die Wahrheit durch ihren äußern Schein verrate!

Der Wahrheitsfanatismus, in den sich Litteratur und Kunst der letzten Jahre, der Wahrheitsfanatiker würde sagen hineingelogen, wir sagen nur hineingeredet hat, kann auf keinem andern, als auf diesem, dem praktischen Wege wirksam bekämpft werden. Es ist schon ein Zeichen des klaren, eindringenden Geistes, daß er ihn einschlägt. Collegium logicum über den Wahrheitsbegriff, sei es auch in Form der Komödie — es kommt alles vor! —, schreckt ab. Wer die Wahrheit mit Haut und Haaren zu besitzen wähnt, wird sich schwerlich auf die schwierige Suche begeben, wie man sich nur halbwegs klar über sie wird. Psychologische Gründe, auch im elegantesten Feuilletongeplauder, etwa daß sich Natur nicht betasten lasse, daß jeder eben nur sehe, was er sieht, haften nicht. Denn jeder sieht gerade, wie er sehen will, und niemand kann über sich sehen. Wer solche Beweismittel überhaupt würdigen kann, bedarf ihrer schon nicht mehr. Aber in jenem innersten, geheimen Punkte, aus dem das Leben und mit ihm die reine Erkenntnis quillt, dort fühlt jeder die Wahrheit, die Wahrheit über die Wahrheit. Es ist das schöne Vorrecht des Dichters, hier einsetzen zu dürfen. Aber auch nur der wahre Dichter, der von innen kommt, wird es können. Wir haben recht verletzende und recht flache Nutzanwendungen jener traurigen Wahrheitsinterpretation in den letzten Jahren auf unsern Bühnen gesehen. Heibergs „König Midas," ein sonst keineswegs niedrig stehender Versuch, faßt den Grundgedanken schief. Wäre es das echte Gold der Wahrheit, in dessen Überfülle wir wie jener Fabelkönig verhungern müßten? Ach, wir glaubten bisher immer dem griechischen Philosophen, der es am hellen Mittag mit der Laterne suchte. „Getretner Quark wird breit, nicht stark." Heibergs arme Heldin glaubt, daß jener Quark die Wahrheit sei,

was bleibt ihr da übrig, als verrückt zu werden? Hätte sie die Wahrheit dort gesucht, wo sie ist, so würde sie sich mit einer wohldurchdachten Ohrfeige leicht vor dem Schicksale des Königs Midas bewahrt haben. Lindaus „Sonne" beleuchtet nur die Allüren, nicht die Tendenz der Wahrheitsfanatiker. Diese liegt ein gut Teil tiefer, als die Strahlen dieser Sonne zu durchdringen vermögen.

Spät, nicht nur sachlich, sondern immer häßlicher persönlich herausgefordert, hat nun Heyse das Wort ergriffen. Für uns hat er die Wahrheit gesagt in dieser Sache, soweit sie sich auch hier sagen ließ. Er sagt sie nicht symbolisch, denn das Symbolische scheint heutzutage nur verstanden zu werden, wenn es in der Form der Hysterie oder des Paroxismus auftritt: Vorwürfe, die für diesen Dichter glücklicherweise nach wie vor nur den ihnen geziemenden gemessenen Kreis im weiten Rahmen der Dichtung einnehmen. Er sagt sie auch nicht persönlich, so wohlbegründet, fast könnte man sagen, so geboten der Anlaß hierzu gewesen wäre. Sein Drama*) hätte in diesem Falle eine ganz andre Gestalt, es hätte eine entschiedne Wendung zur Komödie nehmen müssen. Und hier, in einer sehr ernsten Sache, galt es ernst zu bleiben. Sophisten, Demagogen, Emanzipirte, Precieusen, unschädliche Schwärmer, all dies erheiternde Gelichter kann nur komisch vom Dichter ausgenutzt werden, nur durch Parodie in ihren möglichen verderblichen Wirkungen aufgehalten wernen. Asketen, Flagellanten, Erweckte, Zeloten und was sich ihnen in der „Moderne" anreiht, sind niemals komisch zu fassen. Als Lessing Goetzen in einer „Komödie" abfertigen wollte, schrieb er den Nathan mit seinem tiefstragischen Grundton. Nur hier liegt Goethes vielerörterter Mißgriff im Großkophta.

Wir wollen hier nichts spezielles über Heyses neuaufgeführtes Drama sagen, dessen Titel wir diesen Ausführungen voranstellten, da wir uns nicht für berechtigt halten, der berufenen örtlichen Kritik vorzugreifen. Nur das allgemein bedeutsame und für den gegenwärtigen Stand der Litteratur und Kunstpflege förderliche fühlen wir uns gedrungen herauszuheben. Niemand, aber auch gar niemand, der die geistige Konstellation unsrer Zeit treu und redlich erfaßt hat und der gelernt hat, die Erscheinungen in größern Gruppen zu überblicken, wird behaupten dürfen, daß die mit so überheizter Gewalt ohne jeden erkennbaren äußern Anlaß hervorpuffende Bewegung zu Gunsten eines extremen Naturalismus bei uns oder gar anderswo innerliche Notwendigkeit besessen habe. Der Erfolg bestätigt das von Tag zu Tag jedem, der noch schwanken konnte. Man befindet sich seit zwei Menschenaltern in stetig anschwellendem naturalistischem Fahrwasser. Wer den Naturalismus nicht in Äußerlichkeiten, Nuditäten und Verstößen gegen die Sittlichkeitsparagraphen sucht, kann den Naturalismus bequem in die gerade in dieser Periode emporwuchernden Familienblätter verfolgen. Man kann auch ein sehr prüder Natu-

*) Zuerst am Münchener Residenztheater am 4. November dieses Jahres aufgeführt.

ralist sein, aber niemals ein naturalistischer Dichter und Künstler. Denn der Gegensatz zu „Naturalist" ist eigentlich „Künstler," sein Synonym „Pfuscher," wie schon Goethe in den Lehrjahren sogar durch den Mund eines Serlo bemerkt. In dieser naturalistischen Bewegung standen die Ausnahmen stark im Hintertreffen. Wer einigermaßen mitzählen wollte, sah sich gelegentlich zu weitgehenden Geständnissen gezwungen. Geschlossene Persönlichkeiten zumal auf dem Gebiete der bildenden Künste haben hart gerungen, auch ganz ohne Erfolg, wie der edel und groß strebende Feuerbach zeigen kann. Gegen wen also richtet sich die so hervorragend angriffsweise auftretende Bewegung? Wenn man die unablässig wiedererhobenen harten Anklagen auf ihre Begründung prüfte, zu welch seltsamen, entgegengesetzten Ergebnissen mußte da jeder Ehrliche kommen! Man grub den alten Gegensatz der Antiken und Modernen aus (gerade in seiner akademischen Erscheinung in den französischen querelles des anciens et des modernes) zu einer Zeit, die eben daranging, nach langer Vorbereitung den klassischen Studien vollends den Garaus zu machen. Man pries einem Geschlecht, das kaum mehr einen Begriff von Stil, auch nicht die leiseste Übung im Erfassen von Form besaß und eine tiefinnerliche Abneigung gegen Größe und Schwung verriet, die modernsten Muster des équivoque, der dureté und der bassesse — um die Schlagwörter jenes alten Litteraturstreites aufzufrischen — als Erwecker, Lehrer und Befreier an.

Hier berührt sich jener eigentümliche Wahrheitsfanatismus mit dem berufenen Schönheitsbildersturm der Zeit. Eine durch das technische Zeitalter begünstigte, ausschließlich sich vordrängende utilitaristische Richtung fühlte sich hier getragen von der ärmlichsten und befangensten Auffassung der großen, naturwissenschaftlichen Erfolge. Wie äußerlich und nichtssagend solche rein etymologische Entgegensetzungen von Schlagwörtern, wie „Wahrheit" und „Schönheit" es hier sein müssen, ausfallen, wollte man sich nicht klar machen. Schönheit hängt zusammen mit Schein, und darum mußte es das Gegenteil von Wahrheit bedeuten. Warum hielt man sich nicht auch bei der Wahrheit an die gerade im Deutschen merkwürdige etymologische Bezeichnung, die auf so etwas wie „Vorsicht" und „heilige Scheu" hinweist? Aber nein! man interpretirte mit Mephistopheles:

Und was ein Volk zusammen sich gestammelt
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele sein.

Die alte platonische Entgegensetzung vom Philosophen und Dichter, sowie die moralische Verwerfung des letztern als „Lügner" mochte wohl einwirken. Daß Plato zugleich der Philosoph ist, der die Schönheit zur Botin der Wahrheit machte und es aussprach, daß „alles Schöne schwer ist," darum, wie um alle solche alte, unbequeme Weisheit, wonach Schönheit, Wahrheit und Güte in demselben tiefinnern Punkte zusammentreffen, kümmerte man sich nicht. Man war krampfhaft bestrebt, wenn auch nicht „neu" zu sein, so doch wenigstens

„neu" zu erscheinen. Daß dieser Schein nicht schön war, darauf that man sich viel zu gute. Und thatsächlich mochte diese Erscheinung das einzige „Neue" an der ihre eigne Neuheit allwöchentlich antiquirenden Bewegung sein.

So wirre, widerharige abstrakte Elemente in die sinnige Fabel einer edeln, stetig ansteigenden, warm und lebendig pulsirenden Handlung einzuschmelzen, sodaß sie darin ohne Rest aufgehen, darf sicherlich als eine wahre und schöne Leistung gelten. Der wirksamste Protest in Sachen der Kunst bleibt doch immer die künstlerische Leistung. Einheitlich rein und streng bei allem Entgegenkommen an das Gemeinverständnis baut sich diese hier auf über einem Thema, das als gerade Umkehrung der Wahlverwandtschaften schon durch sich selbst Interesse erregen muß. Ottilie, die schwankende Gestalt im Urteile der Gebildeten, der problematische Liebling der Männer, die geheime Antipathie — wie man durchwegs finden wird — aller Frauen, tritt hier aus dem magischen Bannkreis geheimer innerer Mächte, der sie bei Goethe umgiebt, heraus in die dürre Prosa des täglichen Lebens. Aus der widerrechtlich ungestüm ersehnten wird — ein wie naheliegender und doch noch kaum benutzter Vorwurf! — die tief im Geheimsten sehnende, geistig bevorzugte Hausgenossin in der schlecht und recht (in des Wortes bester Bedeutung) durchschnittlichen Ehe der eignen Schwester. Wie wird sich das „liebe Kind" benehmen? Wird sie den Zerstörungskeim, den sie in sich trägt, nach dem modernen, unselig machenden Rezept nach außen wenden, geflissentlich Unheil, Verwirrung, Schande um sich verbreiten? wird sie wertherisch oder christlich entsagend als romantische Heilige dahinwelken? Keins von beiden! Sie kämpft den schweren, aber den guten Kampf. Ihre innere Schuld ist, daß sie den Keim der Zerstörung gegen sich selbst wendet, daß sie in jenem einseitig befangenen Sinne allzu wahr sein will gegen sich selbst. Daß sie im entscheidenden Augenblick Offenheit von sich erzwingt, wo Rücksicht auf sich selbst ihre Pflicht wäre, indem sie so ganz natürlich statt „Wahrheit" die Indiskretion ernte — eine für die „wahre" naive Rohheit verblüffend exemplarische Szene —, das läßt die Katastrophe auf sie hereinbrechen. In einem Gespräch, das die höchsten Saiten novellistischer Kunst anspannt, sucht der tief betroffene Schwager die ernste, stolze, zurückhaltende Seele aufzuklären über den Unterschied von Gefühlen, die in einander übergehend den Nachteil haben, daß ein Name sie alle deckt. Allein eben die brutale Natürlichkeit in den thatsächlichen Wirkungen gerade der reinsten und wahrsten Gründe ihres Wesens droht das arme Geschöpf aufzureiben. Da nun überdies noch eine äußere Schuld, die sich an ihre Geburt knüpft, gleichfalls in ungemilderter Rücksichtslosigkeit auf sie einstürmt, so ist die höchste Gefahr, daß das zarte, gequälte, zwischen der Wahrheit seiner Idee und der Wirklichkeit seiner Erfahrung erbarmungslos hin- und hergeworfene Herz, ein Opfer der falschen Wahrheit seiner selbst und der andern, erliege und nicht bloß natürlich erliege. Jedoch dies fest in der Reinheit seiner Natur wurzelnde Menschenkind findet

den rechten und getreuen Ausweg aus den Verschlingungen seines Geschicks, indem es sich in den Urgrund seines und aller Wesen rettet, wo wirklich „die Wahrheit und das Leben ist.“ Die Liebe für den, der ihrer bedarf, für den schwer leidenden Vater, vor dessen Anerkennung sich ihr wahrheitsstrenges Herz sträubte, sie hält sie aufrecht zwar nicht für das eingebildete Glück äußerer Wahrheits- und Lebenshoffnung, aber für jene ernste „zweite Fahrt“ innerlich beseligender Pflichterfüllung. Ein so liebenswürdiges, wie rasch beliebt gewordenes Wesen steht ihr hierbei von Anfang an zur Seite, eine Großmutter, wie wir sie alle noch gekannt haben, wie sie aber, wenn es im Stile der letzten Jahrzehnte fortgeht, die nächsten Geschlechter entbehren werden. Diesem häuslichen Schutzgeiste durfte der Dichter auch ohne Gefahr für den Grundton der fein dramatischen Stimmung einige ausgesprochene Spitzen gegen hervorstechende Typen jenes bedenklichen „Wahrheitsdranges“ in Kunst, Litteratur und Gesellschaft nebenbei in der verbindlichsten Form, die dieser Großmutter überhaupt eignet, in den Mund legen.

Das leise Fabula docet, die besondre Moral, die hier im Unterschiede von andern, gewiß wohlgemeinten, aber aufdringlich ungeschlachten, wenig künstlerischen Versuchen dieser Richtung fein und abgetönt mitklingt, wird gewiß nicht verfehlen, sich jedem, der innerlich an Kunst teil hat, einzuprägen. Mag ein solcher immerhin aus gutem oder (leider schützt ja auch dies Gebiet nicht davor) aus bösem Willen, aus Mißverstand, Aufregungssucht, Schwäche oder Nachgiebigkeit gegen terroristisches Gebahren äußerlich noch so laut Barbarei und Unkunst preisen! Im Innern wird er die Erkenntnis, die sich erfreulicherweise immer mehr Bahn bricht, nicht zum Schweigen bringen, daß man sich hier auf Pfade begeben hat, die besten Falls ins Leere, ins graue Nichts hineinführen, wenn sie nicht geradezu Verderben bringen. Von dem Programm der Partei, die sich selbst als unwiderstehliche Naturmacht ankündigte, ist nach und nach so viel geopfert worden, daß wirklich nichts mehr übrig bleibt, als das Allerunfruchtbarste, das Geschrei, die Streitsucht, die Reklame für Bizarrerien, die auf allen Gebieten der Kunst ohne diese Hilfe bei weitem ungesuchter ihre natürliche Stellung finden würden. Wozu das alles? Was hat es eingebracht, was bringt es ein? Der Zutritt von Existenzen, an denen Kunst und Litteratur niemals etwas gelegen sein kann, das Emporschießen eines Heeres von Skriblern und Schmierern, das nur in dem Lärm der Schlagwörter gedeihen und seine Rechnung finden mag, da dies aber auf die Dauer nicht vorhält, nur die Legionen der Catilinarier verstärken hilft; endlich, das Allerbedenklichste, die Abwendung aller urteils- und empfindungsfähigen Elemente im bessern Publikum. Das übermächtige Anwachsen der Musikhörerschaft ist ohne Zweifel daraus zu erklären, daß diesem Teile in der Musik gegenwärtig noch einzig künstlerische Anregung höherer Art geboten wird. Man hat praktisch erfahren, wie müßig eine Litteratur- und Kunstgestaltung nach der Schablone (hier nach der unsrer

Zeit wie die Faust dem Auge angemessenen des „Sturmes und Dranges“) bei den unaufhörlich neuen Bedingungen ausfällt, die das stetig wechselnde Leben den Menschen stellt. Unser heutiges Geschlecht steht nun jedenfalls unter andern, wenn nicht entgegengesetzten, als denen eines künstlerischen Sturmes und Dranges. Wir haben davon so übergenug gehabt, das Leben stürmt und drängt gegenwärtig so, daß die „Künstler“ andres vorhaben sollten, als die Rolle der Sturmvögel zu spielen. Ja, wir brauchen „Wahrheit“ — Wahrheit gegen innere Verlogenheit, Leere und Haltlosigkeit, aber nicht die qualmende Fackel der Petroleuse, sondern das Licht jener hehren Göttin, die unserm Dichter auf Bergeshöhen durch Nebel in siegreicher Klarheit erschien, die mit einem Munde spricht, dem aller Lieb und Treue Ton entfließt, die in des Lebens Wunden den reinsten Balsam gießt, die von vielen genannt, von jedem sein geheißen wird, die aber er, der Dichter, in ehrfürchtigem Schauer — nicht nennt.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Handelsverträge

Wie immer auch die Fachmänner im Handels-, Finanz- und Zollwesen die in der ersten Dezemberwoche abgeschlossenen Handelsverträge beurteilen mögen, wie groß oder klein ihre Wirkung auf unser Volkseinkommen ausfallen wird, die Begründung, die sie in der dem Reichstage zugegangenen Denkschrift und in der Rede des Reichskanzlers von Caprivi erfahren haben, verleiht ihnen epochemachende Bedeutung. „Die Entwicklung Deutschlands zu einem Industriestaate ersten Ranges — heißt es in der Denkschrift — die Zunahme seiner Bevölkerung und die den einheimischen Bedarf nicht in vollem Umfange deckende Bodenproduktion haben zur Folge, daß Rohstoffe und Nahrungsmittel vom Auslande in großen Mengen eingeführt werden müssen. Um das hierdurch bedrohte wirtschaftliche Gleichgewicht in dem erforderlichen Maße wieder herzustellen, ist Deutschland in erster Linie darauf angewiesen, seinen Überschuß an Fabrikaten im Auslande abzusetzen,“ was, wie vorher bemerkt worden war, durch die Absperrungsbestrebungen der meisten Staaten erschwert wird. Dieses amtliche Geständnis, daß der heimische Boden der wachsenden Bevölkerung nicht mehr genüge, ist eben das epochemachende, denn die offene Anerkennung der Thatsache bildet die unerläßliche Vorbedingung einer richtigen Wirtschaftspolitik. Der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr ist seit 1880 stetig gewachsen und betrug im Jahre

1890 nicht weniger als 834 Millionen Mark. Vielleicht suchen jetzt die Schutzzöllner die alte Behauptung wieder hervor, mit der die Freihändler die 1878 beginnende Umkehr der Zollpolitik abzuwenden suchten, daß nämlich die Lehre von der Handelsbilanz eine schon von Adam Smith wiederlegte Irrlehre sei. Allein sie bleibt nun einmal, richtig verstanden, unbestreitbar. Waren können nur mit Waren gekauft werden. Ist der Wert unsrer Ausfuhr geringer als der unsrer Einfuhr, dann müssen wir zur Deckung des Unterschiedes Gold ins Ausland schicken, und dieses Gold fällt uns nicht vom Himmel, sondern wir müssen es mit einem Teile unsers Einkommens an Sachgütern bezahlen, und um diesen Teil verringert sich die für unsern Bedarf verfügbare Gütermasse. England besitzt allerdings außer seiner Jahresproduktion noch andre Quellen, aus denen es seine Zufuhr bestreiten kann: seinen Kapitalreichtum, genauer gesprochen seinen Anspruch an Kapitalgütern andrer Völker, zu deren Gläubigern es sich zu machen gewußt hat. Fließen uns ähnliche Quellen? Wie die Engländer die ihrigen gegraben haben, wissen wir, von Deutschland ist uns nichts gleiches bekannt. Als englische Abenteurer durch Beraubung indischer Nabobs und künstliche Erzeugung von Hungersnöten in Indien selber Nabobs wurden, da war Deutschland noch der Schauplatz, auf dem die Ausländer ihre Kriege ausfochten. Als England unter dem Vorwande der Unterdrückung des Papismus jedes von den Irländern verabreichte Pfund und jeden Schilling in ihre eigne Tasche leiteten — Irland wurde durchaus als Ausland behandelt —, da schädigten deutsche Katholiken und Protestanten einander nur gegenseitig, aber keine Fremden. Als die Engländer schon alle europäischen Völker auf dem Handelswege ausbeuteten, da wurde Deutschland noch von den französischen Revolutionsheeren und von Napoleon geplündert. Und als Deutschland endlich in die Reihe der großen Industriestaaten eintrat, da waren auszubeutende Länder nicht mehr vorhanden, sondern nur noch ein auf Gegenseitigkeit beruhender Austausch möglich. Unser einziger großer Kapitalzuwachs, von dem wir wissen, ist der von unsern wackern Heeren 1870 erkämpfte Milliardensegen. Es ist schon möglich, daß im stillen unsern Großkaufleuten und Bankhaltern große Summen aus dem Auslande, aus Südamerika, aus den Donaustaaten, aus Ostasien zugeflossen sind, und daß das, was unsre Rentner an Zinsen von ausländischen Wertpapieren beziehen, die Summen bedeutend übersteigt, die auswärtige Gläubiger von uns empfangen haben. Allein wer kann das so genau ermitteln? Und wer oder was verbürgt die Zunahme dieser Art von Kapital? Und wer verbürgt seine Sicherheit? Darauf läßt sich also keine Wirtschaftspolitik gründen, und sträflicher Leichtsinn wäre es, eine stetig wachsende Unterbilanz leicht zu nehmen.

Adam Smith hat das Unglück, daß einige seiner anfechtbarsten und nur durch die englischen Verhältnisse seiner Zeit zu rechtfertigenden Behauptungen als unfehlbare Wahrheit jahraus jahrein verkündigt wurden, während gerade

die unter seinen Lehren, die für alle Länder und Zeiten Geltung haben, übersehen oder vergessen oder unterschlagen wurden, kurz unbekannt blieben. Dahin rechnen wir folgende Gedankenreihe, die an verschiedenen Orten seines Wealth of Nations zerstreut oder wiederholt in verschiedenen Wendungen vorkommt. Bei fortschreitendem Wohlstande befindet sich das Volk wohl, bei stillstehendem in Dürftigkeit, bei rückschreitendem elend. Nicht in reichen Staaten, sondern in reich werdenden ist die Lage der Massen am glücklichsten. Zunahme des Reichtums auf natürlichem Wege — nicht durch Beraubung andrer, sondern durch produktive Arbeit — ist aber nur bei reichlich vorhandenem Boden möglich, wo jeder, der einige Groschen erspart hat, Land erwerben kann, denn kein andres Gewerbe vermag die Gütermasse des Volkes in dem Grade zu mehren als die Landwirtschaft, der ja die Schöpferkraft der Natur hilft, oder vielmehr deren Aufgabe sich darauf beschränkt, die schöpferische Arbeit der Natur durch Leitung und Förderung zu unterstützen. In dieser glücklichen Lage befinden sich — d. h. befanden sich zu Smiths Zeiten — die englischen Kolonien in Nordamerika, deren staunenswerter Fortschritt dem Umstande zu danken ist, daß die überwiegende Mehrzahl der Ansiedler aus Bauern besteht, und daß, wer im Handwerk einiges Vermögen erworben hat, nicht eine Fabrik baut, noch sich auf den Schacher verlegt, sondern Acker kauft und eine Farm anlegt. Würde durch Einfuhrzölle auf Fabrikate das Land gezwungen, diese selbst zu erzeugen, würde so durch gewaltsamen Eingriff in die natürliche Entwicklung eine künstliche Blüte der Industrie vor der Zeit gezüchtet, so würde dieses allgemeine Glück und Wohlbehagen schnell ein Ende nehmen, denn das Volksglück beruht darauf, daß die Lebensmittel billig sind, die Arbeit hoch bezahlt wird und die Mehrzahl der Volksgenossen in dem gesündesten und beglückendsten Gewerbe, in der Landwirtschaft, Beschäftigung findet.

So Smith. Die Lage eines Landes, dessen Boden für die Ernährung des Volkes nicht ausreicht, aus eigner Anschauung kennen zu lernen, hatte er kaum Gelegenheit. England führte damals noch Weizen aus. Nur das durch einen Handel, der große Ähnlichkeit mit einem Raubsystem hatte, reich gewordne Holland lebte von eingeführtem Brotkorn. Da bei der heutigen Weltlage die Ausplünderung andrer Nationen, die Vernichtung konkurrierender Handelsflotten, die Verteuerung der Waren durch das regelmäßige Verbrennen von Vorräten und andre dergleichen Künste nicht mehr möglich sind, so können wir die einzuführenden Lebensmittel nur mit unsern eignen Fabrikaten bezahlen, und da deren Absatz bei der allseitig steigenden Konkurrenz immer schwieriger wird, so bleibt uns nichts übrig, als ihn durch Unterbieten zu erstreben, d. h. durch Herabdrücken der Arbeitslöhne; unser Volk muß seinen Lebensunterhalt mit einer größern Menge angestrengterer Arbeit erkaufen, und ein größerer Teil von ihm muß sein Leben in den Fabriken zubringen. Unter solchen Umständen sind, nebenbei bemerkt, alle Gehaltserhöhungen nur Schein. Denn durch die

Gehaltserhöhung einer Beamtenklasse um zehn Millionen Mark werden ja nicht für diese Summe neue Güter hervorgezaubert; weder ein Getreidekörnlein noch ein Stiefelleder wächst dem Volke zu. Sondern diese zehn Millionen kostende Gütermasse, die jener Beamtenklasse zugeteilt werden soll, muß der übrigen Bevölkerung entzogen werden. Das läßt sich diese natürlich nicht gefallen. Alle andern Beamtenklassen agitiren und lärmen so lange, bis sie die entsprechende Gehaltserhöhung durchgesetzt haben; die Gewerbetreibenden suchen die Steuer, mit der sie jene Gehaltserhöhung bezahlen müssen, durch Preiserhöhung wieder herauszuschlagen, und indem so alles teurer wird, bleibt nichts übrig, als auch die Arbeitslöhne nominell zu erhöhen; nach vollzognem Kreislauf der nominellen Einkommenerhöhung sieht sich ein jeder auf dem alten Fleck stehen, und das Wettklimmen beginnt von neuem. Auch in reicher werdenden Ländern wird um die Wette geklettert, aber hier kommen die Kletternden wirklich in die Höhe. Denn da die Gütermasse beständig zunimmt, d. h. die Masse der wichtigsten Güter, der Rohstoffe, so wächst auch der jedem Volksgenossen gebührende Anteil daran, und die Gehaltszulage verschafft dem Beamten den ihm gebührenden Zuwachs, ohne daß einem andern etwas entzogen werden müßte. Beim Wettklimmen kommt jeder mit jedem Schritt wirklich eine Stufe höher, während der Aufwärtsstrebende im übervölkerten Lande dem Arbeiter am Wasserrade gleicht, der von Sprosse zu Sprosse steigt, nur um nicht zu ertrinken und stets auf derselben Höhe bleibt. Damit soll nicht gesagt sein, daß in einem solchen Staate niemand reicher würde. Gerade die Volksnot ist es, die die Ansammlung großen Privatbesitzes erleichtert. Unter einem Bauernvolke mit billigem Lande leben alle in gleichmäßigem Wohlstande, aber reich kann niemand werden; denn jeder bezieht seinen ganzen Arbeitsertrag selbst und braucht niemandem etwas davon abzutreten. Privatreichtümer können nur angesammelt werden, wo viele für einen zu arbeiten gezwungen sind. Je höher die Volksnot steigt, desto häufiger tritt dieser Fall ein. Aus den kleinen Landgütern bankerotter Besitzer erwächst die Magnatenherrschaft, mit dem Blute hinsiechender Krämer nährt sich das große Versandgeschäft, der Gewinn des Großindustriellen steigt um so höher, je billiger die Arbeiter, von der Not getrieben, ihre Arbeit verkaufen müssen, und der Wucher blüht nur auf einem mit Elend gedüngten Acker.

Nordamerika hat später die von Adam Smith gepriesene Politik geändert, und durch den überwältigenden Anblick der damit erzeugten Treibhausblütenpracht ist vor sechzig Jahren unser Friedrich List vom Freihandel zum Schutzzoll bekehrt worden. Könnte er den Erfolg dieses Wandels heute sehen, so würde er anders urteilen. Lists Ideal jedoch: der geschlossene, sich selbst genügende Nationalstaat, ist auch das unsre. Nur muß der Ton auf das „sich selbst genügend“ gelegt werden, denn einen Staat, der sich selbst nicht genügt, absperren zu wollen, ist Wahnsinn; und darin liegt die Schwierigkeit, dieses

Ideal zu verwirklichen. Nordamerika kann sich absperren, denn es genügt sich selbst; ob es wohl daran thue, sich so vollständig abzusperren, ob die Absperrung nicht zu früh erfolgt sei, das sind Fragen für sich. Rußland könnte sich ohne Schädigung des Volkswohls absperren, wenn es von einem einsichtsvollen, gebildeten, thatkräftigen, tüchtigen Volke bewohnt würde. Deutschland absperren zu wollen, bei seiner auseinandergezerrten Gestalt mit seinen meerbusenartig in andre Staaten eindringenden Provinzen, bei seiner ungenügenden Bodenproduktion, wäre ein toller Einfall. Über kurz oder lang mußte die, wenn wir nicht irren, zuerst von Paul Dehn in die Öffentlichkeit geworfene Idee zum Durchbruch kommen, zunächst Deutschland und Österreich-Ungarn zu einem einzigen Wirtschaftsgebiete zu verschmelzen. Auf diese Idee ist uns durch den beiderseitigen Handelsvertrag wenigstens ein Ausblick eröffnet, wenn sie auch von der Verwirklichung noch sehr weit entfernt ist. Zudem genügt sie heute schon nicht mehr; es müssen Länder in den Bund hineingezogen werden, die unverwertete Rohstoffe in größerer Menge übrig haben und der Einfuhr von Fabrikaten dringender bedürfen als Österreich-Ungarn. Das sind zunächst die Staaten an der untern Donau und auf der Balkanhalbinsel. Erst wenn diese Ländermasse ein einziges Wirtschaftsgebiet wäre, würde das richtige Verhältnis zwischen Bewohnerzahl und Bodenfläche einigermaßen wiederhergestellt sein und könnte unser jetzt in zu enge Gewandung eingeschnürtes Volk noch einmal anfangen, im Sinne Adam Smiths fortzuschreiten und zu wachsen. Auf die weitern aus dieser Betrachtung entspringenden Fragen: ob dieses Gebiet auch wirklich hinreiche, ob nicht noch das westliche Rußland hereingezogen werden müsse, wie das Verhältnis zu dem noch weit mehr übervölkerten Italien, zu dem wegen stillstehender Bevölkerungsziffer sich einigermaßen genügenden, zu dem amphibisch in und von allen Erdteilen und Meeren sich nährenden England zu gestalten sei, ob nicht zum Zweck besserer Verteilung der Einwohnerschaft für Abfluß aus unsern übervölkerten Provinzen in die dünnbevölkerten unter den neuanzugliedernden Gebieten zu sorgen sei und wie dann das nationale Interesse gewahrt und der deutsche Stamm noch rein erhalten werden könne, auf diese Fragen können wir vor der Hand noch nicht eingehen. Vorläufig dürfen wir damit zufrieden sein, daß unser Reichskanzler die neue Weltlage und die Pflicht, im Interesse unsers Vaterlandes damit zu rechnen, erkannt hat. Es ist sein hohes Verdienst, hingewiesen zu haben auf die riesige Ausdehnung der sich selbst genügenden Reiche Nordamerika, Rußland und China, und daran Sätze geknüpft zu haben, die eine Wendung in der Weltgeschichte nicht bloß ankündigen, sondern bedeuten: „Der Schauplatz der Weltgeschichte hat sich erweitert; damit sind die Proportionen andre geworden, und ein Staat, der als europäische Großmacht eine Rolle in der Geschichte gespielt hat, kann, was materielle Kraft angeht, in absehbarer Zeit zu den Kleinstaaten gehören. Wollen nun die europäischen Staaten ihre Weltstellung aufrecht erhalten, so werden sie

nach meinem Dafürhalten nicht umhin können, soweit sie wenigstens ihren sonstigen Anlagen nach dazu geeignet sind, eng aneinander sich anzuschließen. Es ist nicht unmöglich, daß die Zeit kommen wird, wo sie einsehen werden, daß sie klügeres zu thun haben, als sich gegenseitig das Blut auszusaugen." Es ist das erstemal, daß von so hoher Stelle aus — von niedrigen Stellen aus ist es schon öfter geschehen — auf die Solidarität der mittel- und westeuropäischen Staaten den drei Riesenreichen gegenüber hingewiesen wird. Auch an die Übervölkerung Italiens hat der Reichskanzler erinnert.

Der Landwirtschaft, richtiger gesprochen den größern Gutsbesitzern gegenüber hat er nun allerdings mit seiner Wendung einen schweren Stand. Was er für sie am 10. November gesprochen hat, ist uns aus der Seele gesprochen. Daß ihnen aber mit Schutzzöllen auf die Dauer nicht geholfen werden könne, müssen sie einsehen lernen; davor kann sie keine Staatsgewalt, und würde sie von einem eisernen Kanzler in zehnter Potenz vertreten, bewahren. Je knapper die Rohproduktion im Verhältnis zur Volkszahl wird, je höher die Not steigt, desto weiter müßen die Grenzen geöffnet werden, desto unmöglicher werden Einfuhrerschwerungen. Nicht der niedrige Getreidepreis bringt unsre Gutsbesitzer um, sondern der hohe Bodenpreis, der eben von der Knappheit des Bodens herrührt, und die Höhe der Verpflichtungen, die ihnen ererbte Schulden, Standesrücksichten und die Versorgung der Kinder auflegen. Gegen die landläufige Behauptung, daß Englands Landwirtschaft durch die Aufhebung der Kornzölle ruinirt worden sei, läßt sich zweierlei einwenden. Erstens haben die englischen Landlords schon lange vorher angefangen, den Körnerbau durch erweiterte Graswirtschaft, durch Anlage ausgedehnter Parks und Wüstlegen von Ländereien der Jagd wegen zu beschränken. Und zweitens würden auch die allerniedrigsten Getreidepreise die Landwirtschaft und namentlich den Körnerbau nicht schädigen, wenn das Land, anstatt einigen hundert Lords zu gehören, unter einige Millionen Kleinbauern verteilt wäre, die von ihren eignen Bodenerzeugnissen lebten; Korn und Milch machen darum, weil sie billig sind, nicht weniger satt. In Deutschland, wo die Verhältnisse anders liegen, würden anhaltend niedrige Preise vielleicht die Zahl der mittlern Rittergutsbesitzer und der größern Bauern zu Gunsten der Magnaten und der Kleinbauern vermindern, was in sozialer und politischer Beziehung zu bedauern wäre, aber die Landwirtschaft oder auch nur der Körnerbau würden dadurch nicht geschädigt.

Wir sind nun keineswegs so thöricht, zu wünschen, daß das deutsche Volk seine großartige Industrie und den Glanz seiner städtischen Bildung preisgebe und, auf die Stufe etwa des zehnten Jahrhunderts zurückkehrend, wieder ein Volk von lauter Bauern werde. Wir wünschen nur, daß sein Fortschritt gesund bleibe und daß es sich nicht in ein Proletariat von Fabrikarbeitern und ländlichen Tagelöhnern auflöse mit einigen tausend Großgrundbesitzern, Groß-

industriellen und Großhändlern als Rentenempfängern und Betriebsleitern. Wir wünschen, daß die Zahl der industriellen Bevölkerung hinter der der bäuerlichen immer ein wenig zurückbleibe, und daß es stets mehr kleine Besitzer als besitzlose Arbeiter gebe. Wir sind vollkommen überzeugt davon, daß bei hoher Kultur und verwickelten Besitz- und Produktionsverhältnissen die Landwirtschaft Grundrente, Unternehmergewinn, Kapitalzins und noch manches andre abwerfen muß, aber wir wollen nicht, daß über diesen ihren sekundären Leistungen ihre beiden ersten, natürlichsten und unentbehrlichsten Leistungen übersehen, in den Hintergrund gedrängt und vergessen werden, nämlich die Volksernährung und die Bewahrung der Volkskraft durch gesunde Beschäftigung der Mehrzahl. Manchen Äußerungen nach zu schließen, die man in den letzten Jahren vernehmen konnte, ist vielen Gutsbesitzern der Gedanke, daß Lebensmittel zunächst dazu da sind, gegessen und getrunken zu werden, ganz entschwunden. Die badischen Weinbauern z. B. klagen, sie müßten zu Grunde gehen, weil von den dreißig Millionen Hektolitern Wein, die Italien jährlich erzeugt, schon beinahe eine Viertelmillion nach Deutschland komme. Man überlege nun, wie die Sache steht. Italien erzeugt weit mehr Wein, als seine nüchterne Bevölkerung für eignen Bedarf braucht. Die Weinstöcke auszureißen und statt ihrer Getreide zu bauen, wäre sündliche Thorheit, da damit fast nichts gewonnen würde; wird doch der Wein ohnehin mit äußerster Raumersparnis meist nur als Umkränzung der Getreidefelder gezogen. Der schwere italienische Rotwein, gleich den spanischen Weinen durch einen Zusatz von Spiritus haltbar gemacht, wäre bei gehöriger Verbilligung geeignet, unsrer norddeutschen Bevölkerung, die kühlende säuerliche Weine nicht mag, den Schnaps zu ersetzen. Aber nein, das darf nicht sein! Damit weder die badischen Weinbauern noch die märkischen Spiritusbrenner an ihrer Rente etwas einbüßen, sollen die Deutschen fort fahren, sich mit Fusel zu vergiften, und die Italiener ihren Wein ins Wasser gießen! Das ist nicht Volkswirtschaft, sondern Geldwirtschaft zu Gunsten einiger Rentenempfänger! Wir sind weit entfernt davon, die Ansprüche dieser Rentenberechtigten, die soziale und politische Wichtigkeit ihres Standes zu unterschätzen und zu mißachten; wir legen nur Verwahrung dagegen ein, daß die Volkswirtschaft, die Versorgung des Volkes mit Gebrauchsgütern, zu Gunsten dieser Rentenberechtigten ganz und gar in den Hintergrund gedrängt und vernachlässigt werde. Bei der Überleitung der Volkswirtschaft in neue Bahnen die berechtigten Ansprüche der Rentenempfänger nach Möglichkeit zu schonen und das Wohl des ganzen Volkes ohne schmerzliche Verletzung einzelner wichtigen Stände zu fördern, gehört zu den schwierigsten Aufgaben, die der Weisheit unsrer Regierung gestellt werden können. Möge es ihr auch daran nicht gebrechen, nachdem sie geoffenbart hat, daß es ihr an hohen Gesichtspunkten und klarer Erkenntnis der richtigen Grundsätze nicht fehlt. Aus der letzten großen Kanzlerrede hat das deutsche Volk die beruhigende und erhebende Gewiß-

heit geſchöpft, daß Herr von Caprivi nicht allein eine ehrliche, offene Soldatennatur, ein pflichtgetreuer, eifriger Beamter und ein tüchtiger Fachminiſter, ſondern auch ein weitſchauender, klar blickender Staatsmann iſt.

Die Mutter ſehnt ſich und der Vater wartet

Eine Weihnachtsgeſchichte von L. Budde*)

Weihnachten ſtand vor der Thür, mit doppelter Freude für die Fröhlichen, mit Troſt für die Betrübten, mit Gaben für alle. Teure alte Erinnerungen waren in ſeinem Gefolge und wollten ihre Stimmung über alles verbreiten, frohe junge Hoffnungen verſteckten ſich heimlich dahinter, um doch hindurchzuleuchten, und Stall und Scheune, Küche und Keller, alles wollte dazu beitragen und ſein Beſtes auf dem Weihnachtsaltar opfern. Die ganze Erde lag da und wartete mit Sehnſucht.

Das that auch Borumhof, ein ſchönes Beſitztum, das in magerer Gegend in Weſtjütland lag. Im Sommer ſchoß es gleich einer Blume empor zwiſchen Heide und Moor, für den Augenblick aber war es etwas mitgenommen durch Regen und Nebel, Sturm und Schnee. Aber die Wartezeit wurde nicht lang, denn es gab genug zu thun, ehe man Weihnachten ſo willkommen heißen konnte, wie man ſollte.

Ich bringe es nicht fertig! rief die Landrätin und ſank erſchöpft auf einen Stuhl, ich gehe drüber zu Grunde!

Und tauchſt wieder auf, doppelt ſo hübſch und friſch als zuvor, denn ſo geht es ja ſtets, Mutter! fiel der Landrat ein. Gott ſei gedankt für Weihnachten! es macht uns wieder jung, uns beide!

Um ſeinen Worten Nachdruck zu geben, legte der Landrat ſeine ſtarken Arme um die ſchmächtige Figur ſeiner Landrätin, ſchwenkte ſie herum, ſetzte ſie wieder nieder und ſah ihr mit einem Blick in die Augen, ſo fröhlich und ſo zärtlich, daß ihr Antlitz darunter errötete, trotz der vierzig und einigen Jahre, die darüber hingegangen waren. Und er hatte ein Recht, ſo zu ſprechen, denn gab es einen Mann, der es verſtand, Weihnachten mit froher Miene entgegenzuſehen und es mit einer Freude zu feiern, die die Macht hatte, auch den

*) Aus dem Däniſchen überſetzt von Thereſe Lorck.

leisesten Schatten zu verscheuchen, so war das der cand. phil., Gutsbesitzer, Müller und Landrat Malm auf Bornmhof.

Landrat war er, aber noch bis vor kurzem war er eine lange Reihe von Jahren Ökonomierat gewesen, und das war der Grund, daß er bei weitem mehr wie ein Ökonomierat als wie ein Landrat aussah. Und das war günstig, soweit es Weihnachten betraf, denn für einen Landrat eignet es sich nicht so gut, ein richtiges Weihnachten zu halten, wie für einen Ökonomierat. Unter einem Landrat versteht man ja einen feinen Mann, vor dem man den Hut zieht, so gehört sichs; aber ein richtiges Weihnachten bringt man nicht in Gang damit. Ein Ökonomierat dagegen ist eine frische Erscheinung, mit einem biedern, jovialen Gesicht, aufgelegt zur Heftigkeit wie zur Heiterkeit, kurz eine Natur mit Blut in den Adern, und so ein Ökonomierat war der Landrat.

Nicht daß er es nicht verdient hätte, ein solcher zu werden; er hatte es ehrlich verdient. Bornmhof und seine Mühle hatte er als einen Klumpen Steppe gekauft, sumpfiges Erdreich, halb bebaute Felder, nackte Heidestrecken und keine Kundschaft für die Mühle; und in zehn Jahren war es von ihm zu einem beachtenswerten Besitztum emporgehoben worden, mit prächtigen Wiesen, drainirten Feldern, Grasplänen auf den Heidestrecken und einer Mühle, die Geld wie Heu brachte, sie war es eigentlich, die ihm Macht über das Ganze gab. Er war Gemeindevorstand, Landwesenskommissar, Amtsrat, erster Wortführer für eine im Bau begriffene Eisenbahn und vollgiltiger Vertrauensmann für Groß und Klein in weitem Umkreise.

Wenn er das Jahr hindurch vor Eifer geschäumt und vor gutmütiger Herzlichkeit geleuchtet hatte, wenn er im Frühjahr über den Regen, im Sommer über den Sonnenschein gewütet und im Herbst seinen Barometer in Stücken zerschlagen hatte, weil er ihn verleitet hatte, bei Regenwetter einzufahren, wenn er sich im Frühjahr wie im Sommer und Herbst hochrot im Gesicht geschwatzt hatte über die Teufelspolitik und bald darauf einem Widersacher, der in Not war, die helfende Hand gereicht, wenn, wie gesagt, das alles besorgt war und Weihnachten sich näherte, so verschwand das Spiel wechselnder Stimmungen von seinem Gesicht, und es stieg eine klare, ruhige Freude und Erwartung darin auf und breitete sich unwiderstehlich darüber aus. Und wenn der Augenblick gekommen war, wo die Thür zum Christbaum geöffnet werden sollte, so gab es weder Landrat noch Landrätin mehr, sondern Vater und Mutter nahmen sich mit leuchtenden Augen bei der Hand und verschwanden durch die Thür, um den Baum anzuzünden. Draußen warteten die Kinder — es waren drei Töchter, Inger, achtzehn Jahr alt, Luise, fünfzehn, und Margarete, zwölf, außerdem gab es noch einen kleinen Knaben von sechs Jahren, der Franz hieß und nach den Schwestern etwas hinterdrein gekommen war —, und hinter den Kindern wieder warteten die Leute. Und dann schlug der Vater die Thür zurück, trat darunter und sagte mit einem Gesicht, worin alle Weihnachtsfreude

leuchtete: Kommt, denn jetzt ist es Weihnachten, die Mutter sehnt sich und der Vater wartet! Dabei war ein Klang in seiner Stimme, der das Herz der Kinder wie eine frohe Botschaft traf; und wenn dann alle, auch die Leute mit, hineingetreten waren, das Christlied gesungen war, und das milde Antlitz der Mutter mit einem Lächeln durch Thränen über sie hinblickte, so beugte sich der Vater zu ihr herab und sagte halb schelmisch halb bewegt: Komm, nun gehen wir vereint der Freude entgegen, die uns erwartet! Die Kinder dagegen — die Mädchen nämlich, denn Franz hatte keinen Sinn für so etwas — nickten einander zu; denn es war ihnen, als lauschten sie auf eine schöne Geschichte, und diese wurde schöner und schöner mit jedem Weihnachtsabend. Und das waren sicher die teuern alten Erinnerungen, die sich hervordrängten und ihre Stimmung über Borumhofs Weihnachten verbreiteten.

Diesmal kam jedoch etwas ganz Neues hinzu, und das war Vetter Rudolf. Was für eine tüchtige ländliche Hausfrau auch die Landrätin geworden war, eine eingeborne Kopenhagnerin blieb sie doch. Zwar hatten während der vielen Jahre voll Kampf und Arbeit sie und die Familie in der Stadt einander nicht gesehen, auch nur selten von einander gehört; aber im Sommer war Inger dort zum Besuch gewesen, und dieser Besuch hatte nun manches zur Folge.

Vor allem stieg wie aus einem Verjüngungsbad die alte Zuneigung zwischen den so lange und so weit getrennten Familien, und sodann ging Inger selbst als neues Wesen draus hervor. Sie war das sprechende Abbild ihres Vaters, wiedergeboren mit allem Liebreiz eines jungen Mädchens. Leicht beweglich wie der spielende Wind auf der Heide, mit Wangen, frisch und gesund wie die errötende Blüte auf dem Stengel der Erika, und mit zwei Augen, so klar und blau wie der wolkenlose Himmel ist, hatte sie sich mutwillig auf der Eltern Hof herumgetummelt, war Kind mit ihren Geschwistern gewesen und Kamerad mit einem gewaltigen Neufundländer, Rudy, der an der Kette im Hofe lag, weil er alle Fremden verschlingen wollte, und doch kein Fremder es liebte, verschlungen zu werden. Sie hatte gelacht und geweint bei andrer Freude und Schmerz und war oft in mädchenhaftem Ungestüm erglüht; dann war sie abgereist. Als aber der Wagen wieder mit ihr auf Borumhof einrollte, da stieg sie heraus, zwar anmutig und frisch wie zuvor, aber doch feiner im Zuschnitt. Ihr Kleid war länger geworden, der Hut eleganter, die Röte ihrer Wangen klarer, und in ihren Augen hingen träumerische Schatten, die Thränen hinter dem Lächeln verbargen. Sie jagte sich nicht mehr mit den Geschwistern herum, ärgerte sich vielmehr über ihre Kindereien, und ihre Liebe zu Rudy war stiller und inniger geworden; sie brachte ihm mehr Leckerbissen als früher und konnte auch viel länger als früher ganz still sitzen und ihn liebkosen, kurz, sie war plötzlich vom Kinde zu einer jungen Dame herangereift, und das, in Verbindung mit dem Umstande, daß sie im ganzen Hause ebenso

plötzlich von Inger zu Fräulein Inger befördert worden war, imponirte Luisen, regte ihre Bewunderung und erfüllte sie mit der Sehnsucht, sobald als möglich ebensoweit zu kommen. Auf Margarete dagegen, die sich darüber ärgerte, daß sie immer die jüngste bleiben sollte und immer am wenigsten beachtet wurde, hatte es die Wirkung, daß sie den Kopf in den Nacken warf und behauptete: daß Inger so wichtig thue, das komme davon, wenn man zum Besuch nach Kopenhagen reise.

Dies war gleich so etwas, was dieser Besuch mit sich gebracht hatte, und später kam noch mehr. Es kam ein Brief vom Vetter Rudolf, mit der Bitte, Weihnachten auf Borumhof zubringen zu dürfen.

Mutter! rief der Landrat und sah vergnügt von dem Brief auf, wir bekommen Besuch für Weihnachten, dein Neffe Rudolph kommt!

Rudolf? wiederholte die Landrätin, wie nett von ihm! Ich habe ihn nicht gesehen, seit ich ihn über der Taufe gehalten habe, und er war so ein reizendes Kind!

Dann wollen wir nur hoffen, daß er das Reizende in der langen Reihe von Jahren nicht ganz von sich abgestreift hat, meinte der Landrat. Was sagst du, Inger? du kennst ihn ja.

Nicht ein Wort sagte Inger. Sie wurde rot im Gesicht wie tropfendes Blut und eilte hinaus, von einer plötzlichen Emsigkeit erfaßt, die aber nicht größer war, als daß man einen Augenblick später bei der Hundehütte sehen konnte, wie sie sich über Rudy beugte, ihn liebkoste und sich aufs eifrigste und einschmeichelndste mit ihm unterhielt.

Es war wunderbar, wie wenig Fräulein Inger stets über Vetter Rudolf zu sagen wußte. Alle, die ihn kannten, erzählten bereitwillig, daß er ein flotter Student und auch ein schöner und lieber Mensch sei; aber Fräulein Inger hüllte sich in Schweigen, sobald die Rede auf ihn kam.

Auffallend war auch die Unruhe, die sie im Blute zu haben schien seit jenem Tage, wo sie erfahren hatte, daß er kommen würde. In dem einen Augenblicke jubelte sie himmelhoch, im nächsten war sie gedankenvoll und unzugänglich. Und Margarete warf so manches mal den Kopf in den Nacken und meinte, Inger sei entsetzlich launenhaft, das hätte man nun davon, daß sie zum Besuch in Kopenhagen gewesen wäre.

Was konnte das wohl sein? War das vielleicht die frohe junge Hoffnung, die sich hinter Borumhofs Weihnachten verborgen hielt und in Ungeduld wartete, siegend durchzubrechen und durchzuleuchten?

Wie sichs nun auch verhalten mochte, einer war da, der sich nach Weihnachten sehnte und klar und bestimmt wußte, weshalb er sich darnach sehnte, und das war „Schmalhans". Er war ein strohhalmdünner Gesell, der im November als Stallbursche nach Borumhof gekommen war und seitdem täglich in Glückseligkeit schwamm, weil er hier alles bekam, was er essen konnte, und alles aß, was er

bekommen konnte, zwei Dinge, die sehr selten zusammentreffen, und die doch leider zu einem vollkommenen Glück notwenig sind. Er hatte ein außergewöhnliches Geschick, Eßwaren zu sich zu nehmen, und gleichzeitig das mit den sieben mageren Kühen gemein, daß er die sieben fetten verschlingen konnte und trotzdem so dünn und klein blieb wie zuvor. Aber alles, was er über Weihnachten auf Bornmhof gehört hatte, hatte ihn in der Ansicht bestärkt, daß dieses das wahre Wohlleben sei — das war sein Grund, sich darnach zu sehnen, und der war ebenso vernünftig wie klar. Sobald daher die Vorbereitungen dazu begannen, war auch Schmalhans dabei und verfolgte sie seitdem mit ungeschwächter Teilnahme.

Mit großem Interesse ging er dem Landrat auf Schritt und Tritt nach, als dieser nach altem Brauch in eigner Person das Weihnachtsrind und die Weihnachtsschweine zur letzten Mast auswählte, ehe sie geschlachtet wurden. Und wie tüchtig er sich in seines Hausherrn Art und Weise eingelebt hatte, bewies die sachverständige Miene, mit der er seitdem täglich die Tiere befühlte und untersuchte, wie er sie mit leisem Zweifel betrachtete, ihnen eine kleine Extrafütterung zuschob und mit unverhohlener Freude Zeuge war, wie bald und vollständig sie das alles verschlungen hatten.

Sein geschäftsmäßiger Geist wünschte jedoch auch im Innern des Hauses die Hand im Spiel haben zu können, und dieser Wunsch wurde immer lebhafter, als nicht nur das Rind und die Schweine, sondern auch Enten, Gänse und sonstiges Lebende aus Stall und Scheune in das Innere verschwanden. Er mußte einen Zugang dazu suchen, und er fand ihn in Franz. Dieser Zugang hatte jedoch seine Schwierigkeiten, weil auch Franz zu dieser Zeit von großer Unternehmungslust und großem Eifer beseelt war, heraus- und hineinfuhr, hier und dort und überall Anliegen hatte und nie zu fassen war, wo man ihn hingesetzt hatte. Mit freundlichem Zuruf wie mit einladenden Winken versuchte ihn Schmalhans lange vergebens einzufangen. Doch ein fester Wille und ruhige Beharrlichkeit führen zuletzt zum Ziel. Eines Tages hatte er gerade den Stall gereinigt und stand noch mit hochgefaßter Mistkarre, als Franz in großer Eile vorübergeschossen kam. Komm er doch hierher, Fränzchen! rief Schmalhans, von einem glücklichen Gedanken erleuchtet, hier kann er eine Fahrt in der Karre machen!

Franz hielt in seinem Eifer mit aufhorchender Miene inne. Wäre die Rede davon gewesen, in einem gewöhnlichen Wagen eine Fahrt zu machen, so würde er dies in so arbeitsreicher Zeit abgeschlagen haben, aber eine Mistkarre war apart und deshalb nicht gut von der Hand zu weisen, gar nicht zu reden von der Auszeichnung, daß man ihn mit „er" statt mit „du" anredete. Das schöne Anerbieten in so höflicher Weise vorgebracht sagte Franzen außerordentlich zu und wurde nach kurzer Überlegung mit Dank angenommen.

Es ist reines Stroh in der Karre! sagte Schmalhans voll Höflichkeit und Aufmerksamkeit; Franz setzte sich hinein, und nun war er gefangen.

Hat er vielleicht etwas darüber gehört, wer Schweinebraten, und wer Gänsebraten bekommen soll? fragte Schmalhans und fuhr mit ihm davon, fügte jedoch mit frommer Ergebung in des Schicksals Willen hinzu: Übrigens ist ja alles gleich fett.

Das ist es! versicherte Franz, denn das Schwein —

Das kenne ich! fiel Schmalhans ein, um überflüssigem Geschwätz vorzubeugen.

Ja, und Mutter meint, fuhr Franz fort, daß sie nie so fette Gänse gesehen habe, deshalb kannst du ruhig sein, daß alles gleich fett ist.

Hör er mal! begann Schmalhans von neuem, da diese Sache abgethan war; er kann vielleicht in der Küche anbringen, daß er einen weiß, der sein Gänse rupft, und das bin ich!

Wir werfen um! rief Franz ein wenig erschrocken, denn die Karre begann sich bedenklich über den Rand des Misthaufens zu neigen.

Ja, ist es nicht verdammt mit so einer Mistkarre, was sie für Einfälle hat? rief Schmalhans aus. Beeile er sich nur, ja! zu sagen, dann richtet sie sich wieder auf. Franz war nicht müßig, dem Winke zu folgen und ohne Besinnen zu geloben, was von ihm verlangt wurde, denn die Karre schwankte mehr und mehr. Und siehe da: augenblicklich richtete sie sich wieder auf und lief wie nach der Schnur, bis Schmalhans müde war und Franz genug von der Fahrt hatte.

Laß er mich nur erst einen Finger drin haben! nickte Schmalhans ihm nach, als Franz ging, ich weiß schon, was nachfolgt.

Eine Stunde später saß Schmalhans im Brauhaus und rupfte Gänse und schwamm in Federn und Glückseligkeit. Der Weg der Gänse führte vom Brauhause zum Keller, und Schmalhans ging mit. Dort hängte er sie an den Beinen auf, bemerkte mit tiefer Zufriedenheit, welch eine lange Reihe sie bildeten, kostete das Weihnachtsbier, das in großen Tonnen aufgespeichert lag, streichelte die fetten Speckseiten und betrachtete den fleischigen Körper des Weihnachtsrindes mit einer Mischung von Stolz und Freude — das konnte er, denn er und das Rind teilten die Ehre miteinander. Vom Keller führte eine Treppe gleich in die Küche, und dort bekam er erst einen Finger in alle Töpfe, und dann beide Hände voll Kuchen, Pfeffernüsse und Apfelschnitte. Sie kamen so schnell aus dem Ofen und der Pfanne, als er sie nach der Speisekammer tragen konnte, und er lief hin und her, daß ihm der Schweiß am Gesicht herunter rann, und er kostete, bis ihm die Kehle zugeschnürt war. Erst als alle Wandbretter gefüllt waren, hörte er auf und sah sich mit frohem Lächeln um, denn nun wußte er, daß gethan war, was gethan werden konnte.

Am nächsten Morgen wurde der Staatswagen hervorgezogen, das lackirte Zaumzeug auf die Kutschpferde gelegt und der ehrenwerte alte Kutschermantel von dem ehrenwerten alten Kutscher ausgeklopft und ausgebürstet. Schmalhans

betrachtete sich ein Weilchen diese Dinge mit ernsthaftem Nachdenken, sah sich darauf spähend um, bekam Franz zu Gesicht, winkte ihn vertraulich heran und hatte ihn glücklich nach ein paar Minuten wieder in der Mistkarre drin.

Heute wird wohl nach der Stadt gefahren? fragte er und schob drauf los.

Ja, entgegnete Franz voller Lebhaftigkeit. Aber ich darf nicht mit, denn sie wollen Weihnachtseinkäufe machen, und die darf ich nicht sehen, sonst giebts keine Überraschung.

Wenn sie nur auch dran denken, etwas für mich zu kaufen! sagte Schmalhans und sah Franz mit durchdringendem Ernst an.

Das thun sie, denn sie kaufen für alle ein, antwortete Franz, und Vater selbst sagte heute zur Mutter, daß du neu wärest und nicht vergessen werden dürftest.

Das ist gut! nickte Schmalhans, überlegte ein wenig und fügte dann hinzu: er könnte eigentlich, ehe sie abfahren, recht gut anbringen, daß ich gern eine Pfeife haben möchte und ein Viertel Tabak, denn ich rauche gern. Beeile er sich, ja! zu sagen.

Die verzwickte Karre begann nämlich, auf einmal sich wieder zu neigen; aber kaum hatte Franz sein Versprechen gegeben, als sie sich auch schon wieder aufrichtete und so flott dahin glitt wie ein Schiff auf stiller See. Und als der Wagen zum Thor hinausschwenkte, nickte der Landrat wohlmeinend, und Schmalhans begriff, daß jetzt der Hausherr Bescheid wußte, wer rauchen könne.

Am nächsten Vormittag, denn länger dauerte es nicht, thronte Franz wieder in der Karre mit einem Ausdruck von Selbstbewußtsein und Behagen, der bezeugte, daß er sich in dieser Herrlichkeit schon ganz heimisch fühlte, ohne blasirt zu sein und den Geschmack dafür verloren zu haben.

Was machte denn seine Mutter gestern abend? fragte Schmalhans mit der Unverfrorenheit, zu der ihn ihr beiderseitiges jetziges Verhältnis berechtigte.

Tüten und Herzen an den Christbaum! antwortete Franz. Mutter meinte, du würdest große Augen machen, weil du noch nie dabei gewesen wärest.

Auf die Augen kommt es nicht an, entgegnete Schmalhans verständig wie immer; es kommt darauf an, ob auch was drin ist.

Jawohl ist was drin, sagte Franz beruhigend. In allen Tüten sind Rosinen, Mandeln und Pfeffernüsse, in allen Herzen Brustzucker und Schokolade, und das sind die besten. Vater und Mutter schneiden sie ab, und ich verteile sie an alle.

Dann denke er auch daran, daß ich meist Herzen bekomme! ermahnte Schmalhans. Die Karre begann zu schwanken, aber Franz wußte ja nun Bescheid, wie er dies zu nehmen habe, und beeilte sich zu antworten, daß er der Herzen sicher sein könnte.

Und so hatten sowohl Stall und Scheune — in dieser lag Getreide in Haufen, ein Haufe für jeden Tagelöhner des Hofes — als Küche und Keller das Ihrige

bereit, und Weihnachten konnte kommen, sobald es wollte. Das that es denn auch tags darauf, und zuerst brachte es in den Nachmittagsstunden den Vetter Rudolf aus Kopenhagen.

Kaum umschlossen ihn Borumhofs Mauern, als der Landrat beide Hände auf seine Schultern legte, ihn eine Armeslänge von sich hielt und ausrief: Nun laß dich erst einmal anschauen! Mutter, er hat ja ganz deine Augen! Nein, komm einmal her, er ist dein ganzes Abbild! Willkommen, mein Junge! Entschuldige, daß ich einen wohlgebornen Studenten so titulire, aber du bist meiner Frau Geschwisterkind und folglich auch meins. Nun weißt dus, mein Lieber! Dabei nahm er Vetter Rudolfs Hände in die seinen, drückte sie kräftig und überließ ihn endlich lachend den Armen der Landrätin.

Derart in den Schoß der Familie aufgenommen, begrüßte Vetter Rudolf artig die Kousinen und den kleinen Vetter Franz, sah aber gleichzeitig aus, als suchte oder vermißte er etwas, wovon man doch nicht wissen konnte, was es war. Sollte es am Ende Fräulein Inger gewesen sein? Sie war nämlich nicht zu sehen, aber als sie schließlich kam, da ging es wie ein Leuchten über Vetter Rudolfs Antlitz, und er eilte auf sie zu mit einem Eifer, als ob er etwas auf dem Herzen hätte und sich sehnte, es herunterzubekommen.

Fräulein Ingers Gesicht erglühte aber wie eine Rose, und als sie ihm, ohne aufzusehen, ihre Hand gereicht und diese dann wieder zurückgezogen hatte, als ob sie sich verbrannt hätte, da beeilte sich auch Vetter Rudolf, in den Backen so rot zu werden, als er konnte, und verdutzt und verwirrt auszusehen.

Ein flotter Bursche, dieser Rudolf! sagte der Landrat später zu seiner Landrätin. Aber es kam mir so vor, als ob Inger und er sich etwas fremd begrüßten. Sollte etwas zwischen ihnen vorgekommen sein?

Ach nein, antwortete seine Frau mit einer Zuversicht, die auch ihren guten Mann beruhigte. Es war wohl nicht so schlimm, wie es aussah. Es klärt sich schon, du wirst sehen!

Vetter Rudolf sieht reizend aus! Nicht, Inger? meinte Luise in unschuldiger Bewunderung, als sich die drei Schwestern auf ihrem Zimmer trafen, um sich für den Abend fertig zu machen. Fräulein Inger sah hastig mit einem fast mißtrauischen Blick auf und entgegnete etwas überlegen: So spricht man nicht über einen jungen Mann, den man noch so wenig kennt, wie du den Vetter Rudolf. Das paßt sich nicht.

Luise sah ganz verschämt und erschrocken aus, daß sie so gefehlt hatte, Margarete aber warf den Kopf in den Nacken und sagte in keck herausforderndem Ton: Gewiß sieht er reizend aus, und das findet Inger auch, das weiß ich. Denn ich habe gesehen, daß sie lange, lange in der Gartenecke stand und nach dem Wagen ausschaute, und als dieser endlich in weiter Entfernung kam, lief sie so schnell davon, daß sie ihren Schuh im Schnee verlor und auf einem Schuh durch den ganzen Garten hopste, weil sie nicht umkehren durfte

und den andern suchen. Ich habe es gesehen, und deshalb kam sie auch so spät, und deshalb wurde sie so rot, ja deshalb. Aber Inger thut sich jetzt immer so, das kommt davon, wenn man zum Besuch in Kopenhagen gewesen ist.

Das arme Fräulein Inger hatte die ganze Standrede ihrer hochnäsigen kleinen Schwester über sich ergehen lassen mit Augen, die vor Verwirrung und Ratlosigkeit immer größer und größer wurden, während aus ihrer Haltung jede Spur von Überlegenheit verschwand. Blutrot im Gesicht, versuchte sie zu antworten; aber ihre Brust begann zu wogen, sie brachte kein Wort hervor und als sie ein Weilchen so gestanden hatte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, und sie wandte sich ab und eilte davon. Margarete sah ihr erst erschrocken, dann mehr und mehr angsterfüllt nach. Inger, liebe, süße Inger! Ich habe es ja nicht böse gemeint! rief sie zur Thür hinaus. Aber Inger hörte nicht. Sie war fort und blieb fort, und Margarethe setzte sich nieder und weinte. Luise stand einen Augenblick und betrachtete sie, dann begann auch sie zu weinen. Und auf diese Weise fingen die drei Schwestern an, sich für den Weihnachtsabend vorzubereiten; das war nicht vielversprechend.

Oben in dem Gastzimmer sah es nicht viel besser aus. Dort saß Vetter Rudolf gedankenvoll und mit schwerem Herzen. Er hatte sich so sehr gesehnt, ein Antlitz wieder zu sehen, sich ausgemalt, wie es sich ihm zuwenden würde mit süßem, strahlendem Lächeln. Nun hatte er es wiedergesehen, und es hatte kaum einen Blick für ihn gehabt, dann hatte es sich abgewandt. Das Antlitz, von dem er Tag und Nacht geträumt hatte, hatte kein einziges Lächeln für ihn gehabt, und das kann einem jungen Herzen schon weh thun — manchmal auch einem alten mit. Deshalb saß Vetter Rudolf oben in der Gaststube und war nicht so froh, wie er hätte sein sollen.

Er bedurfte eines Trösters, und den führte er mit sich in seinem Koffer. Dort lagen alle seine Weihnachtsgeschenke, wohl eingepackt und geordnet. Die reiflichen Überlegungen so mancher Tage, so manchen Beschluß hin und wieder hatte es gekostet, ehe er die Wahl getroffen hatte. Sie sollten ausdrücken, wie herzlich gut er es mit ihnen allen meinte, und eins davon sollte ein Wort in deren Ohr flüstern, von deren Antlitz sein Herz geträumt hatte, von deren Antlitz es sich nicht abwenden konnte.

Er nahm ein hübsches kleines Buch in die Hand, es flammte in Goldschnitt, und Liebesgötter flatterten über den feinen Einband. Das legte er auf den Tisch vor sich hin, stützte die Stirn in die Hand und sah gedankenvoll darauf nieder. Dann suchte er eine Weihnachtskarte aus und begann nachzudenken und zu schreiben. Aber schon während er dachte und schrieb, schlich sich ein Lächeln um seinen Mund, und das blieb dort ruhen, auch als er fertig war, die Karte in dem Buche verwahrt hatte und nun in stillen, süßen Träumen dasaß.

Klingklang! Klingklang! tönte es plötzlich über Wald und Heide, über

Land und Stadt; es war die große Kirchenglocke, die vom Turm herab Weihnachten einläutete und Wiederhall in nah und fern fand. Klinglingling! Klinglingling! fiel die kleine Glocke von Borumhof ein und rief zur Festmahlzeit.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Militärische Bedenken. In Deutschland klammert sich der Optimismus immer an den Gedanken, in der entscheidenden Stunde werde die Armee alles gut machen. Ganz gewiß, die Armee wird nicht versagen und ihre Schuldigkeit thun. Ob sie aber unter allen Verhältnissen der Dinge Herr werden kann, ist eine andre Frage. Der Hauptwert einer Armee liegt in ihren Chargen, in der Hauptsache in ihrem Offizierkorps, dann auch in den Unteroffizieren. Das deutsche Offizierkorps ist etwas ganz eigenartiges. Der deutsche Offizier dient nicht um Bezahlung, sondern dient um die Ehre; darum ist es auch erforderlich, alle Verhältnisse des Korps sehr diskret zu behandeln. Die hohe soziale Stellung muß Ersatz bieten für mangelnden materiellen Erwerb. Wird daran gerüttelt, so wird bald der Ersatz für die Offizierkorps fehlen. Die Bezahlung kann keine Eltern verlocken, ihren Sohn Offizier werden zu lassen, denn er bezieht, solange er sich in den subalternen Stellungen befindet, einen Gehalt wie ein gewandter Bedienter. Jede andre Laufbahn bietet in dieser Beziehung ungleich mehr. Anders liegt die Sache bei den Unteroffizieren. Hier ist nur mit Geld zu helfen. Man kann es dem Soldaten nicht verdenken, wenn er sich nach Ablauf seiner Dienstzeit sofort in einer Zivilstellung sein Brot sucht, wo er meist weniger angestrengt zu arbeiten hat und pekuniär viel besser steht. Wirklich tüchtige Leute in den Unteroffizierkorps, ohne die eine Armee ihren Wert nicht behaupten kann, wird man in unsern Zeiten nur haben können, wenn man ihnen bessere Aussichten für die Zukunft gewährt. Es ist daher tief zu beklagen, daß der deutsche Reichstag seiner Zeit die Vorlage wegen der Unteroffizierprämien so arg beschnitten hat, daß sie ihren Zweck nicht erfüllen kann. Das Material des gemeinen Mannes ist nicht mehr das alte, es ist nicht mehr das, das die Schlachten der Befreiungskriege und der Feldzüge Kaiser Wilhelms I. geschlagen hat. Leute, die in den Kellern der modernen Großstädte in körperlich und geistig ungesunder Atmosphäre aufgewachsen sind, erscheinen von Jahr zu Jahr in immer wachsendem Prozentsatz unter den Rekruten und verdrängen die gesunden und kräftigen Söhne der Bevölkerung des platten Landes. Es sind das freilich Übelstände, mit denen alle modernen Großstaaten rechnen müssen, noch am wenigsten Rußland.

Nächst dem Personal ist Ausbildung und Bewaffnung der wichtigste Faktor in der Armee. Hier nun ohne weiteres der deutschen Armee ein Übergewicht zugestehen zu wollen, wäre nicht unbedenklich. Die Bewaffnung in allen Kulturstaaten steht auf derselben Stufe, in Rußland wird sie es in etwa zwei Jahren sein, und der Dreibund wird die Rüstungen Rußlands sicherlich nicht hindern. Was

die Ausbildung anlangt, so ist die französische Armee auf einer Höhe, wie sie sie noch nie gehabt hat, in Rußland ersetzen andre Eigenschaften des Soldaten, seine Bedürfnislosigkeit, seine Abhärtung gegen Strapazen, Wind und Wetter, das, worin ihm der deutsche Soldat an Ausbildung und höherer geistiger Bildung voraus ist. Ähnlich ist es mit der Führung der Truppen. Man ist in Deutschland so gern bereit, unserer Armee hierin von vornherein ein Übergewicht zuzusprechen. Auch hier ist Vorsicht geboten. Nur der Erfolg entscheidet. Die alten siegreichen Heerführer aus Deutschlands großem Kriege sind nicht mehr. Das neue Geschlecht soll erst beweisen, daß es der Väter wert ist. Wenn auch die Armee mit vollem Vertrauen auf ihre Führer sehen kann, so sehen doch Franzosen und Russen mit der gleichen Zuversicht auf die ihrigen. Erst der blutige Ernst der Schlacht wird entscheiden.

Schließlich ist heute mehr als je entscheidend die Menge. Die Feldzüge und Schlachten der Gegenwart werden mit Massen geschlagen. Und hier liegt der schwache Punkt der deutschen Armee. Jedermann weiß, daß unsre Gegner in Ost und West uns an Zahl weit übertreffen. Die Ursachen, daß dies so gekommen ist, liegen einige Jahre zurück. Es ist müßig, ihnen nachzuspüren. Heute kommt es darauf an, die Thatsache ins Auge zu fassen und damit zu rechnen. Bei den modernen Verkehrsmitteln ist es nicht mehr möglich, die Kriegsvorbereitungen der Staaten in tiefes Geheimnis zu hüllen. Jeder Laie findet das Material, um sich die Stärke der europäischen Heere ungefähr berechnen zu können, wenn er sich die Mühe nimmt. Ebenso, wie es offenkundig ist, daß die deutsche Armee ihren Feinden und zwar jedem ihrer Feinde an Zahl weit nachsteht, ebenso bekannt ist es auch, daß sich dies Mißverhältnis auf alle Teile des Heeres erstreckt. Es ist erforderlich, für die Reserveformationen der Infanterie Kadres zu schaffen, die im Frieden bestehen; diese lassen sich nicht aus der Erde stampfen, die dazu nötigen Chargen wachsen erst allmählich heran, es ist also damit keine Zeit zu verlieren. Ebenso dringend erforderlich ist eine Vermehrung der Feldartillerie. In dieser Waffe ist das Mißverhältnis derart gewachsen, daß die deutsche Armee mindestens achtzig bis hundert Batterieen neu aufstellen müßte, um das Versäumte nachzuholen. Die Anzahl der Kavallerieregimenter genügt lange nicht, die russischen Kavalleriemassen abzuhalten, daß sie unsere östlichen Provinzen überschwemmen, um den Aufmarsch der Armeen zu sichern. So fehlt es auf allen Gebieten.

Seit Jahren haben wir gesehen, wie Frankreich und Rußland mit einer angestrengten Thätigkeit und ohne die schwersten und größten Opfer zu scheuen, darauf hinarbeiten, ihre Armeen dem Dreibund überlegen zu machen, Rußlands Heere sind mitten im tiefsten Frieden an den Grenzen aufmarschirt, eine bis dahin unerhörte Thatsache, und wir sehen das alles mit an, ohne daß uns die dringende Gefahr zu energischen Gegenmaßregeln anspornte. Die Budgets für den jetzt zusammengetretnen Reichstag sind fertig. Soviel davon in die Öffentlichkeit gedrungen ist, scheint keinerlei Vermehrung der Armee ins Auge gefaßt zu sein, nicht einmal eine Vermehrung der Chargen. Man will augenscheinlich den Ablauf des Septennats abwarten, bevor hieran gedacht wird. Wenn dies wirklich eintreten sollte, so würde das Septennat die Fessel werden, mit der die Wehrkraft des Vaterlandes gebunden dem Auslande überliefert wird. Das Septennat war als eine Art Kontrakt zwischen Regierung und Parlament gedacht, um die alljährlich sich wiederholenden Debatten über das Militärbudget zu vermeiden, und um Bestand und Ausbildung des Heeres nicht alle Jahre einer wechselnden Reichstagsmehrheit auszuliefern. Aber nun und nimmermehr hat man geglaubt, daß man sich damit gegenseitig binden werde den Feinden des Vaterlandes gegenüber. Heute noch ist es Zeit. Noch hat Rußland seine Bewaffnung nicht fertig, seinen Auf-

marsch noch nicht vollendet, sein Eisenbahnnetz noch nicht völlig ausgebaut. Darum ertönten auch ganz plötzlich die Friedensschalmeien, als der Chauvinismus nach den Kronstädter Tagen allzuhoch anschwoll. Man mußte in Rußland fürchten, daß der Krieg schon jetzt entbrennen würde, ehe alles fertig war, und man wollte doch nach so langer Arbeit sicher gehen, lieber noch etwas warten, um dann den Erfolg desto sicherer zu haben. Nichts konnte daher unsern Gegnern in jenen Tagen willkommener sein, als die Friedensworte des deutschen Reichskanzlers in Osnabrück. Noch haben wir Zeit, die nötige Armeevermehrung vorzunehmen, ohne daß uns ein Feind daran hindern kann. In zwei Jahren sieht die Sache ganz anders aus; dann ist auch Rußland vollständig kriegsbereit; wollten wir dann, nach Ablauf des Septennats, den Versuch machen, durch eine Vermehrung der Armee den verlorenen Vorsprung einigermaßen wieder einzuholen, so würden unsre Feinde dies voraussichtlich nicht mehr gestatten. Es würde uns das Ultimatum gestellt werden: Jeder Soldat mehr ist der Krieg. Dann bliebe Deutschland nur die Wahl, sich im Frieden zu fügen und sich unter Rußlands und Frankreichs Machtspruch zu beugen oder in einen ungleichen Kampf zu ziehen, eine Wahl zwischen Olmütz und Jena. Beides hat Preußen blutend und seufzend an seinem Leibe erfahren. es bedarf weiter keiner Versuche nach dieser Richtung.

Möge das Vaterland sich aufraffen, möge das Volk einsehen lernen, daß mit dem Schluß des Jahrhunderts wieder eine Zeit heraufzieht, die nur durch Blut und Eisen zu regieren ist. Wir stehen an einem Wendepunkte. Die Versäumnisse eines Jahres bringt kein Jahrhundert zurück. Wenn es die Regierung unterläßt, dem Reichstage klar vorzulegen, wie die Sachen stehen, und zu fordern, daß der veraltete Pakt des Septennats zu den Toten geworfen werde, wo er hingehört, und die Armee auf die Stärke gebracht werde, deren sie bedarf, um das Vaterland zu schützen, so findet sich gewiß ein patriotischer Mann oder eine Partei, die ans der Mitte des Reichstages herans die Frage aufwirft, was werden soll und wo endlich mit diesem Gehenlassen das Ende gedacht ist. Die Opfer sind schwer, aber schwerer werden sie sein, wenn der Feind im Lande ist. Berlin vierundzwanzig Stunden in den Händen der Russen wird unendlich vielmehr kosten, als das größte Militärbudget. Es ist dabei zu bedenken, daß ja dieser Zustand kein dauernder sein kann. Siegt der Dreibund im großen Völkerkampfe, so ist es an ihm, die Verhältnisse Europas zu regeln; wird er geschlagen, so kann man versichert sein, daß dann die Ausgaben für das Heer, das die Feinde Deutschland zu halten erlauben werden, so gering sein werden, daß der wütendste Gegner aller Militärbudgets nichts daran auszusetzen haben wird.

Die Finanzpolitik der Deutschösterreicher. Jeder Deutsche verfolgt gewiß mit wärmster Teilnahme den schweren Kampf, den unsre Stammesgenossen in Österreich gegen den slavischen Ansturm zu bestehen haben, und wünscht ihnen von Herzen einen bessern Erfolg, als in dem Widerstande gegen das Magyarentum. Das Nationalgefühl zwänge uns, für sie Partei zu ergreifen, wenn wir uns auch nicht sagen müßten, daß sie die Stützen des Friedensbündnisses sind, und daß sie mit für uns in der Bresche stehen. In vielen Fällen, wo wir ihre Haltung nicht verstehen, bescheiden wir uns gern, nicht den genügenden Einblick in die eigentümlichen Verhältnisse des Donanreiches oder in augenblickliche, ihre Politik bestimmende Beziehungen zu haben. Darin kann uns nicht beirren, daß sich die dortige Tagespresse die entsprechende Zurückhaltung Deutschland gegenüber sehr selten anferlegt, und ebensowenig wollen wir den Deutschösterreichern anrechnen, daß ihre Führer den gegenwärtigen Zustand mit verschuldet haben. Immer und überall wird man ja zwischen dem Volk und dessen gewählten oder eigenmächtigen Vertretern

im Parlament und Presse unterscheiden müssen. Es bedarf zumal bei dem Charakter der Deutschen stets eines starken Anstoßes, um die überstimmten Minderheiten und die aus Bescheidenheit oder Trägheit sich unterordnenden zum entschiedenen Ausdruck ihrer Meinung zu bringen. Daher bleibt aber im gewöhnlichen Verlaufe dem Fernstehenden nur übrig, sich sein Urteil nach Reden, Beschlüssen und Zeitungsartikeln zu bilden. Und eben weil wir mit ganzem Herzen bei der Sache des deutschösterreichischen Volkes stehen, kann uns nicht versagt werden, daß wir in Dingen, für die auch wir Verständniß zu haben glauben, unsere von den gedachten Äußerungen der öffentlichen Meinung abweichende Ansicht auszusprechen.

Der Linken des österreichischen Abgeordnetenhauses ist oft nachgerühmt worden, daß sie sich einsichtiger als unsere Freisinnigen den Gedanken der vom ersten Reichskanzler ins Leben gerufenen sozialpolitischen Reformen zu eigen gemacht habe. Leider that die Parteipresse das Ihrige, um den Verdacht zu erwecken, daß es dabei weniger um die ausgleichende Gerechtigkeit, als um das Stimmungmachen in breiten Volksschichten zu thun sei. Und das hat die Fraction nur zu oft aufs deutlichste zu erkennen gegeben, daß ihr, während sie gegen den großen Grundbesitz gern das Interesse des kleinen Mannes vertritt, die Aufsaugung des unabhängigen Handwerker- und Bauernstandes als ein natürlicher Prozeß erscheint, den sie nicht hemmen könne und auch nicht hemmen wolle. Ebenso stand in grellem Widerspruche mit der oft gehörten Versicherung, sie diene nicht dem Kapitalismus, die Haltung, als sich entscheiden mußte, ob der Staat von seinem sonnenklaren Rechte Gebrauch machen solle, der Nordbahngesellschaft, die hauptsächlich durch die hohen Frachtsätze für schlesische Kohlen reich geworden ist, die Conzession nicht zu erneuern.

An die Klagelieder, die damals die liberale Presse Österreichs über die drohende Vergewaltigung des hilflosen Hauses Rothschild anstimmte, wird man erinnert, da jetzt die Verstaatlichung der Südbahn (Wien-Triest) in Aussicht steht. Der Regierung wird vorgeworfen, sie mißbrauche ihre Macht, um das Erträgniß der Bahn zu verringern. Zwischen den Zeilen ist zu lesen, daß dieser Mißbrauch in der Ausübung der Pflicht der Regierung besteht, darüber zu wachen, daß die Verwaltung die Bahn in gutem, sicherm Stande erhalte, für den nötigen Fahrpark sorge, billige Tarife einführe. Welche Unbarmherzigkeit! Auf diese Weise könnten wohl einige Millionen erspart werden, heißt es, aber „die Milliarden der österreichischen Effekten würden dadurch aufs tiefste berührt." Und wenn nicht an den Staatskredit, solle man doch an die — armen Leute denken! „Der Aktionair ist vielleicht ein Greis, welcher durch Sparsamkeit die Noth von der Thür gescheucht hat, oder eine Wittwe, welche ganz unschuldig ist an den Verirrungen der Börse!" So wörtlich zu lesen in der „Neuen freien Presse" vom 1. November d. J., in dem anerkannten Hauptorgan der „Vereinigten Linken"! Als solches hat erst kürzlich Herr v. Plener, der Parteiführer, diese Zeitung anerkannt, wenn er auch vielleicht grade wegen dieses in Eisenbahnaktien spekulirenden Greises, (der vermutlich auch auf dem Dache sitzt, wie sein Leipziger Altersgenosse) die Fraction nicht für den ganzen Inhalt des Blattes als verantwortlich gelten lassen wollte. Ein solches Verhältniß kann allerdings recht bequem befunden werden, aber auch recht lästig sein, wie der Ministerpräsident Graf Taaffe wahrscheinlich schon öfter, in neuester Zeit am empfindlichsten erfahren haben muß, als er sich genötigt sah, das Blatt zu verleugnen, daß mit beispielloser Dreistigkeit dem Kaiser Äußerungen in den Mund gelegt hatte, die der Börse Schrecken einjagten und den Wissenden Gelegenheit zum Fischen im Trüben gaben. Ein Minister kann aber immer noch eher fordern, nur für amtliche Kundgebungen verantwortlich gemacht zu werden, wenn er auch unabhängigen Blättern, wo es ihm zweckdienlich erscheint, Nachrichten

zukommen lasse oder von ihnen Gegengefälligkeiten annehme, wogegen der Leser eines Parteiblattes ein Recht hat, zu fragen, an welchem Merkmal er erkennen solle, wann die Parteileitung spricht, und wann die Redaktion auf eigene Faust vorgeht.

An Veranlassungen, die Leser darüber aufzuklären, hat es selten gefehlt. So wurde ein Antrag des Herrn von Plener, den auf der untersten Stufe stehenden Erwerbsteuerpflichtigen eine Erleichterung zu gewähren, wieder mit geringem Geschick angepriesen. Auf die häufigen bittern Klagen über die Kurzsichtigkeit, Verrohung u. s. w. der großen Massen, die sich von Feinden des Liberalismus, Clericalen, Antisemiten und wie diese Parteien heißen, ködern ließen, folgten die aufdringlichsten Freundschaftsversicherungen; nun würden die unbegüterten Wähler doch erkennen, auf welcher Seite die Herzen für sie schlügen u. s. w. — kurz, die Sprache des geschäftsmäßigen Stimmenfanges, die wir leider auch in Deutschland unaufhörlich intra muros et extra zu hören bekommen. Nichtsdestoweniger traf der Antrag im Abgeordnetenhause günstige Stimmung. Obgleich sich der Finanzminister Steinbach, der bei jeder Gelegenheit den guten Haushalter bewährt, aus verschiedenen Gründen gegen den Antrag erklärte, vor allem, weil er das mühsam errungene Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht gefährden wolle, daher nicht in eine Verringerung der ersteren ohne Ersatz willigen dürfe, lehnte eine nicht unbeträchtliche Mehrheit die von den Polen verlangte Vertagung des Gegenstandes ab. Der Jubel über diesen Sieg war groß, aber von kurzer Dauer. Am nächsten Tage (25. November) entschied sich das Haus dafür, auch einen Zusatzantrag, der dahin zielt, durch progressive Erhöhung der oberen Erwerbsteuersätze den Ausfall zu decken, ebenfalls in Beratung zu ziehen. Dadurch wurde die Linke in einen Zustand der Gereiztheit versetzt, der schwer zu begreifen ist, wenn man nicht annehmen darf, es seien wichtigere Dinge hinter der Szene vorgegangen. Darauf wird allerdings verschiedentlich angespielt, und offenbar ist die polnische Fraktion, die bereit zu sein schien, mit der Linken eine Kartellmehrheit zu bilden, anderes Sinnes geworden. Aber wie dem auch sei: die Notwendigkeit neuer Einnahmequellen war nicht zu bestreiten, die Vertröstung auf eine Börsensteuer ließ sich kaum ernst nehmen, wenn sie überhaupt ernst gemeint war; denn die großen Schwierigkeiten, die einer gerechten und in erster Linie das Glücksspiel treffenden Besteuerung der Börsengeschäfte entgegenstehen, sind allbekannt, und besondere Vorliebe für die Heranziehung dieser Geschäftszweige kann gerade bei der Linken nach ihrem und ihrer Presse früherem Verhalten, am wenigsten aber nach der Leidenschaftlichkeit vermutet werden, mit der beide den so natürlichen Gedanken aufnahmen, in Ermanglung anderer Auskünfte die größeren Erträgnisse in derselben Kategorie in Anspruch zu nehmen. Die andern Parteien, heißt es, hätten nur der Linken einen Streich spielen wollen. Das ist möglich, man weiß ja, wie häufig in dem Parteitreiben gänzlich vergessen wird, um was es sich eigentlich handelt. Allein um so mehr Grund hätte doch die Linke gehabt, zu zeigen, daß es ihr wirklich und ausschließlich um die Sache, den Schutz der Kleinen, zu thun sei. Aber sogar Herr v. Plener ließ sich von seinem Ummute verleiten, besonders hervorzuheben, daß ein — oheu! — Antisemit den der Regierung genehmen Zusatzantrag eingebracht habe, und dabei das Ganze als abgekartetes Spiel zu charakterisiren, welcher Anschuldigung übrigens sowohl der Minister als der Antragsteller, Herr Pattai, entschieden entgegentrat. Eine solche Polemik sind wir bei Politikern von dem Schlage der Herrn Eugen Richter und Singer gewohnt, aber einem Manne, der auf den Rang eines Staatsmannes Anspruch macht, steht sie nicht schön.

Doch er kam noch besser. Wieder einen Tag später lenkte ein Mitglied der Linken, Herr Neuwirth, sehr zeitgemäß die Aufmerksamkeit der Regierung auf die

Bedeutung, die die Elektrizität schon heute hat, und in nächster Zukunft in noch viel höherem Grade gewinnen wird. Es war die Rede eines praktischen Finanzpolitikers. Er wies darauf hin, daß die Ströme und Flüsse öffentliches Gut sind, der Staat mithin das unanfechtbare Recht habe, seinen Anteil an dem Ertrage der Ausnutzung der Wasserkraft, die ohne Zweifel bald ungeheuern Umfang annehmen werde, zu verlangen, sei es in Gestalt des Monopols, sei es der Steuer. Da das Licht des Armen, das Petroleum, eine Steuer trage, würde die Besteuerung des elektrischen Lichtes, das jetzt noch einen Luxus bedeute, nur gerecht sein, und die nun mögliche Kraftübertragung werde einen Faktor im Leben abgeben, dessen Einfluß sich heute nur ahnen lasse. Eine vorausblickende Politik werde deshalb nicht warten, bis Ablösungen und Abfindungen nötig würden, wie sie die Einführung des Tabakmonopols in Deutschland unmöglich gemacht haben. Das ist alles so klar, so überzeugend, daß man glauben sollte, in einem Staate, der das Monopol für Tabak und Salz bereits hat und das Lottospiel nicht entbehren kann, müßte die Anregung mit allgemeiner Befriedigung begrüßt werden. Im Gegenteil! Die Presse seiner Partei behandelt den Mann abwechselnd wie einen Schulbuben und wie einen Volksverräter. Die Pflicht des Volksvertreters sei es, das Volk gegen — den Fiskus zu schützen, nicht aber auf ergiebige Einnahmequellen aufmerksam zu machen. Die Fabrikbesitzer unter seiner Wählerschaft, die — lediglich aus Humanität, um das Loos ihrer Arbeiter zu verbessern — elektrische Beleuchtung eingeführt haben, werden dringend eingeladen, ihm ihr Vertrauen zu kündigen. Das alles geschieht keineswegs im Interesse der Spekulation, der wenigstens erst Zeit gelassen werden müßte, den herrenlosen Boden zu bebauen und sich dann entschädigen zu lassen. Beileibe nicht! Ein derartiger schwarzer Verdacht wird mit unnachahmlicher Entrüstung zurückgewiesen. Es ist nur das Erbarmen mit der arbeitenden Bevölkerung, das hier spricht. Es muß also dem Anschein nach befürchtet werden, daß die Humanität der Fabrikbesitzer eine Steuer nicht werde ertragen können!

Darf man sich da wundern, daß, wie eben diese Zeitungen so oft rügen, die untern Volksklassen sich von Demagogen verschiedener Farbe gegen die liberale Partei einnehmen und anhetzen lassen? Daß man ihr Verehrung des goldnen Kalbes zum Vorwurf macht? Die Organe der Partei machen jenen die Arbeit wirklich leicht.

Freiheit oder Knechtschaft? Freie Wissenschaft oder knechtisches Anerkennen des Gegebenen? Fortentwicklung oder Rückschritt? Geist der Gegenwart oder der glücklich überwundenen Vergangenheit? So muß man fragen, wenn man den jüngst gefaßten Beschluß der dritten ordentlichen Generalsynode über die Besetzung der Professuren der evangelischen Theologie liest. Die Generalsynode will das bisherige Recht der Fakultäten schmälern, sie selbst will jetzt eine Stimme haben bei der Besetzung der theologischen Professuren, sie will Bekenntnis und kirchliche Stellung der akademischen Lehrer kontrolliren, der Männer, die berufen sind, die theologische Wissenschaft in freier, unbeschränkter, gewissenhafter Forschung weiter zu entwickeln. Dogmatische Schranken dürfen aber in keiner Wissenschaft den freien Forscherblick hindern, auch nicht in der theologischen, wenn anders sie eine Wissenschaft sein soll.

Man betont gern, man stehe auf dem Boden der Reformation und wolle ihre Errungenschaften verteidigen gegen Angriffe von außen und innen. Heißt es aber nicht, die Reformation gründlich mißverstehen, wenn man behauptet, was die Reformation zu Tage gefördert habe, gelte für alle Zeit, was sie errungen habe, sei ewigwahr und felsenfest? Die Reformation hat es auszusprechen gewagt, daß

Konzil und Papst nicht unfehlbar seien, daß die Kirche irren könne. Und heute soll die Kirche unfehlbar sein? Heute heißt es: wer anders glaubt, als die Kirche zu glauben erlaubt, wer nicht das Bekenntnis unterschreibt, das die Kirche aufgestellt hat, ist ein Ketzer, ist ein Verführer der Jugend! Die arme Jugend! Wollen wir nicht dem staatsgefährlichen, kirchenuntergrabenden freien Forscher den Giftbecher kredenzen, wie einst dem Sokrates, der da neue Götter einführen wollte und die Jugend verführte?

Wahrhaftig, es heißt, die Reformation im Prinzip zu nichte machen, wenn man freie Geistesforschung in der Wissenschaft verbieten will. Das Prinzip der Freiheit, das Hauptprinzip der Reformation, ist hiermit aufgehoben; es herrscht wieder das Prinzip der Unfreiheit wie zur Zeit der heiligen Inquisition. Kehren wir doch zurück zum Katholizismus, zur alleinseligmachenden Kirche, zur Priesterherrschaft, zur toten Dogmenreligion!

Man spricht von Irrlehren. Wo sind sie? Bei den freien Forschern? Hat die Kirche keine Irrlehren? Ist sie unfehlbar? Wird ihr die Wahrheit ewig offenbart? Die evangelische Kirche kann irren, wie sie es von der katholischen Kirche vor und nach der Reformation behauptet. Die Protestanten spotten über die Unfehlbarkeit des Papstes, und die evangelische Kirche glaubt selbst unfehlbar zu sein! Es ist grenzenloser Hochmut, es ist unerträgliche Despotie einer Mehrheit, die ja ganz gut gemeint sein mag, die aber höchst gefährlich ist. Wo Leben, da Freiheit; wo Knechtschaft, da Tod! Irrlehren lassen sich nicht mit äußern Machtmitteln, mit Bann und Interdikt widerlegen, Geist muß Geist überwinden. Das ist evangelisch, das ist reformatorisch.

Wollen wir evangelische Christen sein? Dann müssen wir daran festhalten, daß die Kirche nicht im Besitze der absoluten, für alle Zeiten giltigen Wahrheit ist, daß sie irren kann, geirrt hat, irrt und irren wird, und daß das oberste Prinzip der Reformation das der Freiheit, auch der freien Forschung ist. Soll die evangelische Theologie eine Wissenschaft sein? Dann muß sie frei sein, sie muß entwicklungsfähig sein. Eine abgeschlossene Wissenschaft ist keine Wissenschaft mehr, ist ein ausgebrannter Krater, eine versteinerte Welt; die freie Forschung muß unbehindert sein. Und wollten wir wirklich so hochmütig, so thöricht sein, zu behaupten: wir haben die Wahrheit, sie steht felsenfest? Ob wohl Luther geglaubt hat, daß er die absolute Wahrheit gefunden habe, daß, was er zu Tage gefördert hat, nicht mehr verändert, verbessert werden könne?

Ist in der Theologie die freie Forschung verboten oder behindert, so hört die Theologie auf, Wissenschaft zu sein, so unterscheidet sie sich im wesentlichen nicht von der katholischen Theologie, die nur die Aufgabe hat, die Anschauungen mittelalterlicher Kirchenväter den künftigen Priestern einzuprägen, ihnen die heiligen, ewig und allein wahren Lehren des Papstes und der Kirche einzupauken und sie zu warnen vor dem Teufel, dem modernen Forscher und Ketzer, so wollen wir Priesterseminare einrichten und unsre künftigen Prediger oder Priester sorgfältig hüten vor jedem frischen Windzug freien Forschens, gesunden geistigen Lebens, vor dem Flammenhauch allseitig bethätigten Geisteswirkens, so wollen wir die dumpfe Kirchenherrschaft des Mittelalters wiederherstellen! So wird die Kluft zwischen Glauben und Wissenschaft künstlich offen gehalten, und ein Konflikt tritt ein für den wahrheitsuchenden Geist, der der Kirche nur Unheil und Verderben bringen kann.

Wird dieser Beschluß der Generalsynode Gesetz, so ist die evangelische Freiheit im Prinzip vernichtet, so herrscht die Knechtung des Geistes wieder, so verneint die evangelische Kirche sich selbst, so wird sie unfähig, in den Kämpfen der Gegenwart ihre Aufgabe zu erfüllen, weil sie ihr eignes Wesen verleugnet. Evangelische Christen, seiet auf der Hut, laßt euch nicht eure Freiheit rauben! Evan-

gelische Theologen, laßt euch nicht zu Knechten der Kirche machen, beanspruchet euer Recht, freie Diener des Herrn zu sein!

Universitäten und Gymnasien. Fast an allen Universitäten Deutschlands ist die Zahl der zur philosophischen Fakultät gehörenden Studenten in auffallender Weise gesunken. Viele Professoren haben die Vorlesungen abbestellt, da ihre Kollegien aus Mangel an Teilnehmern nicht zustande gekommen sind. Viele quälen sich vor leeren Bänken ab oder behaupten sich nur mit Mühe vor einer hospitirenden Gesellschaft männlichen und weiblichen Geschlechts. Dieser schnelle Rückgang hat seine Gründe. Seit einiger Zeit haben sich die preußischen Gymnasiallehrer die geheime Losung gegeben, ihre Abiturienten mit allen Mitteln vom philologischen Studium abzubringen; sie wollen den Gymnasiallehrerstand aussterben lassen und die Regierung auf diese Weise zum Nachgeben zwingen. So ists recht! Durch dieses merkwürdige, aber unzweifelhaft wirksame Verfahren wird die ganze Schulfrage endlich in vernünftige Bahnen gelenkt werden. Denn alle klardenkenden Männer haben schon lange den Krebsschaden unsers ganzen Schulwesens darin erkannt, daß es viel zu viel Gymnasiallehrer und viel zu viel Gymnasien in Deutschland giebt. Das Gymnasium, die „Gelehrtenschule", ist in den letzten Jahrzehnten zur reinen Volksschule für unsern Bürgerstand geworden. Unser Bürger verträgt aber durchaus nicht die sogenannte höhere oder gelehrte Bildung, davon müßte man sich doch nachgerade überzeugt haben. Er kann den gelehrten Bücherkram durchaus nicht verdauen, giebt ihn unter Räsonniren wieder von sich und fühlt sich dabei kreuzunglücklich.

Es ist keine Frage, die Hälfte aller Gymnasien muß in die Luft gesprengt werden, dann erst kann es wieder gesunde Zustände im deutschen Schulwesen geben. Die meisten Gymnasien sind durch gar kein Bedürfniß gefordert, sondern lediglich von schaffenslustigen Räten am Ministertische gegründet worden. Man sehe sich einmal so ein Gymnasium in einer kleinen west- oder ostpreußischen Stadt von 3—4000 Einwohnern an. Was steckt da in den Schulklassen für eine geistig untergeordnete Gesellschaft! Neun Zehntel von allen Jungen haben nicht mehr Intelligenz, als wie zum Torfstechen, Holzstehlen und Hosenverkaufen notwendig ist. Und das alles wird mit Hochdruck durch die verbesserte, von oben herab vorgeschriebene Methode, d. h. durch eine Allerweltsschablone für das Universitätsstudium „reif" gemacht — es ist zum Totlachen.

Wenn diese künstlich reif geknetete Gesellschaft auf der Hochschule traurig abfällt, so ist das doch kein Wunder. Wenn aber auch die begabten und tüchtigen, von der Natur wirklich zu geistiger Arbeit geschaffenen Studenten anfangen, die Vorlesungen soviel wie möglich zu meiden, wie sich das z. B. im philologisch-historischen Fache immer stärker zeigt, so wird die Schuld an diesem Zustande auch wohl einige von unsern Herrn Dozenten treffen. Bekanntlich wird der Universitätslehrer, wenn nicht andre geheime Triebfedern mitspielen, nur auf Grund seiner wissenschaftlichen Arbeiten gewählt. Nur was er schwarz auf weiß vorzulegen vermag, das spricht für ihn. Ob der Mann auch imstande ist, einen genießbaren Vortrag in zusammenhängender Sprache zu halten, ob er über eine klare, anregende Lehrmethode verfügt, ob er die Fähigkeit besitzt, den Zuhörern ein anschauliches Bild von der Art und der Bedeutung der wissenschaftlichen Fragen zu unterwerfen, die er behandelt, ob er versteht, ihnen einen Schatz von neuen Begriffen, nützlichen Winken und fruchtbaren Ideen mitzugeben, darum kümmert sich keine Behörde. Es giebt Dozenten, die das klägliche Talent besitzen, selbst ihre gewissenhaftesten Zuhörer systematisch aus dem Kolleg hinauszugraulen. Man höre sich nur bei gewissen Dozenten einmal ein Kolleg über einen großen Dichter an,

gleichviel ob griechischen, römischen, französischen, englischen oder deutschen. Welch eine entsetzlich geistlose Kärrnerarbeit macht sich da oft breit! Monatelang wird den Studenten in geisttötender Weise die gesamte Bibliographie in die Feder diktirt, die man doch für zehn Pfennige drucken lassen könnte. Ist das geschehen, so wird das ausgewählte Werk interpretirt, d. h. in Vokale und Konsonanten zerlegt, eine erstickende Fülle von Lesarten, Konjekturen und Kritiken selbst bei den neuesten Dichtern herbeigeschafft und auf die Form des Werkes so lange losgearbeitet, bis das bischen Geist, das der Student noch darin wittert, vollständig verflogen ist. Mit einer oft komisch wirkenden Scheu geht man dabei allen ästhetischen, moralischen oder philosophischen Fragen aus dem Wege, oft aus purer Unkenntnis und offenbarem Mangel an künstlerischem Urteil, oft aus Furcht vor dem niederschmetternden Vorwurfe, man verfahre nicht mehr streng wissenschaftlich und fange an zu „ästhetisiren." Daher auch die wunderliche Erscheinung, daß gerade viele Dozenten der Philologie solche souveräne Verachtung für alle Schönheit der Form nicht allein bei ihren mündlichen, sondern auch bei ihren schriftlichen Darstellungen zur Schau tragen. Je geistloser, trockner und schwerfälliger man ist, desto gediegener glaubt man zu sein. Man frage sich einmal: was nimmt der angehende Gymnasiallehrer aus solchen wissenschaftlichen Vorlesungen für seinen Beruf, für sein Lehramt in der Schule mit? wo soll er die anregenden Gedanken, das gesunde litterarische Urteil, das ästhetische Verständnis hernehmen, die er doch zu seinem Unterricht notwendig braucht, und von denen er seinen Jungen etwas abgeben soll, wenn er nicht ein elender Drillmeister bleiben will? Gehören solche öde Alexandriner, solche wissenschaftliche Handwerker, die mehr Unheil als Segen stiften, auf den Lehrstuhl einer Universität? Man wende nicht ein, daß es nur die Aufgabe der philologisch-historischen Fakultät sei, die Wissenschaft zu pflegen und nicht Gymnasiallehrer zu erziehen, daß der Gelehrte nicht Lehrer und Erzieher zu sein brauche. Das kann nie und nimmer die Meinung einer verständig denkenden Regierung sein. Wäre das der Fall, so thäte der Staat besser, für die Buchgelehrten ein Stift zu gründen, wo jeder auf Kosten des steuerzahlenden Volkes seinen wissenschaftlichen Sport in aller verdienten Abgeschiedenheit treiben könnte. Verlangt aber der Staat, daß auf der Universität seine höhern Beamten und Lehrer gebildet werden, dann mag er auch die Leute, denen er das Recht giebt, Lehrbefähigungen auszuteilen, daraufhin prüfen, ob sie selber imstande sind, zu unterrichten. Es ist eine schöne Sache, daß sich jede Fakultät ihre Mitglieder selbst wählt. Allein diese Freiheit bringt doch auch viele Übelstände und Mißbräuche mit sich. An manchen Universitäten ist dadurch eine unleidliche Gevatter- und Cliquenwirtschaft eingerissen. In gewissen Fächern herrscht im ganzen deutschen Reiche oft nur eine einzige Schule, deren Anhänger durch ein einflußreiches Oberhaupt mit Rücksichtslosigkeit „hochgebracht" werden. Ja es wird nicht mehr lange dauern, und man wird an gewissen Universitäten das „mosaische" Glaubensbekenntniß ablegen, zum mindesten eine völlige Gleichgiltigkeit in christlichen Dingen zur Schau tragen müssen, um sich dort noch als Dozent habilitiren zu können. Das ist kein Scherz; fast ein Drittel der medizinischen Fakultäten besteht schon fast aus „jüdischen Mitbürgern", die sich gegenseitig heben, fördern und treiben. Und auch die philosophischen Fakultäten an unsern christlichen Universitäten, vor allem die Geschichtswissenschaft und die Germanistik (man denke!) die Archäologie und die Kunstwissenschaft haben in den letzten Jahren einen solchen Zuzug von jüdischen Dozenten erhalten, daß das auf jeden unbefangnen Beobachter verblüffend wirken muß. Wir haben in Deutschland neben den evangelischen auch katholische Universitäten, man gründe doch auch jüdische, wenn unter diesen „Mitbürgern" der Trieb nach der Wissenschaft (oder ist es nur der „kapitalkräftige" Ehrgeiz?) so unbezähmbar ist.

Seit einigen Jahren ist ein wahrer Schachergeist unter unsre Universitätslehrer gefahren. Man sehe das nur einmal mit an, wie da um hundert Thaler gefeilscht und gehandelt wird, bevor sich der Gewählte bereit erklärt, den neuen Lehrstuhl anzunehmen. Das Geld spielt auch hier die erste Rolle, alle andern Erwägungen kommen erst in zweiter Reihe. Das sind ungesunde Zustände, die unbedingt Abhilfe verlangen.

Hunderte von Broschüren sind in der letzten Zeit über die Schulreform geschrieben worden. Von einer Universitätsreform spricht kein Mensch, und doch ist hier mindestens ebensoviel zu ändern und zu bessern als auf dem Gebiete des Schulwesens.

Die neue Methode des Geschichtsunterrichts, die drei Lehrer am Kadettenkorps in Berlin, R. Stenzler, F. Lindner und H. Landwehr, durch ein „Lehr- und Lesebuch der Geschichte von der Gegenwart bis auf Kaiser Karl den Großen" in die untern Klassen höherer Lehranstalten einzuführen beabsichtigen,*) hat so allgemeines Staunen erregt, daß es die Verfasser für angemessen gehalten haben, dem Schlußheft ihres Werkes den Versuch einer Rechtfertigung beizufügen. Geglückt ist dieser Versuch nicht. Sie beginnen mit der Erklärung, daß es sich auf der untersten Unterrichtsstufe mehr um Geschichten als um Geschichte handle. Diese Wahrheit wird um so weniger Widerspruch erfahren, als sie längst anerkannt ist und befolgt wird. „Geschichten aus der Geschichte" haben schon verschiedne Lehrer für denselben Zweck zusammengestellt, und der einst sogenannte „kleine Bredow," eigentlich „Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte," löste die Aufgabe, dem angehenden Gymnasiasten eine Vorstellung von dem Zusammenhange der großen politischen Begebenheiten, die sich in historischer Zeit zugetragen haben, und zugleich von dem Einflusse der Entdeckungen und Erfindungen des Menschengeschlechts zu verschaffen, bereits 1804 in einer für die damalige Zeit vortrefflichen Weise. Bredow brauchte nicht dem Lehrer die sonderbare Zumutung zu machen, er möge „vieles, was in dem Buche angedeutet ist, zunächst unbeachtet lassen," wie die Verfasser dieses Lehr- und Lesebuches verlangen, indem sie als Beispiel anführen, daß die Regierungszeiten Friedrich Wilhelms IV. und seines Großvaters überschlagen werden könnten! Wenn der Schüler von diesen Königen nichts erfahren soll, wozu werden sie dann in diesem Lesebuche besprochen? Für die originelle Anwendung des ὕστερον πρότερον werden dann allerlei Ausreden vorgebracht, die nur die Verlegenheit der Verfasser verraten. „Zeus und Hera, Herkules und Theseus, Miltiades und Perikles bleiben in Ehren, aber früher als von ihnen höre der deutsche Knabe von Deutschlands Helden." Ja glauben denn die Herren, der Sextaner, sagen wir in der Zeit von 1820 bis 1890, habe nichts von Blücher, dem Erzherzog Karl, Friedrich dem Großen, dem Prinzen Eugen, dem Großen Kurfürsten, den Hohenstaufen, von Heinrich dem Finkler, Karl dem Großen und Hermann dem Cherusker gewußt, weil ihm zuerst die alte Geschichte erzählt wurde, und er vielleicht nebenher noch in Beckers Erzählungen aus der alten Welt oder in Schwabs Sagen des klassischen Altertums las? Oder erfährt man denn erst durch den Geschichtsunterricht, welchem Staate man angehört, welche Verfassung dieser hat, und von wem er regiert wird? Der junge Mensch, der vor der Zeit die Schule verläßt, soll „nicht ohne Kenntnis der vaterländischen Geschichte ins Leben treten." Gewiß, aber kann er denn diese nur erlangen, wenn „die Gegenwart vorangestellt" wird? So scheint es, denn „Kenntnis der Gegenwart reizt zur Erforschung der Vergangenheit an." — „Ein richtiges Bild von dem heutigen Berlin

*) Vgl. Grenzboten 1891. Nr. 35: Die Weltgeschichte von hinten.

kann auch der fremde Besucher in sich aufnehmen, welcher von der einstigen Beschaffenheit und von der Entwicklung unserer Hauptstadt gar nichts weiß." — Auch „der Krebs erreicht sehr gut (!) sein Ziel." — „Der Gang des Buches ist einer Wanderung von der Höhe zum Fuße eines Berges vergleichbar u. s. w." Ein Bild immer unglücklicher als das andre. Wir meinen, der Gang des Buches sei viel eher vergleichbar der Echternacher Springprozession, die sich abwechselnd vorwärts und rückwärts bewegt. Die dritte Abteilung, Lehrstoff für Quarta, bricht allerdings vollständig mit der Krebsgangmethode, behandelt die Geschichte der europäischen Reiche vom Zeitalter der Entdeckungen bis 1871 chronologisch — warum, wenn doch die umgekehrte Richtung die bessere ist? Auch in diesem Teile soll vermutlich wieder vieles überschlagen werden, z. B. die Reformation. Mit welcher Sorgfalt gearbeitet worden ist, zeige eine Stichprobe. In dem Abschnitt „Die Einigung Italiens" heißt es: „Napoleon I. hatte allerdings ein Königreich Italien geschaffen, aber zu diesem gehörte nicht der Süden der apenninischen Halbinsel. Nach dem Wiener Kongreß hatte hier wiederum Österreich den größten Besitz." Hier? Wo? Etwa im Süden? Unrichtig ist die Notiz auf alle Fälle, denn von den rund 5600 Geviertmeilen des damaligen Italiens kam wenig mehr als ein Siebentel auf Venezien und die Lombardei. — Von Freunden litterarischer Kuriositäten wird dies Lehr- und Lesebuch später gewiß einmal gesucht werden, die Schuljugend aber hoffen wir davor bewahrt zu sehen.

Allerlei aus dem Erzgebirge. Das ist der Titel eines soeben bei Hermann Graser in Annaberg erschienenen hübschen Büchleins von Friedrich Straumer, das eine Reihe von Bildern aus dem Leben des Erzgebirges giebt und dazwischen Erzählungen aus der Vergangenheit des Landes einstreut. Wir meinen, daß das Buch in der Volksschule vortreffliche Dienste leisten müßte. Den Sinn für Ortsgeschichte, für Kulturgeschichte zu wecken und zu bilden, die Keime für die Teilnahme an industriellen und wirtschaftlichen Verhältnissen zu pflegen, für alle diese Dinge, die unserm Unterrichte so not thun und die er lange nicht genug pflegt, würde es jedem verständigen Lehrer eine willkommene Stütze sein. Der Inhalt ist nach den Städten des Erzgebirges geordnet, und Stollberg, Annaberg, Schneeberg, Hartenstein, Chemnitz, Freiberg, Hainichen, Scharfenstein und Ane sind mit Bildern aus der Gegenwart oder Geschichten aus alter Zeit vertreten. Der Verfasser erzählt und schildert durchweg lebendig und frisch, oft mit einem leisen Anstrich freundlichen Humors, immer in einfacher, gemeinverständlicher Sprache.

Der an die Spitze gestellte Titel darf übrigens auch auf andre Veröffentlichungen des genannten Verlages bezogen werden. Offenbar nach dem Vorbilde der bekannten Rudolstädter Klänge des Pastors Sommer erscheinen bei Hermann Graser Alte und neue Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart, von denen vor kurzem das neunte (der Kienig kimmt) und das zehnte Heft (Kleinere Erzählungen und Gedichte) ausgegeben worden sind. Der Humor ist nicht so kräftig, der Witz nicht so schlagend wie in den Rudolstädter Geschichten, aber nicht minder gesund und jedenfalls bezeichnend für den harmlosen, stillzufriedenen Sinn des Erzgebirgers. Schade, daß der Dialekt nicht lautgetreu und auch nicht ganz gleichmäßig gefaßt ist: um der Deutlichkeit willen ist manches den Formen der Schriftsprache genähert worden; ob diese Rücksicht nötig war? Auch die Volkslieder aus dem Erzgebirge, gesammelt und herausgegeben von Dr. Alfred Müller, müssen sich diesen Vorwurf machen lassen, soweit sie überhaupt in der Mundart wiedergegeben sind. Aber der Inhalt dieser Volksliedersammlung (über 300 Lieder für 1,50 M.) ist so köstlich, daß es eine Lust ist, sie von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Da stehen obenan die schlichten Balladen und die einfachen,

gber ergreifenden Liebeslieder, zum großen Teil altes wertvolles Volksgut, längst bekannt, hier nur wieder als noch lebendig im Volke bestätigt; dann folgen frische, kräftige Soldatenlieder, unter denen sich auch Gedichte aus dem siebziger Krieg finden, die ganz zweifellos aus Soldatenkreisen stammen. Eine große Reihe kecker, mutwilliger Tschumperliedeln — so sagt man im Erzgebirge für Schnadahüpfeln —, vom Freien und von der Ehe — die Ehe findet im Volksliede wenig Gnade, meist wird die verlorne Freiheit beklagt —, vom Tanzen und Trinken, von den verschiednen Berufsarten, endlich Kinderlieder, Auszählverse nnd Zählreime der Klöpplerinnen bilden den Schluß. Fürwahr, der wäre zu bedauern, der diesen naiven Erzeugnissen des Volkes keinen Geschmack abgewinnen könnte, der über dem Genuß an dem Duft und der Farbenpracht unsrer Kunstlyrik den Sinn für diese bescheidnen Feldblumen verloren hätte!

An unsre Freunde

Auch diesmal richten wir bei dem bevorstehenden Jahreswechsel an unsre Freunde die dringende Bitte, nach Kräften zur Verbreitung der Grenzboten beizutragen. Wer die Grenzboten regelmäßig liest, dem kann es nicht entgangen sein, wie tief sie im Laufe des letzten Jahrzehnts umgestaltet worden, wie sie immer mehr zu dem geworden (oder wieder geworden!) sind, was man „aktuell“ nennt. Sie haben es freilich werden müssen. Denn immer größer wird die Zahl brennender Fragen auf allen Gebieten des geistigen, des sozialen, des wirtschaftlichen Lebens, die ihrer Lösung harren, immer größer die Zahl derer, die sich an die Grenzboten wenden, wenn sie zur Lösung einer dieser Fragen ein freies, offnes, mutiges Wort zu sagen haben, weil sie wissen, daß sie es hier und nur hier sagen können, in diesen völlig selbständigen, nach allen Richtungen hin unabhängigen Blättern! Unsre Leser stehen sich also selbst im Lichte, wenn sie dulden, daß sich ein großer Lesezirkel mit einem einzigen (!) Exemplar begnügt, das Monate braucht, bis es in die letzten Hände kommt. Das ging vor zwanzig, auch noch vor zehn Jahren, wo die Grenzboten mehr eine populärwissenschaftliche Zeitschrift waren, aber es geht heute nicht mehr; heute müssen sie frisch gelesen werden! Aber es giebt ja auch noch mittlere und kleinere Städte in Deutschland, wo sie ganz fehlen, und wo sie doch für die bessern Köpfe ein vorzügliches geistiges Band und ein rechter Sauerteig werden könnten, wenn sich nur einmal jemand ihrer annehmen und sie empfehlen wollte! Die herannahenden Fest- und Ruhetage werden dazu vielfach Gelegenheit geben, und wir bitten darum.

Der Preis der Grenzboten beträgt für das Vierteljahr 9 Mark. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Leipzig, im Dezember 1891

Verlag und Redaktion der Grenzboten

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Die Eisenbahnwehrkräfte in den europäischen Großstaaten

Das Verdienst, als erster Deutscher auf die umwälzende Bedeutung der Eisenbahnen für die Kriegführung hingewiesen zu haben, gebührt dem großen Sohne Westfalens, Friedrich Harkort, im Volksmunde der „alte Harkort“ genannt. In seiner Schrift „Die Eisenbahnen von Minden nach Köln“ (Hagen, bei A. Brune) äußerte er sich im März 1833 über die militärische Bedeutung der Eisenbahnen u. a. wie folgt: „Die Kunst der Feldherren neuerer Zeit besteht darin, rasch große Streitmassen nach einem Punkte zu bewegen. Während ein preußisches Korps sich von Magdeburg auf Minden oder Kassel begiebt, erreicht in derselben Zeit ein französisches Heer von Straßburg aus Mainz, von Metz aus Koblenz, von Brüssel aus Aachen; wir verlieren also zehn Tagemärsche, welche oft einen Feldzug entscheiden. Diesen Nachteil würde die Eisenbahn heben, indem 150 Wagen eine ganze Brigade in einem Tage von Minden nach Köln schafften, wo die Leute wohl ausgeruht mit Munition und Gepäck einträfen. Denken wir uns eine Eisenbahn mit Telegraphen auf dem rechten Rheinufer von Mainz nach Wesel. Ein Rheinübergang der Franzosen dürfte dann kaum möglich sein, denn bevor der Angriff sich entwickelte, wäre eine stärkere Vertheidigung an Ort und Stelle. Dergleichen Dinge klingen jetzt noch seltsam, allein im Schoße der Zeiten schlummert der Keim so großer Entwicklung der Eisenbahnen, daß wir das Resultat nicht zu ahnen vermögen!“

Die Vorhersagungen des alten Harkort, die damals wenig Gläubige fanden — man denke nur an den wegen seiner entschiednen Feindschaft gegen die Eisenbahnen bekannt gewordnen Generalpostmeister Nagler —, haben sich im

Laufe des Jahrhunderts in vollem Maße bestätigt, und kein Geringerer als Moltke war es, der die umwälzende Bedeutung der Eisenbahnen für die Kriegführung mit weisem Blick und zur rechten Zeit erkannt hat. Im Jahre 1868 schrieb er in seiner berühmten Denkschrift über die Versammlung aller deutschen Streitkräfte im Falle eines Krieges gegen Frankreich und für Aufstellung und Gliederung der einzelnen Armeen: „Zu den Aufgaben des Generalstabes im Frieden gehört es, für alle wahrscheinlichen kriegerischen Eventualitäten die Gruppirung und den Transport der Truppen in detaillirtester Weise zu bearbeiten und die Entwürfe dafür im voraus bereit zu halten. Bei dem ersten Aufmarsche einer Armee kommen die vielseitigsten politischen und geographischen Erwägungen neben den militärischen in Betracht. Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf der Feldzüge kaum wieder gut zu machen. Alle diese Anordnungen lassen sich lange vorher erwägen, und die Kriegsbereitschaft der Truppen, die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt, müssen sie zu dem beabsichtigten Resultat führen."

Werfen wir einen kurzen Blick in die allgemeine Kriegsgeschichte, so fällt uns vor Erfindung der Eisenbahnen die Langsamkeit des Aufmarsches und der Bewegungen der Heere sofort in die Augen. Im Kriege von 1806 erschienen die Spitzen der russischen Armee in Polen, als die verbündete preußische Armee bereits an der Saale geschlagen war. Die polnische Erhebung im Jahre 1830 begann am 29. November, und erst Anfang Februar 1831 waren die russischen Truppen in genügender Stärke bei Brest-Litewsk versammelt, um die Grenze des Königreichs Polen zu überschreiten.

Nach Erfindung der Eisenbahnen hat man bald erkannt, daß der kriegführende Teil, der mit dem Aufmarsche seines Heeres zuerst fertig ist, vor dem Gegner das voraus hat, daß er mit den Bewegungen beginnen und dem Feinde zunächst seinen Willen aufzwingen kann. Er wird bei einigermaßen gleichen Kräften auch die ersten glücklichen Gefechte auf seiner Seite haben, an moralischem Mute gewinnen und Vertrauen erwecken. Er wird geradezu das Gesetz des Handelns geben, statt es zu empfangen. Hieraus erklärt sich der Wettlauf der Armeen unsrer Großstaaten, so schnell wie möglich bedeutende Streitkräfte an der Grenze bereitzustellen. Dieser Wettlauf rechnet nach den Gesetzen der heutigen Strategie schon nach Stunden und nicht mehr, wie früher, nach Tagen und Wochen. Der Aufmarsch der Heere jeder europäischen Großmacht bietet heutzutage das Bild der großartigsten Völkerverschiebung dar. Jede führt mehr als eine Million Menschen und mehrere hunderttausende Pferde heran. Diese Bewegung ist aber nur dann möglich, wenn die Großmächte so viel Eisenbahnen und Betriebsmittel besitzen, daß sie ihre ganze mobile Feldarmee gleichzeitig, gleichmäßig stark und regelmäßig fortdauernd verladen können. Die Eisenbahnnetze der Großstaaten haben daher außer den wirtschaftlichen zugleich den militärischen Anforderungen zu genügen, sie müssen mit der Steigerung der

Heeresmassen und der Massenwirkung der Neuzeit durch Vervollkommnung ihrer Betriebswege und Betriebsmittel schon in Friedenszeiten möglichst Schritt halten.

Der Krieg von 1866 stellte keine allzu großen Anforderungen an die Eisenbahnen, da die Mobilmachung nur ganz allmählich vor sich ging und ein Zusammenziehen der einzelnen Armeen nur teilweise stattfand. Die Ausladung der drei hinter den Grenzen zusammengezogenen Armeen erfolgte in verschiednen Richtungen, und ihr strategischer Aufmarsch sollte erst darnach bestimmt werden, ob es gelingen würde, sich in angreifendem Vorgehen in Feindesland zu vereinigen, oder ob man zur Abwehr und Vereinigung an den Grenzen gezwungen werden würde. In Österreich hatten die Rüstungen bereits früher begonnen, und doch war der Aufmarsch zu der Zeit, wo die preußischen Truppen kampfbereit waren, noch nicht vollendet. Dies lag hauptsächlich daran, daß den Österreichern nur eine einzige Eisenbahnlinie zur Verfügung stand, während der Gegner fünf Linien benutzen konnte.

Der Aufmarsch der preußischen Armee im Jahre 1866 gehört zu den besten seinesgleichen. Nachdem er gelungen war, erschien er vollkommen natürlich, als hätte er nicht anders sein können. Aber man vergegenwärtige sich die Umstände, und man wird das Außergewöhnliche erkennen müssen. Drei feindliche Gruppen von Staaten standen Preußen im Westen, im Südwesten und im Süden gegenüber — dazwischen das zersplitterte preußische Gebiet mit den denkbar ungünstigsten Grenzen. Der preußische Vorsprung wurde nur durch die geschickte Ausnutzung aller fünf Bahnlinien möglich, die auf den Kriegsschauplatz hinausliefen, und durch die Versammlung in drei selbständigen Gruppen.

Im Jahre 1870 standen den deutschen Truppen im ganzen neun Linien zum Aufmarsch nach der Grenze zur Verfügung, und zwar für die norddeutschen Korps:

Linie A Berlin—Hannover—Köln—Bingerbrück—Neunkirchen,
„ B Leipzig oder Harburg—Kreiensen—Mosbach,
„ C Berlin—Halle—Kassel—Frankfurt—Mannheim—Homburg,
„ D Dresden oder Leipzig—Bebra—Fulda—Kastel,
„ E Posen—Görlitz—Leipzig—Würzburg—Mainz—Landau,
„ F Münster—Düsseldorf—Köln—Call.

Für die süddeutschen Korps:

Linie 1 Augsburg—Ulm—Bruchsal,
„ 2 Nördlingen—Crailsheim—Meckesheim,
„ 3 Würzburg—Mosbach—Heidelberg.

Nach der Statistik wurden in der Zeit vom 24. Juli bis zum 3. August in 1200 Zügen 350000 Mann, 87000 Pferde, 8400 Geschütze und Fahrzeuge befördert und hierbei die einzelnen Linien mit 12 bis 18 Zügen von 60 bis 100 Achsen täglich belastet. Während im Jahre 1866 die Beförderung eines Armeekorps 8 Tage bedurft hatte, wurde sie im Jahre 1870/71 in $3\frac{1}{2}$, mit Trains u. s. w. in $5\frac{1}{2}$ Tagen auf zweigeleisigen Bahnen ermöglicht.

Nach dem Feldzugsplan sollten die drei Armeen am 3. August bereits an den ihnen zugewiesenen Sammelpunkten und zwar die erste (rechter Flügel) bei Saarlouis, die zweite (Zentrum) bei Völklingen und Saarbrücken, die dritte (linker Flügel) bei Landau bereit stehen. Falls die Franzosen über die Grenze treten und hierdurch eine regelrechte Ausnutzung der Eisenbahnen stören sollten, hatte man in Aussicht genommen, die Entladung unter Umständen diesseits des Rheins zu bewirken. In elf Tagen waren mehr als dreizehn Armeekorps versammelt und kampfbereit.

Frankreich hatte bei Beginn des Krieges ein reich entwickeltes Eisenbahnnetz von 12475 Kilometern, das in seiner spinnennetzförmigen Anordnung sechs Interessenbereiche deckte. Diese liegen bis auf einen Bereich konzentrisch um Paris herum und zwar in der Richtung nach Belgien, nach dem Kanal, nach dem Atlantischen Ozean, nach dem Mittelmeer und nach der deutschen und der italienisch-schweizerischen Grenze.

Dem Bedürfnis eines ungestörten Aufmarsches oder eines siegreichen Feldzuges hätte das französische Netz, das bereits damals vollständig ausgebaut war, sehr wohl genügen können, wenn beim Ausbruch des Krieges eine Organisation des Militäreisenbahnwesens vorhanden gewesen und die Nebenbahnen mit entsprechenden Stationsanlagen, Wasserplätzen, Lade- und Ausweichgeleisen und hinreichenden Betriebsmitteln ausgerüstet gewesen wären.*)

Die Franzosen haben denn auch gleich nach dem Feldzuge die Erfahrungen des Krieges benutzt, ihr Eisenbahnwesen nach preußischem Muster organisirt und ihr Netz mit Aufbietung großartiger Geldmittel erweitert und vervollständigt. Im Jahre 1889 besaß Frankreich bereits 35264 Kilometer Eisenbahnen mit 9422 Lokomotiven, 21809 Personenwagen und 233155 Güterwagen. Statt drei, wie im Jahre 1870, führen jetzt neun fast durchgängig zweigeleisige und von einander unabhängige Bahnlinien nach dem östlichen Grenzgebiet. Die umfassendste Neuordnung erfuhr aber das militärische Eisenbahnwesen in Frankreich durch das Gesetz vom 28. November 1888 mit seinen Ausführungsbestimmungen vom 5. Februar 1889. Nach diesem wird der Eisenbahndienst durch den großen Generalstab unter gleichzeitiger Überwachung durch den Kriegsminister geleitet. Die Thätigkeit der obern Kommissionen für die Eisenbahnen erstreckt sich auf die Beratung und Begutachtung der ihr vom Kriegsminister vorgelegten Fragen. Diese beziehen sich auf die Transporte, den Oberbau und die Betriebsmittel, die Anlegung neuer Linien, die Ausbildung und Verwendung der Eisenbahntruppen u. s. w. Der Dienst auf den Linien der sechs großen Eisenbahngesellschaften und der Staatsbahnen wird den Linienkommissionen übertragen, die aus einem Vertreter der Bahngesellschaft und aus einem höhern Offizier (Linienkommissar)

*) Vgl. die politisch-militärische Studie von dem Verfasser dieses Aufsatzes (Miles Ferrarius): Die Eisenbahnen und die Kriegführung. (Hamburg, 1890.)

bestehen. Neben den Linienkommissionen auf den Linien der nationalen Eisenbahngesellschaften besteht eine Feldeisenbahnkommission, der die Feldeisenbahnsektionen, bestehend aus Personal der Eisenbahngesellschaften und der Staatsbahnen, und die Eisenbahntruppen unterstellt sind. Die Feldeisenbahnsektionen sind in neun Gruppen verteilt und folgendermaßen zusammengesetzt: Paris—Lyon—Mittelmeer (doppelt), Paris—Orleans, Westbahn, Nordbahn, Ostbahn, Südbahn, Ost-, West- und Nordbahn, Staatseisenbahnen. Jede Sektion besteht aus einem Kommandeur und 1272 Beamten und Arbeitern. Das Gesamtpersonal beläuft sich demnach auf 9 Kommandeure und 11448 Mann.

Der Kommandeur einer Sektion hat die Stellung eines Korpschefs. Die Sektionen sind im Frieden den Besichtigungen, den Einberufungen und Musterungen unterworfen. Ihre Aufgabe ist es, sich mit allen auf die Mobilmachung bezüglichen Verfügungen und Einrichtungen schon im Frieden vertraut zu machen. Der Dienst im Rücken des Heeres (les services de l'arrière) zerfällt in zwei gesonderte Zweige, das Eisenbahn- und das Etappenwesen.

Die wichtigsten Punkte auf den zu militärischen Zwecken benutzten Linien sind:

1. Die großen Depots zur Ansammlung von Personal, Kriegs- und Betriebsmitteln,
2. die Versammlungsbahnhöfe (gares dites de rassemblement, früher gares de point de départ d'étapes), denen wiederum die points de répartition für die Krankentransporte im Bedarfsfalle dienen,
3. die Übergangsstationen (stations de transition),
4. die Güterdepots (stations magasins),
5. die Etappenhauptorte, je einer auf jeder in der Nähe der Armee endenden Bahnlinie,
6. die Verpflegungsstationen (stations-haltes-repas).

Im Jahre 1870 besaßen die Franzosen noch keine für die Aufgaben des Krieges geschulten Eisenbahntruppen. Erst im Jahre 1889 wurde das fünfte Genieregiment (régiment de sapeurs de chemin de fer) zu einem Eisenbahnregiment umgewandelt, das aus drei Bataillonen zu je vier Kompagnien und einer Fahrerkompagnie mit einer Stärke von 63 Offizieren, 2035 Mann, 95 Pferden besteht. Der Friedensstand einer Kompagnie beträgt 4 Offiziere und 160 Mann.

In Frankreich soll die mittlere Fahrgeschwindigkeit in der Stunde 25—30 Kilometer, die Zahl der Wagen eines Militärzuges fünfzig betragen. Die Leistungsfähigkeit der zweigeleisigen Bahnen wird zu 40 bis 50, die der eingeleisigen zu 18 bis 20 Zügen täglich angegeben. Die Züge folgen nicht mit Stations-, sondern mit Zeitabstand von mindestens zehn Minuten.

Frankreich ist in der günstigen Lage, nur eine strategische Front zu haben, die ernsthaft in Betracht kommen kann: die Ostfront. Teilt man Frankreich durch die Linie Havre—Nismes in zwei ziemlich gleiche Teile, so liegen in der östlichen Hälfte 327 Bataillone, 275 Schwadronen, 276 Batterien, in

der westlichen Hälfte dagegen nur 189 Bataillone, 100 Schwadronen und 192 Batterien. Kein Truppenteil der östlichen Hälfte hat dabei bis zum Versammlungspunkt mehr als zwanzig Stunden Eisenbahnfahrt. Eine Anzahl Infanterieregimenter, Jägerbataillone und Batterien stehen außerdem außerhalb des regelmäßigen Verbandes meist an der Ostgrenze in Garnison. Im übrigen wird vermutlich auch kein Ausladungspunkt der einzelnen Armeekorps weiter als 80 Kilometer von der Grenze entfernt sein. Es ist daher wohl mit Sicherheit zu erwarten, daß die Leistungen der französischen Eisenbahnen in einem künftigen Kriege ungleich größer sein werden, als sie in den Jahren 1870/71 gewesen sind.

Wenden wir uns nun zu der Eisenbahnwehrkraft des den Franzosen in letzter Zeit so freundlich gesinnten russischen Reiches.

Die großartigen Leistungen der Eisenbahnen im Feldzuge 1870/71 sind im russisch-türkischen Kriege 1877/78 nicht annähernd erreicht worden.*) Betrachten wir uns das russische Netz etwas näher, so fällt uns gleich auf, daß man bei seiner Anlage hauptsächlich von dem militärischen Gesichtspunkte ausgegangen ist, nämlich die Hauptstädte und Hauptgarnisonplätze auf dem kürzesten Wege mit dem Westen zu verbinden und die Eisenbahnen dort ausmünden zu lassen, wo voraussichtlich die Armeen aufmarschiren werden. In den übrigen Großstaaten hat man dagegen die wirtschaftlichen und die militärischen Anforderungen fast immer zugleich berücksichtigt, selbst bei den größten Bahnbauten Frankreichs seit dem Feldzuge von 1870/71. Und dennoch ist die Verbindung des russischen Reiches mit Deutschland auf die fünf Stationen: Eydtkuhnen, Prostken, Mlawka, Alexandrowo und Sosnowice beschränkt. Während Rußland im Jahre 1880 nur 21104 Werst Eisenbahnen hatte, besaß es am 1. Januar 1890 schon 29601 Werst = 31584 Kilometer gegen 1. Juli 1888 27942 Werst = 28814 Kilometer. Am 1. Januar 1891 waren 30340 Werst = 32372 Kilometer im Betriebe. Der größte Teil — 28997 Werst = 30909 Kilometer — liegt im europäischen Teile des Reiches. Von Petersburg und Moskau führen drei Hauptlinien, die zwar noch nicht durchweg zweigeleisig sind, aber den Unterbau für das zweite Geleise besitzen. Die europäische Spurweite haben 522, die russische 311,623 Kilometer; außerdem haben drei Bahnen noch andre Spurweiten. Die Abweichung von der auf dem Kontinent fast allgemein eingeführten Normalspurweite der Geleise (1,435 Meter) ist ursprünglich keineswegs auf militär-politische Gesichtspunkte zurückzuführen, da die erste, von dem österreichischen Ingenieur Fr. A. Ritter von Gerstner in Rußland erbaute, im Jahre 1838 eröffnete Eisenbahn St. Petersburg—Zarskoe-Selo mit einer Spurweite von 1,82 Meter hergestellt wurde, um gehörig leistungsfähige, bei rascher Fahrt nicht zu stark schwankende Lokomotiven bauen

*) Vergl. A. Springer, der russisch-türkische Krieg 1877/78 in Europa. (Wien 1891.

zu können, und um ein besseres Verhältnis zwischen Nutzlast und toter Last der Wagen zu erzielen. Die gleiche Spurweite sollte auch bei der zweiten russischen Eisenbahn St. Petersburg—Moskau in Anwendung kommen. Auf den Rat des als „beratender Ingenieur" von der russischen Regierung berufenen amerikanischen Ingenieurs Major Whistler wurde aber die Spurweite auf 5 Fuß englisch = 1,5 Meter festgesetzt. Mit dieser Spurweite wurden darauf die meisten Eisenbahnen Rußlands gebaut.

Wollte man aber auch annehmen, daß die russische Eisenbahnpolitik die Verbindungen mit dem Westen absichtlich nirgends habe verschmelzen lassen, so muß man doch sagen, daß das Umlegen und Ändern der Linien zur sogenannten Normalspurweite bei den großen Fortschritten der Technik nicht so schwer ausführbar ist, wie es den Anschein hat. Im russisch-türkischen Kriege 1877/78 bot sich die erste Gelegenheit, eine Bahn mit Normalspurweite — die Strecke Ungheni—Jassy der rumänischen Bahn — für das russische rollende Material benutzbar zu machen. Hierbei haben die Russen selbst erfahren, daß sich der Geleiseunterschied ohne allzu großen Zeitverlust ausgleichen läßt, wenn man nur imstande ist, das erforderliche Schienenmaterial heranzuschaffen.

Was nun die militärische Organisation des russischen Eisenbahnwesens betrifft, so ist diese fast ganz der deutschen nachgebildet, in den Grundsätzen vollständig, in der Ausführung bis auf die Namen beinahe vollständig. Ähnlich unsern Linienkommissionen, giebt es dort „Leiter der Truppentransporte," und zwar vierzehn: in Petersburg und Moskau je zwei, je einen in Helsingfors, Wilna, Warschau, Homel, Kiew, Charkow, Nowoczerkask, Odessa, Kasan, Tiflis.

Im Kriege tritt bei jedem Armeeoberkommando eine Feldverwaltung der militärischen Kommunikationen in Thätigkeit, die wieder in Verwaltungen für Etappen-, Wege-, Feldpost- und Telegraphenangelegenheiten und für Armeetransporte zerfällt. Unter diesen stehen die Beamten der Staats- und Privatbahnen, die Linien- und Etappenkommandanturen und die Eisenbahntruppen. Dem Chef des Generalstabes der Armee sind die Feldverwaltungen unterstellt. Im Inlande bleiben die Militäreisenbahnbehörden unverändert, wie im Frieden. Linien- und Etappenkommandos werden nach Bedarf auf den in Besitz genommenen Linien des Kriegsschauplatzes im Auslande aufgestellt.

Die russische Eisenbahntruppe besteht aus sechs Bataillonen, jedes im Frieden zu fünf, im Kriege zu vier Kompagnieen. Das Bataillon hat im Frieden 28 Offiziere, 625 Mann, im Kriege 30 Offiziere, 1112 Mann, 42 Fuhrwerke, 85 Pferde und 66 Fahrsoldaten.

Bei den großen Herbstübungen im Jahre 1890 wurden auch diese Bataillone zur Anlage und zum Betriebe von Feldbahnen in Wolhynien eingezogen; nach Äußerungen der Presse sollen die Ergebnisse in hohem Grade befriedigt haben.

Wenn nun auch nicht zu leugnen ist, daß Rußland fühlbare Schwächen des Eisenbahnnetzes mit Ausdauer und Geschick zu beseitigen bemüht gewesen ist und das Netz selbst bedeutend erweitert hat, so ist doch die Leistungsfähigkeit der russischen Bahnen im Kriegsfalle auch nicht annähernd mit den Bahnen der übrigen Großstaaten zu vergleichen.

Da die ungünstigste Strecke der Bahn im Allgemeinen als Wertmesser angesehen werden kann, so wird man die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit der russischen Bahnen erreicht haben, wenn man ihnen für den Tag die Leistungsfähigkeit der deutschen eingeleisigen Bahnen zutraut. Es gehören außerdem noch bedeutende Neubauten dazu, um das russische Eisenbahnwesen in einen annähernd gleichen Zustand zu bringen, wie ihn das französische und das deutsche zeigen. Dazu kommt, daß die russischen Bahnen unter der Verwaltung zahlloser (nahe an fünfzig) Privatgesellschaften stehen und vielfach der einheitlichen und straffen Leitung entbehren. Die Betriebsmittel sind auch im Verhältnis zu der gewaltigen Ausdehnung überaus spärlich vorhanden. Vergleichen wir die Zahl der Lokomotiven mit denen der andern Großstaaten, so ergiebt die Vergleichung folgendes Bild. Die Zahl der im Betriebe befindlichen Lokomotiven betrug:

	Betriebslänge km	im Ganzen	für den km
in Deutschland (1887/88)	39157	12811	0,327
„ Frankreich (1887)	23515	9747	0,92
„ Österreich-Ungarn (1886)	23007	4610	0,20
„ Italien (1887)	11761	2256	0,19
„ im europäischen Rußland (ausschließlich Finnland) (1887)	26968	6591	0,25

In meiner Schrift „Die Eisenbahnen und die Kriegführung" (S. 20) wird darauf hingewiesen, daß die geographische und topographische Lage in Polen dem russischen Heere durchaus nicht günstig sei. Soviel auch Rußland für die Erweiterung seines Eisenbahnnetzes gethan habe, so stünde dieses doch weit hinter dem deutschen und dem österreichischen zurück, die in drei Tagen dieselbe Arbeit zu verrichten vermöchten, wie das russische in sieben Tagen. Gerade wegen der Unzulänglichkeit der Eisenbahnen müsse sich die russische Mobilmachung unter allen Umständen langsamer vollziehen als die deutsche und die österreichische. (Vgl. Français et Russes vis-à-vis de la Triple Alliance. Par Paul Morin, Capitaine d' Artillerie. Paris, 1889.)

Ein andrer Kenner Rußlands, Hannibal vom Lofen, gelangt in seiner Schrift „Rußlands Dichten und Trachten" (Leipzig, Wigand, 1890) zu dem Ergebnis, daß in den Eisenbahnverwaltungen Rußlands außer den allbekannten, in Rußland aber unvermeidlichen Mißbräuchen eine erstaunliche Unbeholfenheit und Verständnislosigkeit herrsche, die man vergeblich in einem auf der Höhe der Zeit stehenden Staatswesen unsers Jahrhunderts suchen werde.

Im Jahre 1877 kamen bei den russischen Militärtransporten nicht weniger als 289 Entgleisungen und 250 Zusammenstöße vor, bei denen 281 Lokomotiven und 1422 Wagen beschädigt und nach dem Zugeständnis der russischen Behörden nicht weniger als 484 Menschen getötet und 958 schwer verletzt wurden. Die russischen Eisenbahnen kosteten also mehr Menschenleben, als der Übergang über die Donau im Angesicht des Feindes. (Der Verlust bei Galatz und Braila betrug 6 Offiziere, 140 Mann, bei Zimnitza-Sistowa 280 Offiziere, 700 Mann.) Die Katastrophe von Borki hat gelehrt, daß der mangelhafte Unterbau der Bahnen, das fehlerhafte Betriebsmaterial und die Verwaltung selbst wohl gleichmäßig an den vielen Opfern schuld sind, die alljährlich die russischen Bahnen fordern. Nach der Nowoje Wremja verunglückten in der letzten Zeit auf russischen Bahnen durchschnittlich 1340 Personen jedes Jahr.

Aus alledem geht zur Genüge hervor, daß namentlich die Beschaffenheit seiner Eisenbahnen Rußland an einem Angriffskriege hindern wird. War doch schon die geringe Leistungsfähigkeit der russischen Bahnen des Südens und des Westens bekanntlich im Jahre 1877 für die russische Regierung ein bestimmter Grund, die Mobilmachung und Versammlung von sechs Armeekorps bereits am 1. November 1877 anzuordnen, obgleich die Verhältnisse den Beginn der Operationen nicht vor den April 1878 gestatteten.

Nachdem wir uns so mit der Eisenbahnwehrkraft Frankreichs und Rußlands bekannt gemacht haben, wollen wir die Betrachtung nun auf unser Vaterland lenken und insbesondre auf den Dreibund. In unserm Vaterlande hat der Gedanke der Ansammlung aller Beförderungsgewalt in der Hand des Staates schon heute nicht zu unterschätzende Früchte gezeitigt.

Im Anfange des Krieges von 1870 bestand das Staatseisenbahnnetz in Preußen im ganzen aus 3215 Kilometern. Die gegenwärtigen Staatseisenbahnen umfassen ein Netz von 25 592 Kilometern. Das gesamte deutsche Eisenbahnnetz hatte im Jahre 1889/90 eine Ausdehnung von 41 220 Kilometern. Mit wenigen Ausnahmen befinden sich sämtliche wichtigen Bahnlinien im Betriebe und Besitze der einzelnen Staaten.

Der Bestand der Betriebsmittel der preußischen Staatseisenbahnen war am 1. April 1891: 9600 Lokomotiven, 15 200 Personenwagen, 196 000 Gepäck- und Güterwagen. Die Betriebsmittel der Eisenbahnen Deutschlands bestanden im Jahre 1889/90 aus: 13 496 Lokomotiven, 25 404 Personenwagen, 1647 Postwagen, 273 559 Gepäck- und Güterwagen.

Oberste militärische Eisenbahnbehörde ist die Eisenbahnabteilung des großen Generalstabs; von dem Chef wird die Linieneinteilung des Eisenbahnnetzes entworfen. Die ausführenden Organe dieser Abteilung sind achtzehn Eisenbahnlinienkommissionen, die in Berlin, Königsberg, Breslau, Bromberg, Erfurt, Magdeburg, Köln (zwei), Elberfeld, Frankfurt a. M., Straßburg, Stuttgart, München, Dresden, Sachsenhausen, Hannover, Altona und Ludwigshafen ihren

Sitz haben. Sie bestehen aus einem Stabsoffizier, meist der Infanterie entnommen, als militärischem und einem höhern Beamten als technischem Mitgliede nebst dem erforderlichen Unterpersonal. Sie haben den Verkehr zwischen der Eisenbahnabteilung des Generalstabs und den verschiednen Bahnverwaltungen zu vermitteln, die Transportangelegenheiten ihres Amtsbereichs zu bearbeiten und die Militärtransporte z. B. bei den Manövern und bei sonstigen Truppenzusammenziehungen zu überwachen. Im Kriege ist das Militäreisenbahnwesen ähnlich geregelt und einem stets im großen Hauptquartier anwesenden Chef des Feldeisenbahnwesens übertragen, der dem Generalinspekteur des Etappen- und Eisenbahnwesens unterstellt ist. Von dort aus wird auch der Betrieb der Eisenbahnen auf dem Kriegsschauplatze geregelt, während der Betrieb der inländischen Bahnen den Bahnverwaltungen verbleibt.

Der Krieg von 1870/71 bewies u. a. auch die Notwendigkeit, schon im Frieden Eisenbahntruppen zu besitzen. Die Zunahme der Heeresstärke, die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und die Möglichkeit, auf zwei verschiednen Kriegstheatern gleichzeitig in Thätigkeit treten zu müssen, zwangen zu der Vermehrung dieser technischen Truppen. So bestehen augenblicklich die Eisenbahntruppen aus einer Eisenbahnbrigade mit zwei Regimentern zu je zwei Bataillonen und einer Versuchsabteilung und einem bairischen Bataillon zu zwei Kompagnien, im ganzen achtzehn Kompagnien; die Brigade liegt in Berlin, das Bataillon in München. Zum Eisenbahnregiment Nummer 2 gehört eine sächsische und eine württembergische Kompagnie, die einschließlich ihrer Offiziere aus Sachsen und Württembergern besteht. Es ist dies die einzige Truppenformation, bei der innerhalb des Regimentsverbandes Offiziere und Mannschaften verschiedner deutschen Kontingente so unmittelbar zusammengestellt sind. Der Eisenbahnbrigade ist außerdem die Direktion und die Betriebsabteilung der Militäreisenbahn sowie die Luftschifferabteilung unterstellt.

Die Errichtung einer Eisenbahnbrigade beweist, welche Bedeutung diesem Truppenteil in der Armee beigemessen wird. Vergleichen wir die heutige Karte des deutschen Bahnnetzes mit der Karte vor zwanzig Jahren, so fällt uns auf, daß im Osten eine nicht geringe Anzahl von Querlinien zu den nach der Grenze führenden strahlenförmigen Linien ausgebaut worden ist.

Wenn auch noch an einzelnen Stellen der Bau strategischer Linien im Laufe der Zeit für notwendig erachtet werden mag, so dürfte der Ausbau des strategischen Netzes nach dem Westen des Reiches hin den Anforderungen eines vollständigen Aufmarsches und eines regelmäßigen Nachschubes schon jetzt im allgemeinen genügen. Dies ist insbesondre bei den Linien in Süddeutschland der Fall, wo heute sieben doppelgeleisige Bahnen zur Truppenbeförderung von Osten nach Westen verfügbar sind. Es sind dies die Linien:

1. Mainz—Frankfurt—Hof,
2. Mainz—Würzburg—Eger,

3. Mannheim—Crailsheim—Eger,
4. Germersheim—Bietigheim—Regensburg,
5. Karlsruhe—Stuttgart—Ulm—Passau,
6. Straßburg—Villingen—Ulm—München,
7. Mülhausen—Leopoldshöhe—Aulendorf—München mit den Zweiglinien Weizen—Immendingen und Tuttlingen—Beuren—Sigmaringen|Donauthal.

Mit der im Mai 1890 erfolgten Eröffnung der Bahnstrecken an der schweizerischen Grenze: Immendingen—Weizen, Säckingen—Schöpfheim und Lörrach—Leopoldshöhe, der sogenannten Schweizer Umgehungsbahn, die das von der Bahnlinie Konstanz—Basel durchschnittene Schweizergebiet bei Basel und Schaffhausen umgeht, hat der Ausbau des süddeutschen strategischen Bahnnetzes, wie er durch das Gesetz vom 1. Juni 1887 geplant wurde, seinen Abschluß erreicht. Die Eröffnung dieser Bahnstrecken bezeichnet einen wichtigen Fortschritt in der Verteidigungsfähigkeit Süddeutschlands, sowie in der Kriegsbereitschaft des deutschen Reiches überhaupt. Auf sämtlichen von diesem Gesetz betroffenen Linien sind heute die zweiten Geleise im Betriebe.

Süddeutschland ist jetzt statt durch drei durch sieben vollständig leistungsfähige, ganz unabhängige Bahnen mit dem Westen verbunden, und wenn keine unvorhergesehenen Fälle eintreten, imstande, seine Streitkräfte rechtzeitig über den Rhein zu werfen, der im süddeutschen Bereiche auf sechs festen Eisenbahnbrücken und zwei Dampftrajekten überschritten werden kann.

Im ganzen befinden sich heute längs der Westgrenze des deutschen Reiches neunzehn Eisenbahnübergänge über den Rhein, und sechzehn Bahnen stellen ihre von Osten nach Westen laufenden Doppelwege den Truppen zur Verfügung, während im Jahre 1870 nur neun Linien dem Aufmarsche dienen konnten. Im übrigen besitzt Deutschland für den Aufmarsch seiner Armeekorps an der Ostgrenze des Reiches elf Bahnlinien. Hieraus geht hervor, daß vonseiten der Heeresleitung und der Eisenbahnverwaltungen alles vorgesehen worden ist, um den strategischen Aufmarsch möglichst sicherzustellen.

Auch in Österreich-Ungarn ist man seit den Erfahrungen der Feldzüge von 1859 und von 1866 bemüht gewesen, die militärische Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen zu erhöhen. Namentlich ist durch die Verstaatlichung mehrerer Privatbahnen, durch die Ergänzung und Erweiterung des Netzes und durch die Anlegung neuer, rein strategischer Bahnen das österreichische Eisenbahnwesen sehr verbessert worden. Durch die im Jahre 1890 eröffnete Linie Muncacs—Stryj ist das ostungarische Netz mit den galizischen Bahnen in unmittelbare Verbindung gebracht worden. Fünf leistungsfähige Linien führen nach dem Grenzgebiete nördlich von den Karpaten.

Die Gesamtlänge der Bahnen betrug im Jahre 1889 25 731 Kilometer.

Unter dem Chef des Feldeisenbahnnetzes, der dem Armeeoberkommando und dem Chef des Generalstabes im Hauptquartier untergeordnet ist, stehen

wiederum außerhalb des Kriegsschauplatzes die Zentraleisenbahntransportleitung und auf dem Kriegsschauplatze selbst die Feldeisenbahntransportleitungen, die Linien- und Etappenkommissionen, die Militäreisenbahndirektionen mit den Betriebsinspektionen und Betriebsabteilungen. An Eisenbahntruppen sind vorhanden: das Eisenbahn- und Telegraphenregiment, sowie acht Betriebsabteilungen. Letztere werden aus dem wehrpflichtigen Personal der Bahnverwaltungen in einer Stärke von zweihundertundacht Köpfen gebildet und tragen die Eisenbahnuniform mit besondern Abzeichen. Das Eisenbahnregiment zählt drei Bataillone mit je vier Kompagnien und je einem Eisenbahn- und Telegraphenkadre. Im Frieden besteht das Regiment aus achtzig Offizieren und 1447 Mann; im Kriege stellt das Regiment an Eisenbahntruppen zwölf Feldkompagnien mit je fünf Offizieren, 224 Mann, sechs Fuhrwerken, 29 Pferden und ein Ersatzbataillon zu drei Kompagnien.

Eine bemerkenswerte Einrichtung besteht in Österreich in den sogenannten „transportabeln Feldeisenbahnen." Nach der Erklärung des österreichischen Kriegsministers und Feldzeugmeisters Baron Bauer im österreichischen Reichstage liefern diese Einrichtungen „ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Sicherstellung des Nachschubes im heutigen Kriege." Die Doppelwagen dieser Bahnen, die zum Teil mit Schmalspurlokomotiven, zum Teil auch durch Pferde bewegt werden und im letztern Falle bei dreimaligem Pferdewechsel 60 Kilometer am Tage laufen können, fassen je 1500 Portionen Brot oder fünf Ochsen. Auch sind Vorrichtungen getroffen worden, diese Wagen zum Transport von Kranken und Verwundeten zu benutzen.

Auch in Italien endlich hat man in den letzten Jahren mit aller Umsicht und Ausdauer die militärische Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen erhöht. Während das italienische Netz im Jahre 1889 eine Ausdehnung von 12 351 Kilometern hatte, wird es in den nächsten zehn Jahren nach Vollendung der von den Eisenbahngesellschaften mit staatlichen Unterstützungen zu erbauenden Linien eine Ausdehnung von 15 000 Kilometern gewinnen. Durch das Gesetz vom 30. Dezember 1885 sind der Regierung sechsundachtzig Millionen Lire für die Eisenbahnen überwiesen worden. Sämtliche Linien, die von den Hauptorten nach dem Pothale führen oder es der Länge nach durchziehen, sollen mit Doppelgeleisen versehen werden.

Die Leitung des gesamten Eisenbahnverkehrs geht bei der Mobilmachung auf die Militärverwaltung über.

An Eisenbahntruppen zählt Italien: eine Eisenbahnbrigade und die von den Bahngesellschaften aufgestellten Kompagnien. Die Brigade ist im Frieden zwanzig Offiziere und achthundert Mann stark. Die Kompagnie besteht im Kriege aus fünf Offizieren, 240 Mann, 26 Pferden und fünf Fuhrwerken. Außerdem sollen im Kriegsfalle aus dem noch wehrpflichtigen Personal das Mittelmeer- und das Adriatischen Netzes acht Eisenbahnkompagnien gebildet werden. Jede Kompagnie soll aus 800 Mann bestehen.

Was die strategische Bedeutung des italienischen Bahnnetzes für den Dreibund betrifft, so kommt hierbei in erster Linie in Betracht, daß dieses Bahnnetz von dem übrigen Europa durch die Alpen abgeschlossen ist. Italien besitzt für den Aufmarsch an der Nordwest-, der Nord- und der Nordostgrenze nur drei das ganze italienische Gebiet von Süden nach Norden durchziehende Bahnlinien und nach Vollendung der Strecken Verona—Bologna und Avezzano—Faenza eine vierte, kürzere. Zu diesen kommt in der lombardischen Ebene noch eine beträchtliche Anzahl kleinerer Sekundärbahnen. Wenn auch mit der Zeit eine große Anzahl von Querlinien nach den Küstengebieten ausgebaut worden ist, so muß hier doch noch vieles geschaffen werden, um eine rasche Versammlung des italienischen Heeres an einem Punkte des langgestreckten Küstengebietes zu ermöglichen.

Das hier mit wenigen Strichen entworfene Bild sollte zeigen, in welchem Verhältnis und in welchem Maße in den letzten zwanzig Jahren die militärische Kraft der Eisenbahnen gesteigert worden ist. Unter den europäischen Großstaaten steht neben Deutschland Frankreich auf gleicher Höhe; der Zuwachs an Eisenbahnlänge ist in beiden Staaten von 1884 bis 1888 fast gleich, in Frankreich 4048, in Deutschland 4047 Kilometer. Es folgt dann Österreich-Ungarn (einschließlich Bosniens und der Herzegowina) mit 3658 Kilometern, Rußland (einschließlich Finnlands) mit 3643 und Italien mit 2286 Kilometern.

Auch aus diesen Zahlen gewinnen wir die beruhigende Überzeugung, daß Deutschland hinter seinen beiden Nachbarn in keiner Weise zurückgeblieben ist. Wenn man berücksichtigt, daß an der Ost- und der Westgrenze des Reiches unsre Nachbarn starke, fast kriegsbereite Truppenmassen, insbesondre Kavalleriedivisionen vereinigt haben, denen allem Anscheine nach die Rolle zugewiesen ist, unsre Mobilmachung zu stören, so wird man verstehen, weshalb die deutsche Heeresverwaltung in der letzten Militärvorlage besondern Wert darauf legt, daß unsre an den Grenzen bereits in Garnison liegenden Truppen nach erhaltenem Befehl in wenigen Stunden kriegs- und kampfbereit seien. Unter dem Schutze dieser Truppen wird sich alsdann der Aufmarsch an der Grenze ohne jegliche Störung vollziehen, und die Eisenbahnen werden ihren wichtigen Aufgaben dienen können.

Die heutigen Armeen sind, wie wir aus dem vorstehenden Bilde ersehen haben, durch die Eisenbahnen nicht mehr, wie früher, an eine Linie gebunden; sie benutzen das ganze hinter ihnen liegende Eisenbahngebiet. Ein zukünftiger Krieg — den Gott verhüten möge — wird daher auch den Eisenbahnen ungleich größere Aufgaben als bisher zuweisen, und dies in Deutschland umsomehr, als wir uns gleichzeitig gegen Westen und Osten schützen müssen.

Die Wehrhaftmachung der Völker der europäischen Großstaaten durch ein wohldurchdachtes strategisches Eisenbahnnetz bietet aber auch eine Bürgschaft mehr für die Erhaltung des Friedens. Diese Bürgschaft trifft in gleichem Maße auch bei den Staaten zu, denen durch die europäischen Großmächte die

Neutralität ihres Gebietes gewährleistet ist. Wer den gegenwärtigen Beziehungen der Großstaaten zu einander nur einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, — so meint der Verfasser eines Aufsatzes in der Zeitung des Vereins der deutschen Eisenbahnverwaltungen (Jahrgang 1891: „Die Eisenbahnen bei einer Mobilmachung der neutralen Staaten") — wird sich nicht darüber täuschen können, daß ein zwischen zwei Mächten ausbrechender Krieg nicht auf diese beiden beschränkt bleiben wird. Aller Voraussicht nach wird alsdann ein allgemeiner europäischer Krieg entbrennen und keine Macht vorhanden sein, die das Gewicht ihrer Feindschaft für die Aufrechterhaltung der verbürgten Neutralität jener Staaten in die Wagschale werfen könnte. Die Regierungen dieser Staaten, namentlich von Belgien und der Schweiz, die am meisten bedroht erscheinen, haben wohl eingesehen, daß sie nur dann auf unbedingte Beachtung ihrer Neutralität rechnen können, wenn sie der kriegführenden Macht, die zur Verletzung der Neutralität Lust verspüren sollte, einen erheblichen Widerstand entgegen zu setzen vermögen. In Belgien sind die den Eisenbahnen in dieser Hinsicht zugewiesenen Aufgaben durch den königlichen Erlaß vom 13. April 1887, betreffend die Einrichtung des Eisenbahnverkehrs-, Post- und Telegraphendienstes bei der Feldarmee, in der Schweiz durch das Gesetz über die Militär-Einrichtungen vom 13. November 1874 und den Erlaß des Bundesrats vom 8. März 1887, betreffend den Aushebungsdienst, den Nachschubdienst und den Eisenbahndienst in Kriegszeiten, geregelt und vorgesehen. Wie dem auch sein mag, für alle Staaten, die den Frieden lieben, gilt der gleiche Grundsatz: Si vis pacem, para bellum.

Wie die Konfessionen einander brauchen

Geschichtsphilosophische Gedanken 14

Daß die katholische Kirche nach gänzlicher Austreibung des Widerspruchsgeistes nicht am Leben bleiben könnte, sondern zur Mumie vertrocknen müßte, wenn dieser Geist nicht fortführe, sie von außen, vom protestantischen Lager aus zur Handhabung der Waffen des Geistes zu zwingen, ist schon gesagt worden. Dem wissenschaftlichen Fortschritt gegenüber hat sich die Hierarchie nach dem Tridentinum benommen wie eine Henne, der die ausgebrüteten Enten fortschwimmen. Sie hat nicht aufgehört, über die gottlose Wissenschaft zu jammern, und soweit ihre

Macht reichte, ihre eignen Küchlein durch Absperrung vom Zeitgeist, durch einen Index der verbotenen Bücher, durch Verfolgung der Forscher vor dem Verderben zu bewahren. Doch hat sie bei Zeiten eingesehen, daß der Fortschritt in den Naturwissenschaften wenigstens ihr nicht viel anhaben könne, und hat sich sogar früher als die lutherische Orthodoxie damit ausgesöhnt; ja die Jesuiten haben ihn zu ihrer eignen und der Kirche Verherrlichung verwendet. Nur gegen Geschichte und Philosophie ist sie noch lange mißtrauisch geblieben, bis protestantische Geschichtschreiber das von den katholischen Josefinern mit Schmach bedeckte Papsttum wieder zu Ehren gebracht, und die Hurter, Gfrörer und Janssen herausgefunden haben, daß die Geschichte sogar ein sehr dankbares Feld sei. Janssens Lehrer, der Protestant Friedrich Böhmer, hatte die ängstliche Vorsicht, mit der die Schätze des vatikanischen Archivs gehütet würden (der jetzige Papst verfährt liberaler), thöricht gescholten, da das, was man dort finde, dem Papsttum im ganzen mehr zur Ehre als zur Schande gereiche; und das ist richtig, wofern man nur die Päpste und sonstigen Kleriker als Menschen betrachtet, die wie andre Menschen in die den jeweiligen Umständen entsprechenden Sünden und Thorheiten fallen müssen. Den Heiligenschein freilich, mit dem der kindliche Glaube der Fernstehenden den „heiligen Vater" schmückt, zerstört die Geschichte. Die größten Wohlthäter der katholischen Kirche aber sind die protestantischen Staaten England und Preußen geworden. Die englischen Konvertiten, namentlich Newman und Manning, haben dem Katholizismus eine Geistesfülle zugeführt, die er aus sich selber zu erzeugen unfähig gewesen wäre, und Preußen hat ihm durch den Zwang zur Gymnasial- und Universitätsbildung einen Klerus geschenkt, wie er in keinem katholischen Lande zu finden ist. In der frischen Zugluft des freien philosophischen Geistes sind die Seelen der katholischen Theologen nicht gestorben, sondern zu tüchtigen Kämpfern erstarkt, während die nach tridentinischer Vorschrift in Knaben- und Priesterseminarien gedrillten Geistlichen der katholischen Länder dem Zeitgeiste gegenüber rein gar nichts vermögen. Fürst Bismarck hat denn auch bei der Revision der Maigesetze gelegentlich einmal die Frage aufgeworfen, ob es wohl eine besonders kluge Politik gewesen sei, mit solchem Eifer der katholischen Geistlichkeit die Waffen aufzudrängen — zum Kampfe gegen den Staat. Schließlich hat Preußen noch der römischen Kirche den unschätzbaren Dienst erwiesen, ihr über die Verlegenheiten und die Gefahr der Spaltung hinwegzuhelfen, in die sie das vatikanische Konzil gestürzt hatte. Die Ansicht, daß die Macht Roms auf einem System von Fälschungen beruhe, ist zwar auch von einigen berühmten Historikern geteilt worden, sie zeugt aber doch von einem merkwürdigen Mangel an historischem Sinne. Wie können Menschen, deren weiseste kaum das politische Wetter des nächsten Tages mit Gewißheit vorauszusehen vermögen, planmäßig und absichtlich auf die Gestalt einer um anderthalbtausend Jahre entfernten Zukunft einwirken, von der sie eine Völkerwanderung, der Untergang alter und die Bildung neuer

Völker, die Entdeckung einer neuen Welt und die Umwälzung der alten durch die moderne Technik trennen! Noch dazu waren die Päpste und Geistlichen der Zeit, in der die wichtigsten Fälschungen verübt wurden, rohe und unwissende Menschen; eben die Roheit und Unwissenheit der Zeit machte das Fälschen im großen Maßstabe möglich. Sollte aber noch jemand verkennen, daß nicht Menschenwitz, sondern eine höhere Fügung die Geschicke der Völker leitet und die großen Erscheinungen des kirchlichen Lebens ebensowohl wie des politischen und wirtschaftlichen hervorbringt, so müßte die zuletzt erwähnte Wendung allein schon hinreichen, ihn eines bessern zu belehren: wie konnte Pius IX. voraussehen, daß die übeln Folgen seiner Dummheit durch die noch größere Dummheit des Kulturkampfes abgewendet werden würden? So muß sich die römische Kirche beständig die Dienste des protestantischen Geistes gefallen lassen. In wirtschaftlicher Beziehung sodann muß eine Kirche, die die Tugenden der Barmherzigkeit, der Liebe zu den Armen, der Genügsamkeit, des sorglosen Gottvertrauens und der weltflüchtigen Himmelssehnsucht in den Vordergrund stellt, für die ihr anhängenden Völker verhängnisvoll werden, sobald sie zur ausschließlichen Herrschaft gelangt. Das geschah in den romanischen Ländern erst nach der Kirchenspaltung — denn vorher hatte der bis auf den Stuhl Petri hinauf kräftig entgegenwirkende Weltgeist dem kirchlichen Geiste das Gleichgewicht gehalten —, und darum sehen wir die katholischen Staaten rasch verarmen und in wirtschaftliche Abhängigkeit von den protestantischen geraten, bis sich der gefangne Weltgeist von der kirchlichen Bevormundung wieder befreit und aufs neue in den Weltstreit mit den fürs irdische Leben schaffenden und erwerbenden Nationen eintritt. Und dabei gewinnt doch zuletzt auch wieder der kirchliche Geist. Denn nicht allgemeine sittliche Erhebung, sondern weit verbreitete Verlotterung und Verlumpung pflegt das Ende vom Liede zu sein, wo die irdischen Interessen um des Himmelreiches willen gering geachtet werden, und der Stütze einer strammen Polizei, die dort gewöhnlich fehlt, wo bequeme, nachlässige und gutmütige Geistliche herrschen, kann die Moral des Durchschnittsmenschen nicht entbehren. In den spanischen Kolonien führte manchmal der Erzbischof die Regierung, wenn der Statthalterposten erledigt war. Ein neuer Generalkapitän von Guatemala nun fragte den Erzbischof, als dieser ihm den Kommandostab überreichte: „Wie stehts denn hier?“ Der Erzbischof antwortete: „Ausgezeichnet; wir haben hier weder Verwaltung, noch Justiz, noch Moral, und kein Mensch vermißt etwas.“ Endlich wird die römische Hierarchie zum Heil ihrer Kirche von den teils protestantischen teils gottlosen Regierungen am Wiedererwerb weltlicher Macht gehindert, und mit Rücksicht auf die protestantische Kritik sieht sie sich genötigt, allzu schlimme Auswüchse des Aberglaubens ab und zu ein wenig zu beschneiden.

Die Dienste, die der Protestantismus den Katholiken leistet, werden ihm von diesen reichlich vergolten. Zunächst hat die protestantische Welt der römischen

Kirche dafür zu danken, daß ihr überhaupt der Christenglaube bis heute erhalten geblieben ist, denn er ist dort beständig in Gefahr, an der Schwindsucht zu sterben. Es wurde bereits darauf hingewiesen, wie schwer es der evangelischen Kirche fällt, die Jugend mit einem kräftigen, den Stürmen des Lebens standhaltenden kirchlichen Geiste zu erfüllen. Die katholische Kirche hat eben mehr Mittel. Man mag über diese Mittel spotten oder sich darüber ärgern, aber man muß gestehen, daß sie wirken, und das bleibt doch die Hauptsache. Die Menschennatur ist nun einmal sinnlich geartet, und die Zumutung, ohne sinnliche Hilfsmittel für Begebenheiten, die vor achtzehnhundert Jahren geschehen sind, lebendige Teilnahme empfinden, zu Christus, dem Manne von Nazareth und dem Gottessohn zur Rechten des Vaters, ein persönliches Verhältnis gewinnen und an eine wunderbare Wiedergeburt der Seele glauben zu sollen, von der die wenigsten etwas spüren, diese Zumutung ist für den Durchschnittsmenschen zu stark, wenn nicht ein sinnreicher Kultus jene fernliegenden Gegenstände durch Vermittlung der Phantasie seinem Gemüte nahe bringt und leibliche Wunder, die vor seinen Augen geschehen, ihm das geistige Wunder, für das er kaum ein Verständnis hat, einigermaßen glaublich machen, wie ja auch Christus den Gichtbrüchigen heilte, um die Zuschauenden zu überzeugen, daß er die Macht habe, Sünden zu vergeben. Nicht die lutherische, sondern die reformirte Kirche hat mit unerbittlicher Folgerichtigkeit dem Geschäfte der Reinigung des Glaubens obgelegen, aber ihre Methode ist in der Laienwelt des ganzen Protestantismus zur Herrschaft gelangt, und man weiß jetzt, wohin sie führt: auf der Flucht vor dem volkstümlichen polytheistischen Heidentum der katholischen Kirche ist man in das philosophische Heidentum des Atheismus gestürzt. „Um den Gegenstand seines Götzendienstes mehr und mehr vernunftgemäß zu machen — sagt Proudhon in einer seiner theologischen Betrachtungen —, säubert ihn der Gläubige nach und nach von allem, was zur Wirklichkeit gehört; und nachdem er Wunder der Logik und des genialen Denkens vollbracht hat, behält er als Attribute des höchsten Wesens — die des Nichts in der Hand. Auf dem Grunde jeder Theodicee [wir würden lieber sagen, jeder kritischen Untersuchung des Gottesbegriffs] lauert das Nichts." Konstantin Rößler klagt (Das deutsche Reich und die kirchliche Frage S. 237) bitter darüber, daß sich selbst die wissenschaftlich gebildeten der Mehrzahl nach unter der Prädestination nichts andres vorzustellen vermöchten als das türkische Fatum. Ich gestehe offen, daß ich zu dieser Mehrzahl gehöre. Freilich zeichnet sich die calvinische Auffassung durch zwei sehr wichtige Stücke vor der muhammedanischen aus: sie fordert strenge Sittlichkeit von den Auserwählten und malt ihnen keinen sinnlichen Himmel aus. Aber die praktische Folge dieser zwei Vorzüge besteht doch nur darin, daß der Calvinismus die Massen kaum einhundert Jahre lang zu fesseln und zu begeistern vermochte, was der Muhammedanismus bereits zwölfhundert Jahre lang über weit größere Massen vermocht hat. Die Ähnlichkeit zwischen Calvinismus und Muhammedanismus geht sogar weit über die Prä-

destinationslehre hinaus; zwischen beiden besteht eine durchgreifende innere Verwandtschaft, die vor dreihundert Jahren in der Hinneigung der Calvinisten zu Bündnissen mit den Türken einen sehr drastischen Ausdruck gefunden hat und von den Lutheranern wohl erkannt worden ist. Im Jahre 1622 ließ der kursächsische Hofprediger Hoë zu Leipzig eine Flugschrift drucken unter dem Titel: „Augenscheinliche Prob, wie die Calvinisten in neunundneunzig Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmen," und schon fünfzig Jahre vorher waren mehrere kurpfälzische Geistliche durch folgerichtige Anwendung der reformirten kritischen Methode zu der Ansicht gelangt, daß die Religion der Türken besser und richtiger sei als die christliche mit ihren drei göttlichen Personen. Einer davon, Adam Neuser, ging nach längern Verhandlungen mit dem Sultan Selim II. nach Konstantinopel und trat zum Muhammedanismus über. Und in der That, wer vermöchte vor den überraschenden Ähnlichkeiten: der Prädestination, dem bildlosen Kultus, dem Fanatismus, mit dem die Puritaner alle „Götzendiener" ausrotten, so weit sie können, die Augen zu verschließen? Zwingli und Calvin haben zwar für ihre Person die Dreieinigkeit noch festgehalten, aber durch ihre Methode jenen strengen Theismus in der Christenheit eingeführt, dessen Träger bis dahin die Juden und Muhammedaner gewesen waren. Wie lebhaft sich die Juden und die orthodoxen Calvinisten in den Niederlanden ihrer gegenseitigen Verwandtschaft bewußt waren, ist schon erwähnt worden. Eine reformirte Dame sagte mir einmal: „Ich weiß nicht, was die Pastoren hier [in einer lutherischen Gegend] immer mit ihrem Christus wollen; der Gegenstand unsrer Religion ist doch nicht Christus, sondern Gott!" Und von einem russischen Juden hörte ich die Äußerung: „Unsre Religion ist die Religion der Zukunft, denn alle gebildeten Christen, die nicht Atheisten sind, sind wie wir strenge Theisten." Der reine Theismus läßt sich aber leider bei hochgebildeten Völkern nicht lange lebendig erhalten. Philosophisch betrachtet, ist das Dreifaltigkeitsdogma ein Versuch, einen von der Welt unabhängigen persönlichen Gott vorstellbar zu machen. Eine einsam lebende göttliche Person kann sich niemand vorstellen, weil wir kein andres geistiges Leben kennen, als das in der Wechselwirkung mehrerer Personen verlaufende. So war es denn kein Wunder, daß die denkenden Protestanten im großen und ganzen auf die Wege Spinozas gerieten, dessen Gott weiter nichts ist als die starre Naturnotwendigkeit, und von dessen System die meisten der spätern Systeme der modernen Philosophie nur Variationen sind.

Der Nichtphilosoph braucht, um seinen Glauben an Gott lebendig zu erhalten, wenigstens irgend eine Verkörperung, in der ihm Gott menschlich näher tritt. Die Person des Gottmenschen befriedigt dieses Bedürfnis vollkommener, als die indischen Fabeln und der griechische Olymp es vermocht haben, und die katholische Kirche hat dafür gesorgt, daß die Person Christi ihren Gläubigen nahe bleibt. Die frömmern darunter halten täglich in der Messe,

wo sie ihn mit Fleisch und Blut, mit Gottheit und Menschheit gegenwärtig glauben, herzliche Zwiesprache mit ihm, und das Kirchenjahr hindurch begleiten sie ihn auf seinem Lebenswege von Bethlehem bis zurück zum Throne des Vaters, von wannen er ausgegangen ist. Dabei thut der „sinnberückende Prunk," an den die Protestanten immer zunächst denken, um den es aber in armen Dorfkirchen oft recht jämmerlich bestellt ist, durchaus nicht das meiste. Rößler führt zum Beweise dafür, daß in der protestantischen Welt der religiöse Sinn noch nicht ausgestorben sei, mit Recht das zunehmende Interesse für Kirchenmusik an und schildert dabei die Empfindungen, die Sebastian Bachs H moll-Messe erregt. Nun, diese Empfindungen sind den Katholiken etwas alltägliches. Die Empfindungsleiter, deren Sprossen Rößler beschreibt, ist das Schema, nach dem alle katholischen Kirchenkomponisten ihre Messen schreiben, und so unendlich tief auch die meisten von ihnen unter Bach stehen mögen, so ungeschickt und roh der Ausdruck der Empfindung in ihren Kompositionen sein mag, die Empfindung ist dieselbe, und auch durch die unvollkommenste Hülle bricht sie noch durch; ist sie doch durch den Text der Messe vorgeschrieben. Nur daß die katholische Messe noch zwei Teile hat, die der evangelischen fehlen: das Benedictus und das Agnus. Aber sie sind nicht überflüssig. Bei der lutherischen Messe bleibt die Seele in der Himmelshöhe schweben, in die sie das Sanctus erhoben hat, und sie mag nun zusehen, wie sie sich von da wieder zur Erde hinabfindet. Die katholische Messe erweist dem Hörer den Dienst, ihn leise und sanft hinabzuführen. Im Benedictus begrüßt sie den vom Himmel auf die Erde hinabgestiegenen Heiland, und im Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis, dona nobis pacem, erinnert sie den Gläubigen daran, daß er auch nach vollbrachter Erlösung ein sündhafter und elender, der Verzeihung wie vielfacher Hilfe bedürftiger Mensch bleibt und vor der Hand schon froh sein muß, wenn ihm statt der Wonnen der Seligen nur ein leidlicher Friede auf Erden zu teil wird. So führt sie ihn, bereichert um die Stärkungen der vergangenen erhebenden Stunde, auf die Empfindungsstufe des Kyrie zurück, von der aus der Weg in die Welt zurück leicht zu finden ist. Rößler erklärt es für notwendig, für die christlichen Dogmen einen bessern Ausdruck zu finden, als ihn Luther in der Übersetzung des apostolischen Glaubensbekenntnisses darbiete, einen Ausdruck, der sie für Verstand und Gemüt faßlicher mache, ohne ihren Inhalt preiszugeben. Nun, das Unbegreifliche begreiflich zu machen, vermag freilich auch die römische Kirche nicht, geheimnisvoll bleiben nun einmal diese Geheimnisse, aber sie klassisch auszudrücken, das ist ihr in ihren liturgischen Gebeten gelungen. Man prüfe das, was bei der Mischung von Wein und Wasser gesprochen wird: „Gott, der du die Würde der Menschennatur wunderbar geschaffen (condidisti) und noch wunderbarer wiederhergestellt hast, laß uns durch dieses Wassers und Weines Geheimnis der Gottheit dessen teilhaft werden, der sich herabgelassen hat, unsre Menschheit anzunehmen." Von

der größten Bedeutung aber ist es, daß diese Gebete, die das Verhältnis zwischen Gott, Christus und den Menschen so klar, so sicher und ohne Schwanken angeben, nicht etwa als ein toter, verschlossener Schatz daliegen, sondern tagtäglich von allen Priestern — wenn auch von den meisten gedankenlos — und wenigstens allsonntäglich auch von sehr vielen Laien gelesen werden, sodaß das Bewußtsein dieser Verhältnisse stets lebendig bleibt. Nebenbei bemerkt, wird in der Messe immer nur Gott Vater durch Christus, Christus selbst nur an zwei Stellen, im Gloria und bei der Kommunion angerufen. Gebete zu Maria und den Heiligen kommen in der Messe überhaupt nicht vor, nur das Andenken der Heiligen wie das der übrigen Verstorbenen und das Bewußtsein der Gemeinschaft mit ihnen wird wachgerufen. Kann das Messelesen für bestimmte Zwecke und der darauf beruhende Meßgelderschacher auf keinen Fall gebilligt oder auch nur entschuldigt werden, so ist die Messe an sich unter allen Formen, in denen Christus seine Verheißung erfüllt, bei den Seinigen bleiben zu wollen bis ans Ende der Welt, die wirksamste, und ginge sie verloren, so würde man es nirgends rascher spüren, als in der evangelischen Kirche. Überhaupt giebt es kaum einen christlichen Gedanken, der nicht in der katholischen Liturgie seinen angemessenen Ausdruck fände. Die Gebete, Lesungen und Gesänge bei der Weihe des Feuers, der Osterkerze und des Taufwassers am Ostersonnabend, wobei alle Geschöpfe und Weltbegebenheiten auf den Mittelpunkt der Welt und der Weltgeschichte, den gestorbenen und auferstandenen Christus, bezogen werden, enthalten eine großartige Naturſymbolik und eine populäre Geschichtsphilosophie. Ein Teil davon, der Hymnus Exultet jam angelica turba coelorum, ist in Gedankenfülle, poetischem Ausdruck und „schöner Musica" vielleicht die größte liturgische Schöpfung der christlichen Kirche. Darin kommt denn auch jenes Geheimnis zur Geltung, durch dessen einseitige Hervorhebung einst die Kirchenspaltung bewerkstelligt wurde, und durch dessen zeitgemäße Fassung jeder Geschlechtsfolge eine Brücke über die Abgründe des Pessimismus, der Verzweiflung und naturalistischer Ruchlosigkeit zu schlagen, stets eine der höchsten Aufgaben der Philosophie bleiben wird; es geschieht in den Worten: o felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere redemtorem, o certe necessarium Adae peccatum, quod Christi morte deletum est.

So bedenkliche Auswüchse auch die Fürbitte für die Verstorbenen hervorgetrieben hat, den Nutzen stiftet sie samt der Heiligenverehrung, daß mit ihrer Hilfe ein solider, wenn man will grobsinnlicher Unsterblichkeitsglaube ebenso lebendig bleibt, wie durch die vorerwähnten Mittel der Glaube an Christus. Der fromme Katholik steht in einem lebhaften Verkehr mit den Mitgliedern der leidenden und der triumphirenden Kirche und wundert sich nicht im mindesten, wenn ihm in einem Traumgesicht oder sonstwie Kunde zugeht von den Wünschen einer armen Seele oder von dem ganz besonders hohen Grade der Seligkeit, den sich der oder jener Heiliger durch seine Abtötungen errungen habe. Und

auch diese Abtötungen tragen sehr wesentlich dazu bei, im katholischen Volke den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit zu erhalten. Die Protestanten fassen die Mönchsgelübde immer nur von der ethischen Seite auf, als Wirkungen eines falschen sittlichen Ideals. Darüber läßt sich ja streiten, wenn auch gegen Matthäus 19, 12 und 21 schwer aufzukommen sein möchte. Aber die Sache hat noch eine andre Seite, die vollständig übersehen zu werden pflegt. Wer wirklich an den Himmel glaubt, der wird auch bereit sein, um der ewigen Herrlichkeit willen die Freuden dieser kurzen Zeit zu opfern. Wenn nun niemand dieses Opfer bringt, wie soll die Masse an die Wirklichkeit des Himmels glauben? Daß sich eine Mutter für ihr Kind, ein Patriot fürs Vaterland opfert, das kommt ja oft genug nicht bloß bei Protestanten, sondern auch bei Heiden vor, das thun auch solche, die an kein jenseitiges Leben glauben. Aber wo kein solcher Zweck bewegt, wo keine natürliche Liebe drängt, wo es sich lediglich darum handelt, das Jenseits mit dem Diesseits zu erkaufen, da gehört ein Glaube dazu, dem das Unsichtbare so gewiß ist wie das Sichtbare und Greifbare. Leben nun allerorten Männer und Frauen, die diesen Glauben durch die That beweisen, so festigen sie durch ihr Beispiel auch den Glauben der Massen, und von dieser Glaubensgewißheit der katholischen Massen zehrt dann wieder das protestantische Volk mit. Auch die sittlichen Wirkungen der Askese sind nicht zu unterschätzen. Der Katholik bedarf, um Entbehrungen geduldig ertragen zu können, weder der stoischen Unempfindlichkeit noch der pessimistischen Lüge — einer Lüge, die ohnehin von niemand geglaubt wird —, daß die irdischen Genüsse nur Illusionen seien; er kann die Schmerzen und die Wollüste des Daseins unabgeschwächt empfinden und vollauf würdigen und dennoch die erstern eine Zeit lang ertragen und die andern, falls die Pflicht oder der Zwang äußerer Umstände es ihm auferlegen, eine Zeit lang ohne Murren und ohne Verzweiflung entbehren, im Hinblick auf die zahlreichen Männer und Frauen, die um des Himmelreiches willen solche Entbehrung freiwillig und zeitlebens auf sich nehmen.

„Wohlgeborene, gesunde Kinder," läßt Goethe einen Aufseher in der pädagogischen Provinz sagen, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte, dieses zu entwickeln ist unsre Pflicht, öfters entwickelt sichs besser von selbst. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei — Ehrfurcht." Wie die Ehrfurcht bei den Katholiken gepflegt wird, zu sehr nach unserm Geschmack, sieht man in jeder katholischen Kirche, bei jedem ihrer Gottesdienste. Die Reformirten hingegen scheinen mit Absicht auf die Zerstörung der Ehrfurcht ausgegangen zu sein. Friedrich der Große wohnte einmal in der Sandkirche zu Breslau einem Hochamte bei, das der Kardinal Sinzendorf feierte, und ließ dann die Bemerkung fallen, die Katholiken behandelten Gott als den Höchsten, die Lutheraner be-

handelten ihn als ihresgleichen, die Reformirten als ihren Untergebenen. Gewissermaßen welthistorisch ist dieses ehrfurchtslose Wesen der reformirten Religion — ehrfurchtslose Religion, welcher Widerspruch! — bei der Abendmahlsfeier des Winterkönigs in Prag am Weihnachtsfeste 1619 in die Erscheinung getreten. Nachdem die Schloßkirche von Bildern gründlich gereinigt und das große Kruzifix des Triumphbogens, das die Arbeiter sanft herablassen wollten, auf Befehl der Leiter dieser Arbeit hinabgestürzt und zerschmettert worden war, wurde im Chor ein Tisch mit zwölf Sesseln aufgestellt. Am ersten Feiertage setzten sich Friedrich und seine Leute um diesen Tisch. „Der König — schreibt ein Augenzeuge in seinem gedruckten Bericht — hat ihm selber den Kuchen brochen, den andern hat man es in Schnitten auf Schalen gericht, davon jeder ein Schnittel genommen, gessen und ein Trunk dazu gethan. Es sind viele hundert Personen aus der Gemeinde kommen, diesem ungewöhnlichen Spektakul beizuwohnen, und haben sich sehr darüber entsetzt, daß sie von solchem Abendmahl ihr Lebenlang nichts gehört, und daß es sie zum höchsten gereut, daß sie solchen König für ihr Haupt angenommen haben, daß unmöglich sei, einen Segen Gottes dabei zu verhoffen." Nicht bloß die Katholiken waren empört. Ein pfälzischer Berichterstatter schreibt: „Über welche Abschaffung [des katholischen Gottesdienstes] zwar die armen blinden Papisten seufzen und doch schweigen, die lutherischen Clamanten aber fast gar rasend werden und öffentlich dawider murren, dergestalt daß auch ihr jetziger Fahnenträger Hoe es nicht wohl ärger machen könnte." Die Anerkennung einer höhern Macht, vor der sich jeder innerlich beugen soll, ist im Volke nicht leicht aufrecht zu erhalten, wenn niemand mehr gesehen wird, der sich vor den Symbolen dieser Macht äußerlich beugt. Erst nach Abschüttelung solcher „Vorurteile" erlangt der kritische Geist die Kühnheit, mit derselben kaltblütigen Gleichgiltigkeit bald in den Eingeweiden des lebenden Organismus zu wühlen, den der religiöse Mensch als ein Geheimnis des Schöpfers mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet, bald in den Geheimnissen des Ehelebens oder in den Geheimnissen des Kirchenglaubens. Daß gerade in reformirten Gemeinden das vierte Gebot sehr streng beobachtet wird, gehört zu jenen zahlreichen liebenswürdigen Inkonsequenzen, ohne die die menschliche Gesellschaft gar nicht bestehen könnte. Kleine Republiken zwar können ohne Ehrfurcht wohl auskommen; die Bürger beobachten da die Gesetze aus Klugheit, und das dienende arme Volk wird durch Polizei und Hunger gebändigt. Anders in großen Staaten. Hier hat man denn allmählich einen patriotischen Kultus mit Fahnen, Kokarden, Adlern und Bildnissen geschaffen, der den kirchlichen einigermaßen ersetzt, nach dem Vorbilde der Verehrung, die im kaiserlichen Rom den Kaisern, ihren Bildnissen und Feldzeichen erwiesen wurde, und gegen die sich die damaligen Protestanten, die Christen, so hartnäckig gesträubt haben. In monarchischen Staaten sind es vor allem die Personen des Herrschers und seiner Angehörigen, denen dieser Kult erwiesen wird. Denn so sehr uns heutigen

Preußen auch der Kult von Herzen geht, weil er verehrungswürdigen Personen dargebracht wird, dürfen wir es uns doch nicht verhehlen, daß er auch dann gefordert und erzwungen werden würde, wenn diese Personen ganz und gar nicht verehrungswürdig wären, daß er ihnen also nicht als Personen, sondern als Symbolen der Staatsordnung dargebracht wird. Ganz deutlich tritt das hervor, wenn z. B., wie es kürzlich geschehen ist, ein Mann wegen Beleidigung des jüngsten Prinzen verurteilt wird. Ein halbjähriges Kind ist noch keine Person, kann daher nicht beleidigt werden; es handelt sich also hier nicht um die Beleidigung einer Person, sondern um die Beschimpfung eines Symbols. Aber die Ehrfurcht, die dem König als dem Gesalbten des Herrn erwiesen wird, wurzelt tiefer, als die der Staatsanwalt erzwingt, und selbst tiefer als die, die aus der Erkenntnis der Notwendigkeit einer Staatsordnung und aus der Liebe zum Vaterlande entspringt, denn darüber, ob die gerade bestehende Staatsordnung die beste sei, ob der Monarch dem Vaterlande mehr nütze oder mehr schade, und wo die Grenzen des Vaterlandes liegen, gehen die Meinungen gewöhnlich weit auseinander. Deshalb schätzen auch viele protestantische Monarchen den Katholizismus als einen Pfleger der Ehrfurcht vor der Autorität sehr hoch.

Der ehrfurchtslosen Kälte verwandt sind Hochmut und Härte. Durch beide hat sich der Calvinismus von Anfang an ausgezeichnet, beide ergeben sich auch ganz natürlicherweise aus dem Bewußtsein, daß man von Gott erwählt sei. Wenn der fromme Sir John Hawkins (unter der Königin Elisabeth; die Hakluyt-Gesellschaft hat 1878 die Hawkinses' Voyages mit einer Einleitung von Warkham herausgegeben) die Vorteile des Sklavenhandels herausstreicht und seine Heldenthaten auf Sklavenjagden mit naiver Freude erzählt ohne Gewissensbedenken, ob sich seine Grausamkeiten mit der Frömmigkeit vertrügen, und ob „Jesus" ein passender Name für ein Sklavenschiff sei, so ist darauf noch kein großes Gewicht zu legen, denn im sechzehnten Jahrhundert scheint allen Völkern, vorzugsweise ja auch den katholischen Spaniern, die christliche Lehre abhanden gekommen zu sein, daß sich die Liebe über die eigne Konfession hinaus zu erstrecken hat. Aber die grausame Behandlung der eignen Volks- und Glaubensgenossen in England und Schottland, die bis in unser Jahrhundert herein reicht, bildet einen unwiderleglichen Beweis für die eingetretene Verhärtung, an der das neue Kirchenwesen doch einigermaßen schuld gewesen sein muß. Döllinger geht zwar entschieden zu weit, wenn er in seinem Buche „Kirche und Kirchen" die Reformation allein für die von allen englischen Historikern und Volkswirtschaftslehrern, auch von Adam Smith bezeugte Verschlechterung der Lage der ärmern Klassen verantwortlich macht, denn die Grundursache dieser Verschlechterung, die Vertreibung der kleinen Pächter zu dem Zweck, allen Acker in Schafweide zu verwandeln, hatte schon vor Einführung der Reformation zu wirken begonnen. Allein so viel ist richtig, daß erst

die Säkularisation der Klostergüter, auf denen bis dahin eine zahlreiche Pächterbevölkerung ihre Nahrung gefunden hatte, sozusagen Schwung in diesen Umwandlungsprozeß brachte, und die seit 1545 erlassenen Armengesetze, die die brotlos gewordnen Pächterfamilien durch Peitschen, Fesseln, Brandmarken und Köpfen in die Knechtschaft der von da an emporkommenden industriellen Unternehmer trieben, wären doch wohl in einem katholischen Lande nicht möglich gewesen. „So schuf man erst — schreibt Döllinger — eine hilflose Bettlerbevölkerung — denn England war damals noch kein Industrieland —, und dann behandelte man sie ärger als das Lastvieh.“ Wie es den Leuten dann später, nachdem England das industriellste Land der Welt geworden war, bis in unser Jahrhundert herein ergangen ist, das bekunden die Berichte der Parlamentskommissionen, deren merkwürdigste man in Brentanos Geschichte der englischen Gewerkvereine, im „Kapital“ von Marx und in dem bekannten Buche von Schulze-Gävernitz nachlesen kann. Schriften, die für ein weiteres Publikum bestimmt sind, pflegen über diese Seite des englischen Lebens flüchtig hinwegzuschlüpfen, aber das wenige, was sie verraten, sagt dem aufmerksamen Leser genug. „So sehr ich den außerordentlichen Reiz der Verfeinerung und Anmut der englischen Lebensweise zu würdigen weiß — sagt John Lothrop Motley (vgl. Grenzboten 1891, I S. 149) — fühle ich doch zu scharf, welch einen enormen Preis das englische Volk dafür zahlt, damit diese reiche Aristokratie so fett werden konnte, als daß ich jemals in Gefahr käme, mein Urteil bestechen zu lassen.“ Sidney Whitman spricht von dem unaussprechlichen Elende der Armen in seinem Vaterlande und nennt das Leben des englischen Arbeiters sonnenleer. Auf dem Konzil der Kongregationalisten zu London am 16. Juli dieses Jahres erklärte der Arbeiterführer Ben Tillett, der selbst dieser Kirchengemeinschaft angehört, den Totschlag für Barmherzigkeit im Vergleich zu der Aushungerung und Unterdrückung von Arbeitern und Arbeiterinnen (Christliche Welt Nr. 41). Und die Idee des Philanthropen Coits, der den Mittelstand durch „Nachbarsgilden“ zu wechselseitiger Hilfeleistung und edler Geselligkeit erziehen will, ist der Wahrnehmung entsprungen, daß das Leben dieser „respektabeln“ Leute „absolut freudlos sei; sie haben schlechterdings kein Vergnügen; denn geistige Genüsse kennen sie nicht, und die bestialischen der untersten Klasse verschmähen sie.“ (Saturday Review vom 3. Oktober 1891.)

Die puritanische Sonntagsfeier, die Abschaffung der Feste und der kirchlichen Gebräuche hat dem Volke seine gemütlichen und ästhetischen Genüsse und Erholungen geraubt und die sinnlichen durch den Zwang, sich vor der Öffentlichkeit zu verkriechen, bestialischer gemacht, und der puritanische Hochmut, der jeden Armen als ein Subjekt von zweifelhafter Sittlichkeit von der „respektabeln“ Gesellschaft ausschließt, hat eine Kluft zwischen den Klassen geschaffen, die eine Teilnahme der Armen an den veredelnden Vergnügungen der bessern Stände unmöglich macht. Es ist richtig, daß die protestantischen Staaten durch zweck-

mäßige Armenpflege, Unterdrückung des Bettels und eifrigen Erwerbfleiß wohlhabender geworden sind als die katholischen und daher die Tugend der Barmherzigkeit weniger zu brauchen scheinen. Aber greuliches Volkselend schließt der Nationalreichtum nicht aus, und die allgemeine Verbreitung des Wohlstandes ist oft nur ein Schein, den man dadurch erzeugt, daß die Armut von der Straße zurückgedrägt wird, und daß sie ihr Elend in den guten und feinen Stadtvierteln nicht sehen lassen darf. Die Kirchengestühle, in denen sich der Patrizier vom Pöbel abschließt, sind eine protestantische Erfindung; erst kürzlich ist in Berlin eine Frau aus einer Kirche, wo gerade eine vornehme Hochzeit gefeiert wurde, hinausgewiesen worden, weil sie ärmlich gekleidet war. Auch dem eifrigsten Schwärmer für Negerbefreiung würde es in Nordamerika nicht eingefallen sein, mit freien Schwarzen zusammen den Gottesdienst zu besuchen oder in Reih und Glied mit ihnen das Abendmahl zu empfangen, während in Brasilien die Sklaven zur Familie gerechnet wurden und die Gleichheit vor Gott in der Kirche bei den Katholiken für alle gilt. Nur in gemischten Gegenden haben auch die katholischen Kirchen Bänke mit numerirten Plätzen, aber bei der Kommunion darf der Graf den Bettler, der Weiße den Schwarzen nicht von seiner Seite weisen. Die Folge jener Absonderung und dieser Vermischung ist in den protestantischen Ländern, namentlich in England, unsägliche Roheit des Pöbels, bei den katholischen Völkern, denen als Romanen allerdings auch noch ihr angebornes Formgefühl zu statten kommt, die Fähigkeit der Armen, ungenirt und doch ohne Verletzung des Anstandes mit den Angehörigen der höhern Stände zu verkehren. In einem Reisebriefe aus Spanien, den eine nichts weniger als katholikenfreundliche Zeitung neulich brachte, fanden wir die Bemerkung, daß die spanische Glaubenseinheit mit den Grausamkeiten der Inquisition vielleicht nicht zu teuer erkauft sei, da sie das Volk vor dem Eindringen des Klassengeistes bewahrt habe; Herzog und Bahnschaffner unterhielten sich dort mit zwangloser Vertraulichkeit wie Gleichgestellte. Seit etwa fünfzig Jahren bemühen sich in England und Schottland edle Männer und Frauen, das Unrecht der Väter wieder gut zu machen und die Kluft zu überbrücken. Aber die Engländer reisen auch viel, und gewiß hat so manchem der Anblick des Volkslebens im Süden zu der Erkenntnis verholfen, daß die heimischen Zustände unchristlich sind. In den englischen Philanthropen, die im Unterschiede von den deutschen meistens tief religiös sind, haben wir interessante Beispiele des durch katholische Milde verschönerten Puritanerernstes.

Wenn man das düstere Wesen des heutigen englischen Volkes mit dem lustigen, und doch nicht bloß lustigen, sondern an allen geistigen Gaben reichen England Shakespeares vergleicht, in dem doch noch die katholische Zeit fortwirkte, so fühlt man sich versucht, von einer Verschlechterung des Volkscharakters zu sprechen. Als Ersatz für die verlorne Heiterkeit und Beweglichkeit könnte man den Bienenfleiß der englischen Industriearbeiter gelten lassen, wenn

man nicht wüßte, in welchem Grade der ein Erzeugnis der Peitsche und des Hungers ist. In Australien, wo der Erwerb sehr leicht ist, soll der englische Arbeiter große Anlage zum Lazzaronileben zeigen und sich von dem nur auf Lebensgenuß bedachten Gesindel Neapels höchstens durch seine größern Ansprüche unterscheiden.

Es ist, wie wir sehen, vorzugsweise die reformirte Konfession, die der Ergänzung durch katholisches Wesen bedarf, sehr natürlicherweise, weil sie auf Entleerung der Kirche vom christlichen Inhalt ausgeht. Und obwohl sie als Konfession im strengen Sinne nur noch in einer nicht übergroßen Zahl kleiner Gemeinden fortbesteht, hat sie doch der ganzen protestantischen Laienschaft aller Länder ihren Geist eingeflößt und ihr Gepräge aufgedrückt, sodaß der Altlutheraner kaum noch für einen echten Protestanten angesehen wird. Außer in den genannten Stücken, bedürfen die drei Konfessionen einander in der nämlichen Weise, wie jede Partei, jede Körperschaft, jedes Volk, jeder Staat ihrer oder seiner Gegner und die ganze Menschheit des Geistes der Verneinung bedarf, der „reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen." Auch ein Guter wird, als Gegner, des andern Teufel und bewahrt ihn vor Erschlaffung, während es eine Kirchengesellschaft ohne Gegnerschaft so wenig zu einem gedeihlichen Leben bringt, wie ein Mensch, der nur Freunde und keinen einzigen Feind hat. Wenn man volle evangelische Kirchen sehen will, muß man in katholische Gegenden gehen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß sich jede Konfession, Partei, Nation dort am besten hält, wo sie sich in der Minderheit befindet und unter scharfer, argwöhnischer Beaufsichtigung steht. Bei den Konfessionen gilt das nicht allein von der kirchlichen, sondern auch von der sittlichen Haltung. Selbst die Puritaner, die sich doch rühmen, Europa sittlich erneuert zu haben, machen keine Ausnahme davon; wo sie lange ausschließlich unter sich leben, bleibt von ihrer gepriesenen Sittenstrenge nichts weiter übrig als der sprichwörtliche Cant. Wir sind allzumal Sünder, aber wir würden allesamt noch größere Sünder sein, wenn es nur eine alleinherrschende Kirche auf Erden gäbe, gleichviel ob sie griechisch, römisch, lutherisch, calvinisch oder egidianisch hieße. Daß die Christenheit in ihrer Religion ein Gut von unaussprechlich hohem Werte besitzt, kann nur ein Unwissender oder ein Narr bestreiten; aber auch dieses Gut macht von den übrigen Gütern der Menschheit keine Ausnahme: man muß es täglich erwerben, im Kampf mit Gegnern erwerben, um es zu besitzen. Und da die Muhamedaner und Heiden viel zu ohnmächtig sind, als daß sie der Christenheit ein geistiges Besitztum streitig machen könnten, so bleibt nichts übrig, als daß die Christenheit selbst in Parteien zerfalle, die um das kostbarste Erbe der Väter streiten.

Helbigs Führer durch die römischen Altertumsmuseen

Vor nunmehr vierzig Jahren wurde der Bau der ersten Eisenbahnlinie im Kirchenstaate von Rom nach Frascati und gleichzeitig eine Bahnverbindung von Mantua, Bologna und Florenz beschlossen. Die erstgenannte kam 1853 zustande. Aber noch vor einem Menschenalter fehlte ein direkter Bahnverkehr zwischen der alten Welthauptstadt und dem Norden. Der Vetturino schleppte mühsam den Fremdling von Poststation zu Poststation. Die Breitengrade wurden langsam und bewußt durchmessen, zur Betrachtung der Landschaft, zur Beobachtung des Volkslebens, des allmählichen Wandels von Klima und Flora war reiche Gelegenheit geboten. Man machte eine solche Reise einmal, um fürs ganze Leben an der Erinnerung zu zehren, und der Aufenthalt in den großen Städten, den Stapelplätzen gleichsam der Herrlichkeiten alter und neuer Kunst, war dementsprechend reichlich bemessen. Heute führen zahlreiche Schienenstränge über die Alpen; im Fluge wird der Fremde von Stadt zu Stadt getragen, in zwei Tagen kann man von der deutschen Hauptstadt bequem die des königlichen Italiens erreichen, und der Strom der Fremden, der sich dorthin lenkt, schwillt mit jedem Jahre höher an. Ja er schießt sogar schon über Italien hinaus und schlägt an die Ufer von Hellas an. Während früher Sicilien die Stätte ausgedehntester hellenischer Kultur war, die der Unternehmende besuchte, während Minderbegünstigte in Pästum ihre Begeisterung für Griechentum einsogen, beschäftigt jetzt der Schnee des Kithairon statt des nive candidum Soracte, der Sand des Alpheios statt des flavus Tiberis, Arkadiens Fruchtgefilde statt der Campania felix die Phantasie des Nordländers. Doch geht mit dem Vorteil einer solchen Verkehrserleichterung die ernste Gefahr Hand in Hand, daß die nervöse Hast der Gegenwart in ihrer unersättlichen Gier nach „mehr und immer, immer mehr" sich selbst den ruhigen Genuß, die bleibende Frucht der Reise verkümmert, nur nach Mannichfaltigkeit statt nach Tiefe der Eindrücke strebt und sich schließlich oft an der Thatsache genügen läßt, „dagewesen zu sein." Dieser Art „Talmibildung," die nur einen leichtdurchsichtigen Firnis von

„Bildung" erstrebt, der höchstens für eine Salonplauderei ausreicht, einem Gespräch aber schon nicht mehr stand hält, kann und soll natürlich nicht zu Hilfe gekommen werden. Doch selbst der Glückliche, der eine längere Reisezeit auf seine völlige Ausbildung verwenden kann, zieht jetzt die Kreise weiter als sonst und bleibt den einzelnen Stätten minder lange treu als früher, wo man sich des errungenen Besitzes erfreuen, zu neuem Vordringen Kraft sammeln mußte. Auch unter denen, denen früher eine „Romfahrt" verschlossen war, die jetzt Zeit und Mittel zu einer solchen erübrigen und von denen es viele zum Glück vorziehen, das, was sie sehen, wirklich zu sehen, statt ein langatmiges Rundreisebillet gedankenlos abzuhaspeln, sind viele gezwungen, ihren Aufenthalt unter dem Druck der Verhältnisse nach Wochen statt nach Monaten zu bemessen. Je kürzer diese Frist währt, um so gedrängter muß ihre Ausnutzung werden, um so mehr müssen Hilfsmittel beschafft werden, die Ausbeute so sehr als irgend möglich zu erleichtern. Sich durch Reisebeschreibungen und Romane mit eingestreuten künstlerisch-ästhetischen „Raisonnements" in das Verständnis einführen zu lassen, entspricht nicht mehr dem auf positive Forschung gerichteten Geiste der Gegenwart. Die geschichtlichen Darstellungen der Entwicklung der antiken und modernen Kunst geben ein gestaltenreiches Gesamtbild, worin namentlich einige Künstlerindividualitäten hervortreten, die die Richtung der Fortentwicklung bestimmen, und Bücher wie Springers „Grundriß" und Burkhardts „Cicerone" werden genügen für die neuere Kunst, wo meist der Künstler in seinen originalen Schöpfungen unmittelbar hervortritt. Anders auf dem Gebiete der antiken Kunst. Hier bietet sich das Bild des Werdens der griechischen Kunst nicht unmittelbar, am wenigsten in italienischen Sammlungen, vielmehr ein Spiegelbild, dessen Brechung sehr verschieden ist, je nach dem Verhältnis des Urbildes zur Wiederholung. Daher kommt es, daß die Würdigung und Einordnung des Gesehenen in das daheim gewonnene kunstgeschichtliche Wissen auf Schwierigkeiten stößt, die weder treffliche Einleitungsworte, welche nur die Spitzen der Entwicklung berühren können, noch die einzelnen Hinweise im Texte der Reisebücher überwinden helfen. Hier bedarf es einer Unterstützung, nach der wohl jeder sehnsüchtig ausgeblickt hat, der sich durch die überwältigende Masse der künstlerischen Hinterlassenschaft des Altertums, wie sie allein Rom birgt, hindurchzuarbeiten versucht hat.

Diese wird jetzt geboten von einer Hand, die des Vertrauens von vornherein sicher sein darf. Wolfgang Helbig, der langjährige zweite Sekretär des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts in Rom, bietet in seinem Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom (2 Bde.; Leipzig, Karl Bädeker, 1891) ein Hilfsmittel ersten Ranges für das Verständnis und den Genuß der Meisterwerke der Alten. Wenn er sich in der Einleitung namentlich an die jüngern Archäologen wendet, so deutet dies die eine Wurzel an, aus der das Werk hervorgewachsen ist:

Helbig hat eine ganze Generation von Jüngern der Altertumswissenschaft, denen nach Abschluß ihrer Studien ihre letzte Ausbildung auf klassischem Boden zu vollenden durch die Fürsorge unsers Reiches vergönnt war, in die Kunstsammlungen der ewigen Stadt eingeführt. Was diese dankbar genossen, wird nun zum Gemeingut der jungen Gelehrten, namentlich der Philologen, der Lehrer, deren engere Berührung mit den Überresten der alten Welt die Regierungen in richtigem Verständnis der Bedürfnisse unsers Gymnasialunterrichts anstreben. Dem jüngern Fachgenossen wird das Werk eine treffliche Vorbereitung für die ihm von berufener Seite gebotenen Vorträge, dem ältern ein unentbehrlicher Berater sein, der allezeit das Notwendige vergegenwärtigt und ihn auch da anregt, wo er ihn vielleicht zum Widerspruch herausfordert. Genaue Fundberichte, soweit sie zu erlangen sind, und ausführliche Angabe der modernen Ergänzungen, die das Verständnis erleichtern und auch für den in der deutschen Heimat arbeitenden von großem Werte sind, leiten die Besprechung jedes Denkmals ein; ein Hinweis auf die wissenschaftliche Litteratur und die vorhandenen Abbildungswerke beschließt sie. Die Schilderung selbst ist frisch, treffend, kurz, darauf berechnet, vor dem Bildwerke gelesen zu werden.

Eben diese Behandlung des Textes weist aber noch auf einen zweiten Ausgangspunkt für die Entstehung des Werkes hin, der ein Gegengewicht zu den nüchternen Forderungen der Wissenschaft schuf. In den langen Jahren seines römischen Aufenthalts ist Helbig um die sachkundige, liebenswürdige Vermittlung der Bekanntschaft mit seinen marmornen Lieblingen sehr häufig von Künstlern, Liebhabern, Freunden der Kunst, namentlich der höchsten Gesellschaftskreise gebeten worden und hat sie immer gern gewährt. Dadurch hat sich dem feinsinnigen Kenner ein scharfes Gefühl für das Maß des Wissens wie der Aufnahmefähigkeit der klassisch gebildeten, der künstlerisch bevorzugten, der geistigen Aristokratie gebildet, sodaß er ohne etwas Wesentliches zu vergessen den Ton ermüdender Lehrhaftigkeit zu vermeiden und so auch diesen Kreisen die reine Freude des Genießens zu wahren weiß.

Eine wesentliche Förderung für Gelehrte und Laien bilden die zahlreichen Abbildungen im Texte. Sie führen bei bedeutenden Werken den Hauptvertreter des Typus, sei es aus der Großkunst, sei es aus dem Darstellungsbereich der bemalten Vasen, der Lampen oder der geschnittenen Steine vor. Mehrfach ist die Wiederherstellung von unkenntlich gewordenem in Zeichnung gegeben oder eine besser erhaltene Wiederholung zur Verdeutlichung abgebildet, bei zweifelhafter Ergänzung ist das verfügbare Vorbild herangezogen worden. Münzbilder, für Göttertypen oft wichtig, für Porträts meist das einzige Bestimmungsmittel sind bald als Gradmesser der Sicherheit der vorgeschlagenen Deutung, bald als stilistisch-topographische Wegzeiger beigesetzt. Daß sich dabei gelegentlich beim Lesen abweichende Urteile ergeben, wie z. B. der Ausdruck des Bd. II. Fig. 31 abgebildeten jetzt besonders interessirenden Kopfes eher auf

den Stil als den Inhalt zurückzuführen sein möchte, mag, wie andere Bedenken gegen einzelnes, der Kritik in den fachwissenschaftlichen Zeitschriften vorbehalten bleiben. Übrigens wird die abweichende Meinung der Mitforschenden meist angedeutet. An dieser Stelle gilt es nur, sich des reichen Nutzens, des vielen Erfreulichen, was das schöne Werk bietet, rückhaltlos zu freuen.

Von den in Rom vorhandenen Sammlungen umfaßt der erste Band die der Vatikanischen Skulpturensammlung, die des Lateran und der beiden Kapitolinischen Museen, der zweite die Sammlungen privaten Charakters, die der Villa Albani, der Villa Borghese, des Palazzo Spada und die in dem neuen Palazzo Boncompagni untergebrachte Sammlung Ludovisi. Von den neuerstandenen römischen Sammlungen ist die in den Diocletiansthermen zusammengebrachte wenigstens soweit berücksichtigt, daß die bedeutendsten Stücke herausgehoben worden sind, namentlich die bedeutenden Bronzen und Stuckreliefs, während die Antiken des weiten Hofes noch nicht besprochen werden konnten. Absichtlich unberücksichtigt gelassen ist das hochinteressante Museum in der Villa Papa Giulio, das besonders wegen der Funde aus Civitá Castellana wichtig wäre, da der Academia dei Lincei, deren Mitglied Helbig selbst ist, die erste Besprechung vorbehalten bleiben soll. Das neue Museum am Cälius war noch im Oktober dieses Jahres der öffentlichen Benutzung nicht übergeben.

Die Beschreibung der drei hinter dem Museo delle Terme aufgeführten Sammlungen des Museo Etrusco Gregoriano, des Museo Kircheriano und des prähistorischen Museums im Collegio Romano entstammt nicht der Feder Helbigs, sondern Emil Reischs, und seine sich bescheiden zurückhaltende Mitarbeit an dem „Führer" verdient noch eine kurze Würdigung. Ihm war die Aufgabe zugefallen, die Überreste der etruskischen Kunst in Original wie Nachbildung und die der antiken Kleinkunst dem Leser näher zu bringen. Es ist neben der Menge der Monumentalwerke alter Kunst nicht leicht, auch für diesen zum Teil spröden Stoff Liebe und Aufmerksamkeit zu gewinnen. Am ehesten gelingt es noch für die Erzeugnisse der Vasenmalerei, die um ihrer anmutigen Erscheinung wie um des Interesses willen, das ihre Darstellungen erwecken, den klassisch und künstlerisch gebildeten anziehen. Reisch hat in einer sehr hübschen Einleitung das Notwendigste über ihre Entstehungszeit, ihren Zweck, ihre Bedeutung für unsre Kenntnis von Sage und Dichtung und ihre formale Entwicklung gesagt. Seine Datirung entspricht durchaus dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Die Erklärung ist ziemlich ausführlich. Vielleicht hätte mit einem Worte an die Bedeutung des Stils der Vasen für unsre Kenntnis frühester geschichtlicher Entwicklung namentlich der großgriechischen Kolonien erinnert werden können. Eine ähnliche Einleitung wie den Vasen wäre den Erzeugnissen der Etrusker zu wünschen gewesen, da die Entwicklung der Kunst dieses Volkes erfahrungsmäßig wenig Beachtung findet und den Neuling leicht abstößt. Auch bei Erzeugnissen wie den Bechern von Vicarello hätte vielleicht ihre Bedeutung für

unſre Kenntnis der antiken Erdkunde noch ſchärfer hervorgehoben werden können. Aber der Rahmen der Arbeit war gegeben, und er war beſchränkt. Der Archäolog wird die ſtille Arbeit, die nur gelegentlich, nirgends ausgeſprochen hervortritt, dankbar zu ſchätzen wiſſen.

Die Mutter ſehnt ſich und der Vater wartet

Eine Weihnachtsgeſchichte von L. Budde*)

(Schluß)

Hier bin ich, antwortete in demſelben Augenblick Schmalhans und ſchoß davon mit ſo langen Schritten, als es ſeinen kurzen Beinen möglich war.

Erſter Mann am Platz! rief er, als er in der Leutеſtube ſtand und ſich voller Freude zu den dampfenden Schüſſeln ſtellte.

Ja, der erſte bei der Mahlzeit! bemerkte der Großknecht, der mit den übrigen Leuten folgte und immer ſpitze Reden gegen Schmalhans auf der Zunge hatte.

Zuletzt trat der Landrat ſelbſt ein. Er kam geradeswegs aus Stall und Hof und hatte ſich überzeugt, daß es kein einziges Tier auf ſeinem Gebiete gab, das nicht ſein Weihnachtsfutter erhalten hatte und es mit Wohlbehagen verzehrte. Fröhliches Weihnachten, ihr Leute! ſagte er mit einem Geſicht, das ſo gut wie ein halber Schmauß war, und wohl bekomms euch!

Schönſten Dank, lautete die Antwort. Dann ging der Landrat hinauf in die Stube, ſetzte ſich mit ſeiner Familie zu Tiſche, ſah über alle hin mit demſelben ſtrahlenden Lächeln, faltete die Hände und ſagte abermals: Fröhliches Weihnachten, Kinder! Laßt uns nun in Gottes Namen anfangen!

Und nun aß man friſch darauf los, oben und unten, und unten legte Schmalhans eine ſolche Kraft und Ausdauer an den Tag, daß der Großknecht ſeinen Löffel aus der Hand legte, ihm zuſah und vor Erſtaunen ſelbſt zu eſſen vergaß. Aber er hätte recht gut ſeine Verwunderung ſparen können, denn Schmalhans wußte immer, was er that, und hatte ſeinen Grund dazu. Er wußte recht gut, daß es auf Vornmhof oben wie unten ein alter Brauch war, eine Mandel in die Grütze zu thun, und daß dem, der ſie fand, ein Hurra zu teil wurde nebſt einer Extragabe. Dieſe Mandel mußte er auch haben, was

*) Aus dem Däniſchen überſetzt von Thereſe Lorck.

es auch kostete, und deshalb fuhr er mit unerschöpflichem Mut immer wieder von neuem in die Schüssel, bis die Augen ihm steif im Kopf zu stehen begannen, und die Backen sich mehr und mehr spannten.

Kommst du übern Hund, so kommst du auch übern Schwanz, tröstete ihn der Großknecht, während er noch immer eine gewaltige Masse zum Munde führte. Schmalhans seufzte und schaute fast bedenklich auf den Löffel. Aber in demselben Augenblick begann er über das ganze Gesicht zu strahlen. Ruft Hurra, Leute! denn hier ist sie! frohlockte er und hielt die Mandel in die Höhe. Und Hurra! mußten sie für Schmalhans rufen, wie spöttisch auch der Großknecht dreinschaute.

Droben in der Stube riefen sie auch Hurra, und das galt Vetter Rudolf, der die Mandel auf seinem Löffel hatte und sich verwundert umschaute, weil er nicht begreifen konnte, wie er zu der unerwarteten Ehre kam. Er kannte sein eignes Glück nicht. Freilich ist es verschieden: dem einem kommt es im Schlafe, ein andrer muß sich durchfressen.

Die Mahlzeit war vorüber, und nun ging es an die Verteilung der Geschenke. Es waren deren zu viel, als daß alle auf einmal Platz unter dem Christbaum hätten finden können, deshalb kam einer nach dem andern dran. Vater und Mutter hatten Gaben für Inger, Luise, Margarete und Franz, und diese für Vater und Mutter und für sich untereinander, sodaß es fast kein Ende nahm, weder mit Geschenken noch mit Vergnügen. Vetter Rudolf hatte auch seine Überraschungen bereit, behend hatte er sie eingeschmuggelt und glücklich in der äußersten Ecke des Zimmers verborgen. Da stand er nun in einer Verlegenheit, an die er gar nicht gedacht hatte, und die ihm jetzt erst klar wurde: daß er doch unmöglich zu Inger gehen konnte und sagen: Bitte, Inger! Hier hast du ein Buch, das dir so manches sagen soll, was ich selbst dir nicht sagen kann. Nein, das fühlte Vetter Rudolf, daß sich das nicht schickte, und deshalb konnte er auch nicht zu den andern gehen. Was er thun und wie er seine Geschenke loswerden sollte, auf die er so manche stille Hoffnung gesetzt hatte, das wußte er nicht. Da kam Franz voller Glückseligkeit gesprungen, um Vetter Rudolf seine Geschenke zu bringen, und da ging es diesem auf, daß er den rettenden Engel gefunden hatte. Erst mußte jedoch der Engel gewonnen und zum Mitverschwornen gemacht werden. Mit diesem Ziel vor Augen, beeilte er sich, Franz eine Indianermütze mit großer roter Feder auf den Kopf zu setzen, dann gab er ihm einen wirklichen kleinen Tomahawk in die Hand und sagte: Nun bist du der große Indianerhäuptling Rote Feder, dem alle seine Stammeskrieger unterthan sind, und vor dem alle Feinde zittern. Was meinst du dazu, Franz?

Franz antwortete nicht, aber die Freude darüber, Indianerhäuptling geworden zu sein, glänzte ihm aus den Augen, er schwang sich jubelnd im Kreise und wollte davonstürzen. Aber Vetter Rudolf hielt ihn auf und flüsterte:

Noch eins, Franz! Das hier gieb Inger, aber du darfst nicht sagen, von wem es kommt! Hörst du?

Der Indianerhäuptling hörte offenbar nicht besonders auf ihn, dazu war er zu glücklich, sondern er schwang den Tomahawk, die rote Feder nickte, und fort sprang er. Doch plötzlich blieb er stehen und sah etwas zweifelnd aus, faßte aber einen raschen Beschluß, setzte sich wieder in Bewegung, stürzte auf die Landrätin los, überreichte ihr entschlossen das anvertraute Geschenk und sagte: Hier, Mutter, das ist für dich! Aber ich sage nicht, von wem es kommt. Dann wandte er sich mit der Miene unbeugsamer Standhaftigkeit ab; aber von mildern Gefühlen ergriffen, kam er bald darauf wieder angesprungen, legte seinen Arm um den Hals der Mutter und seinen Mund an ihr Ohr und flüsterte vernehmbar: Es ist von Vetter Rudolf!

Von Rudolf? rief die Landrätin aus, ach, welch ein niedliches Buch! Wie heißt es denn? Historien der Liebe — das ist ein reizender Titel! Und was ist denn das? Eine Weihnachtskarte und — ja bei Gott Verse! Nein, wie lieb von Rudolf — die muß ich wirklich lesen. Inger, hol mir einmal meine Brille, Kind! Danke; nun hört zu:

Ein kleines Buch mit bangem Zagen
Als arme Gabe bring ich dir,
Doch wird es dich zum Garten tragen
Voll holder Märchen Blumenzier.
Dort kleidet in's Gewand des Schönen
Sich jeder Seufzer, der uns rührt,
Dort wird der Trost in milden Tönen
Ins Herz des Zweifelnden geführt.
Aus schneebedeckten jungen Sprossen
Erwächst des Baumes Herrlichkeit,
Die Blume, darauf Thränen flossen,
Im Lenz die schönsten Düfte beut!

Von dem, der dich lieb hat.

Das ist schön, sagte die Landrätin und sah freundlich empor. Ich verstehe es zwar nicht ganz, denn ich habe so wenig Zeit, Verse zu lesen, und dann kann man sich ja nicht so hineindenken; aber reizend ist es doch.

Nein, seh mal einer den Strick! rief der Landrat aus und kniff Vetter Rudolf freundschaftlich ins Ohr, das ist ja eine versteckte Liebeserklärung, die du da deiner alten Tante machst! Na, du brauchst nicht rot drüber zu werden, denn es beweist, daß du einen vorzüglichen Geschmack hast, tausendmal besser, als ich einem solchen jungen Springinsfeld zugetraut hätte. Darauf will ich dir gleich Brief und Siegel geben. Dabei legte er seinen Arm um die Landrätin und sah ihr froh ins Auge, während Rudolf beiseite stand, ganz rot wurde und aussah, als ob er sich am liebsten aus dem Staube gemacht hätte. Doch dazu ließ es die Landrätin, die über seine Aufmerksamkeit gerührt

war, nicht kommen. Rudolf, sagte sie, indem sie ihn herzlich küßte, du warst ein lieber Junge, als ich dich über die Taufe hielt, und du bist es noch heute. Aber ich hätte doch nicht geglaubt, daß du so liebevoll deiner alten Tante und Pate gedenken würdest; das werde ich dir nie vergessen.

Kaum war Vetter Rudolf glücklich aus ihren Armen geschlüpft, so hatte er auch schon Franz wieder in der Ecke und flüsterte ernst: Aber Franz, ich bat dich doch, du möchtest es Inger geben!

So? antwortete Franz und sah ihm offen ins Auge. Ich konnte mich nicht besinnen, für wen es bestimmt war. Darum gab ich es der Mutter!

Franz konnte offenbar nicht begreifen, weshalb es verkehrt war, daß er das Buch der Mutter gegeben habe; und als Vetter Rudolf dies merkte, gab er alle weitern Vorwürfe auf, nahm das nächste Geschenk und flüsterte ärgerlich: Nun geh und gieb Inger dies, aber diesmal darfst du nicht sagen, von wem es kommt!

Noch einmal schwang der Indianerhäuptling seinen Tomahawk, noch einmal nickte kühn seine rote Feder, und er sprang davon, um Inger zu suchen. Aber wunderbarerweise schien Inger nicht die allgemeine Freude über das niedliche Buch und die hübschen Verse geteilt zu haben; sie hatte sich zurückgezogen und war zur Seite getreten, und es lag etwas wie eine Wolke über ihrem Gesicht. Dagegen stand Luise gerade im Wege, und kaum hatte sie Franz zu Gesicht bekommen, als er sich beeilte, ihr sein Geschenk zu reichen mit den Worten: Hier, Luise! Es ist aber nicht vom Vetter Rudolf! Dabei sah er sie starr an, als ob er sie auffordern wollte, ihn Lügen zu strafen, wenn sie könnte.

Woher zum Kuckuck sie trotzdem gleich wußte, daß es doch vom Vetter Rudolf kam, das war unbegreiflich. Aber sie lief sofort auf ihn zu und dankte ihm, wenn auch mehr zurückhaltend, so doch nicht weniger warm als die Mutter.

Ich konnte Inger nicht finden, deshalb gab ich es Luisen, erklärte Franz, als sie sich wieder trafen, denn er merkte schon, daß Vetter Rudolf für alles eine Erklärung haben wollte.

Dann zum Teufel beeile dich und gieb Inger dies! rief Vetter Rudolf ernst und nahm seine dritte Gabe hervor. Er schien immer unruhiger zu werden, je mehr Gaben verschwanden und an Inger vorübergingen.

Der Tomahawk wurde geschwungen, die Feder nickte, und Franz zog wieder unverdrossen seines Weges. Aber Inger hatte sich noch weiter zurückgezogen, während die Wolke über ihrem Gesicht immer dunkler wurde, und Franz konnte sich, wie es schien, nicht von der heillosen Auffassung losmachen, daß die Hauptsache sei, sein Geschenk loszuwerden, und nicht, an wen er es gab, denn einen Augenblick später empfing Margarete die dritte Gabe, und wer dankbar und froh darüber war, das war Margarete. Süße Inger! flüsterte sie und huschte zu dieser hin, vergieb mir wegen vorhin. Vetter Rudolf ist unvergleichlich!

Inger wandte ihr Gesicht ab, und Vetter Rudolf sah ebenso verzagt wie erschrocken aus. Noch ein Geschenk hatte er im Vorrat, und das war an und für sich hübsch genug — es war das, was er für Margarete bestimmt hatte. Es sah aus wie ein zierlicher Nähkasten; öffnete man es aber, so war es die niedlichste kleine Puppenstube, mit feinen kleinen Puppen, die auf Stühlen ringsum saßen und mit großen runden Augen einander anstierten, ganz wie eine wirkliche menschliche Gesellschaft. Wie gesagt, hübsch war es, aber für Inger — nein, es war unmöglich, Inger mit einem solchen Geschenk zu kommen!

Vetter Rudolf stand da, als ob er weder sähe noch hörte, was um ihn herum vorging, und doch war das, was nun geschah, sehr vergnüglich. Denn nun ging die Thür zum Flur auf, Vater und Mutter faßten sich unter den Arm, und alle Leute, Knechte wie Mägde, kamen herein. Jeder von ihnen gab der Herrschaft die Hand, bedankte sich für den Schmauß und bekam seine Geschenke. Erfreulich zu sehen war es, wie überrascht jeder von ihnen war, daß er gerade das bekam, was er sich gewünscht hatte, und wie er nicht begreifen konnte, wie die Herrschaft das hatte erraten können; aber fast noch wohlthuender war es zu beobachten, wie Freude und Stolz aus des Hausherrn und der Hausfrau Antlitz leuchteten. Zu allerletzt kam Schmalhans, feierlich, voll Spannung und Erwartung. Ein wollenes Halstuch, zwei wollene Jacken und drei paar wollene Strümpfe waren nicht zu verschmähen — er erhielt und empfing sie mit Anerkennung, aber nicht mit Begeisterung.

Und wer hat nun die Mandel? fragte der Hausvater.

Hier! rief Schmalhans, hielt die Mandel hoch empor und empfing eine Pfeife und ein — zwei — drei — vier — Viertel Tabak. Wie ein Hühnchen, das ein Korn findet, kratzte er mit dem rechten Bein hintenaus, schwenkte die Pfeife in der Luft und lief davon, über das ganze Gesicht lachend.

Wenn er kutschiren will, so komm er nur zu mir, die Karre wird bereit sein! flüsterte er im Vorübergehen Franz zu. Denke er aber auch an die Herzen.

Das war der eine glückliche Mandelfinder! sagte der Landrat, und nun kommt die Reihe an den andern. Was erfinden wir für Vetter Rudolf? darüber müssen wir nachdenken, denn es muß etwas besondres sein. Sein Geschenk muß er haben, ehe der Abend vorüber ist, ich gehe nicht mit Schulden aus dem heiligen Abend!

Es wäre gegen alle Wahrheit, wenn man sagen wollte, Vetter Rudolf hätte glücklich ausgesehen, und wie konnte er das auch, da gerade das, worauf er sein Vertrauen und seine Hoffnung gesetzt hatte, ihn so betrogen hatte. Aber das merkte der gute Landrat nicht, denn er hatte Glück und Freude genug für sich und andre, wenn es sein mußte. Er betrachtete ihn ein Weilchen mit einem Lächeln — es war etwas Stilles und Mildes drin, wie wenn alte liebe Erinnerungen erwachten —, und dann sagte er: Ich kann mir nicht helfen, Rudolf, aber ich kann dein Gesicht verteufelt gut leiden. Wenn ich dich sehe,

dann kommen alte Geschichten und kribbeln und krabbeln an mir herum und möchten hervorbrechen. Und dann, deine Historien der Liebe, mein lieber junger Freund, die haben es mir angethan. Setzt euch einmal alle zusammen nieder, denn nun will ich euch auch eine Liebes- und Weihnachtsgeschichte erzählen. Sie liegt mir so unruhig im Herzen und auf der Zunge manches Jahr schon, aber heute abend will sie heraus, und daran ist Rudolf schuld. Ich stehe dafür ein, daß die Geschichte ihre Richtigkeit hat, und du, Mutter, sollst mein Zeuge sein.

Aber Vater, ich bitte dich! rief die Landrätin erschrocken und wollte ihre Hand auf seinen Mund legen, wie um ihn zu schließen.

Sei nur ganz ruhig! antwortete der Landrat lächelnd, fing ihre Hand auf und behielt sie in der seinen.

Heute abend muß es heraus, aber ich erzähle weder von dir noch von mir, sondern von einem Studenten und einem Fräulein. Also: Es war einmal ein Student, und der war ganz und gar so ein Student, wie dieser Rudolf hier, nur mit dem Unterschiede, daß Rudolf so tüchtig wie der Teufel selber ist, und der andre ein dummer Kerl war, denn er war nicht geschaffen, Student zu sein, sondern Müller, und dann mit dem Unterschiede, daß Rudolf ein hübscher Kerl ist, mit einem Gesicht wie ein neu geprägter Groschen, während der andre ein grober Gesell und auffahrend wie eine Rakete war, und zu guterletzt mit dem Unterschiede, daß sie einander nicht im geringsten glichen. Und dann war auch ein Fräulein, das war das liebreizendste Fräulein von der Welt für den, der sich darauf verstand, und das that der Student. Er hatte weder Vater noch Mutter, denn die waren schon vor langen Jahren gestorben, aber er ging in dem Elternhause des Fräuleins aus und ein wie ein Sohn, und jedesmal wenn er kam und wenn er ging, wandte sich ihm das mildeste und gottbegnadetste Gesicht zu, das er in seinem Leben gesehen hatte, und so ein Gesicht geht einem Studenten zu Herzen. Deshalb war er ihr so gut, daß es weder Anfang noch Ende hatte, und das war nicht wunderbar; aber wunderbar war es, daß auch das Fräulein dem Plumpsack von Studenten gut war. Sie hatten nie ein Wort darüber gesprochen, trotzdem wußten sie beide ganz gut, daß sie verlobt waren — wie sie das zu wissen bekommen hatten, das kann nur der verstehen, der so etwas kennt. Aber das Unglück war, daß das Fräulein ihr mildes Gesicht allen Menschen zuwandte, weil sie ihnen kein andres zuwenden konnte, und das vermochte der Student nicht zu ertragen. O, wie es in ihm kochte, wenn es ihm schien, als könnte sie auch einen andern freundlich ansehen, und wie der Zorn ihm die Wangen erglühen, die Augen leuchten, das Herz erzittern machen konnte! Nein, er war kein guter Student, denn er plagte und ärgerte sowohl das Fräulein als sich selbst und machte beide unglücklich. Zuletzt übermannte es ihn, und er lief davon und schwur, daß er sie nie wiedersehen, noch einen Fuß über ihrer Eltern Schwelle setzen wolle.

Die Zeit verging und er sehnte sich nach ihr, und in seinem Innern brannte es, daß es ihm jetzt noch weh thut, daran zu denken; aber er wollte nicht klein beigeben. Er verbrachte seine Zeit mit lustigen Kameraden und war auf bestem Wege, ein Zechbruder zu werden, denn er glaubte das Fräulein vergessen zu können. Aber das konnte er doch nicht. So kam der Weihnachtsabend heran, und alle guten Menschen saßen froh und behaglich inmitten ihrer Familie. Aber der Student saß unter lustigen Kameraden, um zu trinken, zu toben und — zu vergessen. Und da erblühte ihm plötzlich ein Märchen mitten in dem wilden Gelage. Die Thür ging auf, und aus dem Dunkel draußen sah ein mildes Gesicht herein. Sitz still, Mutter, sitz still und laß mir deine Hand und sieh mich an, sonst kann ich nicht erzählen! Sie war ganz allein den weiten Weg in der dunkeln Nacht gegangen, sie, die zarte Jungfrau, hatte sich an einen Ort gewagt, vor dem ihr Herz zurückschreckte, nur um einen einzigen Blick auf ihn, den elenden Studenten, zu werfen, der nicht das geringste davon verdient hatte. Und nun mochte er sich so steif machen, wie er wollte — er stand doch draußen, ehe er es sich versah. Komm! sagte sie, heute ist Weihnachten, die Mutter sehnt sich, und der Vater wartet! Aber du, sagte der Student — denn er wollte sich noch nicht ergeben, du kümmerst dich nicht darum — garnicht! — Kommst du nicht mit, dann gehe ich betrübt hinweg, und keine Freude wartet auf mich! antwortete die Jungfrau leise, senkte den Kopf, wandte sich ab und ging. Da konnte der Student nicht länger an sich halten. Er lief ihr nach, als hätte es sein Leben gegolten, nahm sie in seine Arme und sagte: Nun bist du mein! Du bist mein Weihnachtsgeschenk; und nie geb ich dich wieder frei! Sie faßten sich bei den Händen und hielten Einkehr bei Weihnachten, und bei so einem frohen, glücklichen Weihnachten sind nie zwei Menschenkinder eingekehrt, weder früher noch später.

Der Landrat blickte auf seine Frau mit einem feuchten Glanz im Auge, und sie sah zu ihm auf so unaussprechlich mild, daß es den Kindern vorkam, als würden beide wieder jung. Dann fuhr er fort: Nun ist der Student nicht mehr Student, sondern Müller, wozu er geschaffen war, und das Fräulein ist nicht mehr Fräulein, sondern seine Müllerin, wozu sie geschaffen war. Aber nie kommt ein Weihnachten heran, ohne daß der Müller wieder zum Studenten wird und seine Jungfrau bei der Hand nimmt, und das Herz ihm voll Jugend und Freude schlägt, wenn er die Thür öffnet und sagt: Komm! denn jetzt ist es Weihnachten, die Mutter sehnt sich, und der Vater wartet!

Der Landrat war so leicht wie ein Jüngling aufgesprungen, hatte seiner Landrätin Arm genommen, und als er die letzten Worte gesprochen hatte, gingen beide hinein zum Weihnachtsbaum. Und Luise und Margarete winkten einander zu: das war also die schöne Geschichte, von der sie so oft geträumt hatten, nun hatte sie plötzlich Namen und Gestalt erhalten und trat lebend vor sie hin!

Aber als sich Vetter Rudolf nach Inger umsah, war sie verschwunden. Deshalb erhob er sich leise und ging ihr nach. Während der Erzählung des Landrates war in ihm eine unwiderstehliche Sehnsucht erwacht, sich mit Inger auszusprechen. Sein Herz wurde weit, alle die Wolken, die eben noch schwer und drückend darauf gelastet hatten, verzogen sich, und ein herrliches Licht brach strahlend hindurch und machte alles warm und gut dadrinnen. Und es schien ihm, als könnte es auch nicht anders mit Inger sein, wenn sie nur mit einander reden könnten! Ja, das mußten sie, das wollten sie, noch heute abend — es galt ja Leben und Glück!

Wo war aber Inger? Vetter Rudolf ging den Hof entlang, begegnete einem und dem andern im Dunkeln und fragte ihn, aber niemand wußte es. Aber was war das für eine kleine Gestalt, die dort über den Hof geschossen kam mit einem Eifer, als gälte es, mit dem Bösen um die Wette zu laufen? J, das war ja Schmalhans, und wo er war, da war auch Antwort zu bekommen.

Inger? entgegnete er, denn er war sehr geradezu.

Die sitzt im Hundehaus, das ist gewiß; sie und Rudy — denn so nennen sie ja den Hund — haben immer etwas zusammen zu schwatzen. Und diese Knochen, die sie ihm bringt! Das reine Fleisch! Ein Mensch könnte sein Vergnügen dran haben, sie abzuknaupeln. Aber wie stehts denn oben? Sie werden doch nicht etwa schon angefangen haben, den Baum zu leeren?

Von heftiger Angst ergriffen, zu spät zu kommen, lief Schmalhans davon, und Vetter Rudolf eilte nicht weniger schnell den andern Weg.

Da lag eine Gestalt über den großen Hund gebeugt, die Arme um seinen Hals geschlungen und den Kopf gegen sein zottiges Fell gedrückt. Sie glich einem betrübten Kinde, das seinen Kopf auf das erste beste ärmliche Kissen zur Ruhe gelegt hat. Inger! sagte Vetter Rudolf leise und bittend. Die Gestalt fuhr vor Überraschung in die Höhe, aber dann schüttelte sie den Kopf und legte sich wieder nieder, während Rudy barsch und abwehrend knurrte. Inger, ich muß mit dir sprechen! rief Vetter Rudolf und näherte sich ihr. Nur ein einziges Wort muß ich von dir hören — sonst halte ich es nicht aus!

Wau! Wau! erklang es gleichzeitig mit einer Stimme, so rauh und bissig, daß es über den ganzen Hof dröhnte. Es war Rudy, der seine gewaltige Stimme erhob, in der Gewißheit, daß ein Feind komme, ihm hinterlistig seinen Schatz zu rauben. Und diese Stimme brachte endlich Leben in die Gestalt.

Um Gottes willen, Rudolf, nimm dich in acht! rief Inger erschrocken aus, wer ihn nicht kennt, darf ihm nicht zu nahe kommen!

Aber Vetter Rudolf hörte nicht auf ihre Warnung, er blieb stehen, ohne auf etwas andres zu achten, als auf Inger; er sah sie unverwandt an. Und fast schien es, als ob dieses ungewöhnliche Benehmen Rudy verwirrte, denn sonst pflegten die Leute davonzustürzen, sobald er nur seine Stimme erhob.

Doch jetzt legte er sich nieder und betrachtete Rudolf mit Aufmerksamkeit, bereit, loszufahren, wenn die Umstände es erfordern sollten. Und nun stieg in Rudolfs Seele die Erzählung des Landrats auf, und die Worte kamen von selbst und legten sich auf seine Lippen: Komm! flüsterte er und streckte die Hand nach Inger aus, denn jetzt ist es Weihnachten, die Mutter sehnt sich, und der Vater wartet!

Aber du, antwortete Inger mit bebender Stimme, ganz wie ein gewisser Student einmal geantwortet hatte, du kümmerst dich nicht darum — gar nicht!

Kommst du nicht mit, so gehe ich betrübt hinweg, und keine Freude wartet auf mich! antwortete Vetter Rudolf leise. Aber da bebte auch in seiner Stimme ein Klang, dem Inger vertraute, und der sie ihre Hand in die seine legen hieß. Eine Sekunde später ruhte ihr Kopf auf seiner Schulter, und ein Flüstern wurde hörbar — Rudy erhob seinen Kopf mit einem Ruck und horchte mißtrauisch. Doch mochte er wohl von dem, was er gehört hatte, befriedigt sein, denn er begann mit dem Schwanze zu wedeln und legte sich zur Ruhe mit einem wohlwollenden Knurren, das nur als Beifall und Zustimmung gelten konnte.

Seid ihr alle beisammen? fragte der Landrat und steckte den Kopf zur Wohnstubenthür hinein.

Wo ist Rudolf und Inger?

Hier! rief Vetter Rudolf, und da kamen sie herein Arm in Arm von der Flurthür. Und wie sie so kamen, lag etwas über ihren Gesichtern, daß der gute Landrat verstummte und erstaunt aufblickte. Aber als er ein Weilchen gestanden und gestarrt hatte, ging mit einemmale ein Lächeln über sein Gesicht, noch strahlender als so manches Lächeln, das an diesem Abend schon drüberhin geleuchtet hatte.

Mutter! rief er, ich habe über ein Extrageschenk für Rudolf nachgedacht und habe es gefunden. Laß ihn eintreten, so soll ers haben! Er öffnete weit beide Thüren, er und seine Landrätin standen mitten im Zimmer, und die Einladung erklang wie gewöhnlich: Komm, denn jetzt ist es Weihnachten, die Mutter sehnt sich, und der Vater wartet! Und sie gingen hinein, wo die Freude ihrer wartete.

Als aber der Christbaum abgeleert war, die einen ihre Tüten, die andern ihre Herzen bekommen hatten, da wurde oben zu guterletzt ein Hoch in funkelndem Wein getrunken und unten Äpfelschnitte und Punsch verzehrt. Und als auch das vorüber war, faltete Schmalhans seine Hände und sagte mit Salbung: Nun soll unser Herrgott seinen Dank haben! Und nun sollen alle guten Menschen ihren Dank haben! Und nun soll auch ich meinen Dank haben!

Weshalb sollst denn du einen Dank haben, du dummer Hans? fragte der Großknecht spöttisch wie immer.

Weil ich alles habe essen können! antwortete Schmalhans kurz und bestimmt.

Schmalhans hat Recht! sagte der Landrat und klopfte ihm freundlich auf die Schulter. Unser Herrgott giebt alle guten Gaben, und der, der sie dankbar und mit Freude annimmt, den sieht er mild an. Deshalb soll Schmalhans ein Extrahurra zum Schluß haben!

Mochte nun der Großknecht süße oder saure Miene dazu machen, so mußte er doch noch einmal mit all den andern für Schmalhans Hurra rufen, und in diesem Hurra verklang Borumhofs Weihnachten und zog davon — bis es wiederein kehrt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Noch einmal Artikel 31 der Reichsverfassung. Der Reichstag hat kürzlich über den ihm vom Bundesrate zugegangnen Entwurf wegen Änderung des Artikels 31 der Reichsverfassung beraten. Die Änderung soll nach dem Vorschlag dahin gehen, daß „die Freiheit der Abgeordneten von Strafverfolgung bei Vertagungen von mehr als dreißig Tagen nicht stattfindet."

Bisher hat die Mehrzahl der mit der Auslegung des Artikels 31 befaßten Gerichte und hat überwiegend auch der Bundesrat die Ansicht vertreten, daß nach bestehendem Recht der Schutz des Artikels 31 den Abgeordneten während einer wirklichen, d. h. einer vom Kaiser mit oder ohne Zustimmung des Reichstags verfügten Vertagung überhaupt nicht zur Seite stehe, und wir haben in Nummer 8 des laufenden Jahrgangs dieser Blätter ausgeführt, daß diese Auslegung dem Buchstaben (der aus dem Französischen, Lateinischen und Griechischen ins Deutsche zu übersetzenden Reichsverfassung) und dem Sinn des Gesetzes allein entspreche.

Mit der unglücklichen Hand, die die gesetzgeberischen Vorschläge des Bundesrates leider so vielfach verraten, freilich auch in Übereinstimmung mit der von vielen Seiten schon lang beklagten Unsicherheit der ganzen innern Politik des Reiches hat jetzt der Bundesrat seinen ganz berechtigten Standpunkt scheinbar aufgegeben; denn daß er in Wirklichkeit die Unrichtigkeit der bisher von ihm vertretenen Auslegung anerkennen sollte, das kann nach den vom Tische des Bundesrates aus abgegebenen Erklärungen doch nicht angenommen werden. Es ist aber am bösen Schein schon mehr als genug, und die Folgen des ungeschickt gefaßten Vorschlags sind bei der Beratung, die mit der üblichen Verweisung an eine Kommission geendigt hat, deutlich genug zu Tage getreten: statt Dank für das beabsichtigte Entgegenkommen zu ernten, begegnet der Bundesrat bei den „deutschfreisinnigen" und sozialdemokratischen Maulhelden und Volkstribunen Vorwürfen wegen seines angeblich reaktionären Entwurfs, und diesen Vorwürfen verleiht die ungeschickte Fassung des Entwurfs einen Schein von Berechtigung.

Ob es überhaupt nötig war, dem Geschrei, das für die Herren Bamberger, Singer und Genossen die Stellung heiliger und unverletzlicher Volkstribunen begehrt, irgend welche Zugeständnisse zu machen, wollen wir hier nicht näher untersuchen; um des lieben Friedens willen mag man sich ja in solchen Streitfällen zu einem Kompromiß bequemen, und wir wollen sogar annehmen, daß sich für den

vorgelegten Entwurf sachliche Gründe anführen lassen, wenn solche auch unserm schwachen Auge unsichtbar sind. Aber in der gewählten Form hätte der Entwurf nicht an den Reichstag gebracht werden sollen, denn so, wie er lautet, bietet er für jeden, der die deutsche Sprache richtig zu gebrauchen weiß, nicht eine Erweiterung, sondern eine Beschränkung des den Abgeordneten durch den Artikel 31 gewährten Schutzes, der Bundesrat scheint damit zu sagen: „Wir bekennen, daß den edeln Parlamentariern, die bisher während einer Vertagung des Reichstags ohne die — freilich unmöglich einzuholende — Genehmigung des Reichstags in Untersuchung gezogen worden sind, von den deutschen Gerichten Unrecht geschehen ist; weil aber daraus, daß sie während einer oft monatelang dauernden Vertagung nicht in Untersuchung gezogen werden dürfen, dem allgemeinen Wesen Schaden zugehen und das Ansehen der Rechtspflege Not leiden könnte, so bitten wir den Reichstag, in Gnaden wenigstens auf einen Teil des Privilegiums seiner Mitglieder zu verzichten.“ Was ist natürlicher, als daß darauf die Gesalbten des Volks antworten: „Das fällt uns gar nicht ein, die Unverletzlichkeit eines Volksvertreters ist ein so hohes Verfassungsprinzip, daß alle Schädigung des Rechts und des allgemeinen Rechtsbewußtseins dagegen nicht in Betracht kommt“? Was wäre aber auf der andern Seite einfacher gewesen, als, wenn man sich einmal zu einem Kompromiß verstehen wollte, unter Wahrung des bisher mit Recht eingenommenen Standpunkts den Entwurf dahin zu fassen: „Der den Abgeordneten in Artikel 31 gewährleistete Schutz erstreckt sich auch auf die Zeit einer Vertagung des Reichstags, wenn sie die Dauer von dreißig Tagen nicht überschreitet.“

Selbstverständlich würde ein solcher Vorschlag von den großen Parlamentariern vom Schlage der Richter, Bamberger, Liebknecht, Singer u. s. w. mit Entrüstung zurückgewiesen werden; sie legen den bestehenden Artikel 31 in dem Sinne vollständiger „Immunität“ der Abgeordneten aus, also hat der Artikel diesen Sinn. Eben darum weisen sie aber auch — die Reichstagsverhandlung vom 5. Dezember läßt darüber keinen Zweifel — den Entwurf des Bundesrats mit vornehmer Verachtung zurück. Was ist demgegenüber die Aufgabe der andern, sagen wir kurz konservativen, noch nicht dem parlamentarischen Hochmutsteufel verfallenen Parteien? Wir meinen, sie sei klar genug: die Gebässigkeit einer reaktionären Maßregel, wie sie die Beschränkung des Rechtsschutzes der Abgeordneten enthielte, auf sich nehmen, wäre eine Thorheit, ein Akt des politischen Selbstmords, wir hoffen darum, daß sie den Mut eines männlichen Entschlusses finden und erklären werden: „Auch wir verwerfen die vorgeschlagene Verschlechterung der Reichsverfassung; wir halten eine Änderung überhaupt nicht für geboten, uns ist der Artikel 31 klar genug. Will aber der Bundesrat eine authentische Auslegung des Artikels herbeiführen und will er in Verbindung damit ein Übriges thun und den von der parlamentarischen Arbeit erschöpften Abgeordneten, die nur noch die Kraft zu Majestäts-, Beamten und andern Beleidigungen oder zu sonstigen Vergehen und Verbrechen übrig behalten haben, Freiheit von gerichtlicher Verfolgung wegen derartiger Ferienvergnügungen während einer kurzen Vertagung gewähren, so wollen wir dem nicht entgegentreten; glaubt die Reichsregierung die Verantwortung hierfür übernehmen zu können, so können wir sie auch tragen.“

Der römische Grenzwall und die deutschen Kaiserpfalzen. Bekanntlich hat die Budgetkommission des Reichstags die bescheidene Forderung, in den Reichshaushaltsplan zunächst auf das Jahr 1892 die Summe von 40 000 Mark für die einheitliche Erforschung des römischen Grenzwalls im Südwesten Deutschlands einzustellen, mit schwacher Mehrheit abgelehnt. Wir erlauben uns, das als eine schlechthin beschämende Thatsache zu empfinden. Für zoologische Stationen

und Planktonexpeditionen, die für die Wissenschaft gewiß sehr bedeutsam sind, aber doch mit dem eigentlich nationalen Leben Deutschlands nichts zu thun haben, hat das Reich hunderttausende aufgewendet, es hat — gewiß auch mit Recht — für die Ausgrabungen in Olympia jahrelang große Opfer gebracht und wendet alljährlich bedeutende Summen auf die archäologischen Institute in Rom und Athen, und für die Erforschung des ältesten geschichtlichen Denkmals auf dem Boden der Heimat soll kein Geld da sein? Man sehe doch hinüber nach Frankreich, wo seiner Zeit die vielgeschmähte Regierung Napoleons III. für die Ausgrabungen römischer und gallischer Reste aus der Zeit Cäsars außerordentliches geleistet hat. Freilich, an Kunstwerken, die in den Museen prangen könnten, wird am Limes nichts erhebliches zu Tage kommen, doch für die Geschichte der ältesten Besiedlung Deutschlands wird sich destomehr dabei ergeben. Denn dieser Wall, der sich in einer Länge von etwa 540 Kilometern von der Ahrmündung bis nach Kehlheim an der Donau zog, bezeichnet einerseits die Linie, bis zu der römische Kultur in Deutschland vorgedrungen ist, andrerseits die Grenze selbständiger deutscher Kultur; er hat zweifellos das Vorwärtsdrängen der westgermanischen Stämme gegen die Römerwelt auf einige Jahrhunderte zum Stillstand gebracht und sie dadurch genötigt, ihre noch halbnomadische Lebensweise aufzugeben und seßhafte Ackerbauer zu werden, er hat also auf die ganze Entwicklung der festländischen Germanen einen tiefgreifenden Einfluß geübt. Und für die Erforschung eines solchen Denkmals hat das neue deutsche Reich kein Geld? Wir können das nicht glauben.

Auch manches andre giebt es noch auf deutschem Boden, dessen gründliche wissenschaftliche Aufdeckung eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes wäre, die nur zu lange versäumt worden ist. Dahin gehört vor allem die Erforschung der deutschen Kaiserpfalzen, jener oft befestigten und nicht selten kunstgeschmückten Landsitze, wo unsre mittelalterlichen Könige residirten, und wo sich oft die entscheidendsten Thatsachen unsrer Geschichte abgespielt haben. Freilich sind sie nicht mächtige Prachtbauten in der Art unsrer romanischen Dome gewesen, denn die Kirche war als Kulturmacht dem Staate damals weit überlegen, und manche sind ganz verschwunden oder unter spätern Bauten versteckt oder in Privatbesitz übergegangen. Auf den Grundmauern der Pfalz Karls des Großen in Aachen z. B. steht heute das Rathaus der Stadt, und die kümmerlichen Reste der stolzen Harzburg Heinrichs IV., eines wahrhaft königlichen Sitzes, tragen jetzt ein Hotel. Immerhin sind z. B. von der Pfalz von Kaiserswert, aus der einst der junge Heinrich IV. entführt wurde, und von der in Gelnhausen, wo Friedrich Barbarossa die Lehen des geächteten Löwen Heinrich verteilte, doch noch trotz aller Verwüstungen so ansehnliche und teilweise künstlerisch wertvolle Trümmer übrig, daß sich mindestens die vollständige Aufgrabung und architektonische Aufnahme verlohnte, wenn sich nicht bei der einen oder andern eine Wiederherstellung ermöglichen ließe, wie sie bis jetzt von sämtlichen Kaiserpfalzen nur die eine in Goslar erfahren hat.

Eine ungesalbte Predigt. Den strenggläubigen Geistlichen wird oft der Vorwurf gemacht, daß sie sich in ihren Predigten zuviel mit den Glaubenssätzen beschäftigten, zu salbungsvoll wären, zu wenig an das wirkliche Leben anknüpften und so die Leute, statt sie anzuziehen, aus der Kirche hinauspredigten. Ich will diesen Vorwurf weder bestätigen noch widerlegen, will nur von der Predigt eines Geistlichen von der andern Seite erzählen und fragen, ob solche Predigten erbauen und der Kirche Freunde gewinnen können. Es war eine Adventsbetrachtung über Jesaias 11. Sie begann mit einer Darlegung der politischen Verhältnisse zur Zeit des Propheten. Bei der Bemerkung, daß die Assyrer das ganze Gebiet westlich vom Euphrat bis zum Mittelländischen Meere besetzt hatten, vermißte man nur

die Angabe der Längengrade, dann wäre die Unterrichtsstunde fertig gewesen. Wir erfuhren auch, daß die Juden zu Tausenden aus ihrem Lande getrieben wurden, denn „das war so die Praxis der Gewalthaber des Orients.“ Nun kam die Anwendung auf die Gegenwart. Auch jetzt sei eine „Misere“ in den „sozialen“ Verhältnissen vorhanden, der „Pessimismus“ herrsche, eine Teuerung sei ausgebrochen, die sich selbst auf Fürstenthronen fühlbar mache, und die „Lasten des bewaffneten Friedens“ seien bis zur Unerträglichkeit gesteigert. In einem Gedankengange, dem ich nicht zu folgen vermochte, kam der Redner auf Christum. „Christus war kein Duckmäuser, auch die bildende Kunst hat ihn nie so dargestellt. Selbst auf der letzten internationalen Kunstausstellung in Berlin, über der doch ein gewisser moderner, realistischer Zug lag (so!), war er nirgends als Duckmäuser behandelt.“ Bei der Betrachtung des zweiten Verses bemerkte der Redner, daß wir uns um Rat an Christum wenden sollen, „freilich nicht um technischen Rat, denn den holen wir uns bei unsern Berufsgenossen, aber um Sittlichkeitsrat (!)“. Der Friede, der nach dem Propheten auch in der Tierwelt herrschen soll, wird nie eintreten; „das ist nur ein Gemälde des Glaubens oder der religiösen Phantasie.“ Wohl aber kann, wenn die Duldung unter den Menschen allgemein sein wird, „dieser Zustand auch auf das Tierreich übergreifen.“ Wenn diese Zeit gekommen ist, wenn das Reis aus der Wurzel Isais Frucht gebracht haben wird, dann wird in Wahrheit das Wort gelten: Suprema lex regis voluntas. (!)

Über die Wirkung dieser Predigt brauche ich wohl nichts zu sagen. Ich beneidete alle, die vor dem Schlusse die Kirche verließen, aber ich hatte mir vorgenommen, bis zum Ende auszuharren. Mag man nun über Rechtgläubigkeit und die sogenannte freie Richtung denken, wie man will, das eine darf man doch wohl von jedem Geistlichen verlangen, daß er die Ereignisse der Zeit unter dem Lichte der Ewigkeit betrachte und so seine Zuhörer über die Sorgen und Kümmernisse dieses Lebens erhebe. Vernimmt man aber, wie hier, von der Kanzel den Ton des elendesten Winkelblattes, dann darf man es den Leuten nicht verdenken, wenn sie lieber in einen „Bildungsverein“ gehen, wo sie beim Glase Bier dasselbe hören und oft besseres. Neben mir stand ein Herr, der Mitglied des Gemeindekirchenrats ist. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn darüber zur Rede zu stellen, wie man diesen Prediger habe wählen können. „Er hat die besten Zeugnisse und ist aus Berlin.“ — Aah! —

Litteratur

Zur See. Herausgegeben von Vize-Admiral z. D. von Henk unter Mitwirkung von zahlreichen Fachmännern und Künstlern, redigirt von Hauptmann von Wedell. Mit 376 Textabbildungen und 14 ganzseitigen Kunstbeilagen in Holzschnitt, Autotypie, Chromolithographie, Kupfer- und Lichtdruck. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft (vormals J. F. Richter) 1891. Lieferung 1—50.

Zu den zahlreichen Werken, die sich mit der Geschichte der Organisation und der Thätigkeit unsers Landheeres beschäftigen, bildet das vorliegende eine vortreffliche Ergänzung. Die Teilnahme an dem Schicksal unsrer Marine ist seit einigen Jahren in Deutschland um so lebhafter geworden, je mehr wir erkannt haben, daß wir Kolonialpolitik ohne seemännische Tüchtigkeit und militärischen Nachdruck nicht zu führen vermögen, und daß die Sicherheit und das Gedeihen des überseeischen Handels und Verkehrs nur durch eine kräftige Entfaltung der Kriegsflotte gewahrt werden

können. Der Stoff, den das Werk zu bewältigen hat, ist außerordentlich umfangreich, da es auch die Handelsflotte in seinen Rahmen zieht. An eine kurze Darstellung des Seewesens vom Altertum bis in die Neuzeit schließen sich eine Schilderung des Schiffbaues und der Ausrüstung, eine Beschreibung der Rheden und Häfen und eine Darstellung des Sicherheitsdienstes und des Rettungswesens. Besonders fesselnd und anregend geschrieben ist die folgende Abteilung, die sich mit dem Seemannsleben am Bord und am Lande beschäftigt. Hier machen wir eine Reise um die Erde mit allen Wechselfällen, allen Kämpfen, Freuden und Leiden des Seelebens; wir nehmen Teil an Geschwaderübungen und Seemanövern, wir werden bekannt mit der mannichfaltigen Thätigkeit auf einem Schnelldampfer und einem Kauffahrer. Den Schluß bildet eine Belehrung über die Organisation der deutschen Marine. Die Sprache ist anschaulich und flott, die Ausstattung des Werkes tadellos.

Druckfehlerberichtigung. In dem Aufsatze über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Handelsverträge in Nummer 51 ist zu lesen S. 566, Z. 22 v. u. „jedes von den Irländern erarbeitete Pfund," statt „verabreichte;" Z. 8 v. u. fehlt „zu" vor „empfangen haben;" S. 567 Z. 2 v. o. lies „bleiben" statt „blieben" und Z. 4 v. o. „aber" statt „oder."

An unsre Freunde

Auch diesmal richten wir bei dem bevorstehenden Jahreswechsel an unsre Freunde die dringende Bitte, nach Kräften zur Verbreitung der Grenzboten beizutragen. Wer die Grenzboten regelmäßig liest, dem kann es nicht entgangen sein, wie tief sie im Laufe des letzten Jahrzehnts umgestaltet worden, wie sie immer mehr zu dem geworden (oder wieder geworden!) sind, was man „aktuell" nennt. Sie haben es freilich werden müssen. Denn immer größer wird die Zahl brennender Fragen auf allen Gebieten des geistigen, des sozialen, des wirtschaftlichen Lebens, die ihrer Lösung harren, immer größer die Zahl derer, die sich an die Grenzboten wenden, wenn sie zur Lösung einer dieser Fragen ein freies, offnes, mutiges Wort zu sagen haben, weil sie wissen, daß sie es hier und nur hier sagen können, in diesen völlig selbständigen, nach allen Richtungen hin unabhängigen Blättern! Unsre Leser stehen sich also selbst im Lichte, wenn sie dulden, daß sich ein großer Lesezirkel mit einem einzigen (!) Exemplar begnügt, das Monate braucht, bis es in die letzten Hände kommt. Das ging vor zwanzig, auch noch vor zehn Jahren, wo die Grenzboten mehr eine populärwissenschaftliche Zeitschrift waren, aber es geht heute nicht mehr; heute müssen sie frisch gelesen werden! Aber es giebt ja auch noch mittlere und kleinere Städte in Deutschland, wo sie ganz fehlen, und wo sie doch für die bessern Köpfe ein vorzügliches geistiges Band und ein rechter Sauerteig werden könnten, wenn sich nur einmal jemand ihrer annehmen und sie empfehlen wollte! Die herannahenden Fest- und Ruhetage werden dazu vielfach Gelegenheit geben, und wir bitten darum.

Der Preis der Grenzboten beträgt für das Vierteljahr 9 Mark. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Leipzig, im Dezember 1891

Verlag und Redaktion der Grenzboten

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Princeton University Library
32101 045379631